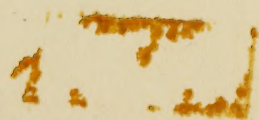
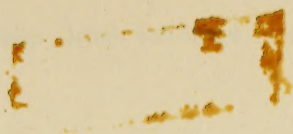


F · M · D




12

12

Dostojewskij · Schuld und Sühne

SCHULD
UND SÜHNE

Im Verlag der ...



Digitized by the Internet Archive
in 2013

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij

SCHULD UND SÜHNE

Im Bertelsmann Lesering

Vollständige Ausgabe
Übertragen von Benita Girgensohn

Umschlag und Einband G. Ulrich
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh
Printed in Germany • Buch-Nr. 1709

I

Anfang Juli, in der heißesten Zeit, gegen Abend, verließ ein junger Mann seine Dachkammer, die er von einem Bewohner des S.-Gäßchens gemietet hatte, und schritt langsam, scheinbar unentschlossen, der K.-Brücke zu.

Er hatte es glücklich vermieden, seiner Hauswirtin auf der Treppe zu begegnen. Seine Kammer befand sich unmittelbar unter dem Dache eines vierstöckigen Hauses und glich mehr einem Schrank als einer Behausung. Die Hauswirtin, von der er dieses Zimmer mit Kost und Logis gemietet hatte, wohnte eine Treppe tiefer, und jedesmal, wenn er zur Straße hinunterstieg, mußte er an ihrer Küche vorüber, deren Tür fast immer weit offenstand; und jedesmal, wenn der junge Mann an ihr vorüberschritt, empfand er eine Art krankhafte Feigheit, deren er sich schämte und bei der er das Gesicht verzog. Seit Monaten war er die Miete schuldig geblieben und fürchtete, mit der Frau zusammenzutreffen.

Nicht daß er feige oder schüchtern war, ganz im Gegenteil, aber er befand sich bereits seit einiger Zeit in einem Zustande der Spannung und Reizbarkeit, der an Hypochondrie grenzte. Er hatte sich so in sich zurückgezogen und von allen Menschen abgeschlossen, daß er jede Begegnung fürchtete, nicht nur die mit seiner Wirtin. Er war bettelarm, aber selbst seine bedrängte Lage hatte in der letzten Zeit nicht mehr vermocht, ihn zu bedrücken. Seine täglichen Beschäftigungen hatte er gänzlich eingestellt, er wollte nicht mehr arbeiten. Seine Wirtin fürchtete er eigentlich gar nicht, was sie auch gegen ihn aushecken mochte; aber auf der Treppe stehenbleiben, das Geschwätz über jeden nichtigen Alltagskram, der ihn nichts anging, alle

diese Mahnungen wegen der Mietzahlung, Drohungen, Klagen anhören und sich dann selber noch entschuldigen und Notlügen vorbringen müssen – nein, dann lieber wie eine Katze die Treppe hinabschleichen und vorbeihuschen, bevor ihn jemand bemerkte.

Als er die Straße betrat, war er diesmal selber etwas betroffen von der Furcht, seiner Gläubigerin zu begegnen.

Solch ein Wagnis habe ich vor, und fürchte mich vor solchen Kleinigkeiten! dachte er und lächelte seltsam. Hm, alles liegt in den Händen des Menschen, und er läßt es sich entschlüpfen, weil er feige ist. Das steht fest. Ich wüßte gern, was die Menschen am meisten fürchten. Vor einem neuen Schritt, vor einem neuen, eigenen Gedanken haben sie die größte Angst. Übrigens schwatze ich zuviel; darum mache ich auch nichts, weil ich schwatze. Vielleicht kann man auch sagen: deswegen schwatze ich, weil ich nichts mache. Diesen letzten Monat habe ich das Schwatzen gelernt, Tag und Nacht in der Ecke liegend und an nichts denkend. Aber wozu gehe ich jetzt? Bin ich schon gerüstet für mein Vorhaben? Ist es mir denn Ernst damit? Durchaus nicht. Ich spiegele mir einfach was vor. Spielerei! – Letztlich ist es wohl nur Spielerei!

Auf der Straße war es unerträglich heiß, dazu kam die Schwüle, das Menschengedränge, der Staub; überall sah man Kalk, Gerüste, Ziegel und spürte jenen besonderen sommerlichen Gestank, den alle Petersburger kennen, die nicht in der Lage sind, sich ein Landhaus zu mieten. All das wälzte sich erdrückend auf die ohnehin schon gereizten Nerven des jungen Mannes. Der grausige Geruch aus den in diesem Stadtteil besonders zahlreichen Schenken und die Betrunkenen, denen man jeden Augenblick begegnete, obgleich es Alltag war, vollendeten das widerwärtige und traurige Bild. Ein Ausdruck tiefen Ekels glitt über die feinen Züge des Jünglings. Er war auffallend hübsch, hatte schöne dunkle Augen, braunes Haar, war von ziemlich hohem Wuchs, schlank und wohlgestalt. Bald war er wieder in eine Art tiefen Nachdenkens, eine gewisse Selbstvergessenheit versunken und schritt dahin, ohne seine Umgebung zu bemerken, ja ohne den Wunsch, sie zu bemerken. Gewohnt, Selbstgespräche zu führen, was er selber soeben an sich gerügt hatte, murmelte er bisweilen etwas vor sich hin. In

diesem Augenblick war er sich selber bewußt, daß seine Gedanken sich manchmal verwirrten; er fühlte sich sehr schwach, es war der zweite Tag, daß er fast nichts gegessen hatte.

Er war so schlecht gekleidet, daß sogar ein an dergleichen Gewohnter sich geschämt hätte, am Tage in solchen Lumpen auf die Straße zu gehen. Allerdings war dieser Stadtteil so, daß man sich über nichts mehr zu wundern brauchte. Hier in der Nähe des sogenannten Heumarkts und der zahlreichen öffentlichen Häuser, in diesen Gassen und Gäßchen der Petersburger Innenstadt, wo fast ausschließlich Handwerker und Arbeiter gedrängt hausten, konnte man noch ganz anderen Gestalten begegnen. Aber so viel zornige Verachtung hatte sich schon in der Seele des jungen Mannes angesammelt, daß er sich, trotz all seines jugendlichen Selbstgefühls, seiner Lumpen auf der Straße gar nicht mehr schämte. Anders war es, wenn er Bekannten oder früheren Kameraden begegnete, mit denen er nicht zusammenzutreffen liebte. Als indessen ein Betrunkener, der, unbekannt, weshalb und wohin, in einem riesigen Wagen, den ein riesiges Lastpferd zog, vorübergefahren wurde, plötzlich laut brüllte: „He du, mit deinem deutschen Kopffutteral!“ und mit der Hand auf ihn zeigte, fuhr der junge Mann doch krampfhaft nach seiner Kopfbedeckung. Der Hut war hoch und rund, ohne Rand, ganz abgeschabt und verschossen und vollkommen verbogen. Es war aber nicht Scham, was ihn ergriff, sondern ein anderes Gefühl, eher ein Erschrecken.

„Ich wußte es“, murmelte er bestürzt, „ich habe es mir schon gedacht! Das ist am allerschlimmsten! Eine blöde Kleinigkeit kann den ganzen Plan zunichte machen! Der Hut ist viel zu auffallend; er ist lächerlich und sticht in die Augen. Ich brauche zu meinen Lumpen unbedingt eine Mütze, meinerwegen einen alten Pfannkuchen, aber nicht dieses Ungeheuer. Niemand trägt einen solchen Hut, man sieht ihn von weitem, man merkt ihn sich. Die Hauptsache ist, man wird ihn sich merken, und da hat man schon einen Hinweis. Da muß man möglichst wenig auffallen. Es ist nur eine Kleinigkeit, aber diese Kleinigkeiten verderben immer alles.“

Er hatte nicht weit zu gehen; er wußte sogar, wieviel Schritte es von seinem Haustor waren: genau siebenhundertunddreißig. Er hatte sie einmal gezählt, als er besonders stark ins Träumen

geraten war. Damals glaubte er diesen Träumen selber noch nicht, sie ärgerten und reizten ihn nur durch ihre schauerliche und verführerische Kühnheit. Jetzt, einen Monat später, betrachtete er sie anders und hatte sich schon daran gewöhnt, den „schauerlichen“ Traum, trotz aller ärgerlichen Selbstgespräche über seine Schwäche und Unentschlossenheit, als ein Vorhaben anzusehen, obwohl er selber noch immer nicht recht daran glaubte. Jetzt wollte er sogar eine Probe zu seinem Plan machen, und mit jedem Schritt, den er tat, wuchs seine Aufregung.

Mit klopfendem Herzen und nervösem Zittern näherte er sich einem riesigen Hause, das mit der einen Seite auf den Kanal und mit der anderen auf die X.-Straße ging. Dieses Haus hatte lauter kleine Quartiere und war von Handwerkern aller Art bewohnt, von Köchinnen, verschiedenen Deutschen, von alleinstehenden Mädchen, kleinen Beamten und anderen. Es wimmelte nur so von Ein- und Ausgehenden in den beiden Torwegen und den beiden Höfen des Hauses, in dem drei oder vier Pförtner die Aufsicht führten. Der junge Mann war sehr zufrieden, keinem von ihnen begegnet zu sein, und schlüpfte unbemerkt rechts vom Tore die Treppe hinauf. Es war eine Hintertreppe, dunkel und eng, er kannte schon alles, hatte sich alles genau gemerkt, und die ganze Umgebung gefiel ihm: in dieser Finsternis konnten selbst neugierige Blicke nicht gefährlich werden. – Wenn ich mich jetzt schon fürchte, was soll dann erst werden, wenn es gilt, die Tat wirklich auszuführen? dachte er unwillkürlich, zum dritten Stockwerk hinaufsteigend. Hier versperrten ihm Packträger, beurlaubte Soldaten, die aus einer Wohnung Möbel herausschafften, den Weg. Es war ihm schon bekannt, daß hier ein Deutscher, ein Beamter mit seiner Familie, wohnte. – Dieser Deutsche zieht jetzt aus, also bleibt auf diesem Treppenabsatz fürs erste nur die Wohnung der Alten bewohnt. Das ist gut, auf alle Fälle, dachte er und klingelte an der Tür der Alten. Die Glocke klirrte matt, als wäre sie aus Blech und nicht aus Kupfer. In diesen kleinen Wohnungen gibt es fast immer solche Glocken. Er hatte den Ton dieser Glocke schon vergessen, und als er diesen absonderlichen Klang jetzt wieder hörte, kam es ihm plötzlich wie eine Erinnerung, als ob etwas grell vor ihm erstehe. Er fuhr zu-

sammen, seine Nerven waren sehr angegriffen. Einen Augenblick später öffnete sich die Tür auf einen kleinen Spalt: die Bewohnerin blickte hindurch, mit sichtlichem Mißtrauen, man sah nur ihre kleinen, in der Dunkelheit blitzenden Augen. Als sie aber auf dem Flur eine Menge Leute sah, faßte sie Mut und öffnete ganz. Der junge Mann trat über die Schwelle in einen dunklen Vorraum, von dem durch eine Wand die kleine Küche abgeteilt war. Die Alte stand schweigend vor ihm und sah ihn fragend an. Sie war eine kleine, verhutzelte Frau von etwa sechzig Jahren, mit stechenden, bösen Augen, einer kleinen, spitzen Nase und ohne Kopfbedeckung. Ihre hellen, nur wenig ergrauten Haare waren mit Öl eingefettet. Um ihren langen dünnen Hals, der einem Hühnerbein gleich, war ein Flanellappen gewickelt, über die Schultern hing, trotz der Hitze, ein abgetragener, vergilbter Pelzumhang. Die Alte hustete und krächzte fortwährend. Wahrscheinlich hatte der junge Mann sie sonderbar angeschaut, denn in ihren Augen sprang wieder das alte Mißtrauen auf.

„Mein Name ist Raskolnikow, bin Student“, beeilte sich der junge Mann zu murmeln und machte eine leichte Verbeugung, sich erinnernd, daß man hier freundlich sein müsse. „Ich war vor einem Monat bei Euch.“

„Ich entsinne mich, entsinne mich gut, daß Ihr bei mir wart“, sagte die Alte laut und deutlich, ohne jedoch den fragenden Blick von seinem Gesicht abzuwenden.

„Also, ich komme wieder in einer ähnlichen Angelegenheit“, fuhr Raskolnikow fort, durch das Mißtrauen der Alten etwas aus der Fassung gebracht.

Vielleicht ist sie immer so, nur habe ich es neulich nicht gemerkt, dachte er, unangenehm berührt.

Die Alte schwieg eine Weile, als denke sie nach, trat dann zur Seite, zeigte auf die Stubentür und sagte, indem sie den Besucher vorbeiließ:

„Tretet ein, Herr!“

Es war ein kleines, gelbtapeziertes Zimmer, in das der junge Mann eintrat. Vor den mit Mullgardinen verhängten Fenstern standen Geranien, die untergehende Sonne schien in diesem Augenblick hell herein. – Also auch dann wird die Sonne ebenso scheinen, ging es Raskolnikow plötzlich durch den Kopf;

und mit schnellem Blick überflog er das Zimmer, um sich nach Möglichkeit alle Einzelheiten einzuprägen. Aber in dem Zimmer gab es nichts Besonderes. Das Mobiliar, aus gelbem Holz und sehr alt, bestand aus einem Sofa mit ungeheurer hölzerner Rückenlehne, einem ovalen Tisch vor dem Sofa, einem Toiletentisch mit Spiegel, Stühlen an den Wänden und einigen wertlosen Bildern in gelben Rahmen: das war die ganze Einrichtung. In der Ecke brannte ein Lämpchen vor einem kleinen Heiligenbild. Überall herrschte große Sauberkeit, die Möbel und der Fußboden waren blank poliert, alles glänzte. – Das ist Lisawetas Arbeit, dachte der junge Mann. Kein Stäubchen war im ganzen Raum zu finden. Bei bösen alten Witwen ist es immer so reinlich, dachte Raskolnikow weiter und schielte neugierig auf den kattunen Vorhang vor der Tür, die in das zweite winzige Zimmer führte, wo das Bett und die Kommode der Alten standen und in das er noch nie hineingeschaut hatte. Die ganze Wohnung bestand aus diesen zwei Zimmern.

„Was wünscht Ihr?“ fragte die Alte streng, ihm in das Zimmer folgend; sie stellte sich wieder vor ihn hin und sah ihm forschend ins Gesicht.

„Ich habe ein Pfand mitgebracht, da!“ Er zog eine alte silberne Uhr aus der Tasche. Auf der Rückseite war ein Globus eingraviert, die Kette war aus Stahl.

„Für das frühere Pfand ist die Frist schon abgelaufen. Vorgestern war es ein Monat.“

„Ich werde Euch die Zinsen für einen weiteren Monat bringen, geduldet Euch noch ein wenig.“

„Es ist mein guter Wille, Herr, ob ich mich gedulde oder Euer Pfand jetzt schon verkaufe.“

„Was gebt Ihr mir für die Uhr, Aljona Iwanowna?“

„Der Plunder, den Ihr da bringt, Herr, ist gar nichts wert; für den Ring habe ich Euch voriges Mal zwei Papierrubelchen gegeben, obwohl man einen nagelneuen beim Juwelier schon für anderthalb Rubel kaufen kann.“

„Gebt mir vier Rubel für die Uhr, ich werde sie einlösen. Sie ist ein Andenken an meinen Vater. Ich bekomme bald Geld.“

„Anderthalb Rubel und die Zinsen im voraus, wenn Ihr wollt.“

„Anderthalb Rubel!“ rief der junge Mann aus.

„Wenn Ihr wollt.“ Die Alte reichte ihm die Uhr zurück. Der

junge Mann nahm sie und war so aufgebracht, daß er schon fortgehen wollte; aber er besann sich sogleich und dachte daran, daß er sonst nirgends hingehen konnte und daß er noch zu einem anderen Zwecke gekommen war.

„Her damit!“ sagte er grob.

Die Alte griff in die Tasche nach ihren Schlüsseln und ging hinter den Vorhang in die andere Stube. Der junge Mann, allein zurückgeblieben, lauschte gespannt und überlegte. Er hörte, wie die Alte die Kommode aufschloß. – Es muß die obere Schublade sein, dachte er. Die Schlüssel trägt sie also in der rechten Tasche – alle sind an einem Bund an stählernem Ringe. Da ist ein Schlüssel, größer als die anderen, dreimal so groß, mit einem gezackten Bart, der ist natürlich nicht von der Kommode. Also gibt es noch irgendeine Schatulle oder einen Kasten. Das ist bemerkenswert, Schatullen haben oft solche Schlüssel. Oh, wie das alles gemein ist!

Die Alte kam zurück.

„Hier, Herr, wenn wir zehn Kopeken vom Rubel auf den Monat rechnen, bekomme ich von Euch, für anderthalb Rubel, fünfzehn Kopeken für einen Monat im voraus, und für die zwei Rubel von früher nach derselben Rechnung noch zwanzig Kopeken, also im ganzen fünfunddreißig Kopeken. Ihr bekommt einen Rubel und fünfzehn Kopeken für die Uhr. Hier ist das Geld.“

„Wie? So bekäme ich jetzt nur einen Rubel und fünfzehn Kopeken?“

„So ist es.“

Der junge Mann wollte nicht streiten und nahm das Geld in Empfang. Er blickte die Alte an und beeilte sich keineswegs zu gehen, als wollte er noch etwas sagen oder tun, aber er war sich selber nicht darüber klar, was...

„Ich werde Euch in den nächsten Tagen vielleicht noch ein Pfand bringen, Aljona Iwanowna – ein silbernes – schönes Zigaretenkästchen – sobald ich es von meinem Freunde zurückerhalte.“ Er schwieg verlegen.

„Nun, dann wollen wir schon darüber sprechen, Herr.“

„Lebt wohl. Ihr sitzt stets allein zu Hause, ist Eure Schwester nicht da?“ fragte er möglichst unbefangen, als er durch das Vorzimmer hinausging.

„Was geht Euch meine Schwester an, Herr?“

„Nichts, ich frage nur so. Ihr denkt gleich... Lebt wohl, Aljona Iwanowna!“

Raskolnikow ging völlig verwirrt hinaus, und diese Verwirrung wuchs immer mehr. Während er die Treppe hinabstieg, blieb er mehrmals stehen, als hätte ihn plötzlich etwas erschüttert, und auf der Straße angelangt, rief er aus: „O Gott, wie widerwärtig ist das alles! Ist es denn möglich, daß ich . . . Aber nein, das ist ja Unsinn, ein Unding!“ fügte er entschlossen hinzu. „Konnte mir denn wirklich ein so entsetzlicher Gedanke kommen? Zu welchem Schmutz ist doch mein Herz fähig! Vor allen Dingen ist es schmutzig, ruchlos, abscheulich, abscheulich! Und ich habe einen ganzen Monat. . .“

Aber er konnte weder in Worten noch in Ausrufen seiner Erregung Ausdruck verleihen. Das Gefühl eines grenzenlosen Ekels, das ihn schon auf dem Wege zur Alten zu ersticken drohte, hatte jetzt ein solches Maß erreicht, war so heftig geworden, daß er nicht wußte, wo er sich vor Qual lassen sollte. Er ging wie ein Trunkener auf dem Fußsteig, ohne die Vorübergehenden zu bemerken, mit denen er zusammenstieß, und kam erst in der nächsten Straße zur Besinnung. Als er um sich blickte, bemerkte er, daß er neben einer Schenke stand, zu der von der Straße aus einige Stufen ins Erdgeschoß hinunterführten. In der Tür erschienen gerade zwei Betrunkene, die sich gegenseitig stützten und schimpfend die Treppe heraufstiegen. Ohne lange zu überlegen, stieg Raskolnikow eilig hinab. Er war noch nie in einer Schenke gewesen, aber jetzt fühlte er Schwindel, und ein brennender Durst quälte ihn. Er sehnte sich nach kühlem Bier, um so mehr, als er seine plötzliche Schwäche daraus erklärte, daß er hungrig war. Er setzte sich in einer dunklen und schmutzigen Ecke an einen klebrigen Tisch, verlangte Bier und trank gierig das erste Glas. Sofort fühlte er sich besser, und seine Gedanken wurden klarer. „Es ist doch alles Unsinn“, sagte er zuversichtlich, „da war ja gar kein Grund, um aus der Fassung zu geraten. Es ist nur körperliche Zerrüttung. Ein Glas Bier, ein Stück Schwarzbrot, und der Geist ist im Augenblick wieder frisch, die Gedanken klarer und die Entschlüsse fester. Pfui, wie ist das alles erbärmlich!“ Aber trotz dieser verächtlichen Worte schaute

er schon heiter drein, als fühle er sich plötzlich befreit von einer schrecklichen Last, und richtete einen freundlichen Blick auf die Anwesenden. Dennoch hatte er das unbestimmte Gefühl, daß dieser Umschwung in seiner Stimmung auch krankhaft war.

In der Schenke befanden sich nur wenig Leute. Nach den beiden Betrunkenen, denen er auf der Treppe begegnet war, verließ jetzt eine Schar Gäste, fünf an der Zahl, und ein Mädchen mit einer Ziehharmonika die Schenke; darauf wurde es stiller. Es blieben noch zurück: irgendein Kleinbürger, der etwas benebelt hinter seinem Glase saß, und sein Gesellschafter, ein dicker, übergroßer Mann in einem warmen Mantel, mit grauem Bart. Er war schon stark berauscht und hatte den Kopf auf den Tisch gelegt; bisweilen schnippte er, wie im Schlaf, mit den Fingern, breitete die Arme aus oder richtete den Oberkörper auf, ohne von der Bank aufzustehen, wobei er versuchte, sich auf die Verse folgenden Liedes zu besinnen:

„Ein ganzes Jahr hab' ich mein Weib geliebt,
ein gan-zes Jahr hab' ich mein Weib ge – liebt. . .“

Dann, als er sich eine Weile erholt hatte, fing er an, ein neues Lied zu singen, aber niemand nahm teil an seinem Glück; sein schweigsamer Genosse schien sogar unangenehm berührt durch diese Ausbrüche. Es saß da noch ein Mann, seinem Aussehen nach ein entlassener Beamter. Er saß allein vor seinem Becher, trank hin und wieder einen Schluck und schaute umher. Er schien auch in einer gewissen Aufregung zu sein.

II

Raskolnikow war nicht an Gesellschaft gewöhnt, er mied, wie gesagt, allen Umgang, besonders in der letzten Zeit. Jetzt aber zog es ihn plötzlich zu den Menschen hin. Es schien sich ein Umschwung mit ihm zu vollziehen, und gleichzeitig machte sich ein starkes Verlangen nach Gesellschaft bemerkbar. Er war so ermattet durch diesen Monat voll tiefster Qual und düsterster Aufregung, daß er das Bedürfnis empfand, wenn auch nur für einen Augenblick, in einer anderen Welt zu

atmen, mochte sie sein, wie sie wollte; und so blieb er trotz des Schmutzes ganz gern in der Schenke.

Der Wirt war in einem Nebenraum, kam aber oft in die Gaststube, zu der einige Stufen hinabführten, und als erstes zeigten sich immer seine eleganten hohen Stiefel mit roten Stulpen. Er hatte ein warmes Wams und eine furchtbar schmierige schwarze Atlasweste an, war ohne Halstuch, und sein Gesicht schien mit Öl eingefettet, wie ein eisernes Schloß. Hinter dem Schenktisch standen ein vierzehnjähriger Bursche und ein noch jüngerer, der die Gäste bediente. Auf dem Tisch lagen Salzgurken, schwarzer Zwieback und in Stücke geschnittener Fisch, alles roch in übelster Weise. Die Luft im Raume war unerträglich stickig und so mit Branntweindunst geschwängert, daß man schon allein davon in fünf Minuten berauscht sein konnte.

Es gibt Begegnungen mit Menschen, die uns vom ersten Augenblick an ein Interesse abgewinnen, bevor wir noch ein Wort mit ihnen gewechselt haben. Genau einen solchen Eindruck hatte auf Raskolnikow der Gast gemacht, der einem entlassenen Beamten glich und allein abseits an einem Tische saß. Der junge Mann erinnerte sich später häufig dieses ersten Eindrucks und schrieb ihn sogar einer Vorahnung zu. Er blickte den Mann fortwährend an, wohl auch deswegen, weil er hartnäckig zu ihm herüberschaute und offenbar Lust hatte, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die übrigen Gäste, der Besitzer nicht ausgenommen, schienen dem Beamten allzu bekannt und langweilig zu sein, er betrachtete sie mit einem Ausdruck hochmütiger Geringschätzung, als Menschen niederer Stellung und Bildung, mit denen er nichts gemein hatte. Er war ein Mann von fünfzig Jahren, mittelgroß und untersetzt, mit ergrautem Haar und einer großen Glatze, mit einem vom ständigen Trinken gedunsenen, fast grünlichen Gesicht und geschwellenen Augenlidern, unter denen gerötete kleine, aber beseelte Augen hervorlugten. Es lag etwas Sonderbares in diesen Augen, eine Art Begeisterung, vielleicht auch Verstand und Klugheit, aber bisweilen flackerte es wie Irrsinn in ihnen auf. Er trug einen alten, völlig zerrissenen schwarzen Frack mit abgewetzten Knöpfen, die an einem Faden hingen; nur einer saß noch ziemlich fest, und mit diesem war der

Frack, anstandshalber, zugeknöpft. Unter der Nankingweste zeigte sich ein zerknülltes, schmutziges und beflecktes Oberhemd. Das Gesicht war nach Beamtenart rasiert, aber wohl schon vor längerer Zeit; denn auf den Backen sproßten dichte bläuliche Stoppeln. Auch in seinen Bewegungen lag etwas Solides, was an einen Beamten erinnerte. Er war sehr unruhig, fuhr sich ständig durch die Haare, stützte zuweilen, wie in Kummer, den Kopf mit beiden Händen, wobei er die durchgescheuerten Ellbogen auf den schmierigen Tisch stemmte. Endlich blickte er Raskolnikow frei ins Gesicht und sagte laut und entschieden:

„Ist es erlaubt, verehrter Herr, sich mit einem anständigen Gespräch an Euch zu wenden? Obwohl auch Ihr in ärmlicher Kleidung seid, erkennt doch meine Erfahrung in Euch einen gebildeten und nicht dem Trunk ergebenen Menschen. Ich habe stets Bildung geschätzt, die mit einem fühlenden Herzen verbunden ist, und außerdem stehe ich im Range eines Titularrats. Marmeladow ist mein Name, Titularrat. Darf ich fragen, ob Ihr auch Beamter wart?“

„Nein, ich bin Student“, antwortete der junge Mann, etwas verwundert über die sonderbare Anrede und auch darüber, daß man ihn so unvermittelt ansprach. Trotz seines noch einen Augenblick zuvor gehegten Wunsches, in irgendwelche Berührung mit Menschen zu kommen, empfand er doch plötzlich bei den ersten tatsächlich an ihn gerichteten Worten seine gewohnte gereizte Abscheu gegen jeden Fremden, der nur Miene machte, sich ihm zu nähern.

„Also Student oder ehemaliger Student!“ rief der Beamte. „Ich dachte es mir schon. Das macht die Erfahrung, mein Herr, die lange Erfahrung!“ Selbstzufrieden zeigte er mit dem Finger auf seine Stirn. „Ihr wart Student, habt Euch mit gelehrten Dingen beschäftigt! Erlaubt...“

Er erhob sich, stark schwankend, ergriff seinen Becher und setzte sich dem jungen Mann schräg gegenüber. Er war betrunken, sprach aber schnell und geläufig, nur manchmal stockte seine Rede und wurde schwerfällig. Mit einer Art Gier stürzte er sich auf Raskolnikow, als hätte er einen ganzen Monat mit niemandem gesprochen.

„Verehrter Herr!“ begann er fast feierlich, „Armut ist keine

Schande, das ist wahr; ich weiß auch, daß Trunksucht keine Tugend ist, und das ist noch wahrer. Aber Bettelarmut, mein Herr, Bettelarmut ist eine Schande. Man kann als Armer noch den Adel der angeborenen Gefühle bewahren, als Bettelarmer aber nie und nimmer; den Bettelarmen jagt man nicht einmal mit dem Stock hinaus, mit einem Besen wird er aus der menschlichen Gesellschaft gefegt, um ihn noch tiefer zu demütigen; und das ist auch gerecht; denn wenn ich bettelarm bin, so bin ich selber bereit, mich vor allen zu demütigen. Und daher kommt das Trinken! Mein Herr, vor einem Monat hat Herr Lebesjatnikow meine Gattin verprügelt, und meine Gattin ist etwas Besseres als ich! Versteht Ihr? Erlaubt mir eine Frage, nur so aus Wißbegierde: Habt Ihr schon auf der Newa auf den Heubarken übernachtet?“

„Nein, noch nicht“, antwortete Raskolnikow. „Was ist das?“

„Nun, ich komme gerade von dort, habe schon die fünfte Nacht auf den Barken. . .“

Er goß sein Gläschen voll, trank es leer und versank in Nachdenken. Tatsächlich waren auf seinen Kleidern und in seinen Haaren Heuhälmchen zu sehen; es schien sehr wahrscheinlich, daß er sich fünf Tage weder ausgekleidet noch gewaschen hatte. Besonders seine fetten roten Hände waren schmutzig und die Fingernägel schwarz.

Sein Gespräch erweckte anscheinend allgemeines, wenn auch nicht sehr reges Interesse. Die Burschen hinter dem Schanktisch begannen zu kichern, der Wirt erschien aus dem Nebenzimmer. In der Absicht, dem „Spaßvogel“ zuzuhören, setzte er sich abseits und gähnte träge, aber würdevoll. Offenbar war Marmeladow hier schon lange bekannt. Seine Neigung zu hochtrabender Redeweise mochte er wohl durch die Gewohnheit, Wirtshausgespräche mit Unbekannten zu führen, entwickelt haben. Diese Gepflogenheit wird manchen Trunkenbolden zum Bedürfnis, besonders solchen, die zu Hause streng gehalten werden. Darum versuchen sie unter ihresgleichen soviel wie möglich zu Worte zu kommen und sich Ansehen zu verschaffen.

„Komischer Kauz!“ sagte der Wirt laut. „Warum arbeitest du nicht, warum bist du nicht in deinem Dienst, wenn du Beamter bist?“

„Warum ich nicht im Dienste bin, mein Herr?“ antwortete Marmeladow und wandte sich ausschließlich an Raskolnikow, als hätte der ihm die Frage gestellt. „Warum ich nicht in meinem Dienst bin? Ja, tut mir das Herz nicht weh, daß ich mich so herumtreibe? Als Herr Lebesjatnikow vor einem Monat meine Gattin verprügelte und ich betrunken dalag, habe ich da etwa nicht gelitten? Erlaubt, junger Mann, habt Ihr schon einmal – hm – vergeblich um ein Darlehen nachgesucht?“

„O ja, aber was heißt – wie meint Ihr, vergeblich?“

„Das heißt, völlig aussichtslos, wenn man schon im voraus weiß, daß man nichts erreichen wird. Ihr wißt beispielsweise schon vorher genau, daß dieser Mann, ein ehrenwerter und nützlicher Bürger, Euch um keinen Preis Geld geben wird – und weshalb sollte er es auch tun? Er weiß doch, daß ich es nicht zurückgeben werde. Aus Mitleid? Aber Herr Lebesjatnikow, der alle neuen Ideen verfolgt, hat uns neulich erklärt, daß in unserer Zeit das Mitleid sogar von der Wissenschaft verboten werde und daß dies auch in England der Fall sei, wo politische Ökonomie herrsche. Warum also, frage ich Euch, sollte er geben? Und nun, obwohl Ihr im voraus wißt, daß er nicht geben wird, macht Ihr Euch auf den Weg und...“

„Aber wozu geht man denn?“ warf Raskolnikow ein.

„Zu wem geht man nicht alles, wenn man nicht weiß, wohin sich wenden? Es muß doch so sein, daß jeder Mensch irgendwo hingehen kann. Denn es gibt Zeiten, da man unbedingt irgendwo hingehen muß. Als meine einzige Tochter zum erstenmal mit dem gelben Schein¹ ging – meine Tochter lebt nämlich mit dem gelben Schein“, fügte er hinzu und blickte etwas unruhig auf den jungen Mann –, „da ging ich auch... Aber das tut nichts, mein Herr, tut nichts“, beeilte er sich beruhigend hinzuzufügen, als die beiden Burschen hinter dem Schenktisch losprusteten und auch der Wirt lächelte. „Hat nichts zu bedeuten! Ich lasse mich durch das Schütteln der Köpfe nicht irremachen; denn es ist längst bekannt, jedes Geheimnis wird offenbar, und ich stehe dazu nicht mit Verachtung, sondern mit Demut. Mögen sie! Mögen sie! Sehet,

¹ Paß für die Prostituierten

welch ein Mensch! Erlaubt, junger Mann, könnt Ihr ... Nein, der Ausdruck muß stärker und deutlicher sein: nicht könnt Ihr, sondern wagt Ihr, wenn Ihr mich jetzt anseht, zu behaupten, daß ich kein Schwein bin?“

Der junge Mann sagte kein Wort.

„Nun gut“, fuhr der Redner gesetzt und sogar mit einer gewissen Würde fort, nachdem er gewartet hatte, bis das Gekicher im Zimmer verstummt war, „wenn ich auch ein Schwein bin, aber sie ist eine Dame. Ich sehe aus wie ein Vieh, aber Katharina Iwanowna, meine Gattin, ist eine gebildete Person und Tochter eines Stabsoffiziers. Mag ich auch ein Lump sein, sie aber ist hochherzig und auf Grund ihrer Erziehung voll edler Gefühle. Wenn sie doch Erbarmen mit mir hätte! Es müßte doch so sein, daß jeder wenigstens eine Stelle hat, wo er Mitleid findet! Katharina Iwanowna ist zwar eine großmütige Dame, aber ungerecht. Und obwohl ich verstehe, daß sie mich nur aus Mitleid des Herzens an den Haaren reißt – denn ich sage es, ohne mich zu schämen, sie rauft mich an den Haaren, junger Mann –, aber, mein Gott, wenn sie nur ein einziges Mal ... Aber nein, nein, das ist alles umsonst, es lohnt sich nicht davon zu reden! Denn mehr als einmal ist das Gewünschte vorgekommen, mehr als einmal hat man Mitleid mit mir gehabt, aber – so ist meine Natur, ich bin das geborene Vieh!“

„Das will ich meinen!“ bemerkte der Wirt gähmend.

Marmeladow schlug entschlossen mit der Faust auf den Tisch. „So ist meine Natur! Wißt Ihr, mein Herr, wißt Ihr, daß ich sogar ihre Strümpfe vertrunken habe? Nicht die Schuhe, das wäre nach allen Regeln der Kunst gehandelt, nein, ihre Strümpfe, ihre Strümpfe habe ich vertrunken. Ihr Tuch aus Ziegenwolle habe ich auch vertrunken, es gehörte ihr und nicht mir; wir haben eine sehr kalte Wohnung, und im letzten Winter hat sie sich erkältet und hustet jetzt Blut. Wir haben drei kleine Kinder, und Katharina Iwanowna arbeitet vom frühen Morgen bis in die Nacht; sie scheuert und wäscht und säubert die Kinder, denn an Reinlichkeit ist sie von Kindheit auf gewöhnt, aber sie hat eine schwache Brust und neigt zu Schwindsucht, und ich leide alles mit! Habe ich etwa kein Gefühl? Und je mehr ich trinke, desto stärker fühle ich. Darum

trinke ich auch, weil ich im Trunke Mitleid und Gefühl suche. Ich trinke, weil ich doppelt leiden will.“

Und er senkte wie verzweifelt den Kopf auf den Tisch.

„Junger Mann“, fuhr er fort und hob wieder den Kopf, „in Eurem Gesicht lese ich etwas wie Gram. Als Ihr hier eintratet, habe ich es gesehen, und darum habe ich mich auch gleich an Euch gewandt. Wenn ich Euch meine Lebensgeschichte erzähle, so tue ich es nicht, um mich vor diesen Tagedieben zur Schau zu stellen, die ohnehin schon alles wissen, sondern ich suche einen gebildeten, fühlenden Menschen. Ihr sollt wissen, daß meine Gattin in einem adligen Mädchenpensionat erzogen worden ist und daß sie bei der Schlußprüfung vor dem Gouverneur und anderen Persönlichkeiten getanzt hat, wofür sie eine goldene Medaille und ein Ehrendiplom erhielt. Die Medaille, nun die Medaille, die haben wir verkauft – schon lange –, aber das Ehrendiplom liegt noch in ihrem Koffer, und sie hat es noch vor kurzem unserer Wirtin gezeigt. Sie steht zwar mit der Wirtin auf Kriegsfuß, aber sie sehnte sich doch danach, sich vor jemand zu brüsten und von glücklichen vergangenen Tagen zu erzählen. Ich verurteile sie deshalb nicht, ich verurteile sie nicht, die Erinnerung ist das letzte, was ihr geblieben ist, alles andere ist zu Staub geworden. Jaja, sie ist eine stolze, hitzige und unbeugsame Dame. Sie scheuert den Fußboden und ißt Schwarzbrot, aber Mißachtung kann sie nicht ertragen. Deswegen wollte sie auch die Grobheit des Herrn Lebesjatnikow nicht dulden, und als er sie dafür verprügelte, da hat sie sich nicht der Schläge, sondern der Kränkung wegen ins Bett gelegt. Als Witwe habe ich sie geheiratet, mit drei ganz kleinen Kindern. Sie hatte ihren ersten Mann, einen Infanterieoffizier, aus Liebe geheiratet und war mit ihm aus dem Elternhause geflohen. Sie liebte ihren Mann grenzenlos, aber er fing an, Karten zu spielen, kam vor Gericht und starb bald darauf. In den letzten Jahren schlug er sie, und doch gedenkt sie seiner noch bis zum heutigen Tage mit Tränen in den Augen und hält ihn mir als Muster vor, und ich freue mich, freue mich, daß sie wenigstens in ihren Erinnerungen glücklich ist. Nach seinem Tode blieb sie mit drei kleinen Kindern zurück in einem abgelegenen Kreise, wo ich mich damals auch befand, und lebte dort in einer so hoffnungslosen Armut, daß, wenn

ich auch schon vieles gesehen habe, davon keine Beschreibung machen kann. Ihre Verwandten hatten sich alle von ihr losgesagt, und stolz war sie auch, zu stolz. Und da, mein Herr, bot ich, ebenfalls ein Witwer mit einer vierzehnjährigen Tochter, ihr meine Hand an, denn ich konnte ihr Elend nicht mitansehen. Ihr könnt Euch denken, wie groß ihre Not war, wenn sie, gebildet und aus einer angesehenen Familie, sich bereit erklärte, mich zu heiraten. Ja, sie heiratete mich, weinend, schluchzend und händeringend – aber sie heiratete mich doch! Es blieb ihr nichts anderes übrig. Versteht Ihr, junger Mann, was es heißt, wenn es keinen Ausweg gibt? Nein, das versteht Ihr noch nicht. Ein ganzes Jahr erfüllte ich heilig meine Pflichten und rührte das da nicht an“ – er wies auf den Becher –, „denn ich habe Zartgefühl; aber auch damit konnte ich sie nicht befriedigen. Und dann verlor ich auch noch meine Stellung, nicht durch meine Schuld, sondern wegen eines Personalwechsels im Amt, und dann fing ich wieder an! – Es sind jetzt anderthalb Jahre her, daß wir nach langen Wanderungen und viel Elend in dieser schönen, mit zahllosen Denkmälern geschmückten Hauptstadt anlangten. Hier bekam ich eine Stelle. Ich fand sie und verlor sie wieder. Versteht Ihr? Diesmal verlor ich sie aus eigener Schuld, wegen meines Hanges. – Jetzt leben wir in einem Winkel bei der Hauswirtin Amalia Iwanowna Lippewechsel; wovon wir aber leben, womit wir alles bestreiten – das weiß ich selber nicht. Außer uns sind da noch viele Mieter; die reine Hölle! Inzwischen ist meine Tochter herangewachsen, die aus meiner ersten Ehe. Über das, was sie von ihrer Stiefmutter auszustehen hatte, will ich lieber schweigen. Denn obwohl Katharina Iwanowna von edlen Gefühlen erfüllt ist, so hat sie doch einen stürmischen Charakter und gerät leicht außer sich. Nun, ich will mich nicht daran erinnern. Eine Erziehung hat Sonja, wie Ihr Euch denken könnt, nicht bekommen. Ich habe vor vier Jahren versucht, etwas Geographie und Weltgeschichte mit ihr zu treiben, aber da ich selber nicht viel davon verstand und keine Lehrbücher da waren – denn die Bücher, die wir hatten – hm – die haben wir schon längst nicht mehr –, fand der Unterricht bald ein Ende. Bei Cyrus von Persien sind wir stehengeblieben. Später, als sie reifer wurde, las sie einige Romane, und neulich

hat sie von Herrn Lebesjatnikow ein Buch bekommen – ‚Physiologie‘ von Lewis – kennt Ihr es? Sie fand es sehr interessant und las uns sogar einige Abschnitte daraus vor: das ist ihre ganze Bildung. Jetzt wende ich mich an Euch, mein Herr, mit einer ganz persönlichen Frage: Wieviel kann, Eurer Meinung nach, ein armes, aber anständiges Mädchen mit ehrlicher Arbeit verdienen? Kaum fünfzehn Kopeken den Tag, mein Herr, kann sie verdienen, wenn sie ehrlich ist und keine besonderen Talente besitzt, und auch das nur, wenn sie arbeitet, ohne die Hände einen Augenblick in den Schoß zu legen. Der Staatsrat Iwan Iwanowitsch Klopstock ist ihr bis zum heutigen Tage den Arbeitslohn für ein halbes Dutzend Hemden aus holländischer Leinwand schuldig geblieben, er hat sie sogar mit Beleidigungen fortgejagt, mit den Füßen gestampft und sie beschimpft unter dem Vorwand, daß sie die Hemdkragen schief angenäht habe. Und zu Hause sind hungrige Kinder – Katharina Iwanowna geht händeringend im Zimmer auf und ab, rote Flecken treten auf ihre Wangen, was bei dieser Krankheit stets der Fall ist: ‚Da lebst du bei uns, Faulenzerin, ißt, trinkst und wärmst dich.‘ Und was gibt es denn zu essen und zu trinken, wenn die Kinder seit drei Tagen keine Brotrinde haben! Ich lag damals – nun ich lag betrunken da und hörte, wie meine Sonja sagt – sie ist so still und ihr Stimmchen so sanft, blond ist sie und ihr Gesichtchen so blaß und mager –, wie sie sagt: ‚Ach, Katharina Iwanowna, soll ich mich wirklich dazu hergeben?‘ – Darja Franzowna aber, ein übelgesinntes und der Polizei gut bekanntes Frauenzimmer, hatte sich schon dreimal durch unsere Wirtin erkundigt. ‚Warum nicht‘, antwortet Katharina Iwanowna spöttisch, ‚was bist du für ein Schatz, daß man dich hüten muß?‘ Klagt sie aber nicht an, mein Herr, verurteilt sie nicht! Das war nicht bei klarem Verstande gesprochen, sondern in der Erregung, in Krankheit und beim Weinen der hungrigen Kinder, und es war auch mehr zur Kränkung gesagt als im Ernst gemeint, denn Katharina Iwanowna hat nun einmal einen solchen Charakter, und wenn die Kinder anfangen zu weinen, und sei es aus Hunger, dann schlägt sie sofort zu. Und da sah ich – es war gegen sechs Uhr –, wie Sonja aufstand, ein Tuch umnahm, ihre Jacke anzog und die Wohnung verließ. Gegen neun kam sie zurück. Sie ging

direkt zu Katharina Iwanowna und legte schweigend dreißig Rubel vor sie hin. Kein Wörtchen hat sie gesagt, niemand angeblickt, sondern nur unser großes grünes Umschlagetuch genommen – wir haben eins zum gemeinsamen Gebrauch –, damit den Kopf verhüllt und sich auf das Bett gelegt, mit dem Gesicht zur Wand; nur die Schultern und der ganze Körper zuckten krampfhaft. Ich aber lag, wie vorher, in demselben Zustande. – Und da sah ich, junger Mann, da sah ich, wie Katharina Iwanowna, auch ohne ein Wort zu sagen, an Sonjas Bett trat und den ganzen Abend auf den Knien zu ihren Füßen lag, ihre Füße küßte und nicht aufstehen wollte, und wie sie schließlich beide in enger Umarmung zusammen einschliefen, ja – und ich lag in meinem Rausche.“

Marmeladow schwieg, als versage ihm die Stimme. Dann schenkte er sich hastig ein, trank und räusperte sich.

„Seit der Zeit, mein Herr“, fuhr er nach einer Weile fort, „seit der Zeit mußte meine Tochter Sofja Semjonowna infolge eines unglücklichen Zufalls und auf Betreiben übelwollender Personen, besonders der Darja Franzowna, den gelben Schein nehmen und durfte von nun an nicht mehr bei uns wohnen. Unsere Hauswirtin, Amalia Feodorowna, wollte es nicht erlauben, und dabei hat Darja Franzowna sie auf den Gedanken gebracht, und Herr Lebesjatnikow – hm ... Wegen Sonja entstand ja sein ganzer Streit mit Katharina Iwanowna. Zuerst machte er sich selber an Sonja heran, auf einmal aber wurde er empfindlich. ‚Wie kann ich als gebildeter Mann‘, sagte er, ‚mit so einer in derselben Wohnung leben?‘ – Katharina Iwanowna legte sich ins Mittel, und so geschah es. Sonja kommt jetzt meist in der Dämmerung zu uns, hilft Katharina Iwanowna und gibt nach Möglichkeit Geld. Sie wohnt beim Schneider Kapernaumow, bei dem sie ein Zimmer gemietet hat. Kapernaumow hinkt und stottert, und seine zahlreiche Familie stottert auch, seine Frau stottert. Sie leben alle in einem Zimmer. Sonja hat ihr eigenes, durch eine Scheidewand abgetrennt. Es sind sehr arme Leute. Ich aber stand am anderen Morgen auf, zog meine zerlumpten Kleider an, hob die Hände zum Himmel und ging zu Seiner Exzellenz Iwan Afanasjewitsch. Kennt Ihr Seine Exzellenz Iwan Afanasjewitsch? Nein? Nun, dann kennt Ihr einen Gottesmann nicht! Er ist wie Wachs –

Wachs vor dem Antlitz Gottes, er ist weich wie Wachs, er weinte sogar und wollte alles hören. „Nun“, sagte er, „einmal hast du meine Erwartung getäuscht, Marmeladow. – Ich gebe dir noch einmal eine Anstellung, auf meine persönliche Verantwortung hin, denk daran“, sagte er, „und geh jetzt.“ – Ich küßte den Staub von seinen Füßen, freilich nur in Gedanken, denn in der Wirklichkeit hätte er es nicht erlaubt, als hoher Beamter und als ein Mann von modernen Ideen. Ich kehrte nach Hause zurück, und als ich erzählte, daß ich wieder im Staatsdienst bin und Gehalt beziehen werde, Herr Gott, was war da...“

Marmeladow schwieg wieder in großer Erregung. In diesem Augenblick kam von der Straße eine ganze Schar Trunkenbolde herein; am Eingang ertönten die Klänge eines Leierkastens und die dünne Stimme eines siebenjährigen Kindes, das ein Lied sang. Es wurde laut, der Wirt und seine Gehilfen bedienten die Ankömmlinge. Marmeladow fuhr in seiner Erzählung fort, ohne die Eintretenden zu beachten. Er schien schon sehr geschwächt zu sein, aber je mehr er trank, desto redseliger wurde er. Die Erinnerung an seine kürzlich errungenen Erfolge schien ihn zu beleben und breitete einen Schimmer über sein Gesicht. Raskolnikow hörte ihm aufmerksam zu.

„Das geschah vor fünf Wochen, mein Herr, ja. – Kaum hatten beide, Katharina Iwanowna und Sonja, es erfahren, war ich gleichsam ins Himmelreich geraten. Früher lag ich da wie ein Vieh und wurde beschimpft. Nun gingen sie auf Zehenspitzen, ermahnten die Kinder, ruhig zu sein. „Semjon Sacharytsch ist müde vom Dienst, er ruht sich aus, pst, pst.“ – Bevor ich in den Dienst ging, bekam ich Kaffee, sogar mit Rahm! Sie beschafften wirklichen Rahm. Und wo sie die elf Rubel und fünfzig Kopeken für meine Ausstattung hernahmen, weiß ich nicht. Stiefel, Kalikovorhemden, wunderbar, eine Beamtenuniform, und das alles für elf und einen halben Rubel! Den ersten Tag kam ich früh aus dem Dienst, und Katharina Iwanowna hatte zwei Gerichte bereitet, Suppe und Pökelfleisch mit Meerrettich, was bisher undenkbar gewesen wäre. Sie hatte keine Kleider mehr, eigentlich gar keine, aber nun war sie angezogen wie zum Ausgehen; sie hatte sich ge-

schmückt, es war nichts Besonderes, aber sie versteht, aus allem etwas zu machen. Sie hatte sich frisiert, ein weißes Krägelchen, Manschetten angelegt und war verjüngt und verschönt. Sonja, mein Liebling, hatte mit Geld ausgeholfen, aber sie sagte, daß sie jetzt nicht mehr so oft zu uns kommen könnte, nur ganz heimlich im Dunkeln, weil es nicht schicklich sei. Stellt Euch das vor! Während ich meinen Nachmittagsschlaf hielt, konnte Katharina Iwanowna es nicht länger aushalten und lud unsere Wirtin zu einer Tasse Kaffee ein, und dabei hatte sie sich noch vor einer Woche in garstigster Weise mit ihr überworfen. Zwei Stunden saßen die beiden und flüsterten: „Semjon Sacharytsch ist jetzt im Dienst und bezieht Gehalt; er war bei Seiner Exzellenz, und Seine Exzellenz kam selbst heraus, ließ alle warten, nahm Semjon Sacharytsch an der Hand und führte ihn in sein Arbeitszimmer. Hört! Hört! – Ich erinnere mich natürlich deiner Verdienste“, sagte er, „du hast zwar diese leichtsinnige Neigung, aber da ich dein Versprechen habe und es bei uns auch ohne dich schlecht gegangen ist, so verlasse ich mich jetzt auf dein Ehrenwort.“ – Das heißt, ich muß Euch sagen, sie hatte sich das alles selber ausgedacht, aber nicht aus Leichtsinn und um damit zu prahlen. Nein, sie glaubt selber daran und freut sich an ihren Einbildungen, bei Gott! Ich verdenke es ihr nicht, nein, ich verdenke es ihr nicht. Als ich vor sechs Tagen mein erstes Monatsgehalt – dreiundzwanzig Rubel und vierzig Kopeken – nach Hause brachte, nannte sie mich mit den süßesten Schmeichelnamen.“

Marmeladow hielt inne, er versuchte zu lächeln, aber plötzlich begann sein Kinn zu zittern. Doch er beherrschte sich. Diese Schenke, das verkommene Aussehen, die fünf Nächte auf der Heubarke und dabei diese krankhafte Liebe zu Frau und Kindern verwirrten den Zuhörer. Raskolnikow lauschte gespannt, aber mit einem gequälten Empfinden; er bereute jetzt, daß er hierhergekommen war.

„Mein Herr, mein Herr!“ rief Marmeladow, der sich wieder völlig beherrschte. „Vielleicht erscheint Euch das alles lächerlich, wie auch den anderen, und ich belästige Euch nur mit all dem Unsinn und diesen kleinlichen Einzelheiten meines Familienlebens; für mich ist es aber nicht lächerlich! Weil ich dies alles fühle. . . Diesen himmlischen Tag meines Lebens und

den Abend verbrachte ich in seligen Träumereien: wie ich alles einrichten, den Kindern Kleider kaufen, ihr Ruhe verschaffen, meine einzige Tochter der Ehrlosigkeit entreißen würde. Und vieles, vieles... Es war verzeihlich, mein Herr. Nun, mein Herr“ – Marmeladow fuhr plötzlich zusammen, hob den Kopf und blickte seinen Zuhörer starr an –, „am anderen Tage, nach allen diesen Träumen – heute sind es fünf Tage her –, stahl ich gegen Abend durch einen schlaun Betrug, wie ein Dieb in der Nacht, Katharina Iwanowna den Schlüssel zu ihrem Koffer, nahm, was von meinem Gehalt noch übrig war – wieviel, weiß ich nicht mehr –, und nun seht mich an, ihr alle! Seit fünf Tagen bin ich von Hause fort, man wird mich dort gesucht haben, mit meinem Dienst ist es aus, und der Uniformrock liegt in einer Schenke bei der Ägyptischen Brücke; ich habe dafür diese Kleider bekommen – und alles ist zu Ende!“

Marmeladow schlug sich mit der Faust an die Stirn, preßte die Zähne zusammen, schloß die Augen und stemmte den Ellbogen schwer auf den Tisch. Aber nach einer Minute veränderte sich plötzlich sein Gesicht, er blickte Raskolnikow mit geheuchelter Frechheit an, lachte auf und sagte: „Heute war ich bei Sonja und habe sie um Geld für Branntwein gebeten! Hahaha!“

„Hat sie Euch denn was gegeben?“ rief einer von den Neuangekommenen und lachte aus vollem Halse.

„Dieses Maß ist für ihr Geld gekauft“, sagte Marmeladow, wobei er sich ausschließlich an Raskolnikow wandte. „Dreißig Kopeken gab sie mir mit ihren eigenen Händen, es war das letzte, was sie besaß, ich habe es selber gesehen. Sie hat kein Wort gesagt, hat mich nur schweigend angesehen. So grämt man sich nicht auf dieser Erde um Menschen, sondern dort oben. Sie weint, aber kein Vorwurf kommt über ihre Lippen, kein einziger Vorwurf – und es tut einem weh, viel mehr weh, wenn man keinen Vorwurf hört! – Dreißig Kopeken, ja! Und sie braucht sie jetzt selber, was? Wie denkt Ihr, mein teurer Herr? Sie muß doch jetzt sauber sein, und diese Sauberkeit kostet Geld, versteht Ihr? Pomade muß sie doch kaufen, ohne die geht es nicht; gestärkte Röcke, Halbstiefelchen müssen dasein, um das Füßchen zu zeigen, wenn

sie über eine Pfütze steigt. Versteht Ihr, versteht Ihr, mein Herr, was diese Sauberkeit zu bedeuten hat? Und ich, der leibliche Vater, habe ihr diese dreißig Kopeken für Branntwein abgenommen! Und ich trinke! Habe sie schon vertrunken! Wer sollte wohl mit einem Menschen wie mir Mitleid haben? Tue ich Euch jetzt leid oder nicht, mein Herr? Sagt, tue ich Euch leid oder nicht? Hahahaha!“

Er wollte sich einschenken, aber es war nichts mehr da, das Maß war leer.

„Warum sollte man auch mit dir Mitleid haben?“ rief der Wirt, der jetzt wieder erschienen war.

Allgemeines Gelächter und Geschimpfe brach los; die Anwesenden lachten und schimpften, obgleich die meisten Marmeladow gar nicht zugehört hatten, schon allein beim Anblick der Gestalt des entlassenen Beamten.

„Mitleid! Mitleid mit mir haben!“ rief Marmeladow plötzlich laut und erhob sich mit ausgestreckter Hand, als hätte er nur auf diese Worte gewartet. „Warum Mitleid mit mir haben, sagst du? Mich soll man nicht bemitleiden! Kreuzigen muß man mich, ans Kreuz nageln, aber nicht bemitleiden! Kreuzige, Richter, kreuzige! Aber nachdem du gekreuzigt hast, habe Mitleid! Selber will ich zur Kreuzigung kommen; denn ich suche nicht Lust, sondern Jammer und Tränen! – Glaubst du, du Schacherer, daß mich dieser Becher erfreut? Jammer such' ich auf seinem Boden und Tränen, und ich habe sie gefunden, habe von ihnen gekostet. Mitleid aber mit uns wird der haben, der mit allen Mitleid hat und der alle und alles versteht. Er, der einzige, der Richter. Er wird an jenem Tage kommen und fragen: Wo ist die Tochter, die sich für die böse, schwindsüchtige Stiefmutter und die fremden kleinen Kinder geopfert hat? Wo ist die Tochter, die mit ihrem irdischen Vater, dem nichtsnutzigen Trunkenbold, Mitleid gehabt hat, ohne vor seinem viehischen Laster zu erschrecken? – Und er wird sagen: ‚Komm! Ich habe dir schon einmal verziehen – schon einmal verziehen. Ich verzeihe dir auch jetzt deine vielen Sünden; denn du hast viel geliebt. – Und er wird meiner Sonja verzeihen, ich weiß es, daß er ihr verzeihen wird. Ich habe es in meinem Herzen gefühlt, als ich jetzt bei ihr war! – Und er wird alle richten und allen verzeihen, den Guten und

den Bösen, den Hoffärtigen und den Friedsamern. Und wenn er mit allen zu Ende sein wird, dann wird er auch zu uns sprechen: „Kommt auch ihr, wird er sagen, kommt, ihr Säufer, ihr Schwächlinge, ihr Schamlosen!“ – Und wir alle werden kommen und ohne Scheu vor ihn treten. Und er wird sagen: „Ihr Schweine! Ebenbilder des Tieres, doch her mit euch!“ – Und die Weisen und Klugen werden ausrufen: „Herr, warum nimmst du sie auf?“ – Und er wird sagen: „Ich nehme sie auf, ihr Weisen, ich nehme sie auf, ihr Klugen, weil keiner von ihnen geglaubt hat, daß er dessen wert ist.“ – Und er wird seine Hände über uns ausstrecken, und wir werden niederfallen und weinen – und alles verstehen. Dann werden wir alles verstehn! Und alle werden verstehn – auch Katharina Iwanowna, auch sie wird verstehn! Herr, dein Reich komme!“ Er ließ sich auf die Bank nieder, erschöpft und entkräftet, ohne jemand anzuschauen, als hätte er seine Umgebung vergessen, und versank in tiefes Nachdenken. Seine Worte hatten einen gewissen Eindruck gemacht; einen Augenblick herrschte Schweigen, dann erhob sich von neuem Lachen und Schelten.

„Der hat sich das gut ausgedacht!“

„Das ist seine ganze Weisheit!“

„Ein schöner Beamter!“ So klang es durcheinander.

„Kommt, mein Herr“, sagte Marmeladow plötzlich, hob den Kopf und wandte sich an Raskolnikow, „begleitet mich, ich wohne Haus Kosel, im Hofe. Es ist Zeit – zu Katharina Iwanowna zu gehen.“

Raskolnikow hatte schon lange beabsichtigt, fortzugehen, und selber auch daran gedacht, Marmeladow behilflich zu sein. Er zeigte sich viel schwächer in den Beinen als im Reden und stützte sich fest auf den jungen Mann. Sie hatten nur zwei- bis dreihundert Schritt zu gehen. Fassungslosigkeit und Angst begannen sich immer stärker des Trunkenboldes zu bemächtigen, je näher sie dem Hause kamen.

„Nicht vor Katharina Iwanowna fürchte ich mich jetzt“, stotterte er erregt, „auch nicht davor, daß sie mich an den Haaren reißen wird. Was sind Haare? Unsinn, die Haare! Es ist sogar besser, wenn sie mir die Haare ausreißt, ich fürchte mich nicht davor – ich – fürchte mich vor ihren Augen – ja – vor ihren Augen – ach, vor den roten Flecken auf den

Wangen fürchte ich mich und noch mehr – vor ihrem Atem! Hast du gehört, wie sie bei dieser Krankheit atmen, wenn sie erregt sind? Auch vor dem Weinen der Kinder bangt mir; wenn Sonja ihnen nicht zu essen gegeben hat, so weiß ich nicht ... Ich weiß wahrhaftig nicht! Vor Schlägen habe ich keine Angst. Wißt Ihr, mein Herr, daß diese Schläge mir nicht Schmerz bereiten, sondern Lust? Ich kann ohne sie nicht auskommen! Es ist besser so. Mag sie schlagen, ihren Gefühlen Luft machen, es ist besser. Doch hier ist das Haus. Es gehört Kosel, einem Schlosser, einem reichen Deutschen. Führt mich!“

Sie gingen über den Hof und stiegen in die dritte Etage. Je höher sie kamen, desto düsterer wurde es auf der Treppe. Es war elf Uhr abends, und obwohl es um diese Jahreszeit in Petersburg keine richtige Nacht gibt, lag die obere Treppe in vollständiger Finsternis.

Eine kleine, rauchgeschwärzte Tür am oberen Ende der Treppe stand offen. Ein Wachsstumpf beleuchtete spärlich einen armseligen Raum von etwa zehn Schritt Länge; man konnte ihn vom Flur aus vollständig übersehen. Alles lag kunterbunt umher, besonders zerlumppte Kinderkleider; vor die hintere Ecke war ein löcheriger Vorhang gezogen, dahinter mochte sich ein Bett befinden. Im ganzen Raum waren nur zwei Stühle und ein altes wachstuchüberzogenes Sofa, vor dem ein ungestrichener Küchentisch aus Fichtenholz ohne Tischdecke stand. Am Rande des Tisches brannte ein Lichtstumpf in einem eisernen Leuchter. Marmeladow hatte ein Zimmer für sich, das aber eigentlich ein Durchgang war. Die Tür zu den anderen Zimmern oder vielmehr Käfigen, in die das Quartier der Amalia Lippewechsel eingeteilt war, stand halb offen. Dort ging es lärmend und geräuschvoll zu. Es wurde laut gelacht. Man schien da Karten zu spielen und Tee zu trinken, bisweilen fielen die größten Ausdrücke.

Raskolnikow erkannte sofort Katharina Iwanowna. Sie war eine erschreckend magere Frau, ziemlich hoch gewachsen, schlank, mit schönem braunem Haar; auf den Wangen waren tatsächlich rote Flecken zu sehen. In dem kleinen Raum ging sie auf und ab, die Hände an die Brust gepreßt, mit vertrockneten Lippen, unregelmäßig und stoßweise atmend. Ihre

Augen glänzten wie im Fieber, der Blick aber war starr und unbeweglich, und dieses hektische, erregte Gesicht, über das der Schein der verlöschenden Kerze flackerte, machte einen schmerzlichen Eindruck. Raskolnikow schätzte sie auf etwa dreißig Jahre, und in der Tat paßte sie, dem Alter nach, nicht zu Marmeladow. Sie hatte die Eintretenden nicht gehört und nicht bemerkt; sie schien geistesabwesend zu sein, hörte und sah nichts. Die Luft im Zimmer war dumpf und schwül, aber das Fenster war nicht geöffnet; vom Treppenflur her drang Gestank herein, aber die Tür war nicht geschlossen; aus den inneren Räumen drangen Wolken von Tabaksqualm, sie hustete, aber die Tür blieb geöffnet. Das kleinste Mädchen, etwa sechs Jahre alt, saß zusammengekauert auf dem Fußboden und schlief, mit dem Kopf ans Sofa gelehnt. Der Knabe, ein Jahr älter, weinte und zitterte in einer Ecke; er war wohl soeben geschlagen worden. Das älteste Mädchen, etwa neun Jahre alt, lang und dünn wie ein Streichholz, in einem schmutzigen und zerlumpten Hemdchen und einem alten, verschlissenen Mantel, der um die nackten Schultern geworfen war, stand in der Ecke neben dem kleinen Bruder und hielt seinen Hals mit ihren langen, dünnen Armen umschlungen. Sie beschwichtigte ihn, flüsterte ihm etwas zu und suchte auf jede Weise zu verhindern, daß er wieder weinte. Gleichzeitig beobachtete sie die Mutter mit ängstlichen Blicken aus ihren übergroßen dunklen Augen, die in ihrem abgemagerten, erschrockenen Gesichtchen noch größer erschienen. Marmeladow trat nicht in das Zimmer, sondern kniete an der Tür nieder und schob Raskolnikow vor. Als die Frau den Unbekannten erblickte, blieb sie zerstreut vor ihm stehen, kam einen Augenblick zu sich und schien nachzudenken, warum er wohl gekommen sei. Sie mochte indes annehmen, daß er in das nächste Zimmer gehen wollte, da das ihrige nur ein Durchgangsraum war. Daher schenkte sie ihm keine weitere Beachtung und trat zur Flurtür, um sie zu schließen. Plötzlich schrie sie auf, sie hatte auf der Schwelle ihren knienden Mann erblickt.

„Ah!“ rief sie außer sich vor Wut. „Du bist wieder zurück! Du Zuchthäusler! Ungeheuer! Wo ist das Geld? Zeig, was hast du noch in der Tasche? Und die Kleider sind nicht dieselben! Wo ist die Uniform? Wo ist das Geld? Sprich!“

Sie stürzte sich auf ihn, um ihn zu durchsuchen. Marmeladow hob sofort gehorsam die Arme, damit sie die Taschen besser durchsuchen könnte. Vom Geld war keine Kopeke mehr da.

„Wo ist das Geld?“ schrie sie. „O Gott, hat er denn wirklich alles vertrunken? Es waren doch zwölf Rubel in dem Koffer!“

Plötzlich packte sie ihn in rasendem Zorn bei den Haaren und zerrte ihn in das Zimmer. Marmeladow erleichterte ihr selber ihr Vorhaben, indem er auf den Knien nachrutschte.

„Das ist mir eine Lust! Es ist mir kein Schmerz, sondern eine Lust, mein Herr!“ schrie er, während er an den Haaren gezogen wurde und sogar einmal mit der Stirn gegen den Boden schlug. Das Kind, das auf dem Fußboden schlief, erwachte und brach in Tränen aus. Der Knabe in der Ecke fuhr zusammen, schrie auf und stürzte in rasendem Schreck zu der Schwester. Das älteste Mädchen zitterte wie Espenlaub.

„Er hat es vertrunken, hat alles vertrunken!“ schrie die arme Frau in Verzweiflung. „Und die Kleider sind nicht dieselben! Und sie sind hungrig, hungrig!“ – Sie wies händeringend auf die Kinder. „Oh, dreimal verfluchtes Leben! Und Ihr schämt Euch nicht“, fiel sie plötzlich über Raskolnikow her, „aus der Schenke hierherzukommen? Du hast mit ihm getrunken? Du auch? Hinaus!“

Der junge Mann beeilte sich, fortzukommen, ohne ein Wort zu erwidern. Jetzt wurde die Tür zu den inneren Räumen weit geöffnet, auf der Schwelle drängten sich Neugierige, es erschienen freche, lachende Gesichter mit Zigaretten und Pfeifen im Munde; man sah Gestalten in Schlafröcken, mit nackter Brust, in leichter, fast unanständiger Bekleidung, manche mit Spielkarten in den Händen. Besonders laut lachten sie, als Marmeladow, an den Haaren gezerrt, ausrief, daß dies ihm eine Lust sei. Sie kamen sogar ins Zimmer herein; plötzlich ertönte wütendes Kreischen: Amalia Lippewechsel eilte herbei, um Ordnung zu schaffen und die arme Frau zum hundertstenmal mit dem zornigen Befehl zu erschrecken, die Wohnung am nächsten Tage zu räumen. Beim Fortgehen fuhr Raskolnikow noch mit der Hand in die Tasche, ergriff, was an Kupfergeld von dem in der Schenke gewechselten Rubel noch übrig war, und legte es unbemerkt auf das Fensterbrett. Auf der Treppe besann er sich und wollte umkehren.

Was habe ich für eine Dummheit gemacht! dachte er. Sie haben ja Sonja, und ich brauche es selber. Nachdem er aber eingesehen hatte, daß es nicht gut möglich war, das Geld zurückzunehmen, und daß er es auch auf keinen Fall tun würde, ließ er den Gedanken fahren und ging nach Hause. – Sonja braucht Pomade, dachte er, weiter auf der Straße dahinschreitend, und lächelte spöttisch. Diese Sauberkeit kostet Geld. Hm, Sonja ist heute wahrscheinlich ohne einen Groschen; denn es ist immerhin eine ungewisse Sache, diese Jagd auf den roten Dämon – wie die Goldgräberei –, da würden sie ohne mein Geld vielleicht alle zusammen hungern. Ja, die Sonja! Welch eine Quelle haben sie da entdeckt! Und sie schöpfen sie aus! Sie schöpfen sie aus! Und haben sich daran gewöhnt. Sie haben geweint und haben sich dann daran gewöhnt. An alles gewöhnt sich der Mensch, der Gemeine! Er verfiel in Nachdenken.

„Wenn es aber nicht stimmt“, rief er plötzlich aus, „wenn der Mensch im Grunde nicht gemein ist; das ganze Geschlecht, das heißt, das Menschengeschlecht es nicht ist, so bedeutet das, daß alles übrige – Vorurteile sind, bloß künstlich erdachte Schrecken, und es gibt gar keine Hindernisse, und darum muß es auch sein...!“

III

Am nächsten Tage erwachte er spät nach einer schlecht verbrachten Nacht. Der Schlaf hatte ihn nicht gestärkt. Mißmutig, gereizt und böse wachte er auf und blickte voll Haß in seiner Kammer umher. Es war ein winziger Raum, sechs Schritt lang, der mit seiner gelblichen, verstaubten, überall an den Wänden herabhängenden Tapete einen kläglichen Eindruck machte; das Zimmer war so niedrig, daß ein halbwegs großer Mensch immer das Gefühl haben mußte, mit dem Kopf an die Decke zu stoßen. Die Ausstattung entsprach dem Raume; sie bestand aus drei alten, halbzerbrochenen Stühlen und einem gestrichenen Tisch in der Ecke, auf dem einige Hefte und Bücher lagen; schon aus dem Grade, wie verstaubt sie waren, konnte man schließen, daß sie schon lange niemand angerührt hatte; ferner

stand in dem Zimmer ein großer, unförmiger Diwan, der die ganze Wand und die Hälfte des Raumes einnahm und Raskolnikow als Bett diente; einst war er mit Kattun bezogen, jetzt bedeckten ihn Fetzen. Oft schlief der junge Mann darauf, ohne sich auszukleiden, ohne Bettücher, nur mit einem alten, abgetragenen Studentenmantel bedeckt. Unter dem Kopf hatte er ein kleines Kissen, unter das er alles stopfte, was er an reiner und getragener Wäsche besaß, damit er höher zu liegen kam. Vor dem Sofa stand noch ein kleines Tischchen.

Es war schwer, sich eine noch größere Vernachlässigung und Liederlichkeit vorzustellen, aber dieser Zustand war Raskolnikow in seiner jetzigen Gemütsverfassung sogar angenehm. Er hatte sich von allen Menschen völlig zurückgezogen, wie eine Schildkröte in ihr Gehäuse, und sogar das Gesicht der Magd, die ihn zu bedienen hatte und bisweilen einen Blick in sein Zimmer warf, erregte seinen Zorn und verursachte ihm Krämpfe. Man findet das bei Menschen, die an einer fixen Idee leiden und sich ganz auf etwas Bestimmtes eingestellt haben. Seine Hauswirtin hatte ihm schon seit zwei Wochen kein Essen mehr geschickt, und er kam gar nicht auf den Gedanken, sich mit ihr auseinanderzusetzen, obwohl er ohne Mittagessen war. Nastasja, die Köchin und einzige Bedienstete der Wirtin, war teilweise froh über die Stimmung des Mieters und hatte ganz aufgehört, sein Zimmer aufzuräumen und auszukehren, nur ab und zu griff sie, wie zufällig, nach dem Reiserbesen. Sie war es, die ihn jetzt weckte.

„Steh auf, was schläfst du noch!“ rief sie ihn an. „Es ist zehn Uhr, ich habe dir Tee gebracht. Willst du trinken? Du bist gewiß ausgehungert.“

Raskolnikow öffnete die Augen, fuhr zusammen und erkannte Nastasja.

„Ist der Tee von der Wirtin?“ fragte er, indem er sich langsam mit leidendem Gesichtsausdruck auf dem Sofa emporrichtete.

„Von der Wirtin? Wo denkst du hin!“

Sie stellte ihre eigene gesprungene Teekanne mit altem aufgebühtem Tee vor ihn hin und legte zwei Stücke gelben Zucker daneben.

„Hier, Nastasja, nimm das“, sagte er, in die Tasche greifend – er hatte wieder angekleidet geschlafen –, und zog eine Handvoll

Kupfermünzen hervor, „geh und kaufe mir Semmeln, hol auch etwas Wurst im Laden von der billigen Sorte.“

„Ich will dir sofort Semmeln holen; aber willst du nicht lieber statt der Wurst Kohlsuppe? Die Kohlsuppe ist von gestern und sehr gut. Ich hatte sie gestern für dich aufbewahrt, aber du bist so spät gekommen. Die Kohlsuppe ist gut.“

Nachdem sie die Kohlsuppe gebracht hatte, setzte sich Nastasja zu ihm auf das Sofa und plauderte, während er aß. Sie war vom Lande und schwatzhaft wie alle Dorfweiber.

„Praskowja Pawlowna will sich auf der Polizei über dich beklagen“, sagte sie. Er verzog das Gesicht.

„Bei der Polizei? Was will sie denn?“

„Du zahlst nicht und räumst die Wohnung nicht. Man weiß schon, was sie will.“

„Teufel auch, das fehlt mir gerade noch“, murmelte er und knirschte mit den Zähnen. „Nein, das kommt mir jetzt sehr ungelegen... Eine dumme Gans ist sie“, fügte er laut hinzu.

„Ich werde heute zu ihr gehen und mit ihr sprechen.“

„Eine Gans ist sie schon, ebenso wie ich; und du Kluger liegst da wie ein Sack; was hat man von dir? Früher, sagst du, hast du Kindern Unterricht gegeben, und jetzt tust du gar nichts mehr!“

„Ich mache...“, sagte Raskolnikow widerwillig und finster.

„Was machst du?“

„Eine Arbeit...“

„Was für eine Arbeit?“

„Ich denke“, antwortete er ernst nach einigem Schweigen. Nastasja schüttelte sich vor Lachen. Sie war eine von den Lachfreudigen, und wenn man Scherze machte, lachte sie unbändig, aber lautlos, am ganzen Körper bebend, bis ihr richtig übel wurde.

„Hast du dir viel Geld ausgedacht?“ brachte sie endlich hervor.

„Ohne Stiefel kann man nicht Unterricht geben. Ich spucke auch darauf.“

„Spuck nicht in die eigene Suppe!“

„Für den Unterricht zahlt man mit Kupfer; was kann man mit ein Paar Kopeken anfangen?“ fuhr er unwillig fort, als beantwortete er seine eigenen Gedanken.

„Und du willst gleich ein ganzes Vermögen?“

Er blickte sie seltsam an. „Ja, ein ganzes Vermögen“, antwortete er mit fester Stimme nach einigem Schweigen.

„Du machst mir ja Angst. Soll ich dir jetzt Brot holen oder nicht?“ — „Wie du willst.“

„Ja, das hätte ich fast vergessen! Gestern, als du nicht da warst, ist ein Brief für dich angekommen.“

„Ein Brief! Für mich! Von wem?“

„Von wem, das weiß ich nicht. Ich habe dem Briefträger drei Kopeken von meinem Gelde bezahlt. Wirst du sie mir wiedergeben?“

„So bring ihn doch, um Gottes willen, bring ihn gleich!“ rief Raskolnikow erregt. „O Gott!“

Nach einer Minute hatte er den Brief. Richtig: er war von der Mutter aus dem R.-Gouvernement. Der junge Mann wurde sogar blaß, als er ihn nahm. Schon lange hatte er keine Briefe mehr bekommen. Aber jetzt preßte noch etwas anderes sein Herz zusammen.

„Nastasja, geh fort, um Gottes willen! Da hast du deine drei Kopeken, aber geh fort, ich beschwöre dich!“

Der Brief zitterte in seinen Händen, er mochte ihn vor ihr nicht öffnen, mit diesem Brief wollte er allein sein. Als Nastasja gegangen war, führte er ihn schnell an die Lippen und drückte einen Kuß darauf. Dann blickte er noch lange die Schrift auf dem Umschlag an, die bekannte, liebe, feine, schräge Schrift der Mutter, die selber ihn einst schreiben und lesen gelehrt hatte. Er zögerte; er schien sich sogar vor etwas zu fürchten. Endlich öffnete er den Brief; es war ein dicker, schwerer Brief, zwei Bogen waren eng beschrieben.

„Mein lieber Rodja!“ schrieb die Mutter, „schon über zwei Monate ist es her, seit ich zuletzt brieflich mit Dir geplaudert habe; es hat mich sehr geschmerzt, und so manche Nacht habe ich schlaflos in Gedanken verbracht. Aber Du wirst mir sicher keine Vorwürfe machen wegen meines ungewollten Schweigens. Du weißt, wie lieb ich Dich habe; Du bist unser Einziger, mir und Dunja, Du bist unser alles, unsere Hoffnung, unser Trost. Wie war mir zumute, als ich erfuhr, daß Du die Universität wegen Geldmangels hast verlassen müssen und daß auch die Stunden und andere Einkünfte Dir verlorengegangen sind.

Wie hätte ich Dir auch mit meinen hundertzwanzig Rubeln Pension im Jahr helfen können! Die fünfzehn Rubel, die ich Dir vor vier Monaten schickte, habe ich, wie Du selber weißt, auf meine Pension hin geliehen von dem hiesigen Kaufmann Afanasij Iwanowitsch Wachruschin. Er ist ein sehr guter Mensch und war ein Freund Deines Vaters. Da ich ihm nun mein Recht auf Empfang der Pension abgetreten hatte, mußte ich warten, bis die Schuld getilgt war, und das ist soeben erst geschehen, so daß ich Dir die ganze Zeit nichts schicken konnte. Jetzt, Gott sei Dank, werde ich Dir wieder etwas schicken können, und überhaupt ist ein glücklicher Umschwung in unseren Verhältnissen eingetreten, worüber ich mich beeile, Dir Mitteilung zu machen. Vor allen Dingen muß ich Dir erzählen, lieber Rodja, daß Deine Schwester seit anderthalb Monaten bei mir wohnt und daß wir uns in Zukunft nie mehr trennen werden. Gott sei Dank haben ihre Prüfungen ein Ende gefunden; aber ich will Dir der Reihe nach berichten, damit Du erfährst, was sich alles ereignet hat und was wir bisher vor Dir verheimlicht haben. Als Du mir vor zwei Monaten schriebst, Du hättest von irgend jemand gehört, daß Dunja viel unter Roheit im Hause der Familie Swidrigailow leiden müsse, und von mir genaue Auskunft verlangtest – was hätte ich Dir damals antworten können? Wenn ich Dir die unverhüllte Wahrheit geschrieben hätte, so würdest Du wahrscheinlich alles stehen- und liegengelassen haben und wärest, sei es auch zu Fuß, zu uns gekommen, denn ich kenne Deinen Charakter und Deine Gefühle; Du hättest Deine Schwester nicht beleidigen lassen. Ich war in Verzweiflung, aber was sollte ich tun? Ich wußte damals selber die ganze Wahrheit nicht. Die Schwierigkeit bestand darin, daß Dunja, als sie im vorigen Jahr als Erzieherin in das Haus eintrat, hundert Rubel im voraus genommen hatte, mit der Bedingung, die Summe monatlich von ihrem Gehalt zurückzuzahlen, und so konnte sie die Stelle nicht aufgeben, bevor die Schuld bezahlt war. Diese Summe – ich kann Dir jetzt die ganze Wahrheit schreiben, teurer Rodja – hatte Dunja deshalb aufgenommen, damit wir Dir die sechzig Rubel schicken konnten, die du so dringend brauchtest und die Du auch voriges Jahr von uns erhalten hast. Wir haben Dich damals getäuscht und Dir geschrieben, es sei von dem Gelde,

das Dunja sich früher gespart habe, aber es war nicht so; jetzt theile ich Dir alles offen mit, da sich unsere Verhältnisse so unvermutet zum Besseren gewendet haben, nach der Fügung Gottes, und damit Du weißt, wie Dunja Dich liebt und welch edles Herz sie hat. Herr Swidrigailow war anfangs sehr grob mit ihr und erlaubte sich bei Tisch allerlei Unarten und Spötteleien. Ich will indessen nicht auf alle diese traurigen Einzelheiten eingehen, um Dich nicht unnütz aufzuregen, da doch jetzt alles vorüber ist. Um mich kurz zu fassen: Trotz der guten und freundlichen Behandlung seitens Marfa Petrownas, Swidrigailows Gattin, und aller Hausbewohner hatte Dunja es sehr schwer, besonders, wenn Herr Swidrigailow, nach seiner Gewohnheit vom Militär her, unter dem Einfluß des Bacchus stand. Aber was stellte sich später heraus? Denke Dir, daß dieser Wahnsinnige schon längst eine Leidenschaft für Dunja hegte, die er unter dem Scheine von Grobheit und Verachtung verbarg. Vielleicht schämte er sich auch selber und war entsetzt, daß er als älterer Mann und Familienvater solch leichtsinniger Neigung huldigte, und zürnte Dunja unwillkürlich deswegen. Es ist auch möglich, daß er durch seine Grobheit und seinen Spott nur die Wahrheit vor den anderen verbergen wollte. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und wagte es, Dunja offen einen gemeinen Antrag zu machen, wobei er ihr eine hohe Belohnung versprach; er wollte alles aufgeben und mit ihr auf ein anderes Gut oder ins Ausland reisen. Du kannst Dir ihre Leiden vorstellen! Sofort die Stelle aufgeben konnte sie nicht, nicht allein wegen der Schulden, sondern auch, um Marfa Petrowna zu schonen, die dann plötzlich hätte Verdacht schöpfen können; ein ehelicher Zwist wäre die Folge gewesen. Auch für Dunja hätte es einen großen Skandal bedeutet, sie wäre nicht so leicht davongekommen. Es gab noch viele andere Gründe, so daß Dunja keinesfalls damit rechnen konnte, dieses schreckliche Haus vor Ablauf von sechs Wochen zu verlassen. Du kennst ja Dunja, weißt, wie klug sie ist und welch starken Charakter sie hat. Sie kann vieles ertragen und verliert auch in den schlimmsten Lagen nicht ihren Mut und ihre Standhaftigkeit. Sie hat nicht einmal mir über alles geschrieben, um mich nicht aufzuregen, und sonst haben wir einander häufig geschrieben. Die Lösung kam aber auf unerwar-

tete Weise: Marfa Petrowna hörte zufällig, wie ihr Mann Dunja im Garten zu beschwören suchte, und da sie alles falsch auffaßte, schob sie die Schuld auf Dunja und hielt sie für die Schuldige. Es spielte sich im Garten zwischen ihnen eine furchtbare Szene ab: Marfa Petrowna hat sogar Dunja geschlagen, ließ sich auf keinerlei Erklärungen ein, schrie aber selber eine Stunde lang und befahl schließlich Dunja, daß sie sofort zu mir in die Stadt zurückkehre auf einem gewöhnlichen Bauernwagen, auf den alle ihre Sachen, Wäsche und Kleider, alles durcheinander, unverpackt, geworfen wurden. Dazu begann es strömend zu regnen, und Dunja mußte nun, in Schmach und Schande, von einem Bauern gefahren, siebzehn Werst im offenen Wagen zurücklegen. Nun bedenke selber, was ich Dir hätte schreiben sollen als Antwort auf Deinen Brief, den ich vor zwei Monaten erhielt? Ich war in Verzweiflung; die Wahrheit wagte ich Dir nicht mitzuteilen, weil Du zu empört und unglücklich gewesen wärest; und was hättest Du auch tun können? Und Dunja hatte es mir auch verboten. Wie soll man auch einen Brief mit leerem Geschwätz anfüllen, wenn die Seele so voll Kummer ist? Dazu war ich nicht imstande. Einen ganzen Monat kreisten in der Stadt die Klatzschereien um diese Geschichte, und es kam so weit, daß ich mit Dunja nicht einmal in die Kirche gehen konnte wegen der verächtlichen Blicke und des Geflüsters rings um uns und der kränkenden Worte, die sogar in unserer Gegenwart laut wurden. Alle unsere Bekannten hatten sich von uns abgewendet, hörten auf, uns zu grüßen; und ich erfuhr als Tatsache, daß Ladenburschen und einige Schreiber die Absicht hatten, uns auf niederträchtige Weise zu beleidigen, sie wollten das Tor unseres Hauses mit Teer beschmieren, so daß unsere Wirthe uns die Wohnung kündigen wollten. Die Ursache von alledem war Marfa Petrowna, der es gelungen war, Dunja vor allen Leuten zu verunglimpfen und zu entehren. Marfa Petrowna ist hier sehr bekannt, und in diesem Monat kam sie sehr häufig in die Stadt. Dazu ist sie ziemlich schwatzhaft und liebt es, von ihren Familienangelegenheiten zu reden, besonders aber ihren Mann herabzusetzen, was sich gar nicht schickt, und so hatte sie die ganze Geschichte in kurzer Zeit nicht nur in der Stadt, sondern auch im Kreise verbreitet. Ich wurde

krank, Dunja aber war stärker als ich; Du hättest sehen sollen, wie sie alles ertrug, wie sie mich tröstete und ermutigte. Sie ist ein Engel! Aber dank der Barmherzigkeit Gottes nahmen unsere Qualen ein Ende. Herr Swidrigailow kam zur Vernunft und fühlte Reue, wahrscheinlich tat ihm auch Dunja leid, jedenfalls legte er seiner Frau eindeutige Beweise der völligen Unschuld Dunjas vor in Form eines Briefes, den Dunja ihm noch vor der Szene im Garten geschrieben und zugestellt hatte, um jede persönliche Aussprache und geheime Zusammenkünfte auszuschlagen; dieser Brief war nach Dunjas Abreise in den Händen Herrn Swidrigailows geblieben. In diesem Brief hatte sie ihn mit den schärfsten Worten und voll Entrüstung wegen seines ehrlosen Benehmens gegen Marfa Petrowna getadelt, ihn an seine Pflichten als Familienvater erinnert und ihm schließlich gesagt, wie abscheulich es sei, ein schutzloses und ohnedies unglückliches Mädchen zu quälen und noch unglücklicher zu machen. Mit einem Wort, liebster Rodja, dieser Brief war so schön und rührend geschrieben, daß ich ihn mit Tränen gelesen habe und ihn noch heute nicht ohne Tränen lesen kann. Außerdem kamen zur Rechtfertigung Dunjas noch die Aussagen der Dienstboten hinzu, die viel mehr gesehen und gehört hatten, als selbst Herr Swidrigailow vermutete, wie das ja meist der Fall ist. Marfa Petrowna war ganz bestürzt, „von neuem ganz erschlagen“, wie sie uns selber gestand, aber dafür völlig von der Schuldlosigkeit Dunjas überzeugt. Am nächsten Tage, einem Sonntag, fuhr sie erst in die Kirche und betete auf den Knien und mit Tränen zur Mutter Gottes, daß sie ihr Kraft verleihe, diese neue Prüfung zu bestehen und ihre Pflicht zu erfüllen. Aus der Kirche kam sie geradeswegs zu uns, ohne jemand anders zu besuchen, erzählte uns alles, weinte bitterlich, umarmte Dunja voll Reue und flehte sie an, ihr zu verzeihen. Noch am selben Morgen begab sie sich von uns aus in alle Häuser der Stadt, und überall erzählte sie unter Tränen und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von Dunjas Unschuld, von ihrer Reinheit und ihrem edlen Gemüt. Nicht genug damit, sie zeigte allen Dunjas Brief an Swidrigailow, las ihn vor und erlaubte sogar, daß man Abschriften von dem Brief mache – was ich etwas übertrieben fand. So verbrachte sie einige Tage damit, überall in der Stadt die Runde zu machen,

weil manche sich gekränkt fühlten, daß sie später drankamen; und so wurde eine Reihenfolge bestimmt: in jedem Hause erwartete man sie zu einer bestimmten Zeit, und alle wußten, daß an dem und dem Tage Marfa Petrowna dort und dort den Brief vorlesen würde, und zu jeder Vorlesung kamen Leute, auch solche, die den Brief schon mehrmals gehört hatten, sowohl in ihrem eigenen Hause als auch bei Bekannten. Meiner Meinung nach war vieles, sehr vieles überflüssig, aber Marfa Petrowna hat nun einmal einen solchen Charakter. Jedenfalls ist Dunjas Ehre vollkommen wiederhergestellt, und die ganze Gemeinheit dieser Sache bleibt als ewiger Schandfleck an Marfa Petrownas Mann, als dem allein Schuldigen, haften, so daß er mir sogar leid tut; man verfuhr wohl zu streng mit dem Wahnwitzigen. Dunja wurde sofort aufgefordert, in einigen Häusern Unterricht zu geben, aber sie lehnte es ab. Überhaupt begannen jetzt alle, uns die größte Achtung zu zeigen, was hauptsächlich dazu half, das unerwartete Ereignis herbeizuführen, durch das sich unser ganzes Schicksal ändern soll. Erfahre denn, lieber Rodja, daß Dunja einen Heiratsantrag von einem Herrn erhalten hat und daß sie bereits ihre Einwilligung gegeben hat, was ich mich beeile, Dir mitzuteilen. Obgleich die Sache sich ohne Deinen Rat vollzogen hat, wirst Du wohl weder mir noch Deiner Schwester einen Vorwurf machen, sondern selber aus dem weiteren ersehen, daß es unmöglich war, den Entschluß bis zum Eintreffen Deines Antwortschreibens aufzuschieben. Und Du hättest auch nur hier alles genau beurteilen können. Es ging folgendermaßen vor sich: Er ist schon Hofrat, heißt Peter Petrowitsch Luschin und ist ein entfernter Verwandter von Marfa Petrowna, die sich sehr für diese Sache eingesetzt hat. Er begann damit, daß er durch Marfa Petrowna den Wunsch äußerte, mit uns bekannt zu werden; wir empfingen ihn, wie es sich gehört, er war bei uns zum Kaffee, und am nächsten Tage schickte er einen Brief, in dem er sehr höflich um Dunjas Hand anhielt und um eine baldige und bestimmte Antwort bat. Er ist ein sehr tätiger und vielbeschäftigter Mann und muß jetzt in aller Eile nach Petersburg reisen, so daß ihm jeder Augenblick kostbar ist. Wir waren natürlich zuerst sehr überrascht, weil alles so schnell und unerwartet kam, und haben den ganzen Tag zusammen

überlegt und beratschlagt. Er ist ein zuverlässiger Mensch, in gesicherten Verhältnissen, bekleidet zwei Ämter und hat obendrein Vermögen. Allerdings ist er schon fünfundvierzig Jahre alt, aber von recht angenehmem Äußeren, und vermag noch den Frauen zu gefallen; überhaupt ist er ein gesetzter, anständiger Mann, nur etwas grämlich und fast etwas hochmütig. Aber vielleicht scheint es nur so auf den ersten Blick. Ich beuge also vor, lieber Rodja, damit, wenn Du ihn in Petersburg siehst, was sehr bald geschehen wird, Du nicht vorschnell und zu hitzig über ihn urteilst, wie es Deine Art ist, wenn Dir auf den ersten Blick etwas nicht gefällt. Ich sage das nur auf alle Fälle, obwohl ich überzeugt bin, daß er einen angenehmen Eindruck auf Dich machen wird. Um einen fremden Menschen richtig zu beurteilen, muß man sich ihm vorsichtig und schrittweise nähern, um nicht in Irrtümer und Vorurteile zu verfallen, diespätersehrschwer zu berichtigen und auszumerzen sind. Peter Petrowitsch ist, jedenfalls nach vielen Anzeichen, ein sehr achtungswerter Mensch. Gleich bei seinem ersten Besuch erklärte er uns, daß er ein Mensch mit festen Grundsätzen sei, aber doch in vieler Hinsicht ‚die Überzeugungen unserer jüngeren Generation‘, wie er sich ausdrückte, theile, als ein Feind aller Vorurteile. Er sprach noch über vieles, scheint ein wenig eitel zu sein und es gern zu haben, wenn man ihm zuhört; aber das ist ja fast kein Fehler. Ich habe natürlich nicht alles verstanden, aber Dunja setzte mir auseinander, daß er zwar keine große Bildung habe, aber klug sei und anscheinend auch gut. Du kennst ja den Charakter Deiner Schwester, Rodja. Sie ist ein tapferes, verständiges, geduldiges, hochherziges Mädchen, dabei eine Feuerseele, was ich gut erkannt habe. Gewiß ist weder auf ihrer noch auf seiner Seite eine wirkliche Liebe vorhanden, aber Dunja ist nicht nur ein kluges, sondern auch ein edles Geschöpf, ein Engel, sie wird sich das Glück ihres Mannes zur Aufgabe machen, der seinerseits auf ihr Glück bedacht sein wird, woran wir vorläufig keine Ursache haben zu zweifeln, obgleich alles für meinen Geschmack etwas zu schnell gegangen ist. Außerdem ist er ein kluger Mann und wird einsehen, daß sein eigenes eheliches Glück desto fester begründet ist, je glücklicher er Dunja macht. Was nun etwaige Ungleichheiten der Charaktere, alte Gewohnheiten

und einige Verschiedenheiten in den Anschauungen betrifft – was auch in den glücklichsten Ehen nicht zu vermeiden ist –, so sagte mir Dunja selber, daß sie in dieser Hinsicht auf sich vertraut; das sei kein Grund zur Beunruhigung, sie könne viel vertragen, wenn nur in den übrigen Beziehungen Ehrlichkeit und Gerechtigkeit herrscht. Er schien mir zum Beispiel anfangs ein wenig schroff, aber das kann auch durch seine Offenherzigkeit kommen, und es wird auch wohl so sein. So äußerte er bei seinem zweiten Besuche, als er das Jawort hatte, daß er schon, bevor er Dunja kannte, beschlossen habe, ein ehrenhaftes, aber armes Mädchen zu heiraten und vor allem eines, das den Druck der Armut gespürt habe, denn ein Mann, meinte er, solle seiner Frau durch nichts verpflichtet sein; viel besser sei es, wenn die Frau den Mann als ihren Wohltäter ansehe. Ich muß hinzufügen, daß er sich etwas feiner und zartfühlender ausdrückte, als ich hier schreibe, denn ich habe den genauen Wortlaut vergessen, nur den Sinn behalten, und außerdem hatte er es keineswegs mit Absicht gesagt, sondern offenbar im Eifer des Gesprächs, so daß er auch später versuchte, es abzuschwächen und zu mildern; dennoch erschien es mir etwas zu scharf, und ich sprach später mit Dunja darüber. Aber Dunja antwortete mir sogar ärgerlich, daß ‚Worte noch keine Taten sind‘, und da hat sie ja auch recht. Bevor Dunja diesen Entschluß faßte, verbrachte sie eine schlaflose Nacht, und in dem Glauben, daß ich schlief, stand sie auf und ging die ganze Nacht im Zimmer hin und her; schließlich kniete sie vor dem Heiligenbilde nieder und betete lange und inbrünstig, und am Morgen erklärte sie mir, sie hätte sich entschieden.

Ich habe schon erwähnt, daß Peter Petrowitsch jetzt nach Petersburg reist. Er hat große Geschäfte vor und will in Petersburg ein Rechtsanwaltsbüro eröffnen. Er befaßt sich schon lange mit Rechtssachen und hat vor kurzem einen großen Prozeß gewonnen. Nach Petersburg muß er auch deswegen, weil er im Senat eine bedeutende Sache zu vertreten hat. Auf diese Weise kann er auch Dir, lieber Rodja, sehr nützlich sein, in vieler Beziehung, und ich und Dunja meinen, daß mit dem heutigen Tage Deine künftige Laufbahn gesichert ist und Dein Schicksal klar vor Augen liegt. Oh, wenn sich

doch alles verwirklichen wollte! Das wäre ein solches Glück, daß man es nur als eine Gnade des Allmächtigen für uns betrachten könnte. Dunja träumt die ganze Zeit davon. Wir haben auch schon gewagt, Peter Petrowitsch gegenüber einige Worte darüber fallenzulassen. Er äußerte sich vorsichtig und sagte, daß er allerdings ohne Sekretär nicht auskommen könne, und da sei es natürlich besser, das Gehalt, statt einem Fremden, einem Verwandten zu zahlen, falls er sich für diesen Posten eigne – als ob Du Dich nicht dafür eignetest! Gleichzeitig äußerte er einige Zweifel, daß Dein Studium Dir Zeit für die Arbeit in seinem Büro übrigließe. Damit war dieses Gespräch einstweilen beendet, aber Dunja denkt jetzt an nichts anderes. Seit einigen Tagen ist sie Feuer und Flamme und hat sich einen ganzen Plan zurechtgelegt, wie Du später einmal der Gehilfe, ja sogar der Kompagnon Peter Petrowitschs in seinen Rechts-sachen werden könntest, um so mehr, als Du an der Juristischen Fakultät bist. Ich bin ganz mit ihr einverstanden, lieber Rodja, teile alle ihre Pläne und Hoffnungen und halte ihre Verwirklichung für möglich; und obwohl Peter Petrowitsch fürs erste so zurückhaltend ist, was man verstehen kann, da er Dich noch nicht kennt, so ist Dunja doch fest davon überzeugt, daß sie durch ihren Einfluß auf ihren künftigen Mann alles erreichen wird. Wir haben uns natürlich gehütet, Peter Petrowitsch etwas von unseren Zukunfts träumen zu sagen, geschweige denn davon, daß Du seine rechte Hand werden sollst. Er ist ein nüchterner Mensch und hätte dergleichen vielleicht sehr kühl aufgenommen und als ein Hirngespinnst angesehen. Auch haben wir, weder Dunja noch ich, kein Wort über unsere feste Hoffnung gesprochen, daß er uns helfen soll, Dich mit Geld zu unterstützen, solange Du auf der Universität studierst; wir haben es nicht getan, weil es sich später von selber ergeben könnte und weil er es sicher in Zukunft ohne viele Worte anbieten wird; er wird es Dunja gewiß nicht abschlagen, um so mehr, als Du sein Gehilfe im Büro werden kannst und diese Unterstützung nicht als Wohltat anzunehmen brauchst, sondern als wohlverdientes Gehalt. So will Dunja es einrichten, und ich stimme ihr vollkommen zu. Wir haben auch deswegen nicht darüber gesprochen, weil ich Dich bei Eurem bevorstehenden Zusammentreffen auf gleichen Fuß mit ihm stellen wollte. Als

Dunja ihm mit Begeisterung von Dir sprach, meinte er, man müsse jeden Menschen erst selber sehen und kennenlernen, um ihn beurteilen zu können, und er behalte sich das Recht vor, sich eine Meinung über Dich zu bilden, nachdem er mit Dir bekannt geworden sei. Weißt Du, lieber Rodja, es scheint mir aus gewissen Gründen, die übrigens nichts mit Peter Petrowitsch zu tun haben, sondern meine eigenen persönlichen Gedanken, vielleicht auch nur Alteweiberlaunen sind, daß ich nach ihrer Hochzeit wohl besser tun werde, nicht mit ihnen zusammen zu leben. Ich bin zwar überzeugt, daß er so anständig und zartfühlend sein wird, mir von sich aus anzubieten, mich nicht von der Tochter zu trennen. Und wenn er darüber bis jetzt nicht gesprochen hat, so kam es daher, weil es sich eigentlich von selbst versteht, aber ich werde es ablehnen. Ich habe in meinem Leben oft genug gesehen, daß Schwiegermütter den Männern nicht sehr nach dem Herzen sind, und ich will niemand zur Last fallen, will auch selber vollkommen unabhängig sein, solange ich noch einen Bissen zu essen habe und solche Kinder besitze wie Dich und Dunja. Wenn es möglich ist, will ich mich in der Nähe von Euch beiden niederlassen; denn das Schönste, Rodja, habe ich für den Schluß des Briefes aufgespart. Höre denn, mein lieber Junge, daß wir uns vielleicht in allernächster Zeit wiedersehen und alle drei umarmen werden, nach fast dreijähriger Trennung! Es ist schon ausgemacht, daß ich und Dunja nach Petersburg fahren werden, wann, weiß ich noch nicht genau, aber jedenfalls sehr bald, vielleicht schon in einer Woche. Alles hängt von Peter Petrowitschs Beschlüssen ab, der uns sofort Nachricht geben wird, sobald er sich in Petersburg umgesehen hat. Er will aus verschiedenen Gründen die Heirat möglichst beschleunigen und, wenn es geht, die Hochzeit noch vor den Fasten feiern; sollte es wegen der kurzen Frist nicht möglich sein, dann gleich danach. Oh, mit welcher Wonne werde ich Dich an mein Herz drücken! Dunja ist ganz närrisch vor Freude, Dich wiederzusehen, und sagte neulich im Scherz, daß sie schon deswegen allein Peter Petrowitsch heiraten würde. Sie ist ein Engel! Sie selber schreibt Dir nicht, läßt Dir aber sagen, daß sie so vieles mit Dir besprechen müsse, so vieles, daß es sich nicht lohnt, die Feder zur Hand zu nehmen, da man in wenigen

Zeilen doch nichts mittheilen kann und nur ärgerlich wird. Sie bat mich, Dich sehr herzlich zu umarmen und Dir unzählige Küsse zu senden. Obgleich wir uns vielleicht sehr bald sehen werden, will ich Dir doch in diesen Tagen Geld schicken, soviel ich kann. Jetzt, da alle wissen, daß Dunja Peter Petrowitsch heiratet, hat sich mein Kredit sehr gehoben, und ich bin überzeugt, daß Afanasij Iwanowitsch mir auf Rechnung meiner Pension sogar bis zu fünfundsiebzig Rubel leihen wird, so daß ich vielleicht fünfundzwanzig oder sogar dreißig Rubel schicken kann. Ich würde noch mehr schicken, aber ich fürchte, die Ausgaben für die Reise werden sehr hoch sein; obwohl Peter Petrowitsch so liebenswürdig war, einen Teil der Kosten der Reise in die Hauptstadt zu übernehmen – er hat sich selber bereit erklärt, unser Gepäck und einen großen Koffer durch Bekannte hinschaffen zu lassen –, so müssen wir doch auch an den Aufenthalt in Petersburg denken, wo man nicht ohne einen Groschen ankommen darf. Wir haben alles schon genau ausgerechnet, und es zeigte sich, daß uns die Reise nicht viel kosten wird. Von uns bis zur Eisenbahn sind es nur neunzig Werst, und wir haben bereits auf alle Fälle mit einem bekannten Fuhrmann eine Abmachung getroffen; die weitere Reise werden wir, ich und Dunja, glücklich in der dritten Klasse machen. Dann wird es mir vielleicht gelingen, dir nicht fünfundzwanzig, sondern dreißig Rubel zu schicken. Nun aber genug; zwei Bogen habe ich vollgeschrieben, und es ist kein Platz mehr da. So viel war zu berichten, es hatte sich auch eine Menge von Ereignissen angesammelt. Nun, mein teurer Rodja, umarme ich Dich bis zu unserem baldigen Wiedersehen und sende Dir meinen mütterlichen Segen. Liebe Deine Schwester, Rodja, liebe sie so, wie sie Dich liebt, und vergiß nicht, daß sie Dich grenzenlos liebt, mehr als sich selbst. Sie ist ein Engel, und Du, Rodja, bist unser alles, unsere Hoffnung und unser Trost. Wenn Du nur glücklich bist, so sind wir es auch. Betest Du noch zu Gott wie früher, und glaubst Du an die Güte des Schöpfers und Heilandes? Wie sehr fürchte ich, daß die neumodische Gottlosigkeit auch Dich ergriffen hat. Wenn es so ist, dann bete ich für Dich. Erwinnere Dich, Liebster, wie Du in Deiner Kindheit, als Dein Vater noch lebte, auf meinen Knien Deine Gebete sprachst, und wie glücklich wir alle damals

waren! Lebe wohl, oder noch besser, auf Wiedersehen! Ich
umarme Dich innig, innig, und küsse Dich tausendmal
Deine bis in den Tod getreue Mutter
Pulcheria Raskolnikowa.“

Fast die ganze Zeit, während Raskolnikow las, strömten Tränen über seine Wangen. Als er geendet hatte, war sein Gesicht bleich und verkrampft, und ein hartes, böses Lächeln lag auf seinen Lippen. Er legte seinen Kopf auf sein dünnes, abgenutztes Kissen und dachte lange nach. Sein Herz schlug heftig, und heftig wogten seine Gedanken durcheinander. Endlich wurde es ihm zu schwül und eng in dieser gelben Kammer, die einem Kasten oder einem Koffer glich. Augen und Gedanken verlangten Freiheit und Weite. Er nahm seinen Hut und ging hinaus, diesmal ohne Furcht, jemandem zu begegnen; dieser Gedanke kam ihm gar nicht. Er schlug die Richtung nach der Wassiljewskij-Insel ein, über den W.-Prospekt, als hätte er dort ein eiliges Geschäft, doch ging er in Wirklichkeit, ohne auf den Weg zu achten, vor sich hin flüsternd oder auch laut mit sich selber redend, so daß er den Vorübergehenden auffiel. Viele hielten ihn für betrunken.

IV

Das Schreiben der Mutter hatte ihn ganz erledigt. Über die Hauptsache aber, den Punkt, auf den es ankam, war er auch nicht einen Augenblick im Zweifel, nicht einmal während er den Brief las. Ihrem Wesen nach war die Sache für ihn entschieden: Zu dieser Heirat kommt es nicht, solange ich lebe, und zum Teufel mit dem Herrn Luschin! –

„Weil diese Sache ganz klar ist“, murmelte er vor sich hin, giftig lächelnd und im voraus über den Erfolg seines Entschlusses triumphierend. „Nein, liebe Mama, nein, Dunja, ihr könnt mich nicht täuschen. Und sie entschuldigen sich noch, daß sie meinen Rat nicht eingeholt, ohne mich ihre Entscheidungen getroffen haben! Sie glauben, daß man es jetzt nicht mehr rückgängig machen kann; wir wollen mal sehen, ob es möglich ist oder nicht! Welch herrliche Ausrede: Peter

Petrowitsch ist so beschäftigt, so in Anspruch genommen, daß er nicht anders als mit Beschleunigung heiraten kann. Nein, liebste Dunja, ich durchschaue alles und weiß, worüber du mit mir so viel sprechen willst. Ich weiß auch, worüber du die ganze Nacht beim Auf- und Niedergehen im Zimmer nachgedacht hast und worum du gebetet hast, gebetet vor dem Bilde der Gottesmutter von Kasan, das in Mutters Schlafstube steht. Es ist schwer, nach Golgatha hinaufzugehen! Es ist also endgültig beschlossen: Ihr geruht, einen geschäftstüchtigen und verständigen Mann zu heiraten, Awdotja Romanowna, der ein eigenes Vermögen besitzt oder schon besitzt, das klingt vertrauenerweckender, der zwei Ämter bekleidet, der die Überzeugungen unserer jungen Generation teilt, wie Mama schreibt, und der anscheinend gut ist, wie Dunja selber sagt. Dieses ‚anscheinend‘ ist das Prädigste daran! Und Dunja heiratet dieses ‚anscheinend‘. – Prädigt! Prädigt!

Ich bin aber doch neugierig, warum Mama mir von der ‚jungen Generation‘ geschrieben hat? Einfach, um die Person zu charakterisieren, oder mit einer weiteren Absicht: mich für Herrn Luschin günstig zu stimmen? Oh, diese Schlaunen! Es wäre interessant, noch einen Umstand aufzuklären: Wie weit waren die beiden aufrichtig miteinander in jener Nacht, an jenem Tage und in der ganzen folgenden Zeit? Wurden alle Worte offen zwischen ihnen ausgesprochen, oder haben sie gewußt, daß sie beide ein und dasselbe auf dem Herzen und im Sinn hatten, so daß es überflüssig war, alles laut auszusprechen und womöglich zuviel zu sagen? Sicher war es zum Teil so; man sieht es am Brief: Mama schien er ein wenig schroff, und die Naive teilte ihre Eindrücke sofort Dunja mit. Und die wurde natürlich verstimmt und antwortete ärgerlich. Das ist begreiflich! Wer wird nicht in Zorn geraten, wenn die Sache auch ohne naive Fragen klar ist und wenn man beschlossen hat, nicht mehr darüber zu sprechen! Und warum schreibt sie: ‚Dunja, Rodja, liebt Dich mehr als sich selbst.‘ Macht sie sich da nicht insgeheim schon Vorwürfe, daß sie eingewilligt hat, die Tochter für den Sohn zu opfern? ‚Du bist unsere Hoffnung, Du bist unser alles!‘ O Mama!“ Die Wut übermannte ihn derart, daß er, wenn Herr Luschin ihm jetzt begegnet wäre, ihn wahrscheinlich umgebracht hätte.

Hm – es ist wahr! fuhr er in Gedanken fort, man muß sich einem Menschen allmählich und schrittweise nähern, um ihn kennenzulernen; aber Herrn Luschin kann man auch so durchschauen. Die Hauptsache ist: ein geschäftstüchtiger und anscheinend auch ein guter Mensch; ist es etwa eine Kleinigkeit, daß er das Gepäck und den großen Koffer auf seine Kosten befördern läßt? Da ist er doch wohl gut! Sie aber, die Braut und die Mutter, müssen einen Planwagen mieten – ich kenne das, bin auch so gefahren. Das macht nichts, es sind ja nur neunzig Werst, und dann fahren wir glücklich in der dritten Klasse, noch an die tausend Werst. Das ist vernünftig, man muß sich nach der Decke strecken; aber Herr Luschin, was denkt Ihr Euch. Es ist doch Eure Braut! Habt Ihr vielleicht nicht gewußt, daß Mutter für die Reise auf Rechnung ihrer Pension Schulden macht? Gewiß, Ihr habt hier ein Geschäft, ein Unternehmen auf gegenseitigen Profit und mit gleichen Anteilen, folglich müssen die Ausgaben auch gleichmäßig verteilt werden, nach dem Sprichwort: Brot und Salz zusammen, Tabak aber jeder für sich. Aber auch hier hat dieser geschäftstüchtige Mann die beiden etwas übers Ohr gehauen: das Gepäck kostet ihn weniger als sie ihre Reise, vielleicht auch gar nichts. Sehen denn die beiden es nicht, oder wollen sie es nicht sehen? Sie sind ja zufrieden, beide sind zufrieden! Und man stelle sich vor, daß dies erst der Anfang ist; das dicke Ende kommt noch nach! Was hier wesentlich ist: nicht der Geiz, nicht die Knauserigkeit, sondern der Ton des Ganzen. Das ist doch der zukünftige Ton nach der Heirat, der Vorgeschmack. – Ja, und Mama, woraufhin ist sie so optimistisch? Womit will sie nach Petersburg kommen? Mit drei Silberrubeln oder mit zwei „Scheinen“, wie die Alte sagt. – Hm! Wovon will sie denn später in Petersburg leben? Sie hat ja schon durch irgendwelche Anzeichen herausbekommen, daß sie mit Dunja nach der Heirat nicht wird zusammen leben können, nicht einmal in der ersten Zeit. Der gute Mann hat sich wahrscheinlich irgendwie verplappert, sich durchschauen lassen, obwohl Mama es nach Kräften leugnet: Ich will es selber ablehnen. Ja, worauf hofft sie denn? Auf ihre Pension von hundertzwanzig Rubel, von der noch Schulden zu bezahlen sind? Sie strickt warme Tücher, bestickt Manschetten und verdirbt sich die alten Augen. Aber

damit verdient sie nur zwanzig Rubel im Jahr zusätzlich, ich weiß es. Also hoffen sie doch auf die edle Gesinnung des Herrn Luschin: Er wird es selber anbieten. Darauf können sie lange warten. So ist es immer bei diesen Schillerschen schönen Seelen: bis zum letzten Augenblick schmücken sie einen Menschen mit Pfauenfedern, bis zum letzten Augenblick glauben sie an das Gute und nicht an das Böse, und obwohl sie die Kehrseite der Medaille ahnen, wollen sie sich um keinen Preis die Wahrheit im voraus eingestehen; sie schütteln sich schon beim bloßen Gedanken daran; mit beiden Händen wehren sie sich dagegen, bis zum Schluß der so herrlich herausgeputzte Mensch ihnen eigenhändig die Augen öffnet. Ich wüßte gern, ob Herr Luschin Orden hat? Ich wette, daß er den Annenorden am Bande besitzt und daß er ihn zu Festen bei Kaufleuten und Großlieferanten trägt. Vielleicht will er sich auch zu seiner Hochzeit damit schmücken! Zum Teufel mit ihm!

Aber lassen wir die Mutter, sie ist schon so, aber was ist mit Dunja? Dunja, Liebste, ich kenne dich doch! Du warst doch schon zwanzig Jahre alt, als wir uns das letztmal sahen. Deine Wesensart habe ich schon verstanden. Mama schreibt: „Dunja kann vieles ertragen.“ Das wußte ich schon früher. Das weiß ich bereits seit zweieinhalb Jahren, und die ganze Zeit über habe ich nachgedacht, zweieinhalb Jahre habe ich gerade darüber nachgedacht, daß „Dunja vieles ertragen kann“. Wenn sie schon Herrn Swidrigailow mit allem, was darauf folgte, hat ertragen können, dann kann sie tatsächlich vieles ertragen. Und jetzt meinen die beiden, daß man auch Herrn Luschin ertragen kann, der die Theorie über die Vorzüge bettelarmer Frauen vertritt, die von ihren Männern Wohltaten empfangen, und der diese fast beim ersten Zusammensein auseinandersetzt. Nun gut, nehmen wir an, er hat es im Eifer des Gespräches gesagt, obwohl eher anzunehmen ist, daß ein verständiger Mann wie er nicht so daherredet, sondern sofort die Lage klären wollte. Aber was denkt sich Dunja dabei? Sie durchschaut doch den Menschen und muß doch mit dem Menschen leben! Sie würde sich lieber von Wasser und Brot nähren, als ihre Seele verschachern; sie würde ihre sittliche Freiheit niemals für materielle Güter hergeben, für ganz Schleswig-Holstein würde sie sie nicht hergeben, geschweige denn für Herrn Luschin. Nein,

Dunja war nicht so, solange ich sie kenne, und hat sich sicher nicht verändert! – Was soll man da sagen? Die Sache mit Swidrigailow hat sie abgeschreckt. Schwer ist es, sein ganzes Leben als Erzieherin für zweihundert Rubel in der Provinz umherzuziehen; aber ich weiß doch, meine Schwester würde lieber als Sklavin zu einem Plantagenbesitzer gehen, als ihren Geist und ihr sittliches Empfinden durch die Vereinigung mit einem Menschen zu beschmutzen, den sie nicht achten kann und mit dem sie nichts gemein hat – auf ewig, nur wegen persönlicher Vorteile! Und bestände Herr Luschin auch aus lauterem Golde oder aus einem einzigen Brillanten, auch dann wäre sie nicht einverstanden, die gesetzmäßige Bettgenossin eines Herrn Luschin zu werden! Warum willigt sie jetzt ein? Wo ist die Lösung des Rätsels? Die Sache ist klar: Für sich, für ihr eigenes Wohlleben, selbst um sich vor dem Tode zu retten, wird sie sich nicht verschachern; für einen anderen verschachert sie sich! Für einen geliebten, für einen vergötterten Menschen opfert sie sich! Da liegt des Rätsels Lösung: für ihren Bruder, für ihre Mutter tut sie es! Opfert alles! Oh, hier wird man bei Gelegenheit auch das sittliche Gefühl unterdrücken: die Freiheit, die Seelenruhe, sogar das Gewissen, alles, alles schleppt sie dafür auf den Markt. Mag das Leben dahinfahren! Wenn nur die geliebten Wesen glücklich sind. Nicht genug damit, man wird sich eine eigene Gewissenslehre ausdenken, von Jesuiten lernen und sich selber vielleicht für eine Zeit beruhigen, sich einreden, daß es tatsächlich für den guten Zweck nötig ist. So ist man, und alles ist so klar wie der Tag. Es ist klar, daß es sich hier um niemand anders handelt als allein und ausschließlich um Rodion Romanowitsch Ras-kolnikow. Nun, warum denn nicht! – Man kann sein Glück begründen, ihm das Studium ermöglichen, ihn zum Gehilfen im Büro machen, seine ganze Zukunft sicherstellen; er kann auch reich werden, geachtet und angesehen, vielleicht sogar als berühmter Mann sein Leben beschließen! Und die Mutter? Aber es handelt sich doch um Rodja, den teuren Rodja, den Erstgeborenen! Wie soll man nicht um solch eines Erstgeborenen willen selbst eine solche Tochter opfern! O ihr lieben, ungerechten Herzen! In diesem Fall würde man vielleicht auch vor dem Los einer Sonja nicht zurückschrecken! Sonja Mar-

meladowa, eine Sonja wird es immer geben, solange die Welt steht! Habt ihr beide auch das Opfer ermessen, ganz ermessen? Geht es nicht über die Kraft? Hat es einen Sinn? Ist es vernünftig? Weißt du, Dunja, daß Sonjas Los um nichts schlimmer ist als dein Los an der Seite eines Herrn Luschin? „Liebe ist nicht vorhanden“, schreibt die Mutter; aber wie, wenn außer Liebe auch Achtung nicht möglich ist, sondern im Gegenteil Abneigung, Verachtung und Ekel schon da sind, was dann? Dann läuft es darauf hinaus, daß man auch hier auf „Sauberkeit bedacht sein muß“. Ist es nicht so? Versteht ihr, versteht ihr, was diese Sauberkeit bedeutet? Versteht ihr, daß die Sauberkeit einer Frau Luschin auf derselben Stufe steht wie Sonjas Sauberkeit, vielleicht noch minderwertiger, häßlicher, niedriger ist, weil es sich bei dir, Dunja, um Erwerbung überflüssiger Güter handelt, während es dort um das nackte Leben geht! Teuer, sehr teuer kommt diese Sauberkeit zu stehen, Dunja! Und wenn dann die Kräfte nicht ausreichen, wirst du es bereuen? Wieviel Leid, Trauer, Verwünschungen und Tränen, die man vor allen verbirgt; denn man ist ja keine Marfa Petrowna! Und was wird dann mit der Mutter sein? Sie ist ja schon jetzt unruhig und quält sich; was dann erst, wenn sie alles klar sehen wird? Und was wird mit mir? – Ja, was denkt ihr eigentlich von mir? Ich will dein Opfer nicht, Dunja, ich will es nicht, Mama! Es soll nicht geschehen, solange ich lebe, es soll nicht sein, soll nicht sein! Ich nehme es nicht an! – Er kam plötzlich zur Besinnung und blieb stehen.

Es soll nicht geschehen? Aber was will man tun, damit es nicht geschieht? Soll ich es verbieten? Und was habe ich für ein Recht? Was kann ich ihnen meinerseits dafür bieten, um mir ein solches Recht anzumaßen? Mein ganzes Leben, meine ganze Zukunft ihnen widmen, wenn ich mein Studium beendet und eine Stelle bekommen habe? Das kennen wir schon, das sind Nebelbilder – und was jetzt? Ich muß doch handeln, sofort etwas tun! Und was tue ich jetzt? Ich beraube sie. Sie verschaffen sich Geld, indem sie auf die Pension Schulden machen und sich in Abhängigkeit von diesen Swidrigailows begeben. Wie soll ich sie vor diesen Swidrigailows und Wachruschins schützen? Etwa indem ich als zukünftiger Millionär, als Zeus ihr Schicksal lenke? Nach zehn Jahren? In diesen zehn Jahren

wird die Mutter vom Stricken und Nähen erblindet sein, vielleicht auch vom Weinen; und die Schwester? Was kann in zehn Jahren alles mit der Schwester geschehen sein! Ist es auszudenken?! –

So quälte und schlug er sich mit diesen Fragen herum, sogar mit einem gewissen Genuß. Übrigens waren es keine neuen, unerwarteten Fragen, sondern längst bekannte, die an alte Wunden rührten und sein Herz zermarteten. Schon vor sehr, sehr langer Zeit war in ihm dieses ganze jetzige Leid aufgetaucht, war gewachsen, hatte sich angesammelt und war in der letzten Zeit reif geworden, hatte sich verdichtet und die Gestalt jener entsetzlichen wilden, phantastischen Frage angenommen, die ihm Herz und Verstand zerquälte und gebieterisch nach einer Lösung verlangte. Da hinein fuhr der Brief der Mutter wie ein Donnerschlag. Es war klar, daß jetzt keine Zeit war, verzweifelt zu sein, stumm zu leiden und sich zu sagen, daß die Fragen unlösbar seien, es mußte unbedingt gehandelt werden, sofort und möglichst schnell. — Um jeden Preis muß ich mich für etwas entscheiden oder . . .

„. . . oder dem Leben ganz entsagen“, rief er plötzlich ganz fassungslos aus. „Mein Los auf mich nehmen, ein für allemal, so wie es ist, alles in mir ersticken, auf jedes Recht zu leben und zu lieben verzichten.“

„Versteht Ihr, versteht Ihr, mein Herr, was es bedeutet, wenn man nicht weiß, wohin man sich wenden soll?“ erinnerte er sich plötzlich an die gestrige Frage Marmeladows. „Jeder Mensch muß doch eine Stelle haben, wo er hingehen kann.“

Plötzlich fuhr er zusammen: ein Gedanke, auch von gestern, ging ihm durch den Kopf. Aber er zuckte nicht deshalb zusammen, weil ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging. Er wußte ja, er ahnte, daß dieser Gedanke ihm unbedingt kommen würde, und erwartete ihn schon; auch war er nicht erst von gestern. Aber der Unterschied lag darin, daß dieser Gedanke vor einem Monat und sogar gestern noch nur ein Hirngespinnst war, jetzt aber – jetzt aber erschien er ihm nicht wie ein Hirngespinnst, sondern in einer neuen, drohenden und ihm ganz unbekannten Gestalt, und er wurde sich darüber plötzlich klar. Er war wie vor den Kopf gestoßen, und es wurde ihm dunkel vor den Augen.

Ersahsich eilig um, als suche er etwas. Er wollte sich niedersetzen und sah sich nach einer Bank um, er war auf dem K.-Boulevard. In seiner Nähe, etwa hundert Schritt weiter, sah er eine Bank. Er ging schnell auf sie zu; aber unterwegs ereignete sich ein Zwischenfall, der seine ganze Aufmerksamkeit ablenkte.

Während er nach der Bank Ausschau hielt, bemerkte er etwa zwanzig Schritte vor ihm hergehend eine weibliche Gestalt, doch schenkte er ihr anfangs ebensowenig Beachtung wie allen Erscheinungen, die um ihn her auftauchten. Es geschah ihm oft, daß er zu Hause anlangte, ohne sich des Weges zu erinnern, den er gegangen war; er hatte sich schon daran gewöhnt, so zu gehen. Aber die Frau, die vor ihm ging, hatte etwas so Sonderbares und Auffallendes an sich, daß seine Aufmerksamkeit allmählich gefesselt wurde, zuerst gegen seinen Willen und zu seinem Verdruß, dann aber immer stärker. Er wollte plötzlich unbedingt herausbekommen, was an dieser Frau Sonderbares war. Sie schien ein noch sehr junges Mädchen zu sein. Sie ging bei dieser Hitze ohne Kopfbedeckung, ohne Sonnenschirm und Handschuhe, ganz eigentümlich mit den Armen schlenkernd. Sie hatte ein leichtes Sommerkleid an, das auch eigentümlich saß, kaum zugeknöpft und hinten an der Taille zerrissen war; ein ganzer Teil baumelte lose. Ein kleines Tuch um den nackten Hals hing auf einer Seite schief herab. Zu alledem ging das Mädchen unsicher, stolpernd und hin und her schwankend. Diese Erscheinung nahm schließlich Raskolnikows ganzes Interesse in Anspruch. Er traf bei der Bank mit ihr zusammen. Sie ließ sich auf eine Ecke der Bank fallen, legte den Kopf an die Lehne und schloß die Augen, anscheinend vor äußerster Ermattung. Bei näherer Betrachtung sah Raskolnikow sogleich, daß sie ganz betrunken war. Es war ein sonderbarer und wüster Anblick. Er dachte sogar, ob er sich nicht irre. Er sah vor sich ein junges Gesichtchen von etwa sechzehn oder gar erst fünfzehn Jahren, schmal, hübsch, aber mit unnatürlich geröteten Wangen und allem Anschein nach ein wenig geschwollen. Das junge Mädchen schien nicht ganz bei Besinnung zu sein; das eine Bein hatte sie über das andere geschlagen und ließ dabei mehr sehen, als anständig ist; sie war sich offenbar nicht bewußt, daß sie sich auf der Straße befand.

Raskolnikow setzte sich nicht, wollte aber auch nicht fortgehen; er stand unschlüssig da. Dieser Boulevard ist immer ziemlich menschenleer, jetzt aber, um zwei Uhr nachmittags und bei der Hitze, war er wie ausgestorben. Dennoch stand etwa fünfzehn Schritte weiter am Rande der Straße ein Herr, der offenbar große Lust verspürte, sich dem Mädchen in gewissen Absichten zu nähern. Er mochte sie wohl aus der Ferne bemerkt und verfolgt haben, aber Raskolnikow war ihm in die Quere gekommen. Jetzt warf er ihm zornige Blicke zu, die unbemerkt bleiben sollten, und wartete ungeduldig, daß der lästige Störer fortging. Der Herr war etwa dreißig Jahre alt, stämmig, wohlgenährt, mit rosigen Wangen, roten Lippen, einem Schnurrbärtchen und war sehr elegant gekleidet. Raskolnikow packte die Wut, er verspürte Lust, diesen fetten Gecken irgendwie zu beleidigen. Er verließ das junge Mädchen und trat zu dem Fremden.

„He, Ihr Swidrigailow! Was wollt Ihr hier?“ rief er mit geballten Fäusten und wutschäumendem Munde.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Herr streng, zog die Brauen zusammen und sah ihn von oben herab erstaunt und hochmütig an.

„Schert Euch fort, das bedeutet es.“

„Wie wagst du es, Kanaille...!“

Er erhob seine Reitgerte. Raskolnikow warf sich mit den Fäusten auf ihn, ohne zu bedenken, daß dieser stämmige Kerl mit zweien seines Schlages fertig würde. Aber in diesem Augenblick packte ihn jemand von hinten, und ein Schutzmann trat zwischen die beiden.

„Genug, meine Herren, ich bitte, sich nicht an öffentlichen Orten zu prügeln! Was wollt Ihr und wer seid Ihr?“ wandte er sich streng an Raskolnikow, dessen zerlumpte Kleidung musternd.

Raskolnikow schaute ihn forschend an. Es war ein biederer Soldatengesicht mit grauem Schnurrbart und Backenbart und einem verständigen Blick.

„Gerade Euch brauche ich“, rief Raskolnikow und faßte seinen Arm. „Ich bin ehemaliger Student, Raskolnikow. – Das könnt auch Ihr erfahren“, wandte er sich an den Herrn. „Kommt bitte mit, ich muß Euch etwas zeigen.“

Er packte den Schutzmann am Arm und führte ihn zu der Bank.

„Da, schaut her, sie ist ganz betrunken, soeben ging sie über den Boulevard. Wer weiß, wer sie ist, aber sie sieht nicht so aus, als betriebe sie es gewerbsmäßig. Wahrscheinlich hat man sie irgendwo betrunken gemacht und verführt – zum erstenmal – versteht Ihr? Und hat sie dann auf der Straße losgelassen. Seht doch, wie das Kleid zerrissen ist, wie es sitzt! Jemand hat sie angekleidet, nicht sie selbst, ungeschickte Männerhände haben sie angekleidet. Das sieht man. Und nun schaut diesen Gecken dort, mit dem ich im Begriff war, mich zu prügeln, ich kenne ihn nicht, sehe ihn zum erstenmal; er hat sie jetzt auf der Straße bemerkt, hat gesehen, daß sie ganz betrunken ist, und möchte sich an sie heranhängen, sich ihrer in diesem Zustande bemächtigen, sie irgendwohin schleppen. – Und es ist sicher so, glaubt mir, ich irre mich nicht. Ich habe selber gesehen, wie er sie beobachtet und verfolgt hat. Nun habe ich ihn gestört, und er wartet nur darauf, daß ich fortgehe. Seht, er hat sich wieder etwas zurückgezogen, steht und dreht sich eine Zigarette. Wie können wir sie vor ihm schützen? Wie können wir sie nach Hause bringen? Gebt einen Rat!“

Der Schutzmann hatte sofort alles begriffen. Die Absichten des feisten Herrn waren ihm klar, mit dem jungen Mädchen aber mußte man etwas anfangen. Er beugte sich über sie, um sie näher zu betrachten, und aufrichtiges Mitleid zeigte sich in seinen Zügen.

„Ach, wie schade um sie!“ sagte er kopfschüttelnd. „Noch ganz ein Kind. Man hat sie betrogen, das ist sicher. Hört, Fräulein, wo wohnt Ihr?“ rief er. Das junge Mädchen öffnete die schläfrigen, trüben Augen, blickte stumpfsinnig auf den Fragenden und winkte mit der Hand ab.

„Hört“, sagte Raskolnikow, „hier“, er fuhr in die Tasche und holte zwanzig Kopeken heraus, die letzten, die noch da waren. „Nehmt eine Droschke und laßt sie nach Hause bringen. Man muß sie nach ihrer Adresse fragen.“

„Fräulein, hört, Fräulein!“ begann der Schutzmann von neuem, nachdem er das Geld genommen hatte. „Ich werde gleich eine Droschke holen und werde sie selber begleiten. Wohin befiehlt Ihr? Wo wohnt Ihr denn?“

„Fort mit Euch! Laßt mich in Ruhe!“ murmelte das Mädchen und wehrte wieder mit der Hand ab.

„Ach, wie schlimm! Ach, welch eine Schande, Fräulein, welch eine Schande!“ sagte der Schutzmann und schüttelte wieder den Kopf; er rügte und bemitleidete sie und entrüstete sich gleichzeitig. „Das ist eine schwere Aufgabe“, sagte er zu Raskolnikow und musterte ihn wieder vom Kopf bis zu den Füßen. Wahrscheinlich erschien es ihm sonderbar, daß man Geld hergibt, wenn man in solchen Lumpen geht.

„Habt Ihr sie weit von hier gefunden?“ fragte er ihn.

„Ich sagte Euch schon, sie ging schwankend vor mir her auf dem Boulevard. Als sie zur Bank kam, fiel sie gleich hin.“

„Ach, wie schamlos es jetzt in der Welt zugeht, du lieber Gott! So jung, und schon betrunken! Man hat sie verführt, das ist sicher. Auch das Kleidchen ist zerrissen. Ach, wie die Unsittlichkeit sich jetzt breitmacht! Vielleicht ist sie ein adeliges, aber armes Mädchen, wie es jetzt so viele gibt. Es scheint fast, als sei sie von den feinen, den anständigen Fräuleins. . .“ Er beugte sich wieder über sie.

Vielleicht wuchsen bei ihm zu Hause auch solche Töchter heran, „feine anständige Fräuleins“, die allerlei Flausen im Kopf hatten.

„Die Hauptsache, daß dieser Kerl sie nicht kriegt!“ sagte Raskolnikow. „Er will ihrer habhaft werden, man sieht es ja, er geht nicht weg, dieser Schurke.“

Raskolnikow sprach laut und zeigte mit der Hand auf ihn. Der Fremde hörte es und wollte wieder in Zorn geraten, unterdrückte ihn aber und begnügte sich mit einem verächtlichen Lächeln. Darauf ging er langsam zehn Schritt weiter und blieb wieder stehen.

„Das kann man verhindern, daß er sie kriegt“, sagte der Schutzmann nach einiger Überlegung. „Wenn sie nur sagen würde, wohin man sie bringen soll, sonst. . . Fräulein, hört, Fräulein!“ Er beugte sich wieder über sie.

Das Mädchen öffnete plötzlich die Augen, sah die beiden aufmerksam an, als ob sie etwas verstanden hätte, erhob sich von der Bank und ging in derselben Richtung zurück, aus der sie gekommen war.

„Ach, die Schamlosen, wieder belästigen sie mich!“ sagte sie

und wehrte noch einmal mit der Hand ab. Sie ging schnell, aber wie früher stark taumelnd davon. Der Herr folgte ihr, aber auf der anderen Seite der Allee, und ließ sie nicht aus den Augen.

„Seid ohne Sorge, ich werde schon aufpassen!“ sagte der bärtige Wächter des Gesetzes und ging hinter den beiden her.

„Ach, wie die Unsittlichkeit sich jetzt breitmacht!“ wiederholte er laut mit einem Seufzer.

In diesem Augenblick durchzuckte Raskolnikow ein Gedanke, er war plötzlich wie umgewandelt.

„Hört, he!“ rief er dem Schutzmann nach. Der drehte sich um.

„Laßt es! Was geht es Euch an? Laßt sie laufen! Mag er sich amüsieren.“

Der Schutzmann begriff nicht und starrte Raskolnikow an. Der lachte laut auf.

„Ach was!“ sagte der Schutzmann, winkte abwehrend mit der Hand und folgte dem Stutzer und dem Mädchen. Wahrscheinlich hielt er den jungen Mann für einen Verrückten oder für noch etwas Schlimmeres.

„Meine zwanzig Kopeken hat er auch mitgenommen“, murmelte Raskolnikow wütend, als er allein zurückgeblieben war.

„Nun, mag er von dem auch etwas nehmen und das Mädchen mit ihm gehen lassen, so wird es ja wohl enden. – Warum habe ich mich überhaupt darauf eingelassen? Ist es meine Sache, zu helfen? Habe ich ein Recht zu helfen? Mögen sie einander lebendig auffressen, was geht es mich an? Und wie durfte ich diese zwanzig Kopeken weggeben? Gehören sie etwa mir?“

Trotz dieser sonderbaren Worte wurde es ihm schwer ums Herz. Er setzte sich auf die nun leere Bank. Seine Gedanken waren verwirrt. In diesem Augenblick war es ihm überhaupt schwer, über etwas Bestimmtes nachzudenken. Am liebsten hätte er alles vergessen, wäre wie in einen tiefen Schlaf gesunken, um dann zu erwachen und ganz von neuem zu beginnen.

„Armes Mädchen!“ sagte er und schaute auf die leere Bank-ecke. „Sie wird zur Besinnung kommen, wird weinen, dann wird die Mutter es erfahren. Man wird sie schlagen, prügeln,

vielleicht auch aus dem Hause jagen. – Und wenn man sie nicht verjagt, so werden doch Leute von der Art der Darja Franzowna sie ausfindig machen, und dann geht das Mädchen bald von Hand zu Hand. Dann kommt gleich das Krankenhaus. So geht es immer mit denen, die bei der Mutter ehrbar leben und insgeheim dumme Streiche machen – und dann folgt wieder das Krankenhaus. Wein, Schenken – und nochmals das Krankenhaus. In zwei oder drei Jahren ist sie ein Krüppel, und dabei erst achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Habe ich nicht solche schon gesehen? Wie sind sie aber so geworden? Auf diesem Wege sind sie es geworden. Pfui! Meinetwegen! So muß es sein, sagen die Leute. Ein gewisser Prozentsatz muß jährlich draufgehen – irgendwohin –, zum Teufel wahrscheinlich, um die übrigen frisch zu erhalten und nicht zu stören. Prozentsatz! Schöne Wörtchen hat man gefunden, sie klingen so beruhigend und so gelehrt. Man sagt Prozentsatz und braucht sich nicht weiter zu sorgen. Hätte man ein anderes Wort dafür, ja, dann wäre es vielleicht beunruhigender. Und was, wenn auch Dunja irgendwie in den Prozentsatz hineingerät, wenn nicht in diesen, so in einen anderen?“

Aber wohin gehe ich denn eigentlich, dachte er plötzlich. Merkwürdig, ich ging doch aus einem bestimmten Grunde von Hause fort. Sobald ich den Brief gelesen hatte, wollte ich – zur Wassiljewskij-Insel, zu Rasumichin – jetzt entsinne ich mich. Ja wozu denn? Warum kam mir gerade der Gedanke, zu Rasumichin zu gehen? Das ist seltsam.

Er wunderte sich über sich selber. Rasumichin war einer seiner früheren Kameraden auf der Universität. Während seiner Studienzeit hatte Raskolnikow fast gar keine Bekannten, zog sich von allen zurück, ging zu niemand hin und empfing ungern Besuche. So wandten sich auch sehr bald alle von ihm ab. Er nahm weder an ihren Zusammenkünften und Gesprächen noch an ihren Vergnügungen teil. Er arbeitete fleißig, ohne sich Ruhe zu gönnen, und man achtete ihn deswegen, aber man liebte ihn nicht. Er war sehr arm und irgendwie stolz, anmaßend und unzugänglich, als ob er etwas verheimliche. Manchen seiner Kameraden schien es, als sehe er auf sie alle wie auf Kinder herab, als hätte er sie in der geistigen Entwicklung, in den Kenntnissen und in den Anschauungen überholt und als

betrachte er ihre Anschauungen und ihre Interessen als etwas Minderwertiges.

Mit Rasumichin hatte er sich aus irgendeinem Grunde angefreundet, das heißt, nicht gerade angefreundet, aber er war ihm gegenüber mitteilbarer und offener. Es war übrigens unmöglich, mit Rasumichin andere Beziehungen zu haben. Er war ein ungewöhnlich lustiger und umgänglicher Bursche, gut-herzig bis zur Einfalt. Unter dieser Einfalt aber verbargen sich Gemühtiefe und Würde. Die besten seiner Kameraden hatten dies erkannt, aber lieben taten ihn alle. Er hatte einen guten Verstand, konnte aber manchmal recht einfältig sein. Sein Äußeres war ausdrucksvoll: er war groß, mager, immer schlecht rasiert, schwarzhaarig. Manchmal raufte er und galt für einen sehr starken Menschen. Einmal, nachts, in einer lustigen Gesellschaft, hatte er einen riesigen Türhüter niedergeschlagen. – Trinken konnte er ohne Ende, aber er konnte auch ohne Alkohol auskommen; manchmal tollte er bis zur Strafbarkeit, aber er konnte auch ernsthaft sein. Rasumichin war auch darin bemerkenswert, daß ihn kein Mißerfolg jemals abschreckte, auch widrige Umstände vermochten ihn, wie es schien, nicht niederzudrücken. Er war imstande, im Notfall auf einem Dache zu hausen, den größten Hunger und ungewöhnliche Kälte zu ertragen. Er war sehr arm und verdiente sich seinen Unterhalt durch verschiedene Arbeiten; immer wieder fand er neue Erwerbsquellen. Einmal hatte er einen ganzen Winter lang sein Zimmer nicht geheizt und behauptet, es sei sehr angenehm, weil man in der Kälte besser schlafe. Jetzt war er auch gezwungen, sein Studium zu unterbrechen, aber nicht für lange; und mit allen Kräften strebte er danach, seine Lage zu verbessern, um wieder studieren zu können. Raskolnikow war seit ungefähr vier Monaten nicht bei ihm gewesen. Rasumichin wußte aber nicht einmal, wo er lebte. Einmal, vor zwei Monaten, waren sie einander auf der Straße begegnet, aber Raskolnikow war dem Freunde ausgewichen und auf die andere Seite der Straße gegangen, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Rasumichin hatte ihn wohl bemerkt, war aber vorübergegangen, um den Freund nicht zu belästigen.

V

Ich hatte tatsächlich noch vor kurzem die Absicht, Rasumichin um Arbeit zu bitten, daß er mir Stunden oder etwas anderes verschaffe, dachte Raskolnikow. Aber womit kann er mir jetzt helfen? Nehmen wir an, er verschafft mir Stunden oder teilt sein letztes Geld mit mir, falls er noch welches hat, so daß ich mir Stiefel kaufen und meine Kleidung instand setzen kann, um Stunden zu geben – hm, und was dann weiter? Was kann ich mit den paar Kopeken anfangen? Ist es das, was ich jetzt brauche? Nein, es ist einfach lächerlich, daß ich zu Rasumichin gehen will. –

Die Frage, warum er jetzt zu Rasumichin ging, erregte ihn mehr, als ihm selber bewußt war; mit Unruhe suchte er eine unheilvolle Bedeutung in diesem ganz gewöhnlichen Vorhaben.

„Will ich denn die ganzen Schwierigkeiten durch Rasumichin in Ordnung bringen, habe ich ihn als Ausweg gefunden?“ fragte er sich verwundert.

Er dachte nach und rieb sich die Stirn, und plötzlich, ganz unvermutet, wie von selbst, kam ihm nach langem Sinnen ein sehr merkwürdiger Gedanke.

„Hm – zu Rasumichin –“, sagte er auf einmal völlig ruhig, wie im Sinne eines endgültigen Entschlusses, „zu Rasumichin will ich gehen, bestimmt, aber nicht jetzt. Ich will zu ihm gehen – am Tage, nachdem *das* vollbracht ist und wenn alles wieder anders geworden ist.“

Plötzlich kam er wieder zu sich.

„Nach *dem*“, rief er aus und sprang von der Bank auf. „Ja, wird denn *das* überhaupt sein? Wird es wirklich sein?“

Er verließ die Bank und ging, rannte fast; er wollte nach Hause gehen, aber er hatte plötzlich einen Widerwillen davor. Dort im Winkel, in diesem entsetzlichen Kasten, reifte alles *das* heran, jetzt schon über einen Monat – und er ging planlos seiner Wege.

Sein nervöses Zittern steigerte sich bis zum Fieberfrost, bei der glühenden Hitze war ihm kalt. Mit großer Anstrengung

begann er, fast unbewußt, wie von einem inneren Drange getrieben, alles um sich herum zu betrachten, als suche er krampfhaft eine Ablenkung; aber es gelang ihm schlecht, und er versank jeden Augenblick wieder in sein Grübeln. Wenn er aber auffahrend den Kopf hob und sich umblickte, vergaß er sofort, woran er soeben gedacht hatte und wo er war. So durchwanderte er den ganzen Wassiljewskij-Stadtteil, kam bis zum Newaarm hinaus, ging über die Brücke und wandte sich den Inseln zu. Das Grün und die Frische taten anfangs seinen ermüdeten Augen wohl, die nur an Staub, Kalk und riesige, aneinandergedrängte, bedrückende Häusermassen gewöhnt waren. Hier gab es weder dumpfe Luft noch Gestank, noch Schenken. Aber bald verwandelten sich alle diese neuen, angenehmen Empfindungen in krankhafte und quälende. Manchmal blieb er vor einer der im Grün prangenden Villen stehen, blickte durch den Zaun und sah auf den Balkons und Terrassen elegant gekleidete Frauen und in den Gärten spielende Kinder. Die Blumen fesselten seine Aufmerksamkeit besonders, er betrachtete sie am längsten. Glänzende Equipagen kamen ihm entgegen, Reiter und Reiterinnen; er verfolgte sie mit neugierigen Blicken, vergaß sie aber, bevor sie noch verschwunden waren. Einmal blieb er stehen und zählte sein Geld: es waren ungefähr dreißig Kopeken. – Zwanzig Kopeken dem Schutzmann, drei Nastasja für den Brief, also habe ich gestern Marmeladows siebenundvierzig oder fünfzig Kopeken dagelassen, dachte er, indem er aus irgendeinem Grunde nachrechnete; aber bald hatte er vergessen, wozu er das Geld aus der Tasche gezogen hatte. Es fiel ihm erst wieder ein, als er an einem Speisehaus vorüberkam, einer Art Garküche, und fühlte, daß er Hunger hatte. Er trat ein, trank ein Gläschen Brantwein und nahm eine gefüllte Pastete, die er im Weitergehen verzehrte. Er hatte sehr lange keinen Brantwein getrunken, und er tat sofort seine Wirkung, obgleich es nur ein Gläschen war. Seine Füße wurden plötzlich schwer, und er empfand ein starkes Schlafbedürfnis. Er kehrte um und wollte nach Hause gehen; als er schon die Petrowskij-Insel erreicht hatte, blieb er ganz erschöpft stehen, bog vom Wege ab in ein Gebüsch, fiel aufs Gras und war im gleichen Augenblick eingeschlafen. Bei krankhaften Zuständen zeichnen sich die Träume oft durch

ungewöhnliche Deutlichkeit, bildhafte Klarheit und außerordentliche Übereinstimmung mit der Wirklichkeit aus. Es entsteht manchmal ein ungeheuerliches Bild; aber die ganze Umgebung und der Gang der Handlung sind dabei so wahrscheinlich und mit so feinen, unerwarteten und dem Gesamtbilde kunstvoll eingefügten Einzelheiten durchflochten, daß der Träumer selber sie in wachem Zustande nicht so ausdenken kann, und wäre er auch ein Künstler wie Puschkin oder Turgenjew. Diese krankhaften Träume bleiben immer lange in der Erinnerung und machen einen tiefen Eindruck auf den zerrütteten und erregten Menschen.

Raskolnikow hatte einen furchtbaren Traum. Er träumte von seiner Kinderzeit in der Vaterstadt. Im Alter von sieben Jahren ging er an einem Feiertage gegen Abend mit seinem Vater vor der Stadt spazieren. Der Himmel war trübe, die Luft drückend und die Umgebung ganz so, wie sie sich seiner Erinnerung eingeprägt hatte. Das Städtchen liegt auf einer Fläche ohne Baum und Strauch; sehr weit, am Horizont, hebt sich dunkel ein Wäldchen ab. Einige Schritte hinter dem letzten Gemüsegarten der Stadt steht ein Wirtshaus, eine große Schenke, die immer einen sehr unangenehmen Eindruck, ja fast Schrecken in ihm hervorrief, wenn er auf seinen Spaziergängen mit dem Vater daran vorbeiging. Dort waren immer eine Menge Leute, die brüllten, lachten, schimpften, mit heiseren Stimmen sangen und sich oft prügeln; rings um die Schenke trieben sich immer betrunkene, fürchterliche Gestalten herum. Wenn sie ihnen begegneten, drängte er sich an den Vater heran und zitterte am ganzen Körper. Neben der Schenke führt ein Feldweg vorbei, der immer mit schwarzem Staub bedeckt ist. Der Weg schlängelt sich weiter, biegt nach ungefähr dreihundert Schritten nach rechts ab und läuft am Stadtfriedhof entlang. Mitten auf dem Friedhof steht eine Kirche aus Stein mit grüner Kuppel, und der Knabe ging einigemal im Jahr mit seinem Vater und seiner Mutter dorthin zum Gottesdienst, wenn die Seelenmesse für seine längst verstorbene Großmutter, die er nie gekannt hatte, gelesen wurde. Dazu nahmen sie das übliche Reisgericht auf einer weißen Schüssel unter einer Serviette mit; der Reis war mit Honig und Rosinen zubereitet, und die Rosinen waren in Kreuzform in den Reis gedrückt. Er liebte

diese Kirche und die alten Heiligenbilder, die fast alle ohne Einfassung waren, und den greisen Priester mit dem zitternden Kopfe. Neben dem Grabe der Großmutter, auf dem eine Steinplatte lag, befand sich das Grab seines jüngsten Brüderchens, das, sechs Monate alt, gestorben war und das er auch nicht gekannt hatte. Man hatte ihm aber erzählt, daß er einen kleinen Bruder gehabt habe, und jedesmal, wenn er den Friedhof besuchte, bekreuzigte er sich andächtig und ernst vor dem kleinen Grabe, verneigte sich und küßte die Erde. Und jetzt träumt ihm, er geht mit dem Vater auf dem Wege zum Friedhof an der Schenke vorbei; er faßt den Vater an der Hand und blickt mit Schrecken auf die Schenke. Ein ungewöhnlicher Umstand fesselt seine Aufmerksamkeit, es scheint hier ein Volksfest stattzufinden, eine Menge geputzter Kleinbürgerinnen, Bäuerinnen und ihre Männer steht da. Alle sind betrunken und singen Lieder, und neben der Schenke steht ein Wagen, ein ganz sonderbarer Bauernwagen. Es ist einer von den großen Wagen, vor die man riesige Lastpferde spannt und auf denen Waren und Branntweinfässer befördert werden. Er liebte es von jeher, diesen riesigen Lastpferden mit den langen Mähnen und den dicken Beinen zuzuschauen, wie sie so ruhig dahinschritten, in gemessenem Gang, und mächtige Lasten ohne die geringste Anstrengung schleppten, als wäre es ihnen leichter, einen Wagen mit, als ohne Last zu ziehen. Hier ist aber sonderbarerweise vor den großmächtigen Wagen ein kleiner magerer, brauner Bauernklepper gespannt, einer von denen – er hat es schon oft gesehen –, die sich mit hochbeladenen Holz- oder Heufudern festfahren, besonders, wenn der Wagen im Kot oder in tiefen Wagenspuren eingesunken ist, und die dann so grausam von den Bauern gepeitscht werden, sogar aufs Maul und über die Augen. Und das tut ihm so weh, wenn er es sieht, daß ihm die Tränen kommen, und die Mutter führt ihn dann immer vom Fenster fort. Plötzlich entsteht ein großer Lärm. Aus der Schenke kommen mit Geschrei, Gesang und Balalaikas schwerbetrunkene große Bauern in roten und blauen Hemden mit über die Schulter geworfenen Jacken.

„Alles einsteigen, alles einsteigen!“ schreit ein junger Bursche mit einem Stiernacken und feistem, rotem Gesicht. „Ich fahre euch alle, setzt euch!“ Gelächter und Rufe erschallen.

„Die Schindmähre soll uns ziehen!“

„Bist nicht recht bei Verstande, Mikolka! Solch einen Klepper hast du vor den großen Wagen gespannt!“

„Der Gaul hat sicher schon seine zwanzig Jahre auf dem Buckel!“

„Setzt euch, ich fahre euch alle!“ brüllt Mikolka und springt als erster auf den Wagen, nimmt die Zügel und stellt sich in seiner ganzen Größe vorne auf. „Den Fuchs hat Matwej vorhin weggeführt“, schreit er vom Wagen, „und diese Mähre, Brüder, ärgert mich schon lange, mag sie draufgehen, frißt umsonst den Hafer. Also einsteigen, sag’ ich! Im Galopp soll sie laufen! Im Galopp!“ Er nimmt die Peitsche in die Hand und bereitet sich mit Genuß vor, zu schlagen.

„Setzt euch also!“ lacht der Haufe. „Hört doch, sie wird Galopp laufen!“

„Der Klepper ist wohl schon zehn Jahre nicht mehr Galopp gelaufen!“

„Wird schon laufen!“

„Schont ihn nicht, Brüder, nehmt jeder eine Peitsche, und los!“

„So ist es recht, schlägt zu!“

Der ganze Haufe klettert mit Lachen und Witzen auf Mikolkas Wagen. Sechs Mann sind aufgestiegen, aber noch ist Platz. Sie nehmen ein dickes rotbäckiges Weib mit. Sie trägt ein rotes Kattunkleid, einen Kopfschmuck mit Glasperlen und Bast-schuhen an den Füßen; sie knackt Nüsse und lacht. Rings in der Menge lacht man auch, und warum sollte man nicht lachen? Dieser armselige Gaul soll solch einen schweren Wagen im Galopp ziehen! Zwei Burschen in dem Wagen nehmen jeder eine Peitsche, um Mikolka zu helfen. „Los!“ rufen sie. Der Klepper zieht aus allen Kräften an, aber er kann sich nicht einmal im Schritt, geschweige denn im Galopp rühren, stampft auf einem Fleck, keucht unter den vereinten Hieben der drei Knuten, die auf ihn niederprasseln. Das Gelächter auf dem Wagen und in der Menge der Zuschauer wird stärker, Mikolka aber gerät in Zorn; wütend schlägt er auf das Pferd los, als glaube er wirklich, es zum Galopp zwingen zu können.

„Laßt auch mich einsteigen!“ ruft ein Bursche aus der Menge, dem die Sache zu gefallen scheint.

„Setzt euch, setzt euch alle!“ ruft Mikolka. „Er wird alle

ziehen, ich peitsche ihn zu Tode!“ Und er schlägt, schlägt ohne Unterlaß und weiß vor Raserei nicht, womit er noch schlagen soll.

„Papa, Papa!“ ruft der Knabe, „lieber Papa, was tun sie dort? Papa, sie schlagen das arme Pferdchen!“

„Komm, komm!“ sagt der Vater. „Sie sind betrunken und treiben Unfug, die Dummköpfe; gehen wir, schaue nicht hin!“ Und er will ihn fortführen, er aber reißt sich los und rennt wie besessen zum Pferde hin. Es steht schnaufend da, zieht wieder an und fällt beinahe hin.

„Peitscht es zu Tode!“ schreit Mikolka. „Dazu taugt es gerade noch. Ich peitsche es zu Tode!“

„Ja, bist du denn kein Christenmensch, du Teufel!“ ruft ein alter Mann aus der Menge.

„Hat man je gesehen, daß ein solcher Klepper einen solchen Wagen ziehen soll?“ fügt ein anderer hinzu.

„Du quälst es zu Tode!“ ruft ein dritter.

„Laßt mich in Frieden, es ist mein Eigentum, mit dem kann ich machen, was ich will! Setzt euch noch in den Wagen, setzt euch alle! Ich will, daß es Galopp laufen soll!“

Eine Lachsalve übertönte plötzlich alles. Das Pferdchen ertrug die unaufhörlichen Hiebe nicht mehr und begann in seiner Ohnmacht auszuschlagen. Sogar der alte Mann mußte lächeln. Es war auch zu komisch – so ein alter Klepper, und schlägt noch aus. Zwei Burschen aus der Menge holen sich jetzt auch Peitschen und laufen zu dem Tier hin, um es von allen Seiten zu bearbeiten.

„Auf das Maul, über die Augen müßt ihr peitschen, über die Augen!“ schreit Mikolka.

„Ein Lied, Brüder, laßt uns singen!“ ruft jemand vom Wagen, und alle stimmen an. Ein wildes Lied ertönt, eine Schellentrommel wird geschlagen, beim Refrain wird gepfiffen. Das Weib lacht und knackt Nüsse.

Der Knabe eilt zum Pferd, sieht, wie es geschlagen wird, über die Augen, quer über die Augen. Sein Herz preßt sich zusammen, seine Tränen fließen. Einer der peitschenden Kerle fährt ihm ins Gesicht; er fühlt es nicht, ringt die Hände, schreit, stürzt zum Alten mit dem grauen Bart, der mißbilligend den Kopf schüttelt. Ein Weib nimmt ihn bei der Hand und

will ihn fortführen, er reißt sich los und läuft wieder zu dem Pferd hin. Es ist schon ganz am Ende seiner Kraft, beginnt aber noch einmal auszuschlagen.

„Daß dich der Teufel hole!“ wütet Mikolka. Er wirft die Peitsche beiseite und zieht vom Boden des Wagens eine lange, dicke Deichselstange hervor, faßt sie mit beiden Händen und schwingt sie mit Anstrengung über seinen Braunen.

„Er zerschmettert ihn!“ ertönt es ringsum.

„Er schlägt ihn tot!“

„Es ist mein Eigentum!“ brüllt Mikolka und läßt die Deichselstange niedersausen. Man hört einen dumpfen Schlag.

„Schlagt es mit der Peitsche! Was steht ihr da!“ ruft es aus der Menge. Mikolka holt zum zweitenmal aus, und ein zweiter Schlag saust mit voller Kraft auf den Rücken des unglücklichen Tieres nieder. Die ganze Hinterhand knickt zusammen, es springt aber wieder auf und zieht und zieht mit dem Rest seiner Kräfte hin und her, um den Wagen weiterzubringen; von allen Seiten prasseln die Hiebe der sechs Peitschen auf das Tier nieder, und die Deichselstange hebt sich von neuem und fällt zum dritten- und viertenmal mit voller Wucht. Mikolka ist wütend, daß er das Pferd nicht mit einem Schlage töten kann.

„Es ist zäh!“ rufen einige.

„Es wird gleich fallen, Brüder, dann ist es sein Ende!“ schreit jemand aus der Menge.

„Nehmt ein Beil! Macht doch mit einem Schlage ein Ende!“ ruft ein dritter.

„Zum Teufel mit dir! Scher dich deiner Wege!“ tobt Mikolka, wirft die Deichselstange fort, bückt sich von neuem und holt ein Brecheisen hervor.

„Achtung!“ schreit er und läßt es aus voller Kraft auf das Pferd niedersausen. Der Schlag trifft. Das Pferd wankt, krümmt sich, will noch einmal anziehen, aber das Brecheisen fällt wieder auf seinen Rücken nieder, und es stürzt zu Boden, als wären ihm alle vier Beine zusammen abgeschlagen worden.

„Schlagt es tot!“ schreit Mikolka wie ein Rasender und springt vom Wagen. Einige Burschen mit ebenso betrunkenen und roten Gesichtern ergreifen, was ihnen in die Hände kommt – Peitschen, Stöcke, die Deichselstange –, und laufen zu dem verendenden Tier. Mikolka stellt sich auf die eine Seite und

schlägt es mit der Brechstange auf den Rücken. Das Pferd streckt den Kopf, stöhnt schwer und verendet.

„Jetzt hat er es umgebracht!“ schreien einige.

„Warum ist es nicht im Galopp gelaufen?“

„Es ist mein Eigentum!“ schreit Mikolka mit blutunterlaufenen Augen, das Brecheisen noch in Händen. Er steht da und scheint zu bedauern, daß er niemand mehr zum Schlagen habe.

„Nun, du scheinst wirklich kein Christenmensch zu sein!“ rufen jetzt schon viele Stimmen aus der Menge.

Der arme Knabe aber ist außer sich. Mit einem Schrei drängt er sich durch die Menge, eilt zum Pferde hin, umfängt seinen leblosen, blutüberströmten Kopf und küßt ihn; küßt die Augen, das Maul. Dann springt er auf und stürzt sich wie ein Rasender mit seinen kleinen Fäusten auf Mikolka. In diesem Augenblick ergreift ihn der Vater, der ihm schon lange nacheilte, und trägt ihn aus der Volksmenge fort.

„Komm, komm!“ sagt er. „Laß uns nach Hause gehen!“

„Papa, warum haben sie – das arme Pferdchen – totgeschlagen?“ schluchzt er, nach Atem ringend, und die Worte brechen wie Schreie aus seiner beengten Brust.

„Sie sind betrunken, treiben Unfug, uns geht es nichts an. Wir gehen nach Hause, komm!“ antwortet ihm der Vater. Er umfaßt den Vater mit beiden Armen, aber die Brust ist ihm zusammengepreßt. Er will Atem holen, aufschreien und – erwacht.

Er erwachte in Schweiß gebadet, mit vom Schweiß feuchten Haaren, schwer atmend, und erhob sich voll Entsetzen.

„Gott sei Dank, es war nur ein Traum!“ sagte er, setzte sich unter einen Baum und schöpfte Atem. „Aber was bedeutet das? Sollte ich Fieber haben? Ein so gräßlicher Traum!“

Er fühlte sich ganz zerschlagen, in seiner Seele war es trübe und dunkel. Er stützte die Ellbogen auf die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen.

„Mein Gott!“ rief er aus. „Werde ich wirklich ein Beil nehmen, sie damit auf den Kopf schlagen, ihr den Schädel zerschmettern, in klebrigem, warmem Blute glitschen, ein Schloß aufbrechen, stehlen und zittern; mich verstecken, ganz mit Blut bedeckt – mit einem Beil. – O Gott, werde ich es wirklich tun?“

Er bebte wie Espenlaub, als er das aussprach.

„Ja, was ist denn mit mir?“ fuhr er fort, den Kopf hebend, in tiefem Staunen. „Ich wußte doch, daß ich es nicht ertragen kann, also warum habe ich mich denn bis jetzt gemartert? Gestern, gestern schon, als ich ging, um die – Probe zu machen, begriff ich vollkommen, daß ich es nicht aushalten würde. – Was will ich denn jetzt noch? Warum war ich bis jetzt noch im Zweifel? Schon gestern, als ich die Treppe hinunterstieg, sagte ich mir, es sei gemein, scheußlich, niedrig, niedrig. – An Ort und Stelle wurde mir beim bloßen Gedanken übel, und Entsetzen packte mich . . .

Nein, ich werde es nicht ertragen, werde es nicht ertragen! Mag auch alles klar und ohne Gefahr in meinen Überlegungen sein, mag alles, was ich diesen Monat geplant habe, stimmen wie ein Rechenexempel. Gott! Ich werde mich doch nicht entschließen! Ich werde es doch nicht aushalten, nicht aushalten! Was ist denn, was ist denn mit mir bis jetzt . . .“

Er erhob sich und blickte erstaunt in die Runde, als wüßte er nicht, wie er hierhergekommen war, und ging dann zur T.-Brücke. Er war bleich, seine Augen brannten, er spürte eine tiefe Erschöpfung; aber er konnte plötzlich freier atmen. Er fühlte, daß er diese furchtbare Last, die ihn schon so lange bedrückte, abgeworfen hatte, und in seinem Inneren wurde es leicht und friedlich.

„O Gott!“ flehte er. „Zeige mir einen Ausweg, ich sage mich los von diesem – verfluchten Phantasiegebilde!“

Als er über die Brücke ging, schaute er still und ruhig auf die Nawa, auf den Untergang der leuchtendroten Sonne. Trotz seiner Schwäche fühlte er keine Müdigkeit. Es war ihm, als sei das Geschwür an seinem Herzen, das den ganzen Monat geeitert hatte, plötzlich aufgebrochen, und frei, frei war ihm zumute. Befreit ist er jetzt von diesem teuflischen Bann, vom bösen Zauber, von der Verlockung!

Später, wenn er sich dieser Zeit erinnerte und alles dessen, was damals Tag für Tag, Minute für Minute, Punkt für Punkt, Strich für Strich mit ihm vorgegangen war, setzte ihn ein Umstand fast bis zum Aberglauben in Erstaunen. Dieser Umstand hatte eigentlich gar nichts so Ungewöhnliches an sich, erschien ihm aber in der Folge immer wie eine Vorhersage seines Schicksals.

Er konnte sich später gar nicht erklären, warum er, erschöpft und zerquält, wie er war, und obwohl für ihn nichts erwünschter sein konnte, als auf dem kürzesten Wege nach Hause zurückzukehren, über den Heumarkt ging, was für ihn einen Umweg bedeutete. Es war nur ein kleiner Umweg, aber jedenfalls ein ganz unnötiger. Allerdings war er schon unzählige Male nach Hause zurückgekehrt, ohne sich der Straßen zu entsinnen, die er durchwanderte. Warum aber, fragte er sich später immer wieder, warum ereignete sich eine so wichtige und entscheidende und gleichzeitig so ganz zufällige Begegnung auf dem Heumarkt – den er ja gar nicht zu überqueren brauchte –, gerade in dieser Stunde, in dieser Minute seines Lebens, gerade in solch einem Gemütszustand und unter Verhältnissen, unter denen diese Begegnung eine entscheidende und bestimmende Wirkung auf sein ganzes künftiges Schicksal ausüben mußte? Als hätte es hier seiner geharrt!

Es war gegen neun Uhr, als er über den Heumarkt ging. Alle Händler an den Verkaufsständen, in den Läden und Buden packten ihre Waren zusammen und begaben sich, ebenso wie die Käufer, auf den Heimweg. Bei den Garküchen in den Kellergeschossen, in den schmutzigen, stinkenden Höfen der Häuser am Heumarkt und besonders bei den Schenken drängten sich die Händler und allerlei Lumpengesindel. Raskolnikow liebte es, sich in dieser Gegend, in all den kleinen Nebengäßchen, ziellos herumzutreiben. Hier war er mit seinen Lumpen keinen hochmütigen Blicken ausgesetzt, hier konnte man angezogen sein, wie man wollte, ohne unangenehm aufzufallen. An der Ecke des K.-Gäßchens handelte ein Kleinbürger mit seiner Frau an zwei Tischen mit allerlei Waren: Zwirn, Bändern, Kopftüchern und dergleichen. Sie waren auch im Begriff heimzugehen, wurden aber durch ein Gespräch mit einer Bekannten aufgehalten. Diese Bekannte war Lisaweta Iwanowna oder einfach Lisaweta, wie sie allgemein genannt wurde, die jüngere Schwester der Aljona Iwanowna, der Kollegienregistratorswitwe und Wucherin, derselben Alten, bei der Raskolnikow gestern gewesen war, um seine Uhr zu versetzen und seine „Probe“ zu machen. Er wußte schon längst alles über Lisaweta, und auch sie kannte ihn ein wenig. Sie war ein hochgewachsenes, plumpes Mädchen, still und schüchtern,

fast idiotisch, fünfunddreißig Jahre alt; sie arbeitete wie eine Sklavin Tag und Nacht für ihre Schwester, vor der sie zitterte und von der sie sich sogar schlagen ließ. Lisaweta stand mit einem Bündel in der Hand nachdenklich vor dem Händler und seiner Frau und hörte ihnen aufmerksam zu. Die beiden erzählten ihr etwas mit besonderem Eifer. Als Raskolnikow sie plötzlich erblickte, überkam ihn eine seltsame Empfindung, eine Art Bestürzung, obgleich in dieser Begegnung nichts Verwunderliches lag.

„Ihr müßt das selber entscheiden, Lisaweta Iwanowna“, sagte der Händler laut. „Kommt morgen gegen sieben Uhr. Die anderen werden auch kommen.“

„Morgen?“ sagte Lisaweta gedehnt und nachdenklich, als sei sie unentschlossen.

„Ach, Ihr habt wohl Angst vor Aljona Iwanowna?“ warf die Frau des Händlers, ein flinkes Weiblein, ein. „Wenn ich Euch so anblicke, erscheint Ihr mir stets wie ein Kind. Und dabei ist sie nicht einmal Eure leibliche Schwester, sondern Eure Stiefschwester, und hat so große Gewalt über Euch.“

„Aber sagt der Aljona Iwanowna diesmal nichts davon, das rate ich Euch“, unterbrach sie der Mann. „Kommt, ohne erst zu fragen. Es ist ein gutes Geschäft, das wird Eure Schwester später selber einsehen.“

„Ich soll also kommen?“

„Morgen um sieben Uhr. Die anderen werden dasein, dann könnt Ihr selber entscheiden.“

„Wir werden auch einen Samowar aufstellen“, fügte die Frau hinzu.

„Gut, ich werde kommen“, antwortete Lisaweta und ging langsam ihrer Wege.

Das waren die letzten Worte, die Raskolnikow hörte. Er war langsam vorbeigegangen, um jedes Wort des Gespräches zu hören. Seine Verwunderung wandelte sich allmählich in Entsetzen, so daß es ihm eiskalt den Rücken hinunterlief. Er hatte erfahren, vollkommen unerwartet erfahren, daß morgen abend Punkt sieben Uhr Lisaweta, die Schwester der Alten und ihre einzige Mitbewohnerin, abwesend und also die Alte Punkt sieben Uhr allein zu Hause sein würde.

Bis zu seiner Wohnung waren es nur wenige Schritte; wie ein

zum Tode Verurtheilter stieg er hinauf. Er dachte an nichts und vermochte auch nichts zu überlegen, aber in seinem ganzen Wesen fühlte er plötzlich, daß ihm keine Freiheit der Entscheidung, kein eigener Wille mehr blieb, daß alles plötzlich endgültig bestimmt war.

Es ist sicher: Hätte er auch jahrelang auf eine günstige Gelegenheit gewartet, seine Absicht auszuführen, er hätte auf keinen deutlicheren Fingerzeig für das Gelingen seines Planes hoffen können als den, der ihm jetzt zuteil geworden. Jedenfalls wäre es schwer gewesen, am Abend vorher mit Sicherheit und Genauigkeit und ohne Risiko, ohne gefahrbringendes Fragen und Forschen zu erfahren, daß die Alte, auf die man den Anschlag vorbereitet, um die und die Stunde ganz allein zu Hause sein würde.

VI

Raskolnikow erfuhr später zufällig, warum der Händler und seine Frau Lisaweta zu sich eingeladen hatten. Es handelte sich um eine ganz alltägliche Angelegenheit. Eine zugereiste, verarmte Familie wollte ihre Sachen, Kleider und ähnliches, verkaufen; da dies auf offenem Markte nicht vorteilhaft war, suchten sie eine Zwischenhändlerin, und Lisaweta befaßte sich mit Verkäufen unter der Hand; sie übernahm Aufträge, machte allerlei Gänge und hatte eine große Kundschaft, weil sie sehr ehrlich war und immer gleich den äußersten Preis nannte, bei dem sie dann auch blieb. Sonst sprach sie nur wenig und war, wie gesagt, still und schüchtern.

Raskolnikow war in der letzten Zeit abergläubisch geworden. Spuren dieses Aberglaubens blieben noch lange Zeit in ihm zurück. Er war später immer geneigt, in dieser ganzen Angelegenheit ein unerklärliches Geheimnis, das Walten besonderer Einflüsse und Zufälle zu sehen.

Im letzten Winter hatte ein Studienkamerad, Pokorew, bei seiner Abreise nach Charkow ihm die Adresse der alten Aljona Iwanowna mitgeteilt, für den Fall, daß er einmal in die Lage kommen sollte, etwas versetzen zu müssen. Er war lange nicht zu ihr gegangen, da er Unterricht gab und sich einigermaßen

durchschlug. Erst vor anderthalb Monaten war ihm die Adresse wieder eingefallen; er besaß zwei Gegenstände, die sich zum Versetzen eigneten, die alte silberne Uhr seines Vaters und einen kleinen goldenen Ring mit drei roten Steinen, ein Abschiedsgeschenk seiner Schwester. Er beschloß, den Ring zu versetzen. Nachdem er die Alte gefunden hatte, empfand er vom ersten Augenblick an, ohne etwas Näheres über sie zu wissen, eine unüberwindliche Abneigung gegen sie; er nahm von ihr zwei „Scheinchen“ und ging auf dem Rückwege in ein schäbiges Wirtshaus. Er setzte sich hin, bestellte Tee und verfiel in tiefes Sinnen. Ein seltsamer Gedanke arbeitete sich in seinem Kopf heraus, wie ein Küchlein sich aus der Eischale pickt, und beschäftigte ihn sehr stark.

Ganz in seiner Nähe, an einem anderen Tische, saßen ein Student, den er nicht kannte, und ein junger Offizier. Sie hatten gerade eine Partie Billard gespielt und tranken nun Tee. Plötzlich hörte Raskolnikow, daß der Student dem Offizier von einer Wucherin Aljona Iwanowna, der Witwe eines Kollegienregistrators, erzählte und ihm die Adresse mitteilte. Schon das berührte Raskolnikow seltsam, da er doch soeben von dort kam und nun gleich von ihr sprechen hörte. Gewiß, es war ein Zufall, aber er vermochte sich eines eigentümlichen Eindrucks nicht zu erwehren; es schien ihm, als komme jemand seinen Gedanken entgegen, da der Student plötzlich begann, seinem Freunde verschiedene Einzelheiten von dieser Aljona Iwanowna zu erzählen.

„Eine ganz nette Person“, sagte er, „man kann immer bei ihr Geld bekommen. Sie ist reich wie ein Jude, kann fünftausend Rubel auf den Tisch zahlen, verschmäht es aber doch nicht, auch ein Pfand von einem Rubel anzunehmen. Viele von uns sind bei ihr gewesen. Aber ein Aas ist sie doch!“

Er begann nun zu erzählen, wie böse und launenhaft sie sei: sobald man den Einlösetermin auch nur um einen Tag versäume, sei das Pfand verfallen; sie gebe nur den vierten Teil des Wertes und nehme fünf, sogar sieben Prozent für den Monat und dergleichen mehr. Der Student plauderte weiter und berichtete auch, daß die Alte eine Schwester Lisaweta habe, die sie, so klein und schwächling sie sei, fortwährend schlage und

in völliger Sklaverei, wie ein Kind halte, trotz Lisawetas körperlicher Überlegenheit.

„Ja, da kann man sich wohl wundern!“ lachte der Student.

Beide sprachen jetzt über Lisaweta. Der Student erzählte mit besonderem Vergnügen von ihr und lachte dabei fortwährend, der Offizier hörte mit großem Interesse zu und bat den Studenten, ihm Lisaweta zum Flicken seiner Wäsche zu schicken. Raskolnikow verlor kein Wort von der Unterhaltung und erfuhr alles mit einemmal. Lisaweta war die jüngere Stiefschwester der Alten – von verschiedenen Müttern – und war schon fünfunddreißig Jahre alt. Sie arbeitete Tag und Nacht im Haushalt der Schwester als Köchin und Wäscherin, nähte außerdem für ihre Kunden, scheuerte sogar Fußböden und gab allen Verdienst der Schwester ab. Keine Bestellung und keine Arbeit wagte sie ohne Erlaubnis der Alten anzunehmen. Die Alte hatte bereits ihr Testament gemacht, was Lisaweta wußte, sie hatte ihr keinen Groschen, nur das bewegliche Eigentum, Stühle und dergleichen, vermacht; das ganze Geld hatte sie für ein Kloster im N.-Gouvernement bestimmt zu ewigen Seelenmessen. Lisaweta war Kleinbürgerin, nicht aus dem Beamtenstande; sie war unverheiratet, übermäßig groß von Wuchs, plump, mit riesigen Füßen, trug immer schiefgetretene Schuhe aus Ziegenleder, war aber sehr reinlich gekleidet. Worüber sich der Student am meisten wunderte und was ihn sehr belustigte, war, daß Lisaweta alljährlich in gesegneten Umständen war.

„Dabei sagst du, daß sie bodenlos häßlich ist!“ bemerkte der Offizier.

„Ja, sie hat eine bräunliche Gesichtsfarbe, wie ein Soldat, sonst ist sie nicht einmal so häßlich. Sie hat ein so freundliches Gesicht und so gute Augen. Ein Beweis dafür ist, daß sie vielen gefällt. Sie ist so ruhig und sanft, so gefügig und mit allem einverstanden. Ihr Lächeln ist sogar sehr anmutig.“

„Also gefällt sie dir auch!“ lachte der Offizier.

„Ja, sie ist so eigenartig. Hör zu, was ich dir sagen werde. Ich könnte diese verfluchte Alte ermorden und berauben, und ich versichere dir, ich würde keine Gewissensbisse haben“, fügte der Student eifrig hinzu.

Der Offizier lachte wieder, Raskolnikow aber fuhr zusammen. Wie seltsam das war!

„Gestatte mir eine ernste Frage“, fuhr der Student lebhaft fort. „Ich habe soeben natürlich nur gescherzt, aber schau her: auf der einen Seite eine einfältige, blöde, nichtige, böartige, kranke Alte, die niemand etwas nützt, die vielmehr allen feindlich gesinnt ist, selber nicht weiß, wozu sie lebt, und morgen schon sterben kann. Verstehst du mich, ja?“

„Nun, ich verstehe dich wohl“, sagte der Offizier, aufmerksam den erregten Freund betrachtend.

„So höre weiter! Auf der anderen Seite junge, frische Menschen, die aus Mangel am nötigen Einkommen zugrunde gehen, und das zu Tausenden und überall. Hundert, ja tausend gute Werke und Taten könnten mit dem Gelde der Alten vollbracht werden, das jetzt von einem Kloster geschluckt wird! Hunderte, vielleicht Tausende von Existenzen könnten damit begründet, Dutzende Familien dem Elend, Verfall, dem Untergang und dem Laster entrissen werden – und all das für ihr Geld! Würde man sie ermorden und ihr Geld nehmen, um dann die Möglichkeit zu haben, sich der ganzen Menschheit und der gemeinnützigen Sache zu widmen – was denkst du, wird nicht ein winziges, unbedeutendes Verbrechen durch tausend gute Werke aufgewogen? Für ein Leben tausend andere, gerettet vor Verderben und Untergang? Für einen Tod Hunderte von Leben, das ist doch ein einfaches Rechenexempel! Und was bedeutet auf der Waage des Schicksals das Leben dieser schwindsüchtigen, dummen, bösen Alten? Nicht mehr als das Leben einer Laus, einer Küchenschabe, und nicht einmal soviel, weil die Alte schädlich ist. Sie vernichtet fremdes Leben; neulich hat sie Lisaweta vor Wut den Finger durchgebissen, so daß man ihn beinahe hätte abnehmen müssen!“

„Natürlich ist sie nicht wert zu leben“, bemerkte der Offizier, „aber so ist es nun einmal in der Natur.“

„Ach, Freund, die Natur verbessert und lenkt man doch auch, sonst müßte man ja in Vorurteilen ersticken. Ohne das würde es keine großen Menschen geben. Man spricht von Gewissen, Pflicht, ich will nichts dagegen sagen – aber was versteht man darunter? Paß auf, ich muß dir noch eine Frage vorlegen. Hör zu.“

„Nein, warte, ich will dir eine stellen, hör zu.“

„Nun?“

„Du sprichst jetzt des langen und breiten, aber sage mir: Würdest du selber die Alte ermorden oder nicht?“

„Natürlich nicht! Ich vertrete nur den Standpunkt der Gerechtigkeit. Es handelt sich hier nicht um mich.“

„Ich finde, wenn du dich selber nicht dazu entschließen kannst, dann handelt es sich hier gar nicht um Gerechtigkeit! Komm, spielen wir noch eine Partie!“

Raskolnikow saß in größter Erregung da. Allerdings waren das ja die üblichen, sehr häufig und höchstens in anderer Form und über andere Gegenstände zum Ausdruck gebrachten Gedanken der jungen Leute. Aber wie kam es, daß er gerade jetzt ein solches Gespräch hören mußte, da in seinem eigenen Kopf soeben – genau die gleichen Gedanken aufgetaucht waren? Und warum gerade jetzt, da dieser Gedanke in ihm geboren wurde, nachdem er die Alte verlassen hatte, mußte er auf ein Gespräch über diese Alte stoßen? Sonderbar erschien ihm dieses Zusammentreffen. Diese unbedeutende Wirtshausunterhaltung hatte einen außerordentlichen Einfluß auf die Weiterentwicklung der Sache, als hätte in ihr tatsächlich eine Vorausbestimmung, ein Fingerzeig gelegen.

Als Raskolnikow nach Hause gekommen war, ließ er sich auf das Sofa fallen und saß eine Stunde lang regungslos. Inzwischen war es dunkel geworden; eine Kerze hatte er nicht, und es kam ihm auch gar nicht in den Sinn, Licht zu machen. Er konnte sich später niemals erinnern, ob er in dieser Stunde an etwas gedacht hatte. Als er dann wieder das frühere Fieber und Schüttelfrost fühlte, war es ihm ein angenehmer Gedanke, daß er sich auf dem Sofa auch hinlegen konnte. Bald überfiel ihn ein fester, bleierner Schlaf, der ihn fast zu erdrücken schien.

Er schlief ungewöhnlich lange und ohne zu träumen. Nastasja, die am nächsten Morgen um zehn Uhr in das Zimmer kam, konnte ihn kaum wecken. Sie brachte ihm Tee, wieder in ihrer eigenen Kanne, und Brot.

„Der schläft immer noch!“ rief sie unwillig. „Immer schläft er!“

Raskolnikow erhob sich mühsam, der Kopf schmerzte ihm; er versuchte ganz aufzustehen, drehte sich einmal um und fiel wieder auf das Sofa.

„Immer noch schlafen!“ rief Nastasja. „Ja, bist du denn krank?“

Er antwortete nicht.

„Willst du Tee?“

„Später“, brachte er mit Anstrengung heraus, schloß die Augen und kehrte sich der Wand zu. Nastasja beugte sich über ihn.

„Vielleicht ist er wirklich krank“, sagte sie, drehte sich um und verließ das Zimmer.

Um zwei Uhr erschien sie wieder mit einer Suppe; er lag noch wie vorher, der Tee war unberührt. Nastasja nahm das sehr übel und begann ihn ärgerlich zu rütteln.

„Was schläfst du denn in einem fort!“ rief sie und blickte ihn mit Abscheu an. Er setzte sich auf, sagte aber kein Wort und starrte auf den Boden.

„Bist du krank oder nicht?“ fragte Nastasja, bekam aber keine Antwort.

„Du müßtest ein wenig auf die Straße gehen“, fuhr sie nach einer Pause fort, „frische Luft atmen. Willst du nicht essen?“

„Später“, antwortete er mit schwacher Stimme. „Geh jetzt!“ Und er machte eine abwehrende Handbewegung.

Sie blieb noch eine Weile stehen, sah ihn mitleidig an und ging hinaus.

Nach einigen Minuten hob er den Blick und schaute lange auf den Tee und die Suppe. Dann nahm er das Brot und den Löffel und begann zu essen.

Er aß nicht viel, ohne Appetit, nahm gedankenlos drei, vier Löffel voll. Sein Kopf schmerzte ihm weniger. Nachdem er gegessen hatte, legte er sich wieder hin, konnte aber nicht mehr einschlafen und lag regungslos, das Gesicht ins Kopfkissen vergraben. Phantastische Bilder zogen an ihm vorbei: am häufigsten sah er eine Oase irgendwo in Afrika, in Ägypten. Eine Karawane rastet, friedsam ruhen die Kamele, ringsum stehen Palmen in einem großen Kreis; alle nehmen einen Imbiß zu sich. Er aber trinkt unausgesetzt Wasser aus einem Bache, der neben ihm murmelnd dahinplätschert. Es ist so kühl und das Wasser eiskalt und wunderbar blau, es fließt über buntfarbige Steine und schneeweißen, goldig glänzenden Sand. – Plötzlich hörte er deutlich eine Uhr schlagen. Er fuhr zusammen, kam zu sich, hob den Kopf, blickte aus dem Fenster,

wurde sich der Zeit bewußt und sprang plötzlich auf, als hätte ihn jemand vom Sofa heruntergerissen. Auf Zehenspitzen ging er zur Tür, öffnete sie leise und horchte auf die Treppe hinaus. Sein Herz klopfte heftig. Auf der Treppe war es still, als ob alle schliefen. Es kam ihm wahnwitzig und sonderbar vor, daß er von gestern an hatte durchschlafen können, ohne etwas getan, ohne etwas vorbereitet zu haben. – Und dabei hatte es vielleicht schon sechs geschlagen. – Eine ungewöhnliche, aufreibende Unruhe bemächtigte sich seiner an Stelle der bisherigen Schlafsucht und Stumpfheit. Es waren übrigens nicht viele Vorbereitungen nötig. Er spannte alle Kräfte an, um alles zu bedenken und nichts zu vergessen; und sein Herz klopfte noch immer, schlug so heftig, daß ihm das Atmen schwer wurde. Vor allen Dingen mußte er eine Schlinge machen und sie an seinen Mantel annähen – das Werk eines Augenblicks. Er griff mit der Hand unter sein Kopfkissen und zog aus der dort liegenden Wäsche ein altes, zerfetztes, schmutziges Hemd hervor. Von diesem riß er einen kurzen Streifen ab, legte ihn doppelt zusammen, zog seinen breiten, aus festem Baumwollstoff gearbeiteten Sommermantel – sein einziges Oberkleid – aus und begann die beiden Enden des Streifens innen unter der linken Achselhöhle anzunähen. Seine Hände zitterten bei dieser Arbeit, aber er nahm sich zusammen und nähte den Streifen so an, daß von außen nichts zu sehen war, als er den Mantel wieder angezogen hatte. Nadel und Zwirn hatte er sich schon lange vorher besorgt. Sie lagen, in Papier gewickelt, auf seinem Tische. Die Schlinge war seine eigene schlaue Erfindung: sie war für das Beil bestimmt. Man konnte auf der Straße nicht mit einem Beil in der Hand gehen, und wenn er es auch unter dem Mantel verbarg, so hätte er es doch halten müssen, und das wäre aufgefallen. Jetzt aber brauchte er das Beil nur mit der Schneide in die Schlinge zu stecken, und es hing bequem unter seinem Arm, während er auf dem Wege war. Wenn er die Hand in die Seitentasche seines Mantels steckte, konnte er den Beilschaft festhalten, damit er nicht hin und her schwang; und da sein Mantel fast so weit war wie ein Sack, würde niemand bemerken, daß er durch die Tasche etwas mit der Hand festhielt. Diese Schlinge hatte er sich auch schon vor zwei Wochen ausgedacht.

Nachdem er damit fertig war, steckte er seine Finger in einen kleinen Spalt zwischen dem Sofa und dem Fußboden, suchte im linken Winkel und zog das dort versteckte und schon lange bereitgehaltene „Pfand“ hervor. Es war übrigens gar kein Pfand, sondern einfach ein glattgehobeltes Holzbrettchen in der Größe und Dicke eines silbernen Zigarettenetuis. Dieses Holzbrettchen hatte er zufällig auf einem seiner Spaziergänge in einem Hofe gefunden, wo in einem Nebengebäude eine Werkstatt war. Später hatte er das Brettchen mit einer glatten, dünnen, gleichfalls auf der Straße gefundenen Eisenplatte versehen. Beide Stücke, von denen das eiserne kleiner war, hatte er aufeinandergelegt und mit einer Schnur kreuzweise zusammengebunden; dann hatte er das Ganze sorgfältig in reines, weißes Papier eingewickelt und so verschnürt, daß das Päckchen nicht allzu leicht zu öffnen war. Das hatte er getan, um die Aufmerksamkeit der Alten für einige Zeit abzulenken und, während sie mit dem Lösen des Knotens beschäftigt war, den richtigen Augenblick abpassen zu können. Die Eisenplatte war dem Brettchen beigefügt, um dieses schwerer zu machen, damit die Alte nicht sogleich merkte, daß das Pfand aus Holz war. Er hatte gerade das Päckchen hervorgeholt, als jemand auf dem Hofe rief:

„Es geht schon längst auf sieben!“

„Schon! Mein Gott!“

Er stürzte zur Tür, griff nach seinem Hut und begann die dreizehn Stufen hinunterzusteigen, vorsichtig, lautlos wie eine Katze. Das Wichtigste kam jetzt: er mußte das Beil aus der Küche stehlen. Daß es mit einem Beil getan werden müsse, stand schon längst bei ihm fest. Er besaß zwar noch ein großes Gartenmesser, aber er wollte sich nicht auf das Messer und schon gar nicht auf seine Kräfte verlassen und hatte sich endgültig für das Beil entschieden. Es war aber seltsam: je bestimmter und endgültiger seine Beschlüsse wurden, desto widerlicher und sinnloser erschienen sie ihm. Trotz des aufreibenden inneren Kampfes konnte er die ganze Zeit über keinen Augenblick an die Durchführbarkeit seiner Pläne glauben.

Und wäre alles bis zu den letzten Einzelheiten endgültig durchdacht und beschlossen gewesen, ohne den geringsten Zweifel,

dann hätte er sich vielleicht von allem losgesagt wie von etwas Sinnlosem, Ungeheuerlichem und Unmöglichem. Aber jetzt blieb noch eine unendliche Menge von Zweifeln und ungeklärten Fragen. Was die Erlangung des Beils betraf, so war ihm das als eine Kleinigkeit erschienen, nichts war leichter als das. Nastasja war des Abends meist nicht zu Hause, sie pflegte dann zu Nachbarn oder in die Kramläden zu gehen, die Tür ließ sie aber immer weit offen. Ihre Herrin hatte sie schon oft deswegen gescholten. Raskolnikow brauchte also nur zur richtigen Zeit in die Küche zu schleichen, das Beil zu nehmen und eine Stunde später – wenn alles vorüber war – wieder hineinzugehen und es an seinen Platz zurückzustellen. Aber es tauchten hier auch Bedenken auf. Es konnte doch sein, daß Nastasja schon daheim war, wenn er nach einer Stunde zurückkam, um das Beil an seinen Platz zu stellen. Natürlich müßte er in dem Falle warten, bis sie wieder fortging. Wenn sie aber das Beil vermißte, ein Geschrei erhob, so wäre doch gleich ein Verdacht da oder wenigstens ein Grund zu einem Verdacht. Doch das waren Kleinigkeiten, mit denen er sich gar nicht abgab, er hatte auch keine Zeit dazu. Er dachte an die Hauptsache und hob die Kleinigkeiten für die Zeit auf, da er „in allem mit sich selbst ins reine gekommen sein würde“. Das erschien ihm aber selber völlig undenkbar. Er konnte sich zum Beispiel auf keine Weise vorstellen, daß er mit dem Denken Schluß machen, aufstehen und einfach dorthin gehen würde. Sogar seine „Probe“ von neulich, das heißt der Besuch zum Zweck der endgültigen Besichtigung des Ortes, war gar nicht so ernst gemeint gewesen, sondern nur so in dem Gedanken gemacht worden: Ich will einmal hingehen und probieren, anstatt nur davon zu träumen! Und er hatte es natürlich nicht ausgehalten und war in rasender Wut über sich selbst davongelaufen. Dabei glaubte er die ganze Frage vom ethischen Standpunkt aus schon gelöst zu haben; nach seiner Theorie, die er bis ins letzte ausgearbeitet hatte, konnte es keine moralischen Bedenken geben. Aber er glaubte einfach sich selbst nicht mehr und suchte hartnäckig, blindlings überall nach Einwänden, als ob ihn jemand dazu zwänge. Der letzte Tag, der so unerwartet die Entscheidung herbeiführte, wirkte auf ihn rein mechanisch, als hätte ihn jemand bei der Hand genommen und

unwiderstehlich, mit übernatürlicher Kraft hinter sich hergezogen. Es war, als sei er mit dem Rockzipfel in das Triebwerk einer Maschine geraten und fortgerissen worden.

Anfänglich, übrigens auch schon lange vorher, beschäftigte ihn die Frage, warum fast alle Verbrechen so leicht aufgedeckt werden und warum die Spuren fast aller Verbrecher so deutlich erkennbar sind. Er kam allmählich zu verschiedenen interessanten Schlüssen und meinte, daß der Hauptgrund weniger in der tatsächlichen Unmöglichkeit, ein Verbrechen zu verheimlichen, liege als vielmehr im Verbrecher selber. Fast jeder Verbrecher unterliegt im Augenblick der Tat einem Versagen des Willens und der Überlegung, an deren Stelle ein kindlicher, unwahrscheinlicher Leichtsinn tritt, und zwar gerade in dem Moment, da Überlegung und Vorsicht am nötigsten sind. Nach seiner Überzeugung verhielt es sich so, daß diese Verdunkelung der Urteilskraft und das Versagen des Willens den Menschen gleich einer Krankheit überfallen, sich allmählich entwickeln und ihren Höhepunkt kurz vor der Ausführung des Verbrechens erreichen, im Augenblick der Tat und noch etwas länger in derselben Form bestehen und dann ebenso abklingen wie jede andere Krankheit. Die Frage aber, ob eine Krankheit das Verbrechen hervorruft oder ob das Verbrechen selbst, seinem besonderen Wesen nach, immer von etwas Krankheitsähnlichem begleitet wird, diese Frage zu entscheiden, fühlte er sich noch nicht imstande.

Im Verlauf dieser Überlegungen versicherte er sich, daß er persönlich bei seinem Vorhaben von derartigen krankhaften Veränderungen nicht heimgesucht werden könnte, daß seine Umsicht und Willenskraft während der ganzen Zeit der Ausführung unerschüttert bleiben würden, schon aus dem Grunde, weil sein Unternehmen „kein Verbrechen“ war. – Übrigens spielten die wirklichen, rein materiellen Schwierigkeiten bei seinen Überlegungen eine untergeordnete Rolle. Man braucht nur seinen ganzen Willen und seinen Verstand zusammenzuraffen, und sie alle werden sich im gegebenen Augenblick meistern lassen, wenn es darauf ankommt, alle Einzelheiten bis zum kleinsten Punkt zu überschauen. Aber die Sache hatte sich festgefahren. Seinen endgültigen Entschlüssen glaubte er nach wie vor am wenigsten, und als die Stunde schlug, kam

alles gar nicht so, wie er es geplant hatte, sondern irgendwie zufällig, ja fast überraschend.

Ein ganz nichtiger Umstand brachte ihn aus der Fassung, noch bevor er die Treppe hinuntergestiegen war. Als er an der Küchentür vorbeiging, die, wie immer, weit offenstand, schielte er hinein, um sich zu vergewissern, ob nicht während Nastasjas Abwesenheit die Hauswirtin selbst sich dort befinde, und wenn nicht, ob die Tür zu ihrem Zimmer gut verschlossen sei, damit sie ihn nicht irgendwie sehen könne, während er das Beil nahm. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er gewahrte, daß Nastasja diesmal nicht nur zu Hause, sondern dazu mit einer Arbeit beschäftigt war; sie nahm Wäsche aus einem Korb und hängte sie auf eine Leine. Als sie ihn erblickte, hörte sie auf, wandte sich ihm zu und schaute ihn die ganze Zeit an, während er vorbeiging. Er sah auf die andere Seite und ging weiter, als ob er nichts bemerkt hätte. Aber er konnte sein Vorhaben nun nicht ausführen: er hatte kein Beil! Er fühlte sich wie vor den Kopf gestoßen.

Und warum habe ich mir eingebildet, sagte er sich, als er dem Tore zuschritt, warum habe ich mir eingebildet, daß sie unbedingt in diesem Augenblick nicht zu Hause sein würde? Warum, warum, warum war ich meiner Sache so sicher? – Er war niedergeschmettert, vernichtet, er hätte lachen können über sich vor lauter Ärger. Eine stumpfe, tierische Wut schäumte in ihm.

Nachdenklich blieb er unter dem Tore stehen. Als harmloser Spaziergänger auf die Straße zu gehen, widerstrebte ihm, umzukehren noch mehr. „Welch eine Gelegenheit habe ich für immer verpaßt!“ murmelte er, während er unschlüssig unter dem Tore stand, unmittelbar vor der dunklen Kammer des Pförtners, die auch offen war. Plötzlich schrak er zusammen. In der Kammer des Pförtners, zwei Schritte vor ihm, unter der Bank rechts, blitzte ihm etwas in die Augen. Er sah sich um – niemand war in der Nähe. Auf Zehenspitzen ging er zur Kammer hin, stieg zwei Stufen hinunter und rief halblaut nach dem Pförtner. – Es stimmt, er ist nicht da! Er wird wohl irgendwo auf dem Hof sein, da die Tür offensteht. – Er stürzte sich hastig auf das Beil und zog es unter der Bank hervor, wo es zwischen zwei Holzscheiten lag; gleich, noch in der Kam-

mer, befestigte er es in der Schlinge, steckte beide Hände in die Taschen und verließ den Raum; niemand hatte es bemerkt. – Wo der Verstand nicht hilft, hilft der Teufel! dachte er und lächelte seltsam. Dieser Zufall hatte ihn außerordentlich ermutigt.

Ruhig, gemessen, ohne Hast, um keinen Verdacht zu erregen, schritt er dahin. Er schaute kaum auf die Vorübergehenden, vermied es sogar, ihnen ins Gesicht zu sehen, um möglichst unbemerkt zu bleiben. Da fiel ihm sein Hut ein. Mein Gott! Vorgestern hatte ich noch Geld und habe mir keine Mütze gekauft! – Ein Fluch entrang sich seiner Brust.

Als er zufällig einen flüchtigen Blick in einen Laden warf, sah er auf der Wanduhr, daß es bereits zehn Minuten nach sieben war. Er mußte sich beeilen und gleichzeitig einen Umweg machen, um von der anderen Seite an das Haus heranzukommen.

Früher, als dies alles nur in seiner Vorstellung lebte, hatte er manchmal gedacht, daß er große Angst haben würde. Aber er fürchtete sich jetzt nicht besonders, eigentlich gar nicht. In diesem Augenblick beschäftigten ihn sogar ganz andere Gedanken, aber nur vorübergehend. Als er beim Jussupow-Garten vorbeiging, dachte er sogar sehr eifrig darüber nach, daß hier hohe Springbrunnen gebaut werden müßten, und malte sich aus, wie herrlich sie die Luft auf allen Plätzen erfrischen würden. Nach und nach kam er zu der Überzeugung, daß es, wenn man den Sommergarten mit dem Marsfeld und dem Schloßpark vereinigte, für die Stadt ein sehr nutzbringendes Unternehmen wäre. Dann fesselte ihn die Frage, warum wohl in allen großen Städten der Mensch nicht nur aus Notwendigkeit, sondern aus Neigung sich in solchen Bezirken niederläßt, wo es keine Gärten und Springbrunnen gibt, wohl aber Schmutz, Gestank und Unrat. Dabei fielen ihm seine eigenen Spaziergänge über den Heumarkt ein, und er kam für einen Augenblick zu sich. – Was für ein Unsinn! dachte er. Nein, besser an gar nichts denken!

Wahrscheinlich klammern sich die Gedanken derer, die man zur Hinrichtung führt, so an alle Gegenstände, die ihnen in den Weg kommen, fuhr es ihm blitzartig durch den Kopf; schnell verscheuchte er diesen Gedanken. – Er näherte sich

seinem Ziel: da war schon das Haus, da das Tor. Irgendwo schlug plötzlich eine Uhr einmal. – Was, schon halb acht? Das kann nicht sein, die Uhr muß vorgehen!

Das Glück war ihm günstig. Ausgerechnet in diesem Augenblick fuhr ein hochbeladener Heuwagen in den Torweg ein und verdeckte den jungen Mann die ganze Zeit, während er den Torweg durchschritt; kaum war der Wagen im Hofe, so verschwand Raskolnikow blitzschnell nach rechts. Auf der anderen Seite des Wagens hörte man Schreien und Streiten, ihn aber hatte niemand gesehen, und er begegnete keinem Menschen. Viele Fenster, die auf den großen, viereckigen Hof hinausgingen, waren offen, aber er hob nicht den Kopf – dazu hatte er nicht die Kraft. Die Treppe zur Wohnung der Alten war rechts vom Haustor. Schon stieg er sie hinauf.

Er schöpfte Atem und preßte die Hand auf das pochende Herz, dann betastete er das Beil, legte es zurecht und stieg behutsam weiter, indem er alle Augenblicke horchte. Aber auch die Treppe war um diese Zeit vollständig leer, alle Türen geschlossen, und er begegnete niemandem. Im ersten Stockwerk war die Tür zu einer leerstehenden Wohnung geöffnet, dort arbeiteten Maler, aber sie sahen nicht zu ihm hin. Er blieb einen Augenblick stehen und überlegte, dann ging er weiter. – Gewiß wäre es besser, wenn sie nicht da wären, aber... Zwei Stockwerke liegen ja noch darüber. – Jetzt war er im dritten Stockwerk angelangt; da war die Tür und die gegenüberliegende Wohnung; sie stand leer. Im zweiten Stock stand die Wohnung, die unter den Zimmern der Alten lag, allem Anschein nach auch leer, denn die Visitenkarte an der Tür war verschwunden – die Leute sind ausgezogen! – Sein Atem stockte. Einen Augenblick durchfuhr ihn der Gedanke: Soll ich nicht fortgehen? Aber er gab sich keine Antwort und begann an der Tür der Alten zu lauschen – es war totenstill. Dann horchte er noch einmal lange und angestrengt die Treppe hinab. Noch ein letztes Mal hielt er Umschau, nahm allen Mut zusammen, betastete nochmals das Beil in der Schlinge. – Bin ich nicht sehr blaß? dachte er. Bin ich nicht zu aufgereggt? Sie ist mißtrauisch. Soll ich nicht noch etwas warten, bis das Herz ruhiger wird?

Aber das Herz wurde nicht ruhiger, im Gegenteil, es schlug,

wie absichtlich, immer stärker und stärker. Er konnte es nicht mehr aushalten, hob langsam den Arm zum Klingelzug und klingelte. Nach einer halben Minute klingelte er wieder, diesmal etwas lauter.

Keine Antwort. Weiter zu klingeln hätte keinen Zweck gehabt, und es war ihm auch nicht nach dem Sinn. Die Alte war natürlich zu Hause, aber sie war mißtrauisch und allein. Er kannte schon zum Teil ihre Gewohnheiten und drückte sein Ohr fest an die Tür. Er vernahm deutlich das vorsichtige Tasten einer Hand an der Türklinke und das Rascheln eines Kleides dicht an der Tür. Jemand stand heimlich am Türschloß und horchte, ebenso wie er draußen, mit angehaltenem Atem und drückte, wie es schien, auch das Ohr an die Tür.

Er machte absichtlich eine Bewegung und murmelte laut vor sich hin, um nicht den Anschein zu erwecken, daß er un bemerkt bleiben wolle; dann klingelte er zum drittenmal, aber leise, zurückhaltend, ohne Ungeduld. Wenn er sich später daran erinnerte, deutlich und klar – dieser Augenblick hatte sich seinem Gedächtnis für immer eingeprägt; er konnte nicht begreifen, woher er soviel Schläue genommen hatte, besonders da er seiner Sinne zeitweise nicht ganz mächtig war und seinen Körper fast gar nicht fühlte. Einen Augenblick später hörte er, wie der Riegel zurückgeschoben wurde.

VII

Die Tür wurde, wie auch neulich, nur auf einen schmalen Spalt geöffnet, und wieder richteten sich zwei scharfe, mißtrauische Augen aus der Dunkelheit auf ihn. Hierbei verlor Raskolnikow die Fassung und machte beinahe einen verhängnisvollen Fehler.

In der Befürchtung, die Alte würde erschrecken, weil sie allein war, und da er nicht annehmen konnte, daß sein Anblick sie beruhigte, griff er nach der Tür und zog sie zu sich, damit die Alte nicht auf den Gedanken kam, sich wieder einzusperren. Als sie das sah, zog sie die Tür nicht zurück, ließ aber auch die Klinke nicht fahren, so daß er sie beinahe mit der Tür

zusammen auf den Treppenflur hinausgezogen hätte. Da sie mitten in der Tür stand und den Zugang zur Wohnung versperrte, ging er geradeswegs auf sie los. Die Alte sprang entsetzt zurück, wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus und sah ihn nur starr und groß an.

„Guten Tag, Aljona Iwanowna“, begann er möglichst unbefangen, aber die Stimme gehorchte ihm nicht, stockte und zitterte. „Ich habe Euch ein Pfand gebracht – aber gehen wir doch lieber hinein – zum Licht.“ Er ließ sie stehen und ging ohne Aufforderung in das Zimmer. Die Alte lief ihm nach; jetzt war ihr die Zunge gelöst.

„Gerechter Gott! Was wollt Ihr? – Wer seid Ihr? Was soll das?“

„Aber ich bitte Euch, Aljona Iwanowna. Ihr kennt mich doch – Raskolnikow – ich bringe Euch das Pfand, von dem ich neulich gesprochen habe.“

Und er reichte ihr das Päckchen. Die Alte warf einen Blick darauf, heftete aber sofort wieder ihre Augen auf das Gesicht des ungebetenen Gastes. Sie sah ihn aufmerksam, ärgerlich und mißtrauisch an. Es verging eine Minute; es schien ihm, als leuchte in ihren Augen etwas wie Spott auf, als hätte sie bereits alles erraten. Er fühlte, daß er die Fassung verlor, es packte ihn beinahe Furcht, eine solche Furcht, daß es ihm schien, er würde weglaufen, ohne ein Wort weiter zu sagen, wenn sie ihn noch eine halbe Minute so anblickte.

„Weshalb schaut Ihr mich so an, als erkenntet Ihr mich nicht wieder?“ sagte er plötzlich, auch ganz ärgerlich. „Wenn Ihr wollt, nehmt es; wenn nicht, werde ich zu anderen gehen. Ich habe keine Zeit.“

Er wußte selber nicht, wie diese Worte ihm gekommen waren. Die Alte besann sich; der entschiedene Ton des Besuchers hatte sie offensichtlich beruhigt.

„Ja warum denn die Eile, Herr? Was ist das?“ fragte sie, auf das Pfand blickend.

„Ein silbernes Zigarettenetui; ich habe es doch schon voriges Mal gesagt.“

Sie streckte die Hand aus.

„Warum seid Ihr so blaß? Und Eure Hände zittern! Habt Ihr gebadet?“

„Ich habe Fieber“, antwortete er kurz. „Da kann man schon blaß werden, wenn man nichts zu fressen hat“, fügte er hinzu und brachte die Worte kaum hervor. Die Kräfte verließen ihn wieder. Aber die Antwort schien glaubwürdig, die Alte nahm das Pfand.

„Was ist das?“ fragte sie, indem sie Raskolnikow durchdringend ansah und das Pfand in der Hand wog.

„Ein Ding – ein silbernes Zigarettenetui. – Seht doch nach!“

„Ja, aber es scheint nicht aus Silber. Wie er das eingewickelt hat!“

Sie bemühte sich, den Bindfaden zu lösen, und drehte sich dabei zum Fenster gegen das Licht. Alle Fenster waren bei ihr geschlossen, trotz der Schwüle. Für ein paar Sekunden ließ sie ihn aus den Augen und wandte ihm den Rücken zu. Er knöpfte seinen Mantel auf und nahm das Beil aus der Schlinge, holte es aber noch nicht hervor, sondern hielt es mit der rechten Hand unter dem Mantel. Seine Hände waren entsetzlich schwach, er fühlte selber, wie sie mit jedem Augenblick starrer und gefühlloser wurden. Er fürchtete, das Beil fallen zu lassen. Plötzlich schwindelte ihm.

„Ja, was hat er es denn so verschnürt!“ rief die Alte ärgerlich und machte eine Bewegung zu ihm hin.

Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Er zog das Beil ganz hervor, hob es, kaum seiner Sinne mächtig, mit beiden Händen empor und ließ es fast ohne Kraftanstrengung, fast mechanisch, mit dem Rücken auf den Kopf der Alten niederfallen. Aber kaum war das geschehen, kam ihm auch die Kraft wieder.

Die Alte war wie immer ohne Kopfbedeckung. Ihre spärlichen, grauschimmernden Haare, wie gewöhnlich mit Öl getränkt, waren zu einem rattenschwanzartigen Zopf zusammengeflochten und mit dem Stück eines Hornkammes auf dem Hinterkopf befestigt. Der Schlag hatte sie infolge ihres kleinen Wuchses gerade auf den Scheitel getroffen. Sie schrie auf, aber sehr schwach, sank plötzlich zusammen, hatte aber noch Zeit, die Hände gegen den Kopf zu erheben. In der einen Hand hielt sie noch das Pfand. Jetzt schlug er mit ganzer Kraft noch zweimal zu, immer mit dem Beilrücken und immer auf den Scheitel. Das Blut ergoß sich wie aus einem um-

gestürzten Glase, der Körper fiel mit dem Gesicht nach oben zu Boden. Er trat zurück, als sie niederfiel, und beugte sich dann über ihr Gesicht; sie war schon tot. Die Augen waren weit aufgerissen, als wollten sie herausspringen, die Stirn und das ganze Gesicht waren verzerrt und krampfhaft verzogen. Er legte das Beil auf den Fußboden neben die Tote und griff sogleich in ihre Tasche – vorsichtig, um sich nicht mit dem rieselnden Blute zu besudeln –, in dieselbe rechte Tasche, aus der sie das vorige Mal die Schlüssel herausgeholt hatte. Er war bei klarem Verstande, frei von Betäubung und Schwindel, aber seine Hände zitterten noch immer. Er erinnerte sich später, daß er sogar sehr aufmerksam und vorsichtig war, immer bemüht, sich nicht zu beschmutzen. Die Schlüssel hatte er sofort herausgezogen; sie saßen alle wie damals in einem Bunde an einem Stahlring. Er eilte mit ihnen ins Schlafzimmer. Es war ein sehr kleiner Raum mit einem mächtigen Heilighenschrank. An der anderen Wand stand ein großes, sehr sauberes Bett mit einer seidenen Flickendecke. An der dritten Wand war eine Kommode. Es war sonderbar: kaum begann er die Schlüssel an der Kommode zu versuchen, kaum hörte er ihr Klirren, als ein förmlicher Krampf ihn erfaßte. Es war ihm, als müsse er alles von sich werfen und davoneilen. Aber das dauerte nur einen Augenblick; zum Davoneilen war es zu spät. Er lächelte sogar über sich selbst, als plötzlich ein anderer beunruhigender Gedanke ihm durch den Kopf fuhr. Es schien ihm plötzlich, die Alte könnte noch leben und zu sich kommen. Er ließ Schlüssel und Kommode im Stich und eilte zurück zu der Toten, ergriff das Beil und schwang es noch einmal über der Alten, ließ es aber nicht fallen. Es konnte kein Zweifel sein, sie war tot. Als er sich über sie beugte und sie wieder aus der Nähe betrachtete, sah er deutlich, daß der Schädel zerschmettert und sogar etwas nach der Seite verschoben war. Er wollte ihn mit dem Finger betasten, zog aber die Hand zurück. Es hatte sich schon eine große Blutlache gebildet. Plötzlich bemerkte er an ihrem Halse einen Bindfaden. Er riß daran, aber der Bindfaden war stark, außerdem ganz mit Blut durchtränkt. Er versuchte ihn hervorzuziehen, aber der Bindfaden war irgendwie festgemacht. Ungeduldig wollte er wieder das Beil heben, um den Bindfaden auf der

Leiche zu zerhauen, aber er wagte es nicht. Endlich, nach längerem Bemühen, gelang es ihm, den Bindfaden zu zerschneiden, ohne mit dem Beil den Körper zu berühren, wobei er seine Hände und das Beil mit Blut beschmutzte. Er hatte sich nicht geirrt – ein Geldbeutel kam zum Vorschein. An dem Bindfaden hingen ferner noch zwei Kreuze, eines aus Zypressenholz und das andere aus Kupfer, und außerdem ein Heiligenbild aus Email. Der kleine, schmutzige Geldbeutel war aus Sämschleder und war mit einem Stahlverschluß und einem Ring versehen. Der Beutel war prall voll. Raskolnikow steckte ihn unbesehen in die Tasche, die Kreuze warf er der Alten auf die Brust, nahm diesmal auch das Beil an sich und stürzte ins Schlafzimmer zurück.

Er war in großer Eile, griff nach den Schlüsseln und versuchte sie von neuem. Aber es wollte nicht gelingen, sie paßten nicht in die Schlösser. Seine Hände zitterten nicht einmal so sehr, aber er irrte sich in einem fort, und obwohl er sah, daß die Schlüssel nicht paßten, versuchte er sie immer wieder. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß dieser große Schlüssel mit dem gezahnten Bart gar nicht zur Kommode gehörte – was er schon beim vorigen Mal gedacht hatte –, sondern unbedingt zu einer Truhe, und daß in dieser Truhe vielleicht alles aufbewahrt wurde. Er wandte sich von der Kommode ab und kroch sofort unter das Bett, denn er wußte, daß alte Weiber ihre Schätze meist unter dem Bett verbergen. So war es auch hier: Unter dem Bett stand eine ziemlich große Truhe, etwas länger als ein Arschin, mit einem gewölbten Deckel, überzogen mit rotem Saffianleder und mit kleinen Stahlnägeln beschlagen. Der gezahnte Schlüssel paßte und schloß die Truhe auf. Obenauf, unter einem weißen Leintuch, lag ein Hasenpelz mit rotem Futter, unter diesem ein seidenes Kleid, dann ein Schal und ganz zuunterst, wie es schien, lauter Lumpen. Vor allem begann er seine mit Blut beschmierten Hände am roten Futter abzuwischen. – Rot auf Rot ist weniger bemerkbar, dachte er, und plötzlich kam er zu sich. „Mein Gott! Werde ich verrückt?“ fragte er sich mit Schrecken.

Kaum aber fing er an, die Lumpen zu lüften, als eine goldene Uhr zum Vorschein kam. Er machte sich daran, alles zu durchstöbern. Zwischen den Lumpen waren in der Tat goldene

Gegenstände verborgen – wahrscheinlich noch nicht ausgelöste oder verfallene Pfänder, Armbänder, Ketten, Ohrringe, Nadeln und dergleichen mehr. Einiges war in Futteralen, anderes in Zeitungspapier gewickelt, alles sorgfältig mit Bindfaden umwunden. Ohne zu zögern begann er seine Hosen- und Manteltaschen mit den Sachen vollzustopfen, wahllos und ohne die Pakete und Futterale zu öffnen, aber er kam nicht dazu, viel zusammenzuraffen.

Plötzlich hörte er im Zimmer, wo die Alte lag, Schritte. Er hielt inne und wurde still wie ein Toter. Alles war wieder ruhig, er hatte sich offenbar getäuscht. Jetzt vernahm er deutlich einen leisen Schrei, als ob jemand schwach aufgestöhnt hätte und darauf verstummte. Wieder trat Totenstille ein, eine oder zwei Minuten lang. Er hockte vor der Truhe und wartete mit angehaltenem Atem; plötzlich sprang er auf, ergriff das Beil und stürzte aus dem Schlafzimmer.

Mitten im Zimmer stand Lisaweta mit einem großen Bündel in den Händen und sah starren Blickes die ermordete Schwester an. Sie war bleich wie der Tod und anscheinend nicht imstande zu schreien. Als sie ihn hereinstürzen sah, erzitterte sie, und ihr ganzes Gesicht zuckte wie in Krämpfen; sie hob die eine Hand, öffnete den Mund, schrie aber nicht, und begann langsam vor ihm in die Ecke zurückzuweichen, die Augen groß und starr auf ihn geheftet, lautlos, als hätte sie nicht genügend Luft, um einen Schrei hervorzustoßen. Er stürzte sich mit dem Beil auf sie; ihre Lippen zuckten so kläglich wie bei kleinen Kindern, wenn sie sich vor etwas fürchten und, starr auf den Gegenstand ihrer Furcht blickend, sich zum Schreien anschicken. Diese arme Lisaweta war so einfältig und ein für allemal so eingeschüchtert, daß sie nicht einmal ihre Hände hob, um ihr Gesicht zu schützen, obwohl das zweifellos die natürlichste Bewegung in diesem Augenblick gewesen wäre, da das Beil gerade über ihrem Gesicht schwebte. Nur ihre freie linke Hand erhob sie ein wenig, aber nicht bis zum Gesicht, und streckte sie ihm langsam entgegen, als wollte sie ihn zur Seite schieben. Der Schlag traf sie mit der Schneide des Beiles mitten auf den Schädel und spaltete den ganzen oberen Teil der Stirn. Sie stürzte sofort hin. Raskolnikow verlor gänzlich die Fassung, er ergriff ihr Bündel, warf es wieder fort und rannte ins Vorzimmer.

Seine Angst wurde immer größer, besonders nach diesem zweiten, ganz unerwarteten Morde. Er wollte möglichst schnell von hier fort. Wäre er in diesem Augenblicke imstande gewesen, alles klarer zu übersehen und zu beurteilen, hätte er sich alle Schwierigkeiten seiner verzweifelten Lage, den ganzen Ekel und Wahnwitz vorstellen können, und hätte dabei begriffen, wieviel Hindernisse noch zu überwinden, wieviel Verbrechen noch zu begehen waren, um von hier wegzukommen und nach Hause zu gelangen, dann hätte er wahrscheinlich alles im Stich gelassen und wäre sofort hingegangen, um sich selbst anzuzeigen, nicht aus Furcht für seine Person, sondern aus Ekel und Entsetzen vor dem, was er getan hatte. Besonders der Ekel wuchs in ihm mit jeder Minute. Um keinen Preis der Welt wäre er jetzt zu der Truhe oder in die Stube zurückgegangen. Eine gewisse Zerstreutheit, vielleicht sogar Nachdenklichkeit bemächtigte sich seiner: für Augenblicke vergaß er sich ganz, oder vielmehr er vergaß die Hauptsache und befaßte sich mit Kleinigkeiten. Als er zufällig einen Blick in die Küche warf, sah er auf der Bank einen Eimer stehen, zur Hälfte mit Wasser gefüllt; er besann sich darauf, daß er seine Hände und das Beil abwaschen müsse. Seine Hände waren blutig und klebrig. Er tauchte das Beil mit der Schneide ins Wasser, nahm ein Stück Seife, das auf dem Fensterbrett lag, und begann sich im Eimer die Hände zu waschen. Nachdem er das getan, zog er das Beil aus dem Eimer, wusch die Schneide und rieb lange, etwa drei Minuten, die Blutflecken vom Holzstiel ab, wobei er sogar versuchte, das Blut mit Seife abzuwaschen. Dann trocknete er alles mit Wäschestücken ab, die hier an einer Leine hingen, und besah dann lange und mit Aufmerksamkeit am Fenster das Beil. Blutspuren waren keine mehr daran, nur das Holz war noch feucht. Sorgfältig verbarg er das Beil wieder in der Schlinge unter seinem Mantel und untersuchte darauf, soweit es in der dämmerigen Küche möglich war, seine Kleidung und seine Stiefel. Auf den ersten Blick konnte er von außen nichts finden, nur auf den Stiefeln waren Flecken. Er feuchtete einen Lappen an und rieb die Stiefel ab. Er wußte übrigens, daß er nicht gut sehen konnte; so war vielleicht doch noch etwas Auffälliges an ihm, das er nicht bemerkte. Nachdenklich stand er mitten im Zimmer. Ein quälender und unklarer Gedanke stieg

in ihm auf – der Gedanke, daß er den Verstand verliere und daß er in diesem Augenblicke unfähig sei, zu denken oder sich zu wehren, daß er vielleicht gar nicht das tun sollte, was er jetzt tat. „Mein Gott! Ich muß fort, fort!“ murmelte er und eilte ins Vorzimmer. Aber hier wartete seiner ein solcher Schrecken, wie er ihn sicher noch nie empfunden hatte.

Er stand, schaute und traute seinen Augen nicht; die Tür, die aus dem Vorzimmer auf den Treppenflur führte, dieselbe, an der er geklingelt und durch die er hereingekommen war, stand aufgesperrt, sogar eine Handbreit offen, war weder verschlossen noch verriegelt, die ganze Zeit, diese ganze Zeit. Die Alte hatte hinter ihm nicht zugeschlossen, vielleicht aus Vorsicht. Aber, mein Gott! Er hat doch Lisaweta später gesehen! Wie konnte es nur geschehen, daß er nicht auf den Gedanken kam, daß sie doch von irgendwoher hereingekommen war! Sie war doch nicht durch die Wand gekommen!

Er stürzte zur Tür und schob den Riegel vor.

Nein, es ist wieder nicht das Richtige! Nur fort, fort!

Er schob den Riegel zurück und horchte die Treppe hinab.

Lange lauschte er so. Irgendwo weit unten, wahrscheinlich am Haustor, schrien und kreischten zwei Stimmen, stritten und schimpften. Was mögen die haben? – Er wartete geduldig. Mit einem Male wurde es still; sie waren fortgegangen. Schon wollte er hinaustreten, als plötzlich ein Stockwerk tiefer eine Gangtür geräuschvoll geöffnet wurde und jemand die Treppe hinabstieg, ein Lied vor sich hin summend. – Warum die wohl so viel Lärm machen! ging es ihm durch den Kopf. Er schloß die Tür wieder und wartete. Endlich verstummte alles, nichts war mehr zu hören. Er tat schon einen Schritt zur Treppe, als von neuem Schritte erklangen.

Diese Schritte kamen von weit her, vom Fuße der Treppe, aber er erinnerte sich später deutlich, daß er damals, schon beim ersten Schritt, aus irgendeinem Grunde den Verdacht hatte, daß dieser Mensch unbedingt hierher, in den dritten Stock, zur Alten wollte. Warum? Hatten diese Schritte einen besonderen, bedeutungsvollen Klang? Sie waren schwer, gleichmäßig, nicht eilig. Der Unbekannte hatte jetzt den ersten Stock erreicht und stieg höher; man hörte es immer deutlicher, auch schweres Atmen war zu hören. Jetzt war er

schon im zweiten Stock. Er kommt! Und plötzlich war es Raskolnikow, als wäre er zu Stein erstarrt; es war ihm wie im Traum, wenn es einem so vorkommt, als würde man von Verfolgern gejagt, die immer näher kommen, einen töten wollen, und selber steht man wie angewachsen, kann nicht einmal die Arme rühren.

Endlich, als der Besucher schon in den dritten Stock hinaufstieg, fuhr Raskolnikow auf, und es gelang ihm, noch schnell und gewandt vom Treppenflur in die Wohnung zurückzuschlüpfen und die Tür hinter sich zu schließen. Leise und vorsichtig schob er den Riegel vor. Der Instinkt half ihm. Als er das getan hatte, stellte er sich mit angehaltenem Atem dicht an die Tür. Der unbekannte Besucher war bereits an der Tür angekommen. Beide standen jetzt einander gegenüber, wie vorhin er und die Alte, als die Tür sie trennte und er lauschte.

Der Besucher schnaufte noch einige Zeit. – Er scheint dick und groß zu sein, dachte Raskolnikow, das Beil fester packend. Es war ihm tatsächlich wie im Traum. Der Besucher faßte die Klingelschnur und zog heftig.

Als der blecherne Klang der Glocke ertönte, schien es Raskolnikow plötzlich, als rege sich jemand im Zimmer; einige Sekunden lauschte er sogar. Der Unbekannte klingelte noch einmal, wartete ein wenig und begann dann ungeduldig aus aller Kraft an der Tür zu rütteln. Mit Schrecken blickte Raskolnikow auf den Riegel, der hin und her sprang, und wartete mit stumpfem Entsetzen, daß er nachgeben würde. Es schien auch wirklich möglich, so heftig riß der Fremde an der Tür. Raskolnikow wollte den Riegel mit der Hand festhalten, aber das hätte man draußen bemerken können. Es begann ihm wieder zu schwindeln. Ich werde gleich hinfallen, ging es ihm durch den Kopf, aber der Fremde begann zu sprechen, und da kam er wieder zur Besinnung.

„Ja, schlafen die da drinnen, oder hat sie jemand erwürgt?“ brüllte er wie aus einem Faß. „Verflucht noch mal! He, Aljona Iwanowna, alte Hexe! Lisaweta Iwanowna, unbeschreibliche Schönheit! Macht auf! Schlafen sie wirklich? Verdammt noch mal!“

Und er begann von neuem zehnmal hintereinander wie ein Rasender aus aller Kraft an der Glocke zu reißen. Er war

sicher ein Mensch, der hier im Hause etwas zu sagen hatte. In diesem Augenblick vernahm man leichte, eilige Schritte auf der Treppe; es kam noch jemand hinzu. Raskolnikow hatte es zuerst gar nicht gehört.

„Ist wirklich niemand zu Hause?“ rief laut und fröhlich der Neuangekommene, sich an den ersten Besucher wendend, der noch immer an der Glocke zerrte. „Guten Abend, Koch!“ Nach der Stimme zu urteilen, muß er sehr jung sein, dachte Raskolnikow.

„Weiß der Teufel, ich habe fast das Schloß zerbrochen“, antwortete Koch. „Aber woher kennt Ihr mich?“

„Na hört mal! Vorgestern habe ich Euch im ‚Gambrinus‘ drei Partien Billard abgewonnen.“

„Stimmt!“

„Also, es ist niemand zu Hause? Merkwürdig! Das ist aber sehr dumm. Wo könnte die Alte hingegangen sein? Ich habe Geschäfte mit ihr.“

„Ich ebenfalls, mein Lieber!“

„Was ist da zu tun? Wir müssen wieder gehen! Und ich hoffe, hier Geld zu bekommen!“ rief der junge Mann aus.

„Natürlich müssen wir wieder gehen. Aber warum gibt sie eine Zeit an? Die alte Hexe hat selber die Stunde bestimmt. Ich habe einen weiten Weg. Zum Teufel, ich verstehe nicht, wo sie sich herumtreiben kann. Das ganze Jahr sitzt sie zu Hause, rührt sich nicht, klagt über ihre Füße, und jetzt lustwandelt sie plötzlich!“

„Sollen wir den Hauswart fragen?“

„Wonach?“

„Wohin sie gegangen ist und wann sie wiederkommt?“

„Hm – Teufel auch – fragen – ja, sie geht doch nie aus“, und er riß noch einmal an der Türklinke. „Zum Teufel, nichts zu machen, wir müssen gehen.“

„Wartet!“ rief plötzlich der junge Mann. „Seht doch, wie die Tür klafft, wenn Ihr daran rüttelt.“

„Na, und?“

„Also ist sie nicht zugeschlossen, sondern nur mit dem Riegel versperrt. Hört Ihr, wie der Riegel klirrt?“

„Nun, und weiter?“

„Versteht Ihr noch immer nicht? Also ist jemand von ihnen zu

Hause. Wären sie beide fortgegangen, so hätten sie von außen mit dem Schlüssel zugeschlossen, aber nicht von innen mit dem Riegel! Hört Ihr, wie der Riegel klirrt? Um die Tür mit dem Riegel von innen zuzuschließen, muß man in der Wohnung sein, versteht Ihr? Also sind sie zu Hause, machen aber nicht auf!“

„Ja, das ist allerdings wahr!“ rief Koch verwundert aus. „Was ist denn mit ihnen los?“ Und er begann wieder wütend an der Tür zu rütteln.

„Wartet!“ rief von neuem der junge Mann. „Rüttelt nicht weiter! Hier stimmt was nicht. Ihr habt doch geklingelt, an der Tür gerüttelt, und sie öffnen nicht; also entweder liegen beide in Ohnmacht, oder...“

„Was?“

„Kommt, wir wollen den Hauswart rufen, er mag sie wecken.“

„Gut.“ Sie gingen beide zur Treppe.

„Halt! Bleibt Ihr hier, und ich will zum Hauswart eilen!“

„Warum soll ich denn hierbleiben?“

„Was kann man wissen...“

„Vielleicht wirklich besser!“

„Ich will doch Untersuchungsrichter werden! Hier stimmt offenbar etwas nicht!“ rief der junge Mann eifrig und lief die Treppe hinab.

Koch blieb zurück, zog noch einmal leise an der Glocke, und es erklang ein einzelner Laut; dann begann er sachte, gleichsam überlegend und beobachtend, an der Türklinke zu rütteln, zog sie zu sich heran und ließ sie wieder los, um sich noch einmal zu überzeugen, daß die Tür nur mit dem Riegel geschlossen war. Dann bückte er sich schnaufend und guckte durch das Schlüsselloch, aber der Schlüssel stak von innen, und er konnte nichts sehen.

Raskolnikow stand und umklammerte das Beil. Er war wie im Fiebertraum. Er bereitete sich sogar darauf vor, mit ihnen zu kämpfen, wenn sie hereinkommen sollten.

Als sie klopfen und sich besprachen, kam ihm mehrmals der Gedanke, allem ein Ende zu machen und sie durch die Tür anzurufen. Dazwischen war er versucht, sie zu beschimpfen oder zu necken, bevor sie die Tür aufmachten. – Wenn es nur schon zu Ende wäre! ging es ihm durch den Kopf.

„Wo, zum Teufel, bleibt er so lange!“

Die Zeit verrann, eine Minute nach der anderen. Koch begann ungeduldig zu werden.

„Wo, zum Teufel...!“ rief Koch plötzlich unwillig, verließ seinen Posten und ging auch hinunter, eilig mit den Stiefeln stampfend. Seine Schritte verhallten.

„Mein Gott, was soll ich tun?“

Raskolnikow schob den Riegel zurück und öffnete ein wenig die Tür. Alles war still. Plötzlich, wie einer Eingebung folgend, trat er hinaus, zog die Tür, so fest er konnte, hinter sich zu und eilte hinunter. Er war schon drei Treppen hinabgelaufen, da hörte er plötzlich unten einen starken Lärm. Wohin nun? Nirgends konnte er sich verstecken. Er wollte schon wieder in die Wohnung zurücklaufen.

„He, du Teufelskerl! Halt!“

Mit Geschrei stürzte jemand unten aus der Wohnung heraus, eilte die Treppe so schnell hinunter, daß er nicht zu laufen, sondern zu fallen schien, und brüllte aus vollem Halse:

„Mitjka, Mitjka, Mitjka, du verfluchter Narr!“

Der Schrei endete mit Kreischen; die letzten Töne erschallten schon auf dem Hofe; dann war wieder alles still. In diesem Augenblick aber kamen mehrere Menschen, laut und lebhaft sprechend, geräuschvoll die Treppe herauf. Es waren vielleicht drei oder vier. Raskolnikow unterschied auch die helle Stimme des jungen Mannes. „Sie kommen!“

In völliger Verzweiflung ging er ihnen geradeswegs entgegen – mochte kommen, was da wollte! Hielten sie ihn an, so war er verloren; ließen sie ihn vorbei, war er auch verloren; denn sie würden ihn wiedererkennen. Sie kamen näher, zwischen ihnen war nur noch eine Treppe – da zeigte sich unvermutet die Rettung. Einige Schritte rechts von ihm befand sich die leere Wohnung mit der weit offenstehenden Tür, dieselbe Wohnung im ersten Stock, wo die Maler arbeiteten, die jetzt, als hätte es so sein müssen, fortgegangen waren. Sicher waren sie es gewesen, die das große Geschrei gemacht hatten. Die Fußböden waren frisch gestrichen, mitten im Zimmer stand ein Topf mit Farbe und Pinsel. Im Nu schlüpfte er durch die offene Tür und drückte sich an die Wand. Es war auch höchste Zeit. Sie waren schon auf dem Treppenflur. Dann wandten sie sich nach oben

und gingen ins dritte Stockwerk hinauf, indem sie fortfuhren, sich laut zu unterhalten. Er wartete ein wenig, schlich dann auf den Zehenspitzen hinaus und lief hinunter.

Niemand auf der Treppe! Im Torweg auch nicht! Er ging schnell durch das Tor und bog nach links in die Straße.

Er wußte sehr gut, nur zu gut, daß sie in diesem Augenblick schon in der Wohnung waren, sich wunderten, daß die Tür offenstand, die soeben verschlossen gewesen war, daß sie schon die Leichen betrachteten und daß sie bald erkennen würden, daß der Mörder eben noch dagewesen war, daß er Zeit gefunden hatte, sich irgendwo zu verstecken, an ihnen vorbeizuschlüpfen und davonzulaufen; sie mußten sich auch sagen, daß er in der leeren Wohnung gesteckt hatte, während sie hinaufstiegen. Trotzdem durfte er aber unter keiner Bedingung seinen Gang beschleunigen, obwohl es bis zur ersten Straßenecke noch hundert Schritte waren. Soll ich nicht in einen Torweg schlüpfen und irgendwo in einer unbekannten Straße warten? Nein, es ist gefährlich! Soll ich nicht das Beil werfen? Soll ich nicht eine Droschke nehmen? Nein, alles ist gefährlich!

Endlich war er an der Querstraße; halbtot bog er in sie ein. Hier war er schon halb gerettet und begriff das auch: hier erregte er weniger Verdacht, zudem war diese Straße stark belebt, und er verlor sich wie ein Sandkorn in der Menge. Aber alle diese Qualen hatten ihn so erschöpft, daß er sich kaum fortbewegen konnte. Er war in Schweiß gebadet, sein Hals war ganz naß. „Der hat sich aber gründlich vollgesogen!“ rief ihm jemand zu, als er auf den Kanal hinauskam.

Jetzt war er kaum bei Besinnung; je weiter er ging, desto schlimmer wurde es. Er merkte jedoch, wie er plötzlich erschrak, als er auf den Kanal hinauskam, weil es dort weniger Menschen gab und er leichter auffallen konnte, und er wollte wieder in die Seitengasse zurückkehren. Obwohl er vor Müdigkeit fast zusammenbrach, machte er doch einen Umweg und kam von einer anderen Seite nach Hause.

Halb besinnungslos bog er in den Torweg des Hauses ein. Er war schon bis an die Treppe gelangt, als er an das Beil dachte. Es war noch eine wichtige Aufgabe zu lösen: das Beil unbenutzt an seinen Platz zurückzustellen. Er war nicht mehr so

weit bei klarem Verstande, um sich zu sagen, daß es vielleicht viel besser wäre, das Beil gar nicht an seinen früheren Ort zu bringen, sondern es etwas später irgendwo auf einem fremden Hof fortzuwerfen.

Es ging indessen alles gut. Die Thür zur Kammer des Pförtners war zu, aber nicht verschlossen, es lag also nahe, daß er im Hause war. Aber er hatte die Fähigkeit zur Überlegung schon in einem Maße verloren, daß er geradeaus auf die Thür zuing und sie öffnete. Hätte der Pförtner gefragt, was er wolle, er hätte ihm das Beil hingehalten. Aber der Pförtner war auch diesmal nicht da, und er konnte das Beil an seinen Platz unter der Bank stellen. Er bedeckte es sogar wieder mit einem Holzscheit, wie er es gefunden hatte. Keiner Menschenseele begegnete er auf dem Wege zu seinem Zimmer; die Thür der Hauswirthin war geschlossen. Er trat in sein Zimmer und warf sich aufs Sofa, so wie er war. Er schlief nicht, war aber auch nicht bei klarem Bewußtsein. Wenn jetzt jemand bei ihm eingetreten wäre, er hätte aufspringen und schreien müssen. Verworrene, unzusammenhängende Gedanken wirbelten in seinem Kopfe, aber keinen einzigen vermochte er zu erfassen, bei keinem konnte er verweilen, trotz aller Anstrengung.

I

So lag Raskolnikow sehr lange. Manchmal wurde er halb wach und bemerkte dann, daß es schon längst Nacht war, kam aber nicht auf den Gedanken, aufzustehen. Endlich sah er, daß es schon anfang zu tagen. Er lag auf dem Sofa ausgestreckt, noch unter dem Einfluß der nächtlichen Betäubung. Von der Straße drang fürchterliches, verzweifelter Geschrei herauf, wie er es übrigens jede Nacht gegen drei Uhr unter seinem Fenster hörte. Das hatte ihn auch jetzt geweckt. – Aha, jetzt kommen die Betrunknen aus den Schenken, dachte er, es muß drei Uhr sein, und plötzlich sprang er mit einem Ruck auf. Wie, schon drei Uhr? Er setzte sich wieder auf sein Lager – und jetzt fiel ihm alles ein! Plötzlich fiel ihm alles ein!

Im ersten Augenblick dachte er, er müsse wahnsinnig werden. Ein furchtbarer Frost befiel ihn, aber der Frost kam vom Fieber, das schon während des Halbschlafes begonnen hatte. Jetzt packte ihn ein solcher Schüttelfrost, daß seine Zähne klapperten und er am ganzen Körper zitterte. Er öffnete die Tür und horchte hinaus; im Hause lag alles in tiefem Schlaf. Verstört betrachtete er sich und alle Gegenstände um sich herum und begriff nicht: wie konnte er gestern die Tür nicht zusperren und sich nicht nur in Kleidern, sondern sogar mit dem Hut auf sein Lager werfen! Der Hut war hinuntergerollt und lag auf dem Fußboden in der Nähe des Kopfkissens. Wenn jemand hereingekommen wäre, was hätte er gedacht? Daß ich betrunken bin, aber. . . Er stürzte zum Fenster. Es war schon hell genug, er besah sich schnell von oben bis unten, seine ganze Kleidung, ob nicht Spuren daran wären. Aber so ging es nicht. Zitternd vor Fieberfrost begann er sich auszu-

kleiden und nochmals alles zu untersuchen. Er drehte jedes Kleidungsstück um bis zum letzten Zipfel und Fädchen und wiederholte diese Besichtigung vorsichtshalber dreimal. Aber er fand nichts; nur an der Stelle, wo die Hosen unten abgewetzt waren und in Fransen hingen, sah man an diesen Fransen deutliche Spuren von angetrocknetem Blut. Er nahm sein großes Klappmesser und schnitt die Fransen ab. Plötzlich fiel ihm ein, daß der Beutel und die Gegenstände, die er bei der Alten aus der Truhe genommen hatte, sich noch immer in seinen Taschen befanden. Er hatte bis jetzt noch nicht daran gedacht, sie hervorzuholen und zu verstecken! Nicht einmal als er seine Kleider besah, war es ihm eingefallen! So was! Sofort nahm er sie heraus und warf sie auf den Tisch. Nachdem er alles hervorgeholt und sogar die Taschen umgekehrt hatte, um sicher zu sein, daß nichts zurückgeblieben war, trug er den ganzen Haufen in eine Ecke. Dort unten in der Ecke waren an einer Stelle die von der Wand losgelösten Tapeten zerrissen, und in diesem Loch stopfte er alles hinter das Papier. – Es paßt alles hinein! Fort damit, auch mit dem Beutel! dachte er freudig und blickte stumpf in die Ecke, wo die Tapete sich jetzt stärker vorwölbte. Plötzlich zuckte er erschrocken zusammen. „Mein Gott!“ flüsterte er in Verzweiflung. „Was ist mit mir? Ist denn das versteckt? Versteckt man denn so?“

Gewiß, er hatte mit solchen Gegenständen nicht gerechnet; er war der Meinung gewesen, nur Geld zu finden, und hatte darum auch kein Versteck vorbereitet. – Aber jetzt, jetzt – was soll das? dachte er. Versteckt man denn so? Wahrhaftig, mein Verstand läßt mich im Stich. Kraftlos setzte er sich auf den Diwan, und sofort schüttelte ihn von neuem der unerträgliche Fieberfrost. Mechanisch griff er nach dem neben ihm liegenden alten Studentenmantel, einem fast ganz zerlumpten Winterüberzieher, und bedeckte sich damit. Schlaf und Fieberträume überwältigten ihn wieder, und er verfiel in eine Art Dämmerzustand.

Schon nach fünf Minuten aber sprang er erschrocken auf, um sich wieder mit seinen Kleidern zu befassen: Wie konnte ich wieder einschlafen, da noch nichts getan ist! Da, die Schlinge unter der Achsel habe ich noch nicht entfernt! Ich habe es vergessen, so etwas konnte ich vergessen! Solch ein Indizium! –

Er riß die Schlinge ab, zerriß sie in kleine Stücke und stopfte sie unter das Kissen in die Wäsche. „Stücke zerrissener Leinwand werden auf keinen Fall Verdacht erregen“, sagte er, mitten im Zimmer stehend, und begann von neuem mit gespannter Aufmerksamkeit Umschau zu halten, auf dem Fußboden und überall, ob er nicht noch etwas vergessen habe. Die Überzeugung, daß alles, sogar sein Gedächtnis und die Fähigkeit zur einfachsten Überlegung, ihn verlassen hatte, begann ihn unerträglich zu foltern. – Was, fängt es denn jetzt schon an? Kommt jetzt schon die Todesstrafe? Ja ja, so ist es! – Die Fransen, die er von den Hosen abgeschnitten hatte, lagen auf dem Fußboden mitten im Zimmer, für jeden sichtbar! „Ja, was ist denn mit mir los?“ rief er ganz verstört.

Da kam ihm ein seltsamer Gedanke: vielleicht war auch seine Kleidung ganz voll Blut, ganz befleckt, er sah es nur nicht, bemerkte es nicht, weil sein Denken geschwächt, sein Verstand umdüstert war. Plötzlich erinnerte er sich, daß auch an dem Beutel Blut klebte. – Also muß auch in meiner Tasche Blut sein, da ich den nassen Beutel hineingesteckt habe! – Schnell drehte er die Hosentaschen um, und wirklich – auf dem Futter der Tasche waren Blutflecken. – Also hat mich der Verstand doch noch nicht ganz verlassen, also habe ich doch noch Überlegungskraft und Gedächtnis, da ich selber darauf gekommen bin! dachte er triumphierend und atmete aus voller Brust und freudig auf. Es war nur eine fieberhafte Schwäche, eine augenblickliche Verwirrung. Er riß das ganze Futter aus der linken Hosentasche. In diesem Augenblick fiel ein Sonnenstrahl auf seinen linken Stiefel; auf der Socke, die aus dem Stiefel hervorschaute, schienen Flecken zu sein. Er zog den Stiefel aus: Es sind wirklich Spuren! Die ganze Spitze der Socke ist mit Blut durchtränkt. Wahrscheinlich war er unvorsichtigerweise in die Blutlache getreten. – Aber was soll ich jetzt damit tun? Wohin mit der Socke, den Fransen und dem Taschenfutter? Er packte alles zusammen mit einer Hand und blieb mitten im Zimmer stehen. „In den Ofen? Aber im Ofen wird man zuerst suchen. Verbrennen? Ja, und womit anzünden? Ich habe nicht einmal Streichhölzer! Nein, besser, ich gehe irgendwohin ins Freie und werfe alles fort. Ja, besser fortwerfen!“ wiederholte er und setzte sich wieder auf das Sofa. „Und sofort will ich es

tun, nicht eine Minute zögern!“ Aber sein Kopf fiel wieder auf das Kissen, wieder bemächtigte sich seiner der unerträgliche Schüttelfrost, wieder bedeckte er sich mit dem Mantel, und noch Stunden schwebte ihm in verworrenen Träumen vor: Ich muß ohne Verzug irgendwohin gehen und alles fortwerfen, fort mit dem ganzen Raub, schnell, schnell! Immer wieder riß er sich in die Höhe, wollte aufstehen, konnte es aber nicht mehr. Endgültig weckte ihn ein starkes Klopfen an der Tür.

„So öffne doch! Lebst du noch oder nicht? Immer schläft er!“ schrie Nastasja und schlug mit der Faust an die Tür. „Ganze Tage hindurch schläft er wie ein Hund! Genau wie ein Hund! Öffne doch endlich! Es ist elf Uhr.“

„Vielleicht ist er nicht zu Hause“, sagte eine männliche Stimme.

Ah, die Stimme des Pförtners! Was will er? –

Er sprang auf und setzte sich aufrecht hin. Sein Herz klopfte so stark, daß es ihm weh tat.

„Er hat die Tür verriegelt!“ erwiderte Nastasja. „Er fängt an, sich einzuschließen! Will man ihn etwa fortschleppen? Öffne, wach auf!“

Was wollen sie? Warum der Pförtner? Sie wissen bereits alles. Soll ich Widerstand leisten oder öffnen? Ach, einerlei . . . Er erhob sich ein wenig, neigte sich vor und schob den Riegel zurück. Das Zimmer war so klein, daß er das tun konnte, ohne von seinem Lager aufzustehen. Es stimmte: da standen sie, Nastasja und der Pförtner. Nastasja sah Raskolnikow eigentümlich an. Er warf dem Pförtner einen herausfordernden und verzweifelten Blick zu. Dieser reichte ihm schweigend ein graues, zusammengefaltetes Papier, das mit Flaschenlack versiegelt war.

„Eine Vorladung aus dem Kommissariat“, sagte er, das Papier überreichend.

„Aus welchem Kommissariat?“

„Aus dem Polizeikommissariat natürlich.“

„Von der Polizei! – Warum?“

„Wie soll ich das wissen. Es wird verlangt, und da müßt Ihr gehen.“

Der Pförtner sah ihn aufmerksam an, schaute sich im Zimmer um und wandte sich zum Gehen.

„Du bist ja ganz krank“, bemerkte Nastasja, die ihn noch immer ansah. Der Pförtner drehte sich nach ihm um. „Seit gestern liegt er im Fieber“, fügte sie hinzu. Er antwortete nicht und hielt das Papier in den Händen, ohne es zu öffnen.

„Bleib nur liegen“, fuhr Nastasja mitleidig fort, als sie sah, daß er die Füße vom Diwan herabließ. „Wenn du krank bist, geh nicht hin, es wird nicht so dringend sein. Was hast du denn da in der Hand?“

Er blickte hin: in der rechten Hand hielt er die von der Hose abgeschnittenen Fransen, die Socke und das herausgerissene Futter der Tasche; er hatte so mit ihnen geschlafen. Später fiel ihm ein, daß er im Fieber, aus dem Halbschlaf erwachend, alles fest in seiner Hand zusammenballte und dann wieder einschlief.

„Haha, er hat sich Lumpen zusammengesucht und ist damit eingeschlafen, wie mit einem Schatz“, Nastasja schüttelte sich vor Lachen.

Er stopfte schnell alles unter seinen Mantel und sah sie durchdringend an. In diesem Augenblick vermochte er zwar nur mit Mühe zusammenhängend zu denken, aber er fühlte doch, daß man mit einem Menschen, der verhaftet werden sollte, nicht so verkehren würde. „Aber – die Polizei?“

„Du solltest Tee trinken. Willst du? Ich bringe ihn dir; es ist noch welcher übrig.“

„Nein, ich werde hingehen. Ich werde gleich hingehen“, murmelte er, sich erhebend.

„Du wirst nicht einmal die Treppe hinunterkommen.“

„Ich will aber hingehen...“

„Nun, wie du willst.“ Sie folgte dem Pförtner. Raskolnikow stürzte zum Licht, um die Socke und die Fransen zu besehen. Flecken sind da, aber kaum bemerkbar, alles ist abgescheuert, verblüht und beschmutzt. Wer es nicht weiß, wird nichts bemerken. Nastasja konnte von weitem bestimmt nichts sehen. Gott sei Dank! Darauf öffnete er angstvoll die Vorladung und begann zu lesen; er las lange, bevor er etwas begriff. Es war eine gewöhnliche Vorladung vom Polizeikommissariat, heute um halb zehn dort zu erscheinen.

Ja, was soll denn das bedeuten? Ich habe doch nichts mit der

Polizei zu tun! Und warum gerade heute? dachte er in quälender Unruhe. Gott, wenn es doch schon überstanden wäre! Er wollte sich auf die Knie werfen, um zu beten, lachte dann aber selbst darüber – nicht über das Gebet, sondern über sich selbst. Eilig begann er, sich anzukleiden. – Wenn's sein muß, gehe ich eben zugrunde, es ist alles eins! Die Socke muß ich anziehen! dachte er plötzlich. Sie wird noch schmutziger vom Staube, und die Spuren werden verschwinden. Aber kaum hatte er sie angezogen, als er sie mit Abscheu und Widerwillen wieder herunterriß. Da fiel ihm jedoch ein, daß er keine andere besaß, und so zog er sie wieder an – und lachte dabei über sich selbst. – Alles ist bedingt, alles ist Anschauungssache, alles das sind nur äußere Formen, dachte er flüchtig und zitterte dabei am ganzen Körper. Ich habe sie doch schließlich angezogen! Habe sie angezogen! Aber sein Lachen verwandelte sich sogleich in Verzweiflung. – Nein, es geht über meine Kraft, dachte er. Seine Beine zitterten. „Vor Angst!“ murmelte er vor sich hin. Der Kopf schwindelte ihm und schmerzte. – Das ist eine Finte! Sie wollen mich mit List hinlocken und dann zupacken, dachte er weiter, als er auf die Treppe hinausging. Schlimm, daß mein Kopf durch das Fieber verworren ist. Ich werde irgendwelche Dummheiten schwatzen.

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er alle Sachen im Loch hinter der Tapete hatte liegenlassen – und wenn jetzt in meiner Abwesenheit eine Haussuchung gemacht wird? dachte er und blieb stehen. Aber eine solche Verzweiflung und eine solche Todesverachtung bemächtigten sich seiner, daß er ohne weiteres seinen Weg fortsetzte.

Je schneller, desto besser!

Auf der Straße war die Hitze wieder unerträglich, kein Regentropfen war all diese Tage gefallen. Wieder gab es Staub, Ziegel, Kalk, wieder den Gestank aus den Schenken und Läden, wieder zahlreiche Betrunkene, finnische Hausierer und verschlafene Droschkenkutscher. Die Sonne schien ihm grell in die Augen, so daß es ihn schmerzte, er fühlte starken Schwindel – die üblichen Erscheinungen bei einem Fieberkranken, der plötzlich auf die heiße, sonnige Straße hinaustritt.

Als er an die Ecke der Straße von gestern gekommen war, blickte er mit qualvoller Unruhe dorthin, auf jenes Haus, und

wandte schnell die Augen ab. – Wenn sie mich fragen, werde ich es ihnen vielleicht auch sagen, dachte er, indem er sich dem Kommissariat näherte.

Das Kommissariat war ungefähr eine viertel Werst von seinem Hause entfernt. Es war kürzlich in neue Räume in einem neuen Hause übergeführt worden. In den alten Räumen war er einmal gewesen, aber schon vor sehr langer Zeit. Als er in den Torweg trat, sah er rechts eine Treppe, die ein Mann mit einem Buch in der Hand herabstieg. Ein Hauswart; sicher sind da die Büroräume – und er begann aufs Geratewohl die Treppe hinaufzusteigen. Er mochte niemand um Auskunft fragen.

Ich werde eintreten, auf die Knie fallen und alles erzählen, dachte er, indem er zum dritten Stock hinaufstieg.

Die Treppe war schmal, steil und mit Spülwasser beschmutzt. Die Küchen sämtlicher Wohnungen des Hauses mündeten auf diese Treppe und standen den ganzen Tag offen. Daher war hier eine fürchterliche Luft. Treppauf, treppab kamen und gingen Hauswarte mit ihren Büchern unterm Arm, Gerichtsboten und Leute beiderlei Geschlechts, die da zu tun hatten. Die Tür zum Kommissariat stand auch weit offen. Er trat ein und blieb im Vorzimmer stehen. Hier warteten einige Bauern. Auch hier war die Luft stickig und schwül, außerdem roch der neugestrichene Fußboden zum Übelwerden nach frischer Farbe und ranzigem Firnis. Nachdem Raskolnikow ein wenig gewartet hatte, beschloß er, ins nächste Zimmer vorzustoßen. Alle Zimmer waren winzig klein und niedrig. Eine furchtbare Unruhe trieb ihn immer weiter. Niemand beachtete ihn. Im zweiten Zimmer saßen mehrere Schreiber, nur wenig besser gekleidet als er; ein sonderbares Völkchen, wie es schien. Er wandte sich an einen von ihnen.

„Was willst du?“

Er zeigte seine Vorladung.

„Ihr seid Student?“ fragte der Schreiber, nachdem er einen Blick auf die Vorladung geworfen hatte.

„Ja, ehemaliger Student.“

Der Schreiber betrachtete ihn ohne jede Neugier. Er war ein struppiger Kerl mit einem starren Gesichtsausdruck.

Von dem erfahre ich nichts, ihm ist es ganz gleichgültig, dachte Raskolnikow.

„Geht dorthin zum Schriftführer“, sagte der Schreiber und wies auf das letzte Zimmer.

Er begab sich in dieses Zimmer, das vierte in der Reihe; es war eng und vollgepfropft mit Menschen, die etwas besser gekleidet waren als die in den ersten Räumen. Unter den Besuchern waren zwei Damen. Die eine, in Trauer und ärmlich gekleidet, saß an einem Tisch dem Schriftführer gegenüber und schrieb etwas, was dieser ihr diktierte. Die andere Dame, dick, mit feuerrotem Gesicht, höchst auffallend gekleidet, mit einer riesigen Brosche auf der Brust, stand abseits und wartete auf etwas. Raskolnikow zeigte dem Schriftführer seine Vorladung. Dieser warf einen flüchtigen Blick darauf, sagte: „Wartet!“ und fuhr fort, sich mit der Dame in Trauer zu beschäftigen.

Raskolnikow atmete erleichtert auf. Sicher ist es nicht das! Allmählich begann er Mut zu fassen, es war ihm klar, daß er sich zusammennehmen und den Kopf oben behalten mußte. Irgendeine Dummheit, eine lächerliche Unvorsichtigkeit kann mich verraten! Hm, schade, daß hier keine bessere Luft ist, diese Schwüle . . . Der Kopf geht mir im Kreise herum und der Verstand auch.

Er fühlte in seinem Inneren eine furchtbare Verwirrung und fürchtete, sich nicht mehr beherrschen zu können. Trotz seiner Anstrengung wollte es ihm nicht gelingen, sich abzulenken und an Nebensächliches zu denken. Der Schriftführer interessierte ihn übrigens sehr, er wollte gern aus seinem Gesicht etwas herauslesen. Er war ein sehr junger Mann, ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, mit dunklem und beweglichem Gesicht, das ihn älter erscheinen ließ; er war modern und geckenhaft gekleidet, elegant frisiert und pomadisiert und trug eine Menge Ringe an den weißen, gepflegten Fingern und eine goldene Uhrkette auf der Weste. Mit einem Ausländer, der auch da war, sprach er sogar einige Worte in recht gutem Französisch.

„Luisa Iwanowna, wollt Ihr Euch nicht setzen?“ sagte er flüchtig zu der geputzten, krebsroten Dame, die die ganze Zeit stand, als wage sie sich nicht zu setzen, obgleich ein Stuhl neben ihr stand.

„Ich danke“, sagte sie auf deutsch und ließ sich unter dem

Knistern ihres Seidenkleides auf dem Stuhl nieder. Ihr hellblaues Kleid mit weißem Spitzenbesatz umgab ihren Stuhl wie ein Luftballon und füllte fast das ganze Zimmer aus. Es strotzte von Wohlgerüchen. Aber der Dame schien es peinlich zu sein, daß sie das halbe Zimmer einnahm und soviel Wohlgeruch verbreitete, obwohl sie halb verschämt, halb frech, jedenfalls mit deutlicher Unruhe lächelte.

Die Dame in Trauer war endlich fertig und stand auf. Plötzlich trat mit einigem Geräusch, bei jedem Schritt die Schultern eigentümlich hebend, ein Offizier ein, warf seine Mütze mit der Kokarde auf den Tisch und ließ sich in einen Lehnstuhl fallen. Bei seinem Anblick schnellte die üppige Dame in die Höhe und begann in freudiger Erregung zu knicksen, aber der Offizier schenkte ihr nicht die geringste Beachtung, und sie wagte es nicht, sich in seiner Gegenwart hinzusetzen. Es war der Stellvertreter des Polizeikommissars; er hatte einen horizontal abstehenden Schnurrbart und ein ziemlich unbedeutendes Gesicht, das außer einer gewissen Unverschämtheit nichts ausdrückte. Er blickte von der Seite mit einiger Mißbilligung auf Raskolnikow: dessen Kleidung war schon gar zu schlecht, und trotz seiner armseligen Lage entsprach seine Haltung noch immer nicht seiner Kleidung; er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dem Offizier zu lange ins Gesicht zu starren, so daß dieser sich sogar beleidigt fühlte.

„Was willst du hier?“ schrie er ihn an, wahrscheinlich erstaunt, daß dieser zerlumppte Mensch nicht von seinem blitzeschleudernden Blick beeindruckt war.

„Man hat mich herbeschieden – eine Vorladung“, antwortete Raskolnikow mühsam.

„Es handelt sich um eine Schuldforderung an den Studenten“, beeilte sich der Schriftführer, von seiner Arbeit aufblickend, zu bemerken. „Hier“, und er warf Raskolnikow ein Heft hin, zeigte auf eine Stelle und sagte: „Lest das durch.“

Schuld, was für eine Schuld? dachte Raskolnikow. Aber ... also ist es doch nicht das! Er zuckte vor Freude zusammen, plötzlich wurde ihm unsagbar leicht zumute, als wäre eine Last von seinen Schultern gefallen.

„Auf welche Stunde seid Ihr hierherbestellt, mein Herr?“ rief der Leutnant, der sich aus einem unbekannten Grunde immer

mehr beleidigt fühlte. „Man bestellt Euch auf neun Uhr, und jetzt ist es gleich zwölf!“

„Man hat mir die Vorladung erst vor einer Viertelstunde gebracht“, antwortete Raskolnikow laut und über die Schulter hinweg; er war plötzlich unerwarteterweise auch ärgerlich geworden, was ihm sogar ein gewisses Vergnügen bereitete. „Es ist schon genug, daß ich trotz meines Fiebers gekommen bin.“

„Wollt Ihr bitte nicht so schreien!“

„Ich schreie nicht, sondern spreche sehr ruhig, aber Ihr schreit mich an. Ich bin Student und dulde es nicht, daß man mich anschreit.“

Der Leutnant geriet dermaßen in Wut, daß er in der ersten Minute kein Wort hervorbringen konnte; Speichel spritzte aus seinem Munde, er sprang auf.

„Schweigt! Ihr seid in einer Behörde! Keine Grobheiten, mein Herr!“

„Auch Ihr seid in einer Behörde!“ rief Raskolnikow. „Und Ihr schreit nicht nur, sondern raucht auch, benehmt Euch also rücksichtslos gegen alle.“ Bei diesen Worten empfand Raskolnikow eine unbeschreibliche Genugtuung. Der Schriftführer blickte lächelnd auf die beiden. Der zornige Leutnant war augenscheinlich ganz aus der Fassung gebracht.

„Das geht Euch nichts an!“ schrie er endlich unnatürlich laut.

„Beliebt Euch besser wegen der Forderung zu verantworten. Zeigt sie ihm, Alexander Grigorjewitsch. Man klagt gegen Euch! Ihr zahlt nicht! Da sieht man, was für ein Vogel Ihr seid!“

Aber Raskolnikow hörte nicht mehr zu und griff gierig nach dem Papier, um schnell ins klare zu kommen. Er las, las nochmals und begriff nicht.

„Was ist es denn?“ fragte er den Sekretär.

„Man verlangt Geld von Euch, auf einen Schuldschein hin. Es ist eine Forderung. Ihr müßt entweder die Summe mit allen Unkosten, Strafgeldern und so weiter bezahlen, oder eine schriftliche Erklärung abgeben, wann Ihr zahlen könnt, und Euch gleichzeitig auch verpflichten, bis zur Tilgung der Schuld die Hauptstadt nicht zu verlassen und Euer Eigentum weder zu verkaufen noch zu verheimlichen. Der Gläubiger

aber hat das Recht, Euer Eigentum zu verkaufen und mit Euch nach dem Gesetz zu verfahren.“

„Aber, ich – bin ja niemand etwas schuldig!“

„Das ist nicht unsere Sache. Wir haben zur Eintreibung einen verfallenen und gesetzlich protestierten Wechsel auf hundert-undfünfzehn Rubel erhalten, den Ihr der Witwe des Kollegien-assessors Sarnizina vor neun Monaten ausgestellt habt und der von der Witwe Sarnizina an den Hofrat Tschabarow an Zahlungs Statt weitergegeben wurde. Wir fordern Euch nun auf, eine Erklärung abzugeben.“

„Das ist doch meine Hauswirtin!“

„Das ändert ja nichts an der Sache.“

Der Schriftführer blickte Raskolnikow halb herablassend, halb mitleidig lächelnd an, wie man einen Neuling mustert, den man in die Mache nimmt, als ob er sagen wollte: „Nun, wie ist dir jetzt zumute?“

Aber was ging ihn jetzt der Schuldschein, eine Forderung an! Hatte es einen Sinn, sich über so etwas aufzuregen, einen Gedanken daran zu verschwenden? Er stand da, las, hörte zu, antwortete, fragte sogar selber; tat das alles aber nur mechanisch. Der Triumph der Selbsterhaltung, der Rettung vor der drohenden Gefahr erfüllte in diesem Augenblick sein ganzes Wesen, ohne Überlegung, ohne Gedanken, ohne Zweifel und ohne Fragen. Es war ein Augenblick vollständiger, unmittelbarer, reiner Lebensfreude. Aber in diesem Moment ereignete sich im Büro etwas, das wie Donner und Blitz wirkte. Der Leutnant, noch immer in flammender Wut über die Zurechtweisung, wollte offenbar seine verletzte Autorität wieder zur gebührenden Geltung bringen und stürzte sich mit dem Donnerkeil seines Zornes auf die unglückselige üppige Dame, die ihn seit seinem Eintritt mit einem idiotischen Lächeln anblickte.

„Und du, du, ich will dich nicht näher bezeichnen“, schrie er plötzlich aus vollem Halse – die Dame in Trauer war schon fortgegangen –, „was hat's in der vorigen Nacht wieder bei dir gegeben? Wieder Krach bis auf die Straße hinaus! Wieder Rauferei und Sauferei! Du willst wohl ins Arbeitshaus! Ich habe dir doch gesagt, habe dich schon zehnmal gewarnt, daß ich es dir das elfte Mal nicht durchlassen werde! Und du fängst wieder an, du, du ...!“

Raskolnikow fiel sogar das Papier aus den Händen, er schaute entsetzt auf die üppige Dame, die so ungeniert abgekanzelt wurde; doch bald begriff er, worum es sich handelte, und jetzt machte ihm die ganze Sache viel Vergnügen. Er bekam sogar Lust zu lachen, laut zu lachen, zu lachen. Alle seine Nerven zitterten.

„Ilja Petrowitsch!“ begann der Schriftführer besänftigend, hielt aber inne, um den richtigen Augenblick abzuwarten, da man den Leutnant nur durch Festhalten der Hände zur Ruhe bringen konnte, wie er aus Erfahrung wußte.

Was aber die prächtige Dame anlangte, so erbehte sie zuerst bei diesem Donnern und Blitzen; aber seltsam: je kräftigere und gröbere Schmähungen auf sie niederprasselten, desto lebenswürdiger und bezaubernder wurde ihr Lächeln dem zornigen Leutnant gegenüber. Sie trippelte hin und her, knickste in einem fort und wartete ungeduldig, daß an sie die Reihe käme, zu sprechen. Endlich war es soweit.

„Bei mir hat es keinerlei Lärm und Prügelei gegeben, Herr Kapitän“, legte sie plötzlich los, so schnell, als schütete man Erbsen aus, mit starkem deutschem Akzent, aber doch in fließendem Russisch, „und gar keinen Skandal, gar keinen; ein Herr ist betrunken zu mir gekommen, ich werde alles erzählen, Herr Kapitän, ich bin nicht daran schuld. Ich habe ein vornehmes Haus und habe niemals den Skandal geliebt. Er kam betrunken herein und forderte drei Flaschen, dann hob er einen Fuß und begann auf das Klavier zu schlagen, das ziemt sich nicht in einem anständigen Haus, und er hat das ganze Klavier ruiniert, ganz und gar. Das ist keine Art, sage ich. Dann nahm er eine Flasche und hat alle von hinten mit der Flasche gestoßen. Da habe ich den Hausknecht gerufen, und als Karl kam, hat dieser Mensch ihm das Auge ausgeschlagen, und Henriette hat er auch ins Gesicht geschlagen, und mich hat er fünfmal geohrfeigt. Und dann hat er das Fenster zu dem Kanal geöffnet und wie ein kleines Schwein aus dem Fenster gequiekt. Pfui, pfui, pfui! Karl hat ihn am Rock vom Fenster weggezogen, und da ist ihm allerdings, Herr Kapitän, sein Rock zerrissen. Da hat er angefangen zu schreien, daß ich ihm dafür fünfzehn Rubel zahlen sollte, und ich habe ihm auch fünf Rubel für seinen Rock bezahlt. So ein unanständiger Gast,

Herr Kapitän, und der hat den ganzen Skandal gemacht. Er hat gesagt, er wird ein Spottgedicht über mich drucken lassen, er kann in allen Zeitungen über mich schreiben.“

„Er ist also ein Schriftsteller?“

„Ja, Herr Kapitän, und was für ein unanständiger Gast, wenn er in einem vornehmen Haus . . .“

„Halt, halt, genug! Ich habe dir schon gesagt, habe dir gesagt, habe dir doch gesagt . . .“

„Ilja Petrowitsch!“ sagte der Schriftführer von neuem mahnend.

Der Leutnant blickte ihn flüchtig an, der Schriftführer nickte leicht mit dem Kopf.

„Also, verehrteste Luisa Iwanowna, da hast du mein letztes Wort ein für allemal“, fuhr der Leutnant fort, „wenn in deinem vornehmen Hause noch ein einziges Mal ein Skandal vorkommt, dann werde ich dich hochnehmen, wie man sich vornehm ausdrückt. Hast du verstanden? Also der Literat, der Schriftsteller, hat in einem ‚vornehmen Haus‘ fünf Rubel für einen Rock genommen? So sind diese Schriftsteller!“ Er warf einen verächtlichen Blick auf Raskolnikow. „Vorgestern ist in einem Gasthaus dieselbe Geschichte passiert, da hat einer zu Mittag gegessen und wollte nicht bezahlen: ‚Ich werde Euch dafür in einer Satire schildern.‘ Ein anderer wieder hat auf einem Dampfer die Frau und die Tochter eines Staatsrats mit den gemeinsten Worten beschimpft. Vor ein paar Tagen hat man einen aus einer Konditorei hinausgeschmissen. So sind sie, die Schriftsteller, Literaten und Großmäuler – pfui! Und du, pack dich jetzt! Ich werde einmal selbst bei dir hineinschauen. Dann nimm dich in acht! Hast du verstanden?“

Luisa Iwanowna begann wieder lebenswürdig und geschäftig nach allen Seiten zu knicksen und zog sich knicksend zur Tür zurück; hier aber stieß sie mit ihrer Rückseite auf einen stattlichen Offizier mit einem offenen, frischen Gesicht und schönem blondem, dichtem Backenbart. Luisa Iwanowna beeilte sich, einen besonders tiefen Knicks zu machen, und schwebte dann mit eiligen kleinen Schritten zum Büro hinaus.

„Schon wieder Krach, wieder Donner und Blitz, Sturmwind und Orkan!“ wandte sich Nikodim Fomitsch lebenswürdig

und freundschaftlich an Ilja Petrowitsch. „Wieder hat man Euer Blut in Wallung gebracht, wieder habt Ihr Euch aufgeregt! Ich habe es schon auf der Treppe gehört.“

„Ach was!“ sagte Ilja Petrowitsch mit vornehmer Nachlässigkeit und ging mit einigen Papieren zu einem anderen Tisch, wobei er bei jedem Schritt die Schultern malerisch hob und senkte. „Da seht bitte hier den Herrn Schriftsteller, das heißt, Studenten, vielmehr ehemaligen Studenten, er zahlt nicht, stellt Wechsel aus, räumt die Wohnung nicht, fortwährend laufen Klagen ein, dabei fühlt er sich noch gekränkt, daß ich in seiner Gegenwart rauche. Bitte seht, da steht er in seiner ganzen schönen Aufmachung.“

„Armut ist keine Schande, mein Freund, und was ist da zu reden! Man weiß ja, du bist wie Schießpulver, kannst keine Kränkung ertragen. Ihr fühltet Euch wahrscheinlich von ihm beleidigt und konntet Euch nicht beherrschen“, wandte Nikodim Fomitsch sich liebenswürdig an Raskolnikow, „aber es ist keine Ursache, er ist ein prächtiger Mensch, sage ich Euch, aber wie Schießpulver, wie Schießpulver! Flammt auf, geht los, brennt ab – und aus. Und alles ist vorbei, übrigbleibt nur das goldene Herz! Im Regiment hat man ihn darum auch ‚Leutnant Schießpulver‘ genannt!“

„Und was war das für ein Regiment!“ rief Ilja Petrowitsch aus, sehr zufrieden, daß man ihm so angenehm schmeichelte, aber immer noch verstimmt.

Raskolnikow hatte plötzlich Lust, den beiden etwas besonders Angenehmes zu sagen.

„Gestattet, Herr Kapitän“, begann er sehr ungezwungen, wobei er sich plötzlich an Nikodim Fomitsch wandte, „bedenkt meine Lage. Ich bin sogar gern bereit, mich bei dem Herrn zu entschuldigen, wenn ich mich nicht korrekt benommen habe. Ich bin ein mittelloser, kranker Student, gedrückt durch Armut. Ich habe nicht mehr die Mittel, meine Studien fortzusetzen, aber ich werde Geld bekommen. Ich habe Mutter und Schwester in der Provinz. Sie werden mir Geld schicken, und ich werde bezahlen. Meine Hauswirtin ist eine gute Frau, aber sie ist zornig, weil ich meine Privatstunden verloren habe und ihr seit vier Monaten nicht zahle, sie gibt mir sogar kein Mittagessen mehr. – Ich verstehe gar nicht, was das für

ein Schuldschein ist. Jetzt verlangt sie das Geld von mir. Urteilt selber, womit soll ich denn zahlen?“

„Aber das ist doch nicht unsere Sache“, bemerkte der Schriftführer wieder.

„Erlaubt, erlaubt, ich bin mit Euch vollkommen einverstanden, aber erlaubt auch mir, daß ich Euch alles erkläre“, unterbrach ihn Raskolnikow, sich nicht an den Schriftführer, sondern weiter an Nikodim Fomitsch wendend, wobei er sich bemühte, die Aufmerksamkeit Ilja Petrowitschs zu erregen, obwohl dieser hartnäckig so tat, als wühle er in den Papieren und beachte ihn gar nicht, „erlaubt mir meinerseits zu erklären, daß ich schon fast drei Jahre, seit meiner Ankunft aus der Provinz, bei ihr wohne und daß ich früher, gleich zu Beginn, das Versprechen gegeben habe, ihre Tochter zu heiraten, ein mündliches, ganz freiwilliges Versprechen. – Sie war noch sehr jung – übrigens gefiel sie mir auch, obgleich ich nicht verliebt war –, mit einem Wort, die Jugend, das heißt, ich meine damit, daß meine Wirtin mir damals viel Geld geliehen hat, und ich führte auch ein solches Leben – ich war leichtsinnig.“

„Wir wünschen gar nicht solche Intimitäten von Euch zu hören, mein Herr, wir haben auch keine Zeit“, unterbrach ihn Ilja Petrowitsch grob und triumphierend, aber Raskolnikow ließ sich nicht beirren, obgleich ihm das Sprechen plötzlich außerordentlich schwer wurde.

„Erlaubt, erlaubt mir doch wenigstens zu erzählen, wie es alles war, obwohl es überflüssig ist, zu erzählen, darin stimme ich Euch bei – aber vor einem Jahr starb das junge Mädchen an Typhus, ich aber blieb als Mieter, wie früher, und meine Wirtin sagte mir, als sie in ihre jetzige Wohnung umzog, in aller Freundschaft, daß sie mir ganz vertraue, aber ob ich ihr nicht einen Schuldschein auf hundertfünfzehn Rubel ausstellen würde – das war die Summe, die ich ihr schuldete. Sie sagte mir, sie würde mir von neuem Kredit geben, soviel ich wünschte, sobald ich ihr dieses Papier ausgestellt hätte, und sie würde nie und nimmer – das sind ihre eigenen Worte – von diesem Papier Gebrauch machen, bis ich freiwillig zahlen würde. Und jetzt, da ich meine Stunden verloren und nichts zu essen habe, gibt sie den Wechsel zur Einlösung. – Was soll ich dazu sagen?“

„Alle diese rührenden Einzelheiten, mein Herr, gehen uns

nichts an“, unterbrach ihn Ilja Petrowitsch frech. „Ihr müßt eine Erklärung und eine Verpflichtung ausstellen, daß Ihr aber verliebt wart und all dies tragische Zeug geht uns nichts an.“

„Du bist sehr hartherzig“, murmelte Nikodim Fomitsch, setzte sich an den Tisch und begann Papiere zu unterschreiben. Er schien etwas beschämt.

„Schreibt also“, sagte der Schriftführer zu Raskolnikow.

„Was soll ich schreiben?“ fragte dieser besonders grob.

„Ich werde es Euch diktieren.“

Raskolnikow schien es, als behandle der Schriftführer ihn herablassender und geringschätziger, seit er seine Geschichte erzählt hatte, doch war es ihm plötzlich völlig gleichgültig, was die anderen von ihm dachten, und dieser Umschwung hatte sich in einem Augenblick vollzogen. Bei einiger Überlegung hätte er sich wahrscheinlich gewundert, wie er mit fremden Leuten so hatte sprechen und ihnen sogar seine Gefühle aufdrängen können. Und woher kamen diese Gefühle? Jetzt, im Gegenteil, wenn dieser Raum plötzlich nicht mit Polizisten, sondern mit seinen besten Freunden angefüllt gewesen wäre, er hätte für sie nicht ein einziges menschliches Wort gefunden, so leer war plötzlich sein Herz. Das düstere Gefühl einer quälenden, unendlichen Vereinsamung und Entfremdung erfüllte seine Seele. Nicht die beschämende Empfindung, daß er vor Ilja Petrowitsch so gesprochen und seinen Triumph hatte spüren müssen, war die Ursache für diese Wandlung in seinem Inneren. Oh, was hatte er jetzt zu schaffen mit seiner eigenen Armseligkeit, mit all diesem Ehrgeiz, diesen Leutnants, deutschen Weibern, Geldforderungen, Polizeibüros und so weiter! Hätte man ihn in diesem Augenblick zum Feuertode verurteilt, es wäre ihm gleichgültig gewesen, er hätte das Urteil kaum angehört. Es vollzog sich in ihm etwas ganz Neues, Fremdartiges, noch nie Dagewesenes. Nicht daß er es mit dem Verstande erfaßte, aber er empfand es mit der ganzen Kraft seines Fühlens, daß ihn ein Abgrund von diesen Menschen hier im Büro trennte; und wären es auch nicht Polizeileutnants, sondern seine leiblichen Brüder und Schwestern gewesen, selbst dann hätte er nicht das geringste mit ihnen gemein gehabt. Noch nie im Leben hatte er eine so entsetzliche Empfindung gehabt, und das quälendste daran war

ihm, daß er sie verstandesmäßig nicht erfassen konnte. Es war das schwerste innere Erlebnis, das er bis jetzt gehabt hatte.

Der Schriftführer begann, ihm die für solche Erklärungen übliche Formel zu diktieren: daß er nicht bezahlen könne, daß er verspreche, es binnen einer gewissen Frist zu tun, daß er sich verpflichte, die Stadt nicht zu verlassen, seine Habe nicht zu verkaufen oder zu verschenken, und so weiter.

„Ihr könnt ja gar nicht schreiben, die Feder fällt Euch aus der Hand“, bemerkte der Schriftführer und sah Raskolnikow neugierig an. „Seid Ihr krank?“

„Ja, der Kopf schwindelt mir – sprecht weiter!“

„Das ist alles, unterschreibt!“

Der Schriftführer nahm das Papier und beschäftigte sich anderweitig.

Raskolnikow gab die Feder zurück, aber anstatt sich zu erheben und das Büro zu verlassen, stützte er beide Ellbogen auf den Tisch und preßte mit den Händen den Kopf zusammen. Es war ihm, als schläge man einen Nagel in seinen Scheitel. Ein sonderbarer Gedanke kam ihm plötzlich: Sollte er nicht sofort aufstehen, zu Nikodim Fomitsch hintreten und ihm das Gestrige erzählen bis zur letzten Einzelheit, dann mit ihm zusammen in die Wohnung gehen und ihm die Sachen in der Ecke im Loch zeigen? Der Drang war so stark, daß er bereits aufstand, um ihm nachzugeben. – Soll ich es mir nicht noch einen Augenblick überlegen? ging es ihm durch den Kopf. Nein, besser nicht denken und die Last von den Schultern wälzen! – Aber plötzlich blieb er wie angewachsen stehen: Nikodim Fomitsch sprach eifrig mit Ilja Petrowitsch, und er vernahm die Worte:

„Es kann nicht sein, man wird die beiden freilassen. Alles spricht dagegen, urteilt selber: Warum holen sie den Hauswart, wenn sie es getan haben? Etwa um sich selber anzuzeigen? Oder aus Schlaueit? Nein, das wäre schon zu schlaue! Und den Studenten Pestrjakow haben beide Hauswarte und eine Frau gesehen, als er den Torweg betrat; er ging mit drei Bekannten und verabschiedete sich von ihnen am Tore und fragte die Hauswarte nach der Wohnung, noch in Gegenwart seiner Bekannten. Würde denn so einer sich nach der Wohnung erkundigen, wenn er solche Absichten hat? Und Koch? Bevor

er zu der Alten ging, hat er unten eine halbe Stunde beim Silberschmied gegessen; er ist um dreiviertel acht zur Alten hinaufgestiegen. Nun bedenkt...“

„Aber erlaubt, wie kommt denn so ein Widerspruch zustande! Sie versichern selber, daß sie geklopft haben und daß die Tür versperrt war, und nach drei Minuten, als sie mit dem Hauswart heraufkamen, war die Tür plötzlich offen.“

„Da liegt ja der Hase im Pfeffer! Der Mörder saß zweifellos in der Wohnung und hatte den Riegel vorgeschoben, und man hätte ihn unbedingt dort gefaßt, wenn Koch nicht die Unbesonnenheit begangen hätte, auch nach dem Hauswart zu laufen. Der Mörder ist nun in der Zwischenzeit hinabgeeilt und irgendwie an ihnen vorbeigehuscht. Koch bekreuzigt sich mit beiden Händen: ‚Wenn ich dort geblieben wäre‘, sagt er, ‚hätte er mich mit dem Beil erschlagen.‘ Er will ein Dankgebet abhalten lassen!“

„Und den Mörder hat niemand gesehen?“

„Wie hätte man ihn sehen sollen? Das Haus ist die reine Arche Noah“, bemerkte der Schriftführer, der von seinem Platz aus zuhörte.

„Die Sache ist klar, die Sache ist klar“, wiederholte Nikodim Fomitsch eifrig.

„Nein, die Sache ist sehr unklar“, beharrte Ilja Petrowitsch. Raskolnikow nahm seinen Hut und ging zur Tür, aber er erreichte sie nicht. Als er zu sich kam, fand er sich auf einem Stuhle sitzend; rechts wurde er von jemand gestützt, während ein anderer von links ihm ein Glas mit gelblichem Wasser reichte; Nikodim Fomitsch stand vor ihm und blickte ihn unverwandt an; er erhob sich vom Stuhl.

„Was ist Euch, seid Ihr krank?“ fragte Nikodim Fomitsch ziemlich streng.

„Er konnte schon beim Unterschreiben kaum die Feder halten“, bemerkte der Schriftführer, indem er seinen alten Platz einnahm und sich wieder seinen Papieren zuwandte.

„Seid Ihr schon lange krank?“ rief Ilja Petrowitsch von seinem Platz aus, ebenfalls in Papieren kramend.

Er hatte natürlich auch den Kranken beobachtet, als dieser ohnmächtig wurde, war aber gleich wieder an seinen Platz zurückgekehrt, als Raskolnikow zur Besinnung kam.

„Seit dem gestrigen . . .“, flüsterte Raskolnikow als Antwort.

„Seid Ihr gestern ausgegangen?“

„Ja.“

„Krank?“

„Ja.“

„Um wieviel Uhr?“

„Zwischen sieben und acht Uhr abends.“

„Und wohin, wenn man fragen darf?“

„Auf die Straße.“

„Kurz und bündig!“

Raskolnikow antwortete scharf, kurz, bleich wie der Tod und ohne seine dunklen, entzündeten Augen vor Ilja Petrowitschs Blick zu senken.

„Er kann sich kaum auf den Füßen halten, und du . . .“, bemerkte Nikodim Fomitsch besänftigend.

„Tut – nichts“, sagte Ilja Petrowitsch in etwas eigenartigem Ton. Nikodim Fomitsch wollte noch etwas hinzufügen, aber nach einem Blick auf den Schriftführer, der ihn seinerseits vielsagend ansah, schwieg er. Plötzlich schwiegen alle. Es war merkwürdig.

„Nun gut!“ schloß Ilja Petrowitsch. „Wir wollen Euch nicht aufhalten.“

Raskolnikow ging. Im Hinausgehen konnte er noch hören, wie plötzlich hinter ihm ein sehr lebhaftes Gespräch begann, in dem vor allem die fragende Stimme Nikodim Fomitschs zu vernehmen war. Erst auf der Straße kam er ganz zu sich.

„Eine Haussuchung, eine Haussuchung, sie werden sofort bei mir suchen!“ wiederholte er vor sich hin und beeilte sich, nach Hause zu kommen. „Die Schurken! Sie haben Verdacht geschöpft!“

Die ganze Angst von vorhin bemächtigte sich wieder seiner und schüttelte ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

II

Und wenn eine Haussuchung schon vorgenommen wurde?
Und wenn ich sie gerade bei mir antreffe? –

Aber er war schon in seinem Zimmer angelangt. Keine Men-

schenseele hatte zu ihm hereingeschaut. Sogar Nastasja war offenbar nicht dagewesen. Aber, mein Gott! Wie konnte er vorhin alle die Sachen in dem Loch zurücklassen!

Er stürzte in die Ecke, holte alle Gegenstände hervor und stopfte sie in seine Taschen. Es waren im ganzen acht Teile: zwei kleine Schachteln mit Ohrringen oder etwas Ähnlichem – er hatte sie nicht genau angesehen –, dann vier kleine Etuis aus Saffianleder. Eine kleine Uhrkette war einfach in Zeitungspapier eingewickelt, und endlich noch ein Gegenstand in gleicher Verpackung, wie es schien, ein Orden.

Er steckte alles in die verschiedenen Taschen seines Mantels und in die übriggebliebene Tasche seiner Hose, indem er sich bemühte, es so zu machen, daß man von außen nichts sehen konnte. Dann verließ er das Zimmer und ließ diesmal die Tür weit offenstehen.

Er ging schnell und festen Schrittes, obgleich er sich ganz zerschlagen fühlte, aber er war bei klarem Bewußtsein. Er fürchtete eine Verfolgung, fürchtete, daß in einer halben, vielleicht schon in einer Viertelstunde der Befehl gegeben würde, ihn zu beobachten, daher galt es, um jeden Preis bis dahin alle Spuren zu beseitigen. Er mußte sich sichern, solange ihm noch ein letzter Rest an Kraft und Verstand blieb. – Wohin sollte er aber gehen?

Darüber war er sich schon längst im klaren: Alles in den Kanal werfen und so der Sache ein Ende machen. – So hatte er schon in der Nacht im Fiebertraum entschieden, als er einige Male aufsprang und sich zum Fortgehen anschickte: Nur schnell, schnell, alles fortwerfen! – Aber das Fortwerfen erwies sich als sehr schwierig.

Er schlenderte bereits eine halbe Stunde, vielleicht noch länger am Katharinenkanal entlang und besah aufmerksam die Treppen, auf denen man zum Kanal hinabsteigen konnte. Aber er konnte nicht daran denken, seine Absicht auszuführen: entweder standen Wäscherinnen, die Wäsche wuschen, auf den Stegen vor den Treppen, oder Kähne lagen davor, und überall wimmelte es von Menschen. Von allen Seiten konnte man ihn sehen, und er hätte Verdacht erregt, wenn er hinuntergestiegen wäre, um etwas ins Wasser zu werfen. Und wie, wenn die Schachteln nicht untergingen, sondern schwammen? Gewiß

würde es so sein, und jeder könnte es sehen. Schon jetzt schauten alle Vorübergehenden ihn an, als ob sie sich nur um ihn kümmerten. – Warum tun sie das? Oder vielleicht scheint es mir auch nur so, dachte er.

Endlich fiel ihm ein, ob er nicht besser täte, woandershin, etwa an die Newa, zu gehen. Dort waren weniger Menschen, es war weniger auffallend und jedenfalls leichter; vor allem aber wäre es weiter von seiner Wohnung. Und er wunderte sich plötzlich, daß er eine volle halbe Stunde an den gefährlichsten Stellen in Unruhe und Aufregung umhergelaufen war. Eine volle halbe Stunde hatte er mit dem blöden Einfall vertrödelt, der ihm im Fiebertraum gekommen war. Er war wirklich nicht mehr auf der Höhe, und er fühlte es. Jetzt aber galt es, sich zu beeilen!

Er ging zur Newa über den W.-Prospekt, doch unterwegs kam ihm plötzlich ein Gedanke: Warum eigentlich zur Newa? Wozu es ins Wasser werfen? Wäre es nicht besser, irgendwohin, sehr weit hinauszugehen, vielleicht wieder auf die Inseln, und dort alles an einer einsamen Stelle, im Walde, im Gebüsch, zu vergraben und sich den Baum zu merken? – Und obwohl er fühlte, daß er nicht imstande war, alles klar und vernünftig zu überlegen, schien ihm der Gedanke doch richtig zu sein.

Aber er kam gar nicht zu den Inseln; es geschah etwas anderes. Als er vom W.-Prospekt auf einen Platz kam, sah er plötzlich links den Eingang zu einem Hofe, der von fensterlosen Mauern umfaßt war. Zur Rechten, gleich hinter dem Torweg, streckte sich tief in den Hof hinein die Brandmauer des dreistöckigen Nachbarhauses. Links, parallel zu dieser Mauer, lief ein Bretterzaun, der weiter hinten, ungefähr zwanzig Schritte vom Torweg, nach links abbog. Das war ein leerer, abgesonderter Platz, wo allerhand Materialien lagen. Weiter, in der Tiefe des Hofes, ragte hinter dem Zaune die Ecke eines niedrigen Schuppens hervor, wohl ein Teil einer Werkstatt, einer Stellmacherei, Schlosserei oder dergleichen; überall, fast vom Tore an, lag viel Kohlenstaub. – Das wäre vielleicht der Ort, alles fortzuwerfen und dann zu verschwinden! fiel ihm plötzlich ein. Da er niemand im Hofe bemerkte, schlüpfte er durch das Tor und sah sogleich dicht beim Eingang eine am Zaun befestigte Rinne, wie man sie oft bei solchen Häusern findet, in denen es

viele Arbeiter und Fuhrleute gibt, und über der Rinne auf dem Zaune stand mit Kreide der übliche Witz geschrieben: „Es ist verboten, hier stehenzubleiben!“ Das war ganz günstig, denn so konnte er, ohne Aufsehen zu erregen, hineingehen und hier stehenbleiben. Alles mit einem Male fortwerfen und davon-eilen!

Er sah sich noch einmal um und steckte bereits die Hand in die Tasche, als er an der äußeren Mauer zwischen Torweg und Rinne einen großen, unbehauenen Stein bemerkte, der wohl anderthalb Pud schwer war und dicht an der Hausmauer lag. Hinter der Mauer war die Straße, der Fußsteig, und man konnte deutlich hören, wie viele Leute vorbeigingen; aber hier hinter dem Tor konnte ihn niemand sehen, es hätte denn jemand von der Straße hereinkommen müssen, was übrigens sehr leicht geschehen konnte. Darum mußte er sich beeilen.

Er beugte sich, packte den Stein mit beiden Händen, nahm alle Kraft zusammen und drehte ihn um. Unter dem Stein hatte sich eine Vertiefung gebildet; sofort warf er alles hinein, was er in seinen Taschen hatte. Der Beutel kam obendrauf, und trotzdem blieb noch Raum in der Vertiefung. Darauf packte er den Stein von neuem und wälzte ihn auf die frühere Seite zurück, so daß er auf seinen alten Platz zu liegen kam, nur kaum merklich erhöht. Er scharfte Erde zusammen und trat sie mit dem Fuße ringsum fest; es war nichts zu sehen.

Dann ging er auf die Straße und wandte sich dem Platze zu. Wieder bemächtigte sich seiner eine starke, kaum zu ertragende Freude, wie vorhin auf dem Kommissariat. Alle Spuren sind verwischt! Wem, wem könnte es in den Sinn kommen, unter diesem Stein zu suchen? Er liegt dort, seit das Haus gebaut wurde, und wird vielleicht noch ebensolange dort liegen. Und wenn man die Sachen auch findet, wer wird dabei an mich denken? Es ist alles abgetan! Es gibt keine Beweisstücke mehr! Und er lachte. Er erinnerte sich später, daß er lachte, nervös, leise, unhörbar und lange, die ganze Zeit, während er über den Platz schritt. Als er auf den K.-Boulevard kam, wo er vorgestern dem jungen Mädchen begegnet war, verging ihm plötzlich das Lachen. Andere Gedanken kamen ihm. Es war ihm gräßlich, an jener Bank vorüberzugehen, auf der er nach dem Weggehen des Mädchens gesessen und nachgedacht

hatte, und er wäre auch nicht gern dem Schutzmann wiederbegegnet, dem er zwanzig Kopeken gegeben hatte. „Hol ihn der Teufel!“

Er ging und schaute zerstreut und ärgerlich umher. Alle seine Gedanken drehten sich jetzt um einen einzigen Punkt, und er fühlte, daß dies wirklich der Hauptpunkt war und daß er jetzt, gerade jetzt, diesem Hauptpunkt allein gegenüberstand, Aug um Auge, und zwar das erstemal in diesen zwei Monaten.

Der Teufel hole das alles! dachte er plötzlich in einem Anfall rasender Wut. Nun, da es begonnen hat, soll es auch weitergehen, der Teufel hole das neue Leben. O Gott, wie dumm das alles ist! Und wieviel habe ich heute zusammengelogen, und wie gemein bin ich gewesen! In wie niederträchtiger Weise bin ich diesem scheußlichen Ilja Petrowitsch um den Bart gegangen! Übrigens ist auch das alles Unsinn! Ich pfeife auf sie alle und auch darauf, daß ich mich verstellt und schöngetan habe. Darum handelt es sich nicht, das ist es ja gar nicht! –

Plötzlich blieb er stehen; eine neue, ganz unerwartete und höchst einfache Frage brachte ihn aus der Fassung und quälte ihn bitter:

Wenn ich das Ganze tatsächlich nicht kopflos, sondern bei vollem Bewußtsein und mit einem bestimmten Ziel getan habe, warum habe ich denn bis jetzt nicht einmal den Inhalt des Beutels untersucht, um zu sehen, was mir zugefallen ist, um weswillen ich alle diese Qualen erdulde und warum ich mich auf eine so niedrige, gräßliche Sache eingelassen habe? Ich wollte doch den Beutel auch ins Wasser werfen, zusammen mit allen Sachen, die ich auch nicht besehen habe. Wie ist das möglich?

Ja, so war es, es war so. Das hatte er übrigens schon früher gewußt, so daß es gar keine neue Frage für ihn war; er hatte es in der Nacht so beschlossen, ohne Schwanken, ohne Widerrede, als gehörte es sich so, als wäre es anders nicht möglich. Ja, er wußte dies alles und vergegenwärtigte sich alles; gestern war es vielleicht schon beschlossen, in demselben Augenblick, als er die Truhe durchstöberte und die Sachen hervorholte. „Das kommt daher, weil ich sehr krank bin“, sagte er düster zu sich selbst, „ich habe mich gequält und zermartert und weiß nicht, was ich tue. Auch gestern und vorgestern und die

ganze Zeit habe ich mich gequält. Ich werde gesund werden und werde mich dann nicht mehr quälen. Und wenn ich gar nicht gesund werde, was dann? O Gott! Wie mir das alles über ist!“

Er ging, ohne sich aufzuhalten, er wollte sich brennend gern etwas zerstreuen, aber er wußte nicht, was er tun und unternehmen wollte. Eine neue, unüberwindliche Empfindung überkam ihn und wurde mit jeder Minute stärker: es war ein grenzenloser, fast physischer Widerwille gegen alles, was ihm begegnete und was ihn umgab, ein hartnäckiger, böser, gehässiger Widerwille. Alle Begegnenden waren ihm widerwärtig – ihre Gesichter, ihr Gang, ihre Bewegungen. Er hätte wohl jeden angespien oder gebissen, der in seine Nähe gekommen wäre.

Als er an das Ufer des Newaarmes auf der Wassiljewskij-Insel hinauskam, blieb er bei der Brücke stehen. – Hier wohnt er, in diesem Hause, dachte er. Bin ich wirklich, ohne es zu wollen, wieder bei Rasumichin angelangt, genau wie neulich? Es ist nun doch sehr interessant: war es Absicht oder Zufall? Einerlei, ich hatte mir vorgenommen, daß ich am Tage nach *dem* zu ihm gehen werde; nun, und ich werde auch hingehen, was ist dabei! Als ob ich jetzt nicht zu ihm gehen könnte. –

Er ging hinauf zu Rasumichin in den vierten Stock. Rasumichin saß in seinem Zimmer und war mit Schreiben beschäftigt; er öffnete ihm selber. Seit ungefähr vier Monaten hatten sie einander nicht gesehen. Rasumichin trug einen abgeschabten, zerlumpten Morgenrock, hatte Pantoffeln an den bloßen Füßen und war zerzaust, unrasiert und ungewaschen. Auf seinem Gesicht malte sich Erstaunen.

„Was ist mit dir los?“ rief er aus und musterte den eintretenden Kameraden vom Kopf bis zu den Füßen. Dann schwieg er und pffte durch die Zähne.

„Geht es dir wirklich so schlecht? Du hast sogar mir den Rang abgelassen“, fügte er hinzu und betrachtete Raskolnikows Lumpen. „So setz dich doch, du wirst müde sein!“

Als sich der Besucher auf das mit Wachstuch überzogene türkische Sofa niedergelassen hatte, sah Rasumichin plötzlich, daß sein Freund krank war. „Du bist ja ernstlich krank, weißt du das?“ sagte er. Er begann seinen Puls zu fühlen; Raskolnikow riß die Hand weg.

„Nicht nötig“, sagte er, „ich bin gekommen . . . die Sache ist . . . ich habe keine Stunden . . . ich wollte . . . übrigens brauch' ich gar keine Stunden.“

„Weißt du, du sprichst ja im Fieber, Bruder!“ bemerkte Rasumichin, der ihn aufmerksam anblickte.

„Nein, ich spreche nicht im Fieber.“

Raskolnikow erhob sich vom Sofa. Als er zu Rasumichin hinaufging, hatte er nicht bedacht, daß er ihm Aug in Auge gegenüberstehen würde; jetzt aber wurde ihm durch die Erfahrung dieses Augenblicks klar, daß er in seiner gegenwärtigen Verfassung nicht imstande war, mit wem es auch sei, unter vier Augen zu bleiben. Die Galle stieg ihm hoch. Er erstickte fast vor Wut über sich selbst, kaum daß er Rasumichins Schwelle überschritten hatte.

„Leb wohl!“ sagte er plötzlich und ging zur Tür.

„So warte doch, du verrückter Kerl!“

„Ich brauche keine Stunden!“ wiederholte Raskolnikow und riß wieder seine Hand weg.

„Wozu bist du denn gekommen, Teufel auch! Bist du wahnsinnig? Das ist doch – fast beleidigend. Ich werde dich nicht so fortlassen.“

„Also hör zu, ich bin zu dir gekommen, weil ich niemand außer dir kenne, der mir helfen könnte, einen neuen Anfang machen – weil du besser bist als sie alle, klüger bist und urteilen kannst. Jetzt aber sehe ich, daß ich nichts brauche, gar nichts, weder Dienste noch Teilnahme. Ich selber allein – nun genug! Laß mich in Frieden!“

„Aber warte noch einen Augenblick, du Kaffer! Du bist ja völlig verrückt! Freilich, tue meinestwegen, was du willst! Siehst du, Stunden habe ich auch nicht, will auch keine, aber ich habe jetzt auf dem Trödelmarkt einen Buchhändler, Cheruwimow, ausfindig gemacht, den möchte ich nicht hergeben, nicht für fünf Privatstunden bei Kaufleuten. Er gibt kleine naturwissenschaftliche Bücher heraus, die sehr gut gehen. Die Titel allein sind schon was wert! Siehst du, du hast immer behauptet, ich wäre dumm, aber bei Gott, Bruder, es gibt Dummere als mich! Ich habe mich jetzt eingearbeitet, er selber versteht rein gar nichts davon. Da siehst du zweieinhalb Bogen deutschen Text, meiner Ansicht nach der größte Mist;

mit einem Wort, es wird besprochen, ob die Frau ein Mensch ist oder nicht. Selbstverständlich wird feierlich bewiesen, daß sie ein Mensch ist. Cheruwimow will es als einen Beitrag zur Frauenfrage herausgeben. Ich übersetze; er wird diese zweieinhalb Bogen auf sechs ausdehnen, wir erfinden einen prunkhaften Titel dazu, eine halbe Seite lang, und das Büchlein kommt für zwanzig Kopeken auf den Markt. Es wird sicher gehen! Für die Übersetzung bekomme ich sechs Rubel pro Bogen, also für das ganze fünfzehn; sechs Rubel habe ich schon im voraus bekommen. Wenn wir damit fertig sind, fangen wir an, etwas über Walfische zu übersetzen, ferner witzloses Zeug aus dem zweiten Teil der ‚Confessions‘. Willst du nun den zweiten Teil von ‚Ist die Frau ein Mensch?‘ übersetzen? Wenn du willst, nimm gleich den Text, Federn und Papier – die bekomme ich gratis – und nimm drei Rubel. Da ich für die ganze Übersetzung vorausbezahlt bin, so kommen auf dein Teil gerade drei Rubel. Und wenn du mit deinem Teil fertig bist, bekommst du noch drei Rubel. Und halte es nicht für eine Gefälligkeit von mir. Im Gegenteil, kaum warst du eingetreten, habe ich mir schon ausgedacht, wie du mir nützlich sein könntest. Erstens ist Orthographie nicht meine starke Seite, und zweitens bin ich im Deutschen recht unsicher, so daß ich meistens etwas dazuerfinde und mich damit tröste, daß es dadurch nur besser wird. Aber, weiß der Kuckuck, vielleicht wird es nicht besser, sondern schlechter. – Willst du es mitnehmen oder nicht?“

Raskolnikow nahm schweigend die Blätter des deutschen Aufsatzes, nahm die drei Rubel und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen; Rasumichin blickte ihm erstaunt nach. Als Raskolnikow aber bis zur nächsten Straße gekommen war, kehrte er plötzlich um, ging wieder zu Rasumichin hinauf, legte die Blätter und die drei Rubel auf den Tisch und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sagen.

„Ja, hast du das Delirium, oder was?“ brüllte Rasumichin, der schließlich wütend geworden war. „Was führst du für Komödien auf? Bringst sogar mich aus der Fassung. Warum bist du denn überhaupt hergekommen, du Narr?“

„Ich brauche keine Übersetzungen“, murmelte Raskolnikow, der schon die Treppe hinunterstieg.

„Also was, zum Teufel, brauchst du denn?“ rief Rasumichin von oben.

Raskolnikow setzte seinen Weg fort.

„He, du! Wo wohnst du denn?“

Es folgte keine Antwort.

„So hol dich der Teufel!“

Raskolnikow war unterdessen schon auf der Straße angelangt. Auf der Nikolai-Brücke kam er infolge eines für ihn sehr unangenehmen Zwischenfalles noch einmal völlig zu sich. Der Kutscher einer Kalesche schlug ihn mit der Peitsche über den Rücken, weil er beinahe unter die Pferde geraten wäre, obwohl ihn der Kutscher drei- oder viermal angerufen hatte. Der Peitschenhieb versetzte Raskolnikow in eine solche Wut, daß er ans Geländer sprang – er hatte nicht gemerkt, daß er in der Mitte der Brücke auf dem Fahrweg ging – und ingrimmig mit den Zähnen knirschte. Ringsum ertönte selbstverständlich Gelächter.

„Geschieht ihm recht!“

„Irgendein Gauner!“

„Man kennt das, stellt sich betrunken, kriecht absichtlich unter die Räder, und unsereiner ist dafür verantwortlich.“

„Damit machen sie Geschäfte, Verehrtester, davon leben sie!“

Während Raskolnikow am Geländer stand und noch halbverwirrt und zornig der davonfahrenden Kalesche nachblickte, fühlte er plötzlich, daß ihm jemand Geld in die Hand drückte. Er schaute hin: es war eine bejahrte Kaufmannsfrau mit einem Kopftuch und Bauernstiefeln, neben ihr stand ein junges Mädchen mit Hut und einem grünen Sonnenschirm, wahrscheinlich die Tochter. „Nimm, Väterchen, um Christi willen!“ Er nahm das Geld, und sie gingen weiter. Es waren zwanzig Kopeken. Sie mochten ihn seiner Kleidung und seinem Aussehen nach für einen Bettler gehalten haben, für einen Groschensammler, und das Geschenk eines ganzen Zwanzigkopekenstückes verdankte er sicher dem Peitschenhieb, der ihr Mitleid erregt hatte.

Er preßte das Geldstück fest in der Hand, ging zehn Schritte weiter und wandte sich dann mit dem Gesicht der Newa zu, in der Richtung des Schlosses. Der Himmel war wolkenlos,

das Wasser fast blau, was bei der Newa so selten vorkommt. Die Kuppel der Kathedrale, die am schönsten von dieser Brücke aus zu sehen ist, glänzte hell in der klaren Luft, und jede ihrer Verzierungen war deutlich zu erkennen. Der Schmerz vom Peitschenhieb hatte nachgelassen, und Raskolnikow vergaß ihn; ein unruhiger und nicht ganz klarer Gedanke beschäftigte ihn jetzt ausschließlich. Er stand und schaute unverwandt in die Ferne; diese Stelle war ihm besonders bekannt. Als er noch auf die Universität ging, blieb er oft, meist auf dem Rückwege, hier stehen, betrachtete lange dieses wunderbare Panorama und staunte jedesmal über die unerklärliche Wirkung, die es auf ihn hatte. Eine rätselhafte Kälte wehte ihm immer entgegen von diesem herrlichen Rundblick; von einem stummen und dumpfen Geiste war dieses üppige Bild für ihn erfüllt. Er war immer wieder von neuem verwundert über seinen finsternen und unbegreiflichen Eindruck und schob die Lösung dieses Geheimnisses hinaus für spätere Zeiten, da er sie sich noch nicht zutraute. Jetzt erinnerte er sich auf einmal deutlich dieser früheren Fragen und Zweifel, und es schien ihm, als wäre er nicht zufällig gerade jetzt auf sie zurückgekommen. Schon das allein berührte ihn seltsam und wunderlich, daß er auf derselben Stelle stehengeblieben war wie früher, als bilde er sich wirklich ein, daß er sich noch für die gleichen Dinge interessieren, sein inneres Leben noch so gestalten könnte wie – noch vor kurzer Zeit. Es wurde ihm fast lächerlich zumute, und gleichzeitig preßte ein Schmerz seine Brust zusammen. In einer Tiefe, ganz unten, kaum sichtbar zu seinen Füßen, erschien ihm jetzt die Vergangenheit, die früheren Gedanken und Aufgaben, die früheren Ideale, die Eindrücke und dieses ganze Panorama und er selbst und alles, alles ... Ihm war, als schwebe er irgendwo in der Luft und alles entswinde seinen Blicken. Er machte eine unwillkürliche Handbewegung und spürte plötzlich die zwanzig Kopeken in seiner geballten Faust. Er öffnete die Hand, blickte die Münze aufmerksam an und warf sie mit einem Schwung ins Wasser; dann wandte er sich um und ging nach Hause. Ihm schien es, als hätte er sich in diesem Augenblick von allen und allem mit einem scharfen Schnitt getrennt. Es war schon Abend, als er nach Hause kam, demnach mußte

er sechs Stunden unterwegs gewesen sein. Welchen Weg und wie er zurückgegangen war, daran konnte er sich nicht erinnern. Er zog sich aus, am ganzen Körper zitternd wie ein abgejagtes Pferd, legte sich auf das Sofa, bedeckte sich mit dem Mantel und schlief sofort ein.

In dieser Nachtdämmerung erwachte er von einem furchtbaren Geschrei. – Mein Gott, was ist das für ein Geschrei! Solche unnatürlichen Töne, solch ein Geheul, Wehklagen, Zähneknirschen, Schlagen und Schimpfen hatte er noch nie gehört. Eine solche Wildheit und Raserei hätte er sich nicht einmal vorstellen können. Voll Schrecken erhob er sich und setzte sich auf seinem Lager auf. Das Schlagen, Schimpfen und Heulen wurde immer heftiger, und plötzlich erkannte er zu seinem größten Erstaunen die Stimme seiner Hauswirtin. Sie heulte, wimmerte und klagte, sie sprudelte Worte in einer solchen Eile hervor, daß man sie nicht verstehen konnte, sie flehte um etwas: gewiß, daß man aufhören sollte, sie zu schlagen, denn man schlug sie auf der Treppe erbarmungslos. Die Stimme des Schlagenden war so furchtbar entstellt durch Wut und Raserei, daß er nur noch heiser brüllte; aber dabei sprach er auch etwas, schnell, hastig und undeutlich. Plötzlich erzitterte Raskolnikow am ganzen Körper: er hatte die Stimme erkannt; es war die Stimme von Ilja Petrowitsch. Er war hier und schlug die Hauswirtin! Er schlug sie mit Fäusten, stieß ihren Kopf auf die Stufen – es war deutlich am Ton zu hören, am Geheul, an den Schlägen! Was ist das, steht die Welt auf dem Kopf? Man vernahm, wie aus allen Stockwerken die Menschen sich auf der Treppe sammelten, Stimmen erschallten, Rufe, man lief zusammen, schlug mit den Türen, rannte hin und her. „Aber weshalb denn, weshalb denn, wie ist es möglich?“ wiederholte Raskolnikow, fest überzeugt, er habe den Verstand verloren. Aber nein, er hörte es zu deutlich! „Aber da wird man also auch gleich zu mir kommen, denn – es ist wahrscheinlich wegen desselben – wegen des gestrigen. O Gott!“ Er wollte die Tür verriegeln, konnte aber die Hand nicht heben – und es würde auch nichts nützen. Das Entsetzen lag wie Eis auf seiner Seele, er war zerquält, erstarrt. Endlich, nach etwa zehn Minuten, begann das Getöse allmählich nachzulassen. Die Hauswirtin ächzte und

stöhnte, Ilja Petrowitsch fluchte und drohte noch immer, aber endlich verstummte auch er, man hörte ihn nicht mehr. „Ist er fortgegangen? O Gott!“ Ja, jetzt ist er fort, und die Wirtin, noch immer stöhnend und klagend, schlägt ihre Tür hinter sich zu. Die Menschen gehen wieder auseinander in ihre Wohnungen – sie bedauern, streiten, schimpfen, der eine spricht laut bis zum Schreien, der andere leise bis zum Flüstern; es müssen sehr viele gewesen sein, vielleicht war das ganze Haus zusammengelaufen. „Aber, Gott, ist denn das alles möglich? Und warum, warum, kam er hierher?“

Raskolnikow lag kraftlos auf dem Sofa, aber er vermochte kein Auge mehr zu schließen; er lag eine halbe Stunde lang in einem so unerträglichen Gefühl grenzenlosen Entsetzens, wie er es noch nie empfunden hatte. Da erhellte ein grelles Licht seine Kammer: herein trat Nastasja mit einer Kerze und einem Teller Suppe. Sie schaute ihn aufmerksam an, und als sie sah, daß er nicht schlief, stellte sie die Kerze auf den Tisch und begann das Mitgebrachte auszupacken: Brot, Salz, einen Teller und Löffel...

„Du hast wohl seit gestern nichts gegessen? Läufst mit Fieber den ganzen Tag herum!“

„Nastasja, warum hat man die Hauswirtin geschlagen?“

Sie sah ihn starr an.

„Wer soll die Hauswirtin geschlagen haben?“

„Nun, soeben – vor einer halben Stunde. Ilja Petrowitsch, der Gehilfe des Kommissars, auf der Treppe. – Warum hat er sie so geschlagen? Und – warum kam er her?“

Nastasja betrachtete ihn schweigend mit finsterem Gesicht und sah ihn lange an. Es wurde ihm unangenehm, ja beängstigend.

„Nastasja, warum schweigst du?“ sagte er schließlich schüchtern mit schwacher Stimme.

„Das ist das Blut“, sagte sie endlich leise, wie zu sich selber.

„Blut...! Was für ein Blut...?“ murmelte er erbleichend und kehrte sich der Wand zu. Nastasja fuhr fort, ihn schweigend anzuschauen.

„Niemand hat die Wirtin geschlagen“, sagte sie in strengem und entschiedenem Ton; Raskolnikow blickte sie sprachlos an.

„Aber ich habe doch selber gehört. – Ich habe nicht ge-

schlafen – ich saß“, sagte er verschüchtert. „Ich habe lange zugehört. Der Gehilfe des Kommissars war hier... Die Leute liefen auf der Treppe zusammen aus allen Wohnungen.“

„Niemand ist hier gewesen. Es ist das Blut, das in dir schreit. Wenn es keinen Ausweg hat, dann ballt es sich zusammen, und man sieht allerhand tolle Dinge. – Willst du nicht essen?“

Er antwortete nicht. Nastasja stand noch immer vor ihm, schaute ihn aufmerksam an und ging nicht weg.

„Gib mir zu trinken, liebe Nastasja.“

Sie ging hinunter und kehrte nach einigen Minuten mit Wasser in einem weißen Tonkrug zurück; aber er erinnerte sich nicht, was weiter war; er erinnerte sich nur, daß er einen Schluck kalten Wassers trank und etwas davon auf seine Brust verschüttete. Dann verlor er das Bewußtsein.

III

Er war jedoch nicht während seiner ganzen Krankheit in bewußtlosem Zustande, meist lag er in Fieberträumen bei halbem Bewußtsein. An vieles konnte er sich später erinnern. Bald kam es ihm vor, als versammelten sich viele Menschen um ihn, die ihn irgendwohin fortschleppen wollten und sich um ihn stritten und zankten. Bald war er wieder allein im Zimmer, alle hatten ihn verlassen und fürchteten sich vor ihm, nur bisweilen öffneten sie die Tür, schauten ihn an, drohten, besprachen sich über etwas, das ihn betraf, lachten und neckten ihn. Nastasja sah er oft neben sich; er bemerkte noch einen Menschen, der ihm sehr bekannt schien, aber er konnte nicht erraten, wer es war, das quälte ihn, und er weinte sogar. Manchmal schien es ihm, als liege er schon einen Monat, dann wieder, als hätte sich alles an einem Tage ereignet. *Jenes* aber – *jenes* hatte er völlig vergessen; es war ihm aber jeden Augenblick bewußt, daß er etwas vergessen hatte, was er nicht vergessen durfte; er marterte sich und quälte sich, um darauf zu kommen, stöhnte, geriet in Raserei oder in schreckliche, unerträgliche Angst. Dann fuhr er von seinem Lager empor,

wollte entfliehen, aber immer hielt ihn jemand mit Gewalt zurück, und er fiel wieder, völlig erschöpft, in Bewußtlosigkeit. Endlich kam er ganz zu sich.

Es geschah an einem Morgen gegen zehn Uhr. Um diese Morgenstunde fiel an klaren Tagen stets ein breiter Sonnenstreifen auf die rechte Wand seiner Kammer und erleuchtete die Ecke neben der Tür. An seinem Bette stand Nastasja und noch ein Mann, der ihn neugierig betrachtete, der ihm aber ganz unbekannt war. Es war ein junger Bursche mit einem Bärtchen, in einem Kaftan, der wie ein Handelsangestellter aussah. Durch die halbgeöffnete Tür schaute die Wirtin herein. Raskolnikow richtete sich auf.

„Wer ist das?“ fragte er Nastasja und wies auf den Burschen.

„Sieh da, er ist bei Bewußtsein!“ sagte sie.

„Er ist bei Bewußtsein“, wiederholte der Angestellte.

Als die Hauswirtin merkte, daß er zu sich gekommen war, schloß sie sofort die Tür und verschwand. Sie war schon immer schüchtern und liebte Gespräche und Auseinandersetzungen nicht; sie war etwa vierzig Jahre alt, dick und fett, hatte schwarze Augenbrauen und schwarze Augen, sah sehr nett aus, war gutmütig aus Wohlgenährtheit und Faulheit. Schamhaft war sie über alle Maßen.

„Wer seid Ihr?“ wandte Raskolnikow sich an den Fremden selbst. Aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür weit, und etwas gebückt, da er viel zu groß war, trat Rasumichin ein.

„So eine Schiffskabine!“ rief er. „Immer stoße ich mit dem Kopf an; und das nennt sich ein Wohnraum! Und du bist wieder zu dir gekommen, Bruderherz? Habe es soeben von Paschenka gehört.“

„Er ist soeben wieder zu sich gekommen“, sagte Nastasja.

„Soeben zu sich gekommen“, bestätigte wieder der Angestellte mit einem Lächeln.

„Wer seid Ihr?“ fragte plötzlich Rasumichin, sich an ihn wendend. „Ich bin Rasumichin, Student, Sohn eines Edelmannes, und er ist mein Freund. Nun, und wer seid Ihr?“

„Ich bin Angestellter im Kontor des Kaufmanns Schelopajew und komme in Geschäften.“

„Setzt Euch bitte auf diesen Stuhl!“ Rasumichin nahm an der gegenüberliegenden Seite des Tischchens Platz.

„Das hast du brav gemacht, Bruderherz, daß du wieder zu dir gekommen bist“, fuhr er, zu Raskolnikow gewandt, fort. „Du hast schon seit vier Tagen kaum gegessen und getrunken, mit einem Löffel hat man dir Tee eingeflößt. Ich brachte Sosimow zweimal her. Erinnerst du dich an Sosimow? Er hat dich genau untersucht und gleich gesagt, daß die ganze Krankheit eine Kleinigkeit sei – es ist dir irgendwas in den Kopf gefahren. Irgendeine nervöse Störung, schlechte Ernährung, aber es hat nichts auf sich und wird bald vergehen. Ein wackerer Bursche, der Sosimow! Der versteht schon was. Aber ich will Euch nicht länger aufhalten“, wandte er sich wieder an den Angestellten, „wollt Ihr bitte sagen, was Euch herführt? Man schickt nämlich schon zum zweitenmal aus diesem Kontor, Rodja; nur kam voriges Mal ein anderer, ich habe mit ihm gesprochen. Wer war das?“

„Er heißt Alexej Semjonowitsch und ist auch in unserem Kontor.“

„Er ist wohl gescheiter als Ihr, meint Ihr nicht auch?“

„Jawohl, er ist älter.“

„Das ist lobenswert geantwortet; nun also?“

„Also, ich komme im Auftrag des Afanasij Iwanowitsch Wachruschin, von dem Ihr ja wohl, wenn ich nicht irre, gehört habt; er schickt Euch auf Wunsch Eurer Frau Mama eine Anweisung“, begann der Angestellte, sich direkt an Raskolnikow wendend. „Wenn Ihr wieder bei klarem Bewußtsein wäret, sollte ich Euch fünfunddreißig Rubel einhändigen, weil Semjon Semjonowitsch von Afanasij Iwanowitsch auf Wunsch Eurer Frau Mama, wie auch früher schon, eine diesbezügliche Mitteilung bekommen hat. Kennt Ihr ihn?“

„Ja, ich erinnere mich – Wachruschin“, sagte Raskolnikow nachdenklich.

„Hört Ihr, er kennt den Kaufmann Wachruschin!“ rief Rasumichin aus. „Ist er da nicht bei Verstand? Übrigens merke ich jetzt, daß auch Ihr ein gescheiter Mann seid. Verständige Reden hört man gern.“

„Dieser selbe Wachruschin, Afanasij Iwanowitsch, der auf Wunsch Eurer Frau Mama Euch schon einmal auf dieselbe Art Geld geschickt hat, hat sich auch diesmal der Sache angenommen und hat Semjon Semjonowitsch benachrichtigt,

daß er Euch fünfunddreißig Rubel in der Hoffnung auf bessere Zeiten übergeben soll.“

„Das habt Ihr schön gesagt: ‚in der Hoffnung auf bessere Zeiten‘, und ‚Eure Frau Mama‘ ist auch nicht schlecht. Nun, also, was glaubt Ihr? Ist er bei klarem Bewußtsein oder nicht?“

„Ja, das glaube ich wohl. Die Unterschrift müßte ich haben.“

„Die wird er schon hinkritzeln. Habt Ihr das Quittungsbuch bei Euch?“

„Jawohl, bitte sehr.“

„Gebt es her! Nun, Rodja, erhebe dich, ich werde dich stützen. Male deinen Namen ‚Raskolnikow‘ hin, nimm die Feder! Das Geld ist hochwillkommen.“

„Nicht nötig“, sagte Raskolnikow und stieß die Feder von sich.

„Was ist nicht nötig?“

„Ich werde nicht unterschreiben.“

„Zum Teufel, ohne Unterschrift kannst du das Geld nicht erhalten.“

„Ich brauche kein – Geld...“

„Du brauchst kein Geld? Nun, Bruder, das ist Unsinn, ich kann es bezeugen. – Bitte, beachtet es nicht, er tut nur so, phantasiert wieder. Das tut er manchmal auch in wachem Zustande. Ihr seid ein verständiger Mensch, wir wollen ihm die Hand führen, dann wird er schon unterschreiben. Also los.“

„Ich kann übrigens auch ein anderes Mal kommen.“

„Nein, nein, warum sollt Ihr Euch bemühen? Ihr seid ein vernünftiger Mensch. Nun, Rodja, halte den Besucher nicht auf. – Du siehst, er wartet“, und er schickte sich wirklich an, dem Freunde die Hand zu führen.

„Laß, ich kann's schon“, sagte dieser, nahm die Feder und unterschrieb im Buch. Der Angestellte zahlte ihm das Geld aus und entfernte sich.

„Bravo! Willst du jetzt essen, Bruder?“

„Ja“, antwortete Raskolnikow.

„Habt Ihr Suppe?“

„Von gestern“, sagte Nastasja, die die ganze Zeit im Zimmer gewesen war.

„Mit Kartoffeln und Reis?“

„Ja, mit Kartoffeln und Reis.“

„Das kenne ich auswendig. Her mit der Suppe, und bringe auch Tee!“

„Gleich.“

Raskolnikow blickte auf alles mit tiefer Verwunderung und stumpfem Grauen. Er beschloß zu schweigen und abzuwarten, was weiter kommen würde. – Mir scheint, ich träume, dachte er, und es scheint wirklich. . .

Nach ein paar Minuten kam Nastasja mit der Suppe und versprach, auch den Tee sogleich zu bringen. Mit der Suppe brachte sie zwei Löffel, zwei Teller und das ganze Gedeck: Salz, Pfeffer, Senf für das Fleisch und alles übrige in einer Ordnung, wie sie es schon lange nicht mehr getan hatte. Das Tischtuch war sauber.

„Es wäre nicht übel, Nastasjenka, wenn Praskowja Pawlowna zwei Flaschen Bier spendieren wollte. Wir trinken sie schon aus.“

„Was nicht noch alles!“ murmelte Nastasja und ging, um den Auftrag auszuführen.

Raskolnikow fuhr fort, alles starr und angestrengt zu beobachten. Rasumichin hatte sich zu ihm auf das Sofa gesetzt; täppisch wie ein Bär stützte er mit der Linken den Kopf des Kranken und führte ihm mit der Rechten den Löffel zum Munde, nachdem er vorher mehrmals auf die Suppe geblasen hatte, damit er sich nicht den Mund verbrenne. Aber die Suppe war nur lauwarm. Raskolnikow schluckte gierig einen Löffel, dann den zweiten, den dritten. Nachdem Rasumichin ihm noch mehr gegeben hatte, hielt er plötzlich inne und erklärte, daß man sich mit Sosimow beraten müsse, ob er mehr zu sich nehmen dürfe.

Nastasja erschien wieder, mit zwei Flaschen Bier.

„Willst du Tee?“

„Ja.“

„Bring schnell den Tee, Nastasja, dafür brauchen wir wohl keinen ärztlichen Rat. Aber da ist ja auch das Bier!“ Er setzte sich wieder auf seinen Stuhl, zog die Suppe und das Fleisch zu sich heran und begann mit einem Appetit zu essen, als hätte er drei Tage nichts genossen.

„Bruder Rodja, ich esse jetzt jeden Tag bei euch Mittag“, brummte er mit vollgestopftem Mund, „und zwar, weil Pa-

schenka, deine liebe Wirtin, mich von ganzer Seele verehrt. Ich bestehe natürlich nicht darauf, aber ich protestiere auch nicht dagegen. Da ist Nastasja mit dem Tee. Wie flink du bist, Nastasja! Willst du einen Schluck Bier?“

„Ihr wollt mich wohl zum besten haben?“

„Oder Tee?“

„Tee schon eher.“

„Schenk ein! Nein, warte, ich will dir selber einschenken; setze dich an den Tisch.“

Er machte sich sogleich ans Werk, schenkte eine Tasse voll, dann noch eine zweite, ließ sein Essen stehen und setzte sich wieder auf das Sofa. Wie vorhin stützte er mit der Linken den Kopf des Kranken und begann, ihm mit dem Löffel Tee einzuflößen, wiederum fortwährend eifrig auf den Löffel blasend, als wäre dieses Blasen das wichtigste und förderndste Moment der Genesung. Raskolnikow schwieg und widersetzte sich nicht, obwohl er genügend Kraft verspürte, um sich aufzurichten, den Löffel oder die Tasse zu halten und vielleicht sogar ein wenig zu gehen. Aber aus einer eigentümlichen, fast tierischen Schlaueit heraus kam es ihm plötzlich in den Sinn, vorläufig seine Kräfte zu verbergen, sich zu verstellen, sich, wenn nötig, sogar den Anschein zu geben, als verstünde er noch nicht alles, dabei aber zu lauschen und zu beobachten, was um ihn her vorging. Doch konnte er seinen Widerwillen nicht ganz überwinden, und nachdem er etwa zehn Löffel Tee zu sich genommen hatte, befreite er plötzlich seinen Kopf, stieß den Löffel heftig von sich und sank wieder auf sein Kissen zurück. Unter seinem Kopfe lagen jetzt wirkliche Kissen, gefüllt mit Daunen und sauber überzogen; das hatte er wohl bemerkt und in sein Bewußtsein aufgenommen.

„Paschenka muß uns heute Saft schicken, damit wir ihm ein Getränk bereiten können“, sagte Rasumichin, setzte sich wieder auf seinen Stuhl und beschäftigte sich mit der Suppe und dem Bier.

„Woher soll sie Saft für dich nehmen?“ fragte Nastasja, die die Untertasse auf ihren fünf ausgespreizten Fingern hielt, den Tee schlürfte und den Zucker dazu lutschte.

„Den Saft kauft man im Laden, meine Liebe. Siehst du, Rodja, während du krank warst, ist hier eine ganze Geschichte passiert.

Als du auf so schäbige Weise von mir wegliefst und mir deine Wohnung nicht nanntest, packte mich eine solche Wut, daß ich beschloß, dich ausfindig zu machen und dich totzuschlagen. Am selben Tage noch machte ich mich auf. Was bin ich nicht herumgerannt, um nach dir zu fragen! Deine jetzige Adresse hatte ich vergessen, übrigens habe ich sie wohl nie gekannt. Von deiner früheren Wohnung wußte ich nur, daß sie an den „Fünf Ecken“ lag, im Hause Charlamow. Ich suchte also Charlamow, und dann erwies es sich, daß er gar nicht Charlamow heißt, sondern Buch – so kann man sich manchmal irren! Nun, da wurde ich böse und ging auf gut Glück am nächsten Tage ins Adreßbüro, und stell dir vor, in zwei Minuten hatten sie dich ausfindig gemacht. Du bist dort eingetragen.“

„Eingetragen!“

„Freilich; aber den General Kobeleff konnte man nicht finden. Nun, das wäre eine zu lange Geschichte. Als ich dich dann endlich hier überrumpelte, wurde ich auch sofort mit allen deinen Angelegenheiten bekannt, mit allen, Bruder, mit allen. Ich weiß alles, die da hat es auch gesehen: mit Nikodim Fomitsch bin ich bekannt geworden, und Ilja Petrowitsch hat man mir gezeigt, auch mit dem Hauswart wurde ich bekannt und mit Herrn Alexander Grigorjewitsch Sametow, dem Schriftführer im Polizeikommissariat, und zuletzt mit Paschenka, das war das Schönste von allem. Die da weiß es auch.“

„Die hat er ganz eingewickelt“, murmelte Nastasja mit schlauem Grinsen.

„Ich würde noch Zucker nehmen, Nastasja Nikiforowna.“

„Ach, du Hund!“ rief Nastasja und lachte laut. „Ich heiße Petrowna und nicht Nikiforowna“, fügte sie hinzu, als sie mit dem Lachen fertig war.

„Wir werden es uns merken! Nun aber, Bruder Rodja, um nicht viele Worte zu machen, ich wollte zuerst hier überall einen elektrischen Strom durchjagen, um die Luft von allen Vorurteilen zu reinigen, aber Paschenka hat mich entwaффnet. Ich hätte nie erwartet, Bruder, daß sie so entgegenkommend sein würde. – Was meinst du dazu?“

Raskolnikow schwieg, aber er wandte keinen Augenblick seinen unruhigen Blick von Rasumichin und sah ihn auch jetzt immer weiter an.

„Und sogar sehr“, fuhr dieser fort, ohne sich durch Raskolnikows Schweigen beirren zu lassen und als bekräftigte er eine erhaltene Antwort: „und sie ist eine in jeder Beziehung gut ausgestattete Person.“

„Ach, du Viehstück!“ rief Nastasja wieder aus, der dieses Gespräch offenbar ein unbeschreibliches Vergnügen bereitete.

„Es war dumm, daß du von Anfang an nicht verstanden hast, die Sache richtig anzufassen; mit ihr muß man ganz anders umgehen. Sie ist sozusagen ein ganz überraschender Charakter! Doch vom Charakter später. – Aber wie konntest du es zum Beispiel so weit kommen lassen, daß sie es wagte, dir kein Mittagessen zu schicken? Oder zum Beispiel dieser Wechsel? Bist du verrückt geworden, Wechsel auszustellen? Ferner diese Heiratsabsichten, als die Tochter Natalja Jegorowna noch lebte ... Ich weiß alles! Übrigens sehe ich, daß es eine heikle Angelegenheit ist und daß ich ein Esel bin; entschuldige bitte. Übrigens, was Dummheit anbetrifft: Praskowja Pawlowna ist gar nicht so dumm, wie man auf den ersten Blick meint. Was?“

„Ja“, sagte Raskolnikow gedehnt, indem er zur Seite blickte; er sagte sich, daß es geratener sei, das Gespräch in Fluß zu halten.

„Nicht wahr?“ rief Rasumichin, sichtlich erfreut, daß er eine Antwort bekommen hatte. „Aber klug ist sie auch gerade nicht, wie? Ein ganz überraschender Charakter! Ich muß sagen, ich kenne mich da nicht ganz aus. – Vierzig wird sie sicher sein. Sie sagt, sie sei sechsunddreißig, und hat das volle Recht dazu. Übrigens, ich schwöre, daß ich über sie durchaus mit dem Verstande urteile, rein platonisch; hier sind allerlei Mißverständnisse, ich begreife nichts mehr! Aber das ist ja lauter Unsinn; jedenfalls, als sie sah, daß du nicht mehr Student bist, keine Stunden und keine Kleidung mehr hast, und da sie keinen Grund hat, dich nach dem Tode der Tochter noch als Verwandten zu behandeln, bekam sie es plötzlich mit der Angst; und da du deinerseits dich in deinen Winkel verkrochst und den früheren Verkehr nicht aufrechterhieltest, kam sie auf den Gedanken, dich aus der Wohnung herauszuschmeißen. Sie hatte schon lange die Absicht gehabt, aber der Schuldschein

machte ihr Sorgen. Außerdem hattest du selber versichert, daß deine Mama bezahlen würde ...“

„Das war gemein von mir. Meine Mutter muß beinahe Betteln gehen. Und ich habe gelogen, damit man mich in der Wohnung behielt und beköstigte“, sagte Raskolnikow laut und deutlich.

„Das war auch richtig. Nur war die Sache die, daß ein Herr Tschabarow auf der Bildfläche erschien, Rat und Geschäftsmann. Ohne ihn hätte Paschenka sich das nicht ausgedacht, dazu ist sie viel zu schüchtern. Aber ein Geschäftsmann ist nicht schüchtern und fragt vor allen Dingen, ob Aussicht besteht, daß der Schuldschein eingelöst wird. Die Antwort lautete bejahend, da es eine Mama gibt, die mit ihrer Pension von hundertzwanzig Rubel dem Rodjenka helfen würde, wenn sie auch selber hungern müßte, und auch eine Schwester, die für ihren Bruder jedes Opfer bringen würde.

Damit rechnete der Geschäftsmann. – Was drehst du dich herum? Sei ruhig, ich kenne alle deine Geheimnisse, du warst nicht umsonst offen und aufrichtig Paschenka gegenüber, als ihr noch auf verwandtschaftlichem Fuße standet, und ich sage das alles in aller Liebe. – So ist es: ein ehrlicher und gefühlvoller Mensch spricht sich offen aus, und der Geschäftsmann hört zu und nimmt seinen Vorteil wahr. Sie hat dem Tschabarow den Wechsel abgetreten, und der genierte sich gar nicht und forderte die Zahlung in der gesetzlichen Form. Als ich das erfuhr, wollte ich zur Beruhigung meines Gewissens dem Tschabarow auch mit einem elektrischen Strom kommen, aber da ergab sich zwischen Paschenka und mir jene wunderbare Harmonie, und so konnte ich die Sache sozusagen an der Wurzel packen und ausreißen, indem ich mich verbürgte, daß du zahlen wirst. Ich habe mich für dich verbürgt, Bruder, hörst du? Man ließ Tschabarow kommen, warf ihm zehn Rubel hin, und er gab das Papier zurück, und da habe ich die Ehre, es dir zu überreichen. Sie glaubt dir jetzt aufs Wort, nimm den Wechsel an dich, er ist von mir ordnungsgemäß eingerissen.“

Rasumichin legte den Schuldschein auf den Tisch; Raskolnikow blickte ihn an und wandte sich, ohne ein Wort zu sagen, gegen die Wand. Sogar Rasumichin verlor seine Fassung.

„Ich sehe, Bruder“, sagte er nach einer Weile, „daß ich wieder

der Dumme bin. Ich wollte dich zerstreuen und mit meinem Geschwätz aufmuntern, und jetzt habe ich dich anscheinend nur geärgert.“

„Das warst du, den ich im Fieber nicht erkannte?“ fragte Raskolnikow nach einigem Schweigen, ohne den Kopf zu bewegen.

„Ja, und du gerietest sogar in Raserei, als ich einmal Sametow mitbrachte.“

„Sametow, den Schriftführer ...? Wozu?“ Raskolnikow wandte sich hastig um und sah Rasumichin durchbohrend an.

„Ja, was ist in dich gefahren? Warum regst du dich so auf? Er wünschte dich kennenzulernen; es war sein Wunsch, weil ich viel mit ihm über dich gesprochen habe. Von wem hätte ich denn sonst soviel über dich erfahren? Ein prächtiger Kerl ist er, Bruder, prächtig – natürlich in seiner Art. Wir sind jetzt Freunde, sehen uns fast täglich. Ich bin in diese Gegend übergesiedelt. Das weißt du noch gar nicht? Ich bin kürzlich umgezogen. Bei der Luisa waren wir ein paarmal. Erinnerst du dich an Luisa, Luisa Iwanowna?“

„Habe ich im Fieber gesprochen?“

„Allerdings, du warst deiner selbst nicht mächtig.“

„Worüber habe ich gesprochen?“

„Ach, worüber du gesprochen hast! Was man halt so spricht. . . Doch jetzt, Bruderherz, muß ich gehen, ich habe zu arbeiten.“ Er stand auf und nahm seine Mütze.

„Worüber habe ich gesprochen?“

„So hartnäckig! Fürchtest du für ein Geheimnis? Sei ruhig, von einer Gräfin war nicht die Rede. Aber von einer Bulldogge, von irgendwelchen Ringen und Ketten, von der Krestowskij-Insel, von irgendeinem Hauswart, von Nikodim Fomitsch und von Ilja Petrowitsch, dem Gehilfen des Kommissars; von diesem war oft die Rede. Und dann hast du dich ganz besonders für deine Socken interessiert und gefleht, man möge sie dir doch geben. Sametow hat selber in allen Winkeln nach den Socken gesucht und dir mit seinen eigenen parfümierten ringgeschmückten Fingern diese Lumpen gereicht. Dann erst hast du dich beruhigt und hieltest sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in Händen, man konnte sie dir nicht wegnehmen. Wahrscheinlich liegen sie auch jetzt irgendwo unter deiner

Decke. Und dann batest du noch um Fransen von deinen Hosen, und wie rührend hast du gefleht! Wir haben versucht zu erraten, was du damit meinen könntest, sind aber nicht dahintergekommen. – Nun also ans Werk! Hier sind fünf- unddreißig Rubel, ich nehme zehn Rubel davon und werde nach ein paar Stunden Rechenschaft darüber ablegen. In der Zeit werde ich auch Sosimow benachrichtigen, der übrigens schon längst hier sein müßte, denn es ist bald zwölf Uhr. Und Ihr, Nastasjenka, schaut öfters nach, während ich fort bin, falls der Kranke irgendwelche Wünsche haben sollte. Und Paschenka werde ich gleich selber sagen, was nötig ist. Auf Wiedersehen!“

„Paschenka nennt er sie! Ach, du Schlaufuchs!“ sagte Nastasja hinter ihm drein; dann öffnete sie die Tür, um zu horchen, aber sie hielt es nicht aus und lief hinunter. Sie war zu neugierig zu hören, was er mit ihrer Herrin sprach; überhaupt war sie offenbar ganz bezaubert von Rasumichin.

Kaum hatte sie die Tür geschlossen, als der Kranke die Bettdecke von sich warf und wie ein Wahnsinniger von seinem Lager aufsprang. Mit brennender, fieberhafter Ungeduld hatte er gewartet, bis alle gegangen waren, um sich sofort ans Werk zu machen. Aber an welches Werk? Er schien es ausgerechnet jetzt vergessen zu haben.

O Gott! Sage mir nur das eine – wissen sie alles oder wissen sie noch nichts? Vielleicht wissen sie alles und verstellen sich nur, spotten meiner, solange ich krank bin, und sagen mir dann eines Tages, daß sie es schon längst gewußt haben und daß sie nur so . . . Was wollte ich jetzt tun? Ich habe es vergessen, plötzlich vergessen, und soeben wußte ich es noch! –

Er stand mitten im Zimmer und blickte in qualvoller Unentschlossenheit um sich; er ging zur Tür, öffnete sie und horchte; aber das war es nicht, was er wollte. Plötzlich, als erinnere er sich, stürzte er zu der Ecke, wo hinter der Tapete das Loch war, durchsuchte es, aber auch das war es nicht. Er ging zum Ofen, öffnete die Tür und begann in der Asche zu scharren; die Fransen von der Hose und die Fetzen der Tasche lagen dort, wie er sie hineingeworfen hatte, also war niemand am Ofen gewesen. Da erinnerte er sich an die Socke, von der Rasumichin erzählt hatte. Und richtig, sie lag auf dem Sofa

unter der Decke, aber schon so abgenutzt und schmutzig, daß Sametow unmöglich etwas hatte sehen können.

„Bah! Sametow und das Polizeibüro. Warum hat man mich hinggerufen? Wo ist die Vorladung? Bah! Ich habe es verwechselt: das war damals. Damals habe ich auch die Socke besehen, und jetzt – jetzt war ich krank. Warum ist nur Sametow hergekommen? Warum hat Rasumichin ihn mitgebracht . . .?“ murmelte er, ganz schwach geworden, und setzte sich auf das Sofa. – Was ist denn das? Bin ich noch im Fiebertraum oder ist es Wirklichkeit? Mir scheint, es ist Wirklichkeit . . . Ah, jetzt weiß ich es wieder: fliehen! So schnell wie möglich fliehen, unbedingt fliehen! Ja – und wohin? Und wo sind meine Kleider? Die Stiefel sind nicht da. Man hat sie mir genommen! Versteckt! Ich verstehe! Ah, da ist der Mantel – den haben sie übersehen. Da ist auch das Geld auf dem Tische, Gott sei Dank! Da ist auch der Schuldschein. Ich werde das Geld nehmen und fortgehen und eine andere Wohnung mieten, sie werden mich nicht finden! Ja, aber das Adreßbüro? Sie werden mich finden! Rasumichin wird mich finden! Besser, ich fliehe ganz weit fort – nach Amerika. Ich kümmere mich nicht um sie! Auch den Wechsel nehme ich mit, er kann mir von Nutzen sein. – Was soll ich noch mitnehmen? Sie denken, ich bin krank. Sie wissen gar nicht, daß ich gehen kann, he, he, he! Ich habe es ihren Augen angesehen, daß sie alles wissen. Wenn ich nur die Treppe hinunterkomme! Aber wie, wenn sie dort Wächter aufgestellt haben, Polizisten! Was ist das – Tee? Ah, da ist auch noch Bier, eine halbe Flasche. Er ergriff die Flasche, in der noch ein ganzes Glas zurückgeblieben war, und trank sie in einem Zuge mit Genuß aus, als wollte er ein Feuer in seiner Brust löschen. Aber schon im nächsten Augenblick stieg ihm das Bier zu Kopf, und über seinen Rücken lief ein leichtes, sogar angenehmes Frösteln. Er legte sich hin und zog die Decke über sich. Seine Gedanken, ohnedies krankhaft und unzusammenhängend, verwirrten sich immer mehr, und bald verfiel er in einen leichten und angenehmen Schlaf. Mit Wohlbehagen suchte er eine Stelle in dem Kissen für seinen Kopf, wickelte sich fester in die Steppdecke ein, die jetzt an Stelle des zerrissenen Mantels über ihm lag, seufzte leise auf und versank in einen tiefen, festen Genesungsschlaf.

Er erwachte davon, daß jemand ins Zimmer trat, öffnete die Augen und sah Rasumichin, der die Tür weit geöffnet hatte und auf der Schwelle stand und nicht wußte, ob er eintreten sollte oder nicht. Raskolnikow richtete sich schnell auf und sah ihn an, als suche er etwas in seiner Erinnerung.

„Ah, du schläfst nicht; nun, da bin ich! Nastasja, bring das Bündel her!“ rief Rasumichin hinunter. „Gleich bekommst du die Abrechnung.“

„Wie spät ist es?“ fragte Raskolnikow, unruhig um sich blickend.

„Du hast einen guten Schlaf getan, Bruder; es ist bald Abend, es wird wohl sechs Uhr sein. Über sechs Stunden hast du geschlafen.“

„Um Gottes willen, was ist denn mit mir...?“

„Was ist denn dabei? Das ist doch gut! Wohin willst du so eilig? Zu einem Stelldichein? Wir haben viel Zeit. Ich warte schon drei Stunden, war wiederholt hier, du hast geschlafen. Bei Sosimow war ich zweimal, habe ihn aber nicht angetroffen. Macht nichts, er wird schon kommen! Mit meinen eigenen Angelegenheiten habe ich mich auch befaßt, ich bin ja umgezogen, ganz zu meinem Onkel übergesiedelt. Ich habe ja jetzt einen Onkel hier. – Nun, zum Teufel damit, jetzt zur Sache! Gib das Bündel her, Nastasja. Wir werden gleich auspacken. Und wie fühlst du dich, Bruder?“

„Ich bin gesund, ich bin nicht krank. – Wie lange bist du hier?“

„Ich sage dir, ich warte drei Stunden.“

„Nein, und vorher?“

„Wie meinst du das, vorher?“

„Seit wann kommst du her?“

„Das habe ich doch erzählt, oder erinnerst du dich nicht?“

Raskolnikow dachte nach. Wie ein Traum erschien ihm das vorhin Geschehene. Er konnte sich nicht erinnern und sah Rasumichin fragend an.

„Hm“, sagte dieser, „du hast es vergessen; mir schien es schon vorhin, daß du nicht ganz bei dir warst. Jetzt nach dem Schläfe hast du dich erholt. Du siehst auch viel besser aus. Ein braver Bursche! Nun aber zur Sache! Gleich wird dir alles einfallen. Schau her, Freund!“

Er begann das Bündel aufzumachen, das ihn offenbar höchlichst interessierte. „Glaube mir, das lag mir besonders am Herzen, denn es gilt vor allem, wieder einen Menschen aus dir zu machen. Fangen wir also von oben an. Siehst du diese Mütze?“ begann er und holte aus dem Bündel eine ganz nette, wenn auch einfache und billige Mütze hervor. „Setze sie einmal auf!“

„Nachher. – Später“, sagte Raskolnikow mürrisch und wehrte mit der Hand ab.

„Nein, Rodja, wehre dich nicht, nachher wird es zu spät sein, und ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können, denn ich habe sie ohne Maß aufs Geratewohl gekauft. Vortrefflich“, rief er triumphierend, als er ihm die Mütze aufgesetzt hatte, „genau wie nach Maß! Die Kopfbedeckung, Bruder, ist das Wichtigste am Anzug, eine Art Empfehlung. Mein Freund Tolstjakow ist jedesmal gezwungen, seinen Deckel abzunehmen, wenn er an einen öffentlichen Ort kommt, wo jedermann Hut oder Mütze aufhat. Alle glauben, er tut es aus servilen Gefühlen, aber nein, er schämt sich einfach wegen seines Vogelnestes; er ist so ein schamhafter Mensch! Nun, Nastasja, vergleiche die zwei Kopfbedeckungen, diesen Palmerston“ – er holte aus einer Ecke Raskolnikows alten, zerschissenen Hut, den er aus unbekannten Gründen Palmerston nannte – „und dieses Juwel. Rate mal, Rodja, was glaubst du, was ich dafür bezahlt habe? Nastasja?“ wandte er sich an sie, da er sah, daß Raskolnikow schwieg.

„Zwanzig Kopeken wirst du wohl dafür gegeben haben“, antwortete Nastasja.

„Zwanzig Kopeken, du Närrin!“ rief Rasumichin beleidigt. „Für zwanzig Kopeken kauft man heutzutage nicht einmal dich. Achtzig Kopeken! Und sie ist auch nur deshalb so billig, weil sie schon getragen ist. Nun wollen wir, wie man bei uns im Gymnasium sagte, zu den Vereinigten Staaten von Amerika übergehen. Ich sage dir im voraus, daß ich auf diese Beinkleider stolz bin!“ Er breitete ein Paar graue, aus leichtem, wollenem Sommerstoff gefertigte Hosen vor Raskolnikow aus. „Nicht ein Löchlein, nicht ein Fleckchen, schauen noch sehr gut aus, obwohl sie getragen sind; eine ebensolche Weste in derselben Farbe, wie die Mode es verlangt. Und daß sie getragen sind, um

so besser; sie sind weicher, bequemer. – Siehst du, Rodja, um in der Welt Karriere zu machen, genügt es, finde ich, sich immer nach der Saison zu richten; wenn du im Januar auf Spargel verzichtest, wirst du ein paar Rubelchen mehr in der Tasche behalten; so ist es auch mit diesem Kauf. Wir haben jetzt Sommersaison, da habe ich auch dementsprechend eingekauft; im Herbst wird ohnedies wärmere Kleidung nötig sein, dann muß man diese wegwerfen, um so mehr, als sie doch dem Untergang geweiht ist. Nun schätze mal! Wieviel glaubst du, hat das gekostet? Zwei Rubel fünfundzwanzig Kopeken! Und das mit der Bedingung, hast du sie abgetragen, bekommst du nächstes Jahr ein anderes Paar Hosen umsonst. In Fedjas Laden ist es immer so. Und nun zu den Stiefeln! Wie gefallen sie dir? Man sieht, daß sie getragen sind, aber ein paar Monate werden sie noch aushalten, denn es ist ausländische Arbeit und ausländische Ware; der Sekretär der Englischen Botschaft hat sie vorige Woche auf dem Trödelmarkt verkaufen müssen, weil er notwendig Geld brauchte, nur sechs Tage hat er sie getragen. Der Preis ist ein Rubel, fünfzig Kopeken. Ein Glücksfall!

„Aber vielleicht passen sie nicht!“ bemerkte Nastasja.
 „Nicht passen! Und was ist das?“ Er zog einen alten, zerrissenen, ganz mit eingetrocknetem Schmutz bedeckten Stiefel Raskolnikows aus der Tasche. „Ich hatte dieses Ungeheuer mit, und danach habe ich die neuen gemessen. Alles war genau überlegt. Und wegen der Wäsche habe ich mich mit der Wirtin beraten. Hier sind erstens drei Leinenhemden mit modernen Kragen. – Nun also die gesamte Rechnung: achtzig Kopeken die Mütze, zwei Rubel fünfundzwanzig die übrige Bekleidung, macht drei Rubel und fünf Kopeken; ein Rubel, fünfzig Kopeken die Stiefel – weil sie noch so gut sind –, macht vier Rubel fünfundfünfzig; dann fünf Rubel die ganze Wäsche – ich habe wacker gehandelt –, macht genau neun Rubel und fünfundfünfzig Kopeken. Fünfundvierzig Kopeken in Kupfer zurück – willst du sie gefälligst in Empfang nehmen? Nun, Rodja, habe ich dich ganz neu eingekleidet; dein Mantel sieht, meiner Meinung nach, noch sehr anständig, ja beinahe vornehm aus und kann dir noch weiter dienen. Was Socken und das übrige anlangt, so wirst du schon selber dafür sorgen; es

bleiben uns noch fünfundzwanzig Rubel; wegen Paschenka und der Miete mach dir keine Sorgen, ich habe dir schon gesagt, du hast unbegrenzten Kredit. Aber jetzt, Bruder, wäre es an der Zeit, die Wäsche zu wechseln, die Krankheit steckt nur noch im Hemde.“

„Laß mich, ich will nicht!“ wehrte Raskolnikow ab, der mit Widerwillen den übertrieben scherzhaften Bericht Rasumichins über den Einkauf angehört hatte.

„Das geht nicht, Bruder, wozu habe ich mir denn die Hacken abgelaufen?“ beharrte Rasumichin. „Nastasja, genier dich nicht, hilf mir – so!“ Und trotz des Widerstandes des Freundes wechselte er ihm die Wäsche. Raskolnikow drückte sein Gesicht in die Kissen und sprach einige Minuten kein Wort.

Sie werden mir noch lange auf dem Halse bleiben, dachte er.

„Von welchem Gelde ist das alles gekauft?“ fragte er endlich, zur Wand blickend.

„Von welchem Gelde? Das ist ja noch schöner! Von deinem eigenen natürlich! Der Angestellte von Wachruschin war doch da, deine Mutter hat es dir geschickt, oder hast du auch das vergessen?“

„Jetzt fällt es mir ein“, sagte Raskolnikow nach langem, düsterem Brüten. Rasumichin sah ihn mit gerunzelter Stirn und voll Unruhe an. Da öffnete sich die Tür, und ein großer, kräftiger Mann trat ein, der Raskolnikow bekannt vorkam.

„Sosimow! Endlich!“ rief Rasumichin erfreut.

IV

Sosimow war ein großer, fatter Mann mit einem gedunsenen, farblosen, glattrasierten Gesicht; er hatte flachsblondes glattes Haar, trug eine Brille und einen großen goldenen Ring auf dem feisten Finger. Er war etwa siebenundzwanzig Jahre alt. Er trug einen weiten, eleganten, leichten Mantel und helle Sommerhosen, überhaupt war alles an ihm weit, elegant und adrett, die Wäsche tadellos, die Uhrkette massiv. Seine Art war langsam, träge, gekünstelt-ungezwungen; eine gewisse Überhebung, die er übrigens krampfhaft zu verbergen suchte,

kam immer wieder zum Vorschein. Alle, die ihn kannten, fanden ihn wenig umgänglich, sagten jedoch, daß er sich auf sein Fach verstehe.

„Ich war zweimal bei dir, Bruder!“ rief Rasumichin. „Du siehst, er ist wieder zu sich gekommen!“

„Ich sehe, ich sehe. Nun, wie fühlen wir uns heute?“ wandte sich Sosimow an Raskolnikow, sah ihn aufmerksam an und setzte sich zu seinen Füßen auf das Sofa, wo er es sich sofort bequem machte.

„Er ist noch immer wehleidig“, sagte Rasumichin, „wir haben ihm vorhin die Wäsche gewechselt, da hat er fast angefangen zu weinen.“

„Sehr begreiflich, die Wäsche hätte auch warten können, wenn er es selber nicht wünschte. Der Puls ist gut. Schmerzt der Kopf noch immer ein wenig, ja?“

„Ich bin gesund, vollkommen gesund!“ antwortete Raskolnikow eigensinnig und erregt, indem er sich aufrichtete und mit den Augen Blitze schoß; er sank aber sofort wieder in die Kissen zurück und kehrte sich zur Wand.

Sosimow beobachtete ihn aufmerksam.

„Sehr gut, alles in Ordnung“, sagte er träge. „Hat er etwas gegessen?“

Man berichtete ihm und fragte, was der Kranke essen dürfe.

„Alles kann man ihm geben, Suppe, Tee. – Pilze und Gurken natürlich nicht, Rindfleisch ist auch verfrüht. – Nun, da ist nichts mehr zu sagen . . .“

Er wechselte einen Blick mit Rasumichin. „Die Mixtur ist nicht mehr nötig. Morgen werde ich wieder nachschauen.“

„Morgen abend will ich ihn spazierenführen“, sagte Rasumichin.

„In den Jussupow-Garten und dann in den Kristallpalast.“

„Morgen würde ich ihn noch nicht spazierenführen, doch vielleicht – ein wenig. Na, wir wollen sehen.“

„Es ist ein Jammer, ich will heute den Einzug in meine Wohnung feiern, sie liegt nur ein paar Schritte von hier; könnte er nicht dabeisein? Er könnte auf dem Sofa liegen. – Du wirst doch kommen?“ wandte sich Rasumichin an Sosimow. „Denke daran, du hast es mir versprochen.“

„Vielleicht komme ich etwas später. Was hast du denn dort vorbereitet?“

„Ach, nichts Besonderes: Tee, Branntwein, Hering. Eine Pastete wird es geben; nur die nächsten Bekannten kommen.“

„Wer denn?“

„Lauter Hiesige und fast alles neue Errungenschaften, außer dem alten Onkel, aber der ist auch neu. Er ist gestern erst nach Petersburg gekommen in irgendwelchen Angelegenheiten; alle fünf Jahre sehen wir uns.“

„Wer ist das?“

„Er hat sein ganzes Leben als Postmeister in der Provinz zugebracht, bezieht eine kleine Pension, sechzig Rubel im Jahr, nicht der Rede wert. Ich habe ihn sehr gern. Porfirij Petrowitsch wird kommen, der hiesige Untersuchungsrichter – Jurist. Du kennst ihn doch?“

„Er ist doch auch irgendwie mit dir verwandt?“

„Ganz weitläufig. Warum verziehst du das Gesicht? Weil ihr euch einmal geschimpft habt, wirst du vielleicht deshalb nicht kommen?“

„Er kann mir den Buckel ’runterrutschen.“

„Um so besser. Nun, und dann Studenten, ein Lehrer, ein Beamter, ein Offizier, Sametow . . .“

„Sag mir bitte, was kann zwischen dir, diesem da“, er zeigte auf Raskolnikow, „und einem Sametow Gemeinsames sein?“

„Ach, diese Zimperlichen! Prinzipien! – Du sitzt auf deinen Prinzipien wie auf Draht gezogen, wagst nicht, deine eigene Meinung zu haben. Ich finde, wenn ein Mensch nett ist, das ist die Hauptsache, und ich will von nichts weiter wissen. Sametow ist ein famoser Kerl.“

„Und läßt sich bestechen.“

„Nun ja, er hat diese Schwäche, und ich pfeife darauf. Was ist dabei, daß er sich bestechen läßt!“ rief plötzlich Rasumichin, in unnatürliche Aufregung geratend. „Habe ich denn das gelobt, daß er sich bestechen läßt? Ich sagte nur, daß er in seiner Art nett ist. Und wenn man alles genau besieht, wieviel nette Menschen werden dann übrigbleiben? Ich bin überzeugt, daß man für mich mit Haut und Haaren nur einen Pffifferling geben wird, und das auch nur mit dir als Zugabe!“

„Das ist wenig, ich will zwei für dich geben.“

„Und ich für dich nur einen! Jetzt machst du noch dumme Witze! Sametow ist noch ein Grünschnabel, ich werde ihn noch

oft zausen, man muß ihn sich heranziehen und nicht von sich stoßen. Dadurch, daß man einen Menschen von sich stößt, bessert man ihn nicht, um so mehr, wenn er ein grüner Junge ist. Mit einem Jungen muß man besonders vorsichtig umgehen. Ach, ihr fortschrittlichen Schwachköpfe, nichts versteht ihr! Ihr achtet nicht den Menschen und tut euch selber Abbruch. – Und wenn du es wissen willst, wir haben jetzt eine gemeinsame Angelegenheit.“

„Davon möchte ich sehr gerne hören.“

„Nun, es handelt sich um den Maler, oder vielmehr Anstreicher. Aber wir werden ihn schon herauszerren! Übrigens ist jetzt auch keine Gefahr mehr. Die Sache ist ganz klar! Wir wollen nur etwas Dampf dahinter machen.“

„Was ist das für ein Anstreicher?“

„Habe ich dir das noch nicht erzählt? Ja, richtig, ich habe dir nur den Anfang erzählt – von der Ermordung der alten Wucherin, der Beamtenwitwe. – Nun, und jetzt ist ein Anstreicher in diese Sache verwickelt.“

„Von diesem Morde habe ich schon früher gehört; ich interessiere mich sogar für diese Sache – zum Teil – aus einem bestimmten Grunde. – Ich habe auch in den Zeitungen darüber gelesen. Aber...“

„Lisaweta hat man auch ermordet!“ platzte Nastasja heraus. Sie hatte sich die ganze Zeit an der Tür herumgedrückt und zugehört.

„Lisaweta?“ murmelte Raskolnikow kaum hörbar.

„Lisaweta, die Händlerin, kennst du sie nicht? Sie kam öfters zu uns, hat dir auch Hemden geflickt.“

Raskolnikow drehte sich zur Wand, wo er auf der schmutzigen gelben Tapete mit weißen Blumen eine plumpe weiße Blüte mit braunen Strichen auswählte und zu zählen begann, wieviel Blätter sie hatte, wieviel Zacken an den Blättern waren und wieviel Striche. Er fühlte, wie seine Füße und Hände abstarben, als gehörten sie nicht zu ihm, aber er versuchte nicht einmal sich zu rühren und blickte hartnäckig auf die Blume.

„Nun, was ist also mit dem Anstreicher?“ unterbrach Sosimow unwillig Nastasjas Geschwätz. Sie seufzte und schwieg.

„Er steht auch unter Verdacht!“ fuhr Rasumichin eifrig fort.

„Was für Beweise sind denn vorhanden?“

„Zum Teufel, Beweise! Übrigens hat man einen, aber dieser Beweis ist kein Beweis, und das ist es, was man nachweisen muß. Das ist ebenso, wie sie zuerst diese beiden, Koch und Pestrjakow, verdächtigt und eingesperrt haben. Pfui! Wie blöd sie das alles machen! Das auch nur von weitem anzuschauen, ekelt einen an. Pestrjakow wird vielleicht heute bei mir sein. – Du kennst schon diese Geschichte, Rodja, sie passierte vor deiner Krankheit, am Vorabend des Tages, als du im Kommissariat ohnmächtig wurdest, während man davon erzählte.“

Sosimow blickte Raskolnikow neugierig an; dieser rührte sich nicht.

„Weißt du, Rasumichin, wenn ich dich so anschau: du mußt deine Pfoten überall drin haben“, bemerkte Sosimow.

„Das mag sein; aber wir wollen ihn doch herauszerren!“ rief Rasumichin aus und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Weißt du, was einen am meisten ärgert? Nicht daß sie Unsinn reden, das kann man noch verzeihen. Unsinnreden ist manchmal eine gute Sache, denn es bringt den Sinn zutage. Nein, es ärgert einen, daß sie ihren eigenen Unsinn noch prachtvoll finden. Ich achte Porfirij sonst sehr, aber . . . Was hat sie zum Beispiel zuerst stutzig gemacht? Die Tür war verriegelt, und als sie später mit dem Hauswart kamen, war sie offen; also haben Koch und Pestrjakow gemordet! Das ist ihre Logik!“

„Rege dich nicht so auf; man hat sie einfach in Haft genommen, man kann doch nicht . . . Übrigens, diesen Koch kenne ich. Es hat sich herausgestellt, daß er von der Alten verfallene Pfänder kaufte. Nicht wahr?“

„Ja, er ist ein Gauner! Er kauft auch Wechsel auf. Ein Geschäftsmann. Aber, hol ihn der Teufel. Verstehst du, worüber ich mich ärgere? Sie können immer nur nach einem bestimmten Schema vorgehen, nach ihren veralteten Methoden, und dabei könnte man gerade in dieser Sache einen ganz neuen Weg entdecken. Allein auf Grund psychologischer Momente kann man zeigen, wie die richtige Spur zu finden ist. ‚Wir haben Tatsachen‘, sagen sie! Aber Tatsachen sind doch nicht alles; wenigstens die Hälfte der Sache besteht darin, wie man mit den Tatsachen umzugehen versteht!“

„Und verstehst du etwa mit den Tatsachen umzugehen?“

„Man kann doch nicht schweigen, wenn man fühlt, wie der Sache beizukommen wäre, wenn... Kennst du die Sache genau?“

„Ich warte, daß du mir von dem Anstreicher erzählst.“

„Ach ja! Höre also die ganze Geschichte: Am dritten Tag nach dem Morde, am Morgen, als man sich noch mit Koch und Pestrjakow abmühte, obwohl jeder von ihnen sich rechtfertigen konnte, da die Sache sonnenklar war, wurde plötzlich eine ganz unerwartete Tatsache bekannt. Ein Bauer, Duschkin, der Inhaber einer Schenke, die jenem Hause gegenüberliegt, erschien auf dem Kommissariat, brachte ein Etui mit goldenen Ohrringen und erzählte dazu folgende Geschichte: ‚Vorgestern abend, bald nach acht Uhr – Tag und Stunde sind bemerkenswert –, kam ein Anstreicher zu mir, der auch sonst oft kommt, Nikolai, und brachte mir diese Schachtel mit goldenen und edelsteingeschmückten Ohrringen; er bat mich, ihm zwei Rubel darauf zu leihen, und ich fragte ihn, wo sie herkämen. Er sagte, daß er sie auf dem Fußsteig gefunden habe. Ich habe ihn nun nicht weiter gefragt‘ sagte Duschkin, ‚sondern gab ihm das Geld, einen Rubel nämlich, weil ich dachte, wenn er es nicht bei mir verpfändet, so geht er zu einem anderen, es bleibt sich also gleich, das Geld wird er vertrinken, und es ist vielleicht besser, wenn die Sachen bei mir liegen. Wenn sich dann was zeigt oder Gerüchte auftauchen, bringe ich sie gleich zur Polizei.‘ – Das ist natürlich alles Unsinn, das lügt er in seinen Hals hinein, denn ich kenne diesen Duschkin, er ist ein Pfandleiher und Hehler und hat Nikolai die Sache, die dreißig Rubel wert ist, nicht abgenommen, um sie der Polizei zu bringen. Er hat einfach Angst bekommen. Aber zum Teufel mit ihm! Höre weiter! –, Diesen Nikolai Dementjew kenne ich von klein auf‘, erzählt Duschkin, ‚er ist aus demselben Gouvernement wie ich und aus demselben Kreise. Nikolai ist kein Säufer, trinkt aber gern ab und zu ein Gläschen, und ich wußte, daß er im Hause gegenüber arbeitete, zusammen mit Mitjka, der auch aus derselben Gegend ist. Als er den Rubel von mir bekommen hatte, wechselte er ihn sofort, trank zwei Gläschen und ging hinaus. Mitjka war damals nicht mit ihm. Am anderen Tage hörte ich, daß Aljona Iwanowna und ihre Schwester Lisaweta mit dem Beil erschlagen worden sind, und da wurde es mir unheimlich wegen der Ohrringe; denn ich

wußte, daß die Verstorbene Geld gegen Pfänder auslieh. Ich ging also ins Haus hinüber und begann mich vorsichtig zu erkundigen, ob Nikolai da sei. Und Mitjka erzählte mir, daß Nikolai erst bei Tagesanbruch nach Hause gekommen sei, ganz besoffen, und die Wohnung gleich wieder verlassen habe. Zur Arbeit war er nicht erschienen, so daß er, Mitjka, sie allein beenden mußte. Sie arbeiteten im ersten Stock auf derselben Treppe, die auch zur Wohnung der Ermordeten führt. Alles das habe ich niemandem erzählt, sagte Duschkin, sondern nur so viel wie möglich über den Mord ausgekundschaftet und bin dann nach Hause gegangen. Und heute morgen um acht Uhr kommt Nikolai wieder zu mir, nicht nüchtern, aber auch nicht ganz betrunken, so daß er ganz gut alles verstehen kann. Er setzt sich auf eine Bank und schweigt. Außer ihm waren in der Schenke nur noch ein fremder Mensch und ein Bekannter von mir, der auf der Bank schlief, und meine beiden Burschen waren da. – Hast du Mitjka gesehen, frage ich ihn. – Nein, sagt er, seit vorgestern war ich nicht hier. – Und wo hast du übernachtet? – Bei meinen Bekannten. – Und woher hast du neulich die Ohrringe gehabt? – Ich habe sie auf dem Fußsteig gefunden – und das sagte er so, als ob er sich es ausgedacht hätte, ohne mich anzublicken. – Und hast du auch gehört, was sich am selben Abend und zur selben Stunde auf jener Treppe zgetragen hat? – Nein, sagt er, ich habe nichts gehört – und hört mit aufgerissenen Augen zu und wird kreideweiß. Ich erzähle weiter, und auf einmal nimmt er seine Mütze und will aufstehen. Nun wollte ich ihn festhalten und sage: Warte, Nikolai, willst du nicht ein wenig trinken? und gab dem Burschen ein Zeichen, daß er die Tür zuhalten soll, und kam hinter dem Ladentisch heraus. Er aber springt auf und rennt auf die Straße – und weg war er. Jetzt bin ich sicher, daß er der Sünder ist. . . .“

„Allerdings!“ sagte Sosimow.

„Warte, höre zu Ende! Selbstverständlich suchte man Nikolai, Duschkin verhaftete man und machte Haussuchung bei ihm, Mitjka sperrte man auch ein; auch bei Nikolais Bekannten wurde alles durchsucht. Da endlich, vorgestern, bringt man Nikolai selber, man hat ihn in der Nähe einer Herberge gefunden. Er war hingekommen, hatte sein silbernes Kreuz vom

Halse genommen und ein Glas Schnaps dafür verlangt. Nach einer Weile geht die Frau in den Kuhstall und guckt durch einen Spalt: Nikolai hat im Schuppen nebenan seinen Gürtel an einen Balken gebunden und eine Schlinge gemacht und will sich die Schlinge um den Hals legen; das Weib schrie aus vollem Halse, man lief zusammen. – Also so einer bist du! – Führt mich, sagt er, auf die Polizei, ich will alles bekennen. – Nun, und da führten sie ihn mit den üblichen Ehrenbezeugungen auf das hiesige Polizeikommissariat. Das Verhör begann: Wer er sei, wie alt und so weiter. – Zweiundzwanzig. – Ob er bei der Arbeit mit Mitjka auf der Treppe in der und der Stunde jemand gesehen habe? Antwort: Viele Leute sind vorbeigegangen, aber wir haben sie uns nicht gemerkt. – Und habt ihr nichts gehört, Lärm oder so was? – Wir haben nichts Besonderes gehört. – Und war es dir bekannt, Nikolai, daß am selben Tag zu der und der Stunde die Witwe und ihre Schwester ermordet und beraubt wurden? – Ich habe nichts gewußt, zum erstenmal von Afanasij Pawlowitsch in der Schenke davon gehört. – Und woher hast du die Ohrringe? – Ich habe sie auf dem Fußsteig gefunden. – Warum bist du am anderen Tage nicht mit Mitjka zur Arbeit gekommen? – Weil ich gebummelt habe. – Und wo hast du gesoffen? – Ja, dort und dort. – Warum bist du von Duschkin weggelaufen? – Weil ich große Angst bekam. – Wovor hast du Angst bekommen? – Daß man mich verurteilen wird. – Wie konntest du davor Angst haben, wenn du dich unschuldig fühltest ...? – Nun glaub oder glaub es nicht, Sosimow, diese Frage wurde gestellt und buchstäblich mit diesen Worten, ich weiß es genau, man hat es mir wortgetreu wiedergegeben. Was sagst du dazu?“

„Gewisse Beweise liegen doch wohl vor.“

„Ich spreche jetzt nicht von Beweisen, sondern davon, wie sie die Sache in Angriff nehmen. Aber zum Teufel damit! Also, sie haben ihn gepreßt und gepreßt, bis er gestand: Ich habe sie, sagt er, nicht auf dem Fußsteig gefunden, sondern in der Wohnung, wo ich mit Mitjka arbeitete. – Auf welche Weise? – Wir hatten den ganzen Tag bis acht Uhr getüncht und wollten schon nach Hause gehen, da nahm Mitjka den Pinsel und schmierte mir Farbe ins Gesicht und lief davon und ich ihm nach. Ich lief und schrie aus voller Kehle; als ich aber von der

Treppe in den Torweg kam, stieß ich mit dem Hauswart und einigen Herrn zusammen, wie viele es waren, weiß ich nicht mehr; der Hauswart schimpfte auf mich und ein anderer Hauswart schimpfte, und die Frau des Hauswarts kam heraus und schimpfte, und ein Herr mit einer Dame schimpfte auch, weil Mitjka und ich uns im Torweg prügeln und ihnen vor den Füßen waren; aber wir rauchten nicht im Ernst, sondern in aller Freundschaft. Und dann lief Mitjka weg und ich ihm nach, erwischte ihn aber nicht mehr und ging zurück in die Wohnung; denn es mußte noch aufgeräumt werden. Ich wartete auf Mitjka, dachte, er würde noch kommen. Da trat ich bei der Tür ins Vorzimmer, an der Wand in der Ecke, auf eine Schachtel. Ich sehe hin, richtig, da liegt eine Schachtel, in Papier eingewickelt. Ich nahm das Papier ab und sah ganz winzige Häkchen, machte die Schachtel auf, und darin lagen Ohringe ...“

„Hinter der Tür? Hinter der Tür lag sie? Hinter der Tür?“ rief plötzlich Raskolnikow, sah Rasumichin mit einem trüben, erschrockenen Blick an und erhob sich langsam, sich mit der Hand stützend, vom Sofa.

„Ja, aber was denn? Was ist mit dir? Was hast du?“ Rasumichin erhob sich auch von seinem Platze.

„Nichts“, antwortete Raskolnikow kaum hörbar, ließ sich wieder in die Kissen sinken und kehrte sich der Wand zu. Alle schwiegen eine Weile.

„Er war wahrscheinlich eingeschlummert und ist noch ganz verschlafen“, sagte endlich Rasumichin und blickte Sosimow fragend an; dieser machte eine leichte verneinende Kopfbewegung.

„Fahr fort“, sagte Sosimow, „was weiter?“

„Ja, was weiter? Als er die Ohrringe erblickte, vergaß er die Wohnung und Mitjka, ergriff seine Mütze und lief zu Duschkin, erhielt von ihm, wie du schon weißt, einen Rubel, log ihm vor, daß er die Ohrringe auf dem Fußsteig gefunden hätte, und begab sich sofort auf seinen Bummel. Was aber den Mord anlangt, so blieb er dabei: Ich weiß von gar nichts, habe erst am dritten Tage davon gehört! – Und warum bist du bis jetzt nicht erschienen? – Aus Angst. – Und warum wolltest du dich erhängen? – Ich hatte Furcht. – Was fürchtestest du? – Daß man

mich verurteilen würde. – Das ist die ganze Geschichte. Was meinst du, was sie daraus gefolgert haben?“

„Ja, was ist da zu meinen, eine Spur ist immerhin vorhanden; wenn sie auch unbedeutend ist, so ist sie doch da. Eine Tatsache. Man wird doch deinen Anstreicher nicht auf freien Fuß setzen?“

„Ja, man hat ihn jetzt für den Mörder erklärt, sie haben keine Zweifel mehr.“

„Jetzt wirst du schon wieder heftig. Und die Ohrringe? Du mußt doch zugeben: Wenn die Ohrringe am selben Tage und zur selben Stunde aus dem Kasten der Alten in Nikolais Besitz gerieten, dann muß er auf irgendeine Weise zu ihnen gekommen sein. Das will schon was besagen.“

„Zu ihnen gekommen sein! Was heißt das?“ rief Rasumichin aus. „Und du als Arzt, der vor allem verpflichtet ist, den Menschen zu ergründen, und mehr als jeder andere Gelegenheit hat, die menschliche Natur kennenzulernen – ersiehst du denn nicht aus allen diesen Tatsachen, was für ein Mensch dieser Nikolai ist? Siehst du denn nicht auf den ersten Blick, daß alles, was er bei den Verhören ausgesagt hat, die heiligste Wahrheit ist? Genauso ist er zu ihnen gekommen, wie er ausgesagt hat. Er ist auf eine Schachtel getreten und hat sie aufgehoben.“

„Heiligste Wahrheit! Er hat doch selber eingestanden, daß er das erstemal gelogen hat!“

„Hör mich an, hör mich aufmerksam an: Der Hauswart, Koch und Pestrjakow, auch der andere Hauswart, die Frau des ersten Hauswarts, die Frau, die um diese Zeit bei ihr in der Wohnung saß, und der Hofrat Krjukow, der im selben Augenblick aus der Droschke stieg und mit einer Dame Arm in Arm durch das Tor ging – alle, also acht oder zehn Zeugen, sagen einstimmig aus, daß Nikolai den Mitjka zu Boden geworfen hatte, ihn an den Haaren zerrte und prügelte. Sie haben mitten im Torweg gelegen und den Durchgang versperrt; man hat sie von allen Seiten beschimpft, und sie haben wie ‚kleine Buben‘ – so sagen wörtlich die Zeugen – aufeinandergelegen, gerauft, gekreischt und gelacht, sich halbtot gelacht mit den komischsten Fratzen, sind dann auf die Straße gelaufen, um einander zu fangen wie Kinder. Hast du verstanden? Nun überlege: Oben liegen die Körper noch warm, hörst du, noch warm, so hat man

sie gefunden. Wenn nun sie, oder Nikolai allein, gemordet und dabei den Kasten aufgebrochen und geraubt hätten oder auch nur irgendwie an dem Raube beteiligt gewesen wären – erlaube mir nur, die eine Frage zu stellen: Läßt sich das in der menschlichen Natur vereinigen: Kreischen, Lachen, kindische Prügelei im Torweg – mit Beil, Blut, verbrecherischer Schlaueit, Vorsicht, Raub? Sie haben soeben, vor fünf oder zehn Minuten, gemordet, denn die Körper waren noch warm – und plötzlich lassen sie die Wohnung unversperrt, überlassen die Leichen ihrem Schicksal, obwohl sie wissen, daß Menschen dorthin gegangen sind; sie kümmern sich nicht um die Beute und wälzen sich wie kleine Buben auf dem Wege, schreien und lenken die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, wofür doch zehn Zeugen einstehen.“

„Das ist natürlich sehr seltsam! Eigentlich unmöglich, aber ...“

„Nein, Bruder, da gibt es kein Aber. Falls die Ohrringe, die zur gleichen Stunde in Nikolais Händen waren, ihn tatsächlich schwer belasten, obwohl das doch durch seine Aussagen einleuchtend erklärt ist, dieses also noch eine strittige Belastung ist, so muß man doch auch die entlastenden Fakta in Betracht ziehen, und zwar um so mehr, als es unwiderlegliche Fakta sind. Und was glaubst du, bei der Art unserer Jurisprudenz, sind sie imstande, eine solche Tatsache, die einzig und allein auf der rein psychologischen Unmöglichkeit beruht, als unwiderlegliche Tatsache anzuerkennen und alle belastenden Fakta, wie sie auch sein mögen, auszuschalten? Nein, sie werden sie nicht anerkennen, auf keinen Fall werden sie sie anerkennen, denn man hat die Schachtel gefunden, werden sie sagen, und der Mann wollte sich erhängen, was nicht hätte sein können, wenn er sich nicht schuldig fühlte. Das ist die Hauptfrage, darum rege ich mich so auf.“

„Ja, ich sehe, daß du dich aufregst. Doch halt, ich habe vergessen zu fragen: Wo ist der Beweis, daß das Päckchen mit den Ohrringen aus dem Kasten der Alten stammt?“

„Der Beweis ist da“, antwortete Rasumichin finster und unwillig. „Koch hat den Gegenstand erkannt und den Pfandgeber angegeben, und dieser hat bewiesen, daß die Ohrringe ihm gehören.“

„Das ist schlimm. Jetzt noch was: Hat denn niemand Nikolai während der Zeit gesehen, als Koch und Pestrjakow die Treppe hinaufstiegen, und kann man das nicht irgendwie beweisen?“

„Das ist es ja, daß niemand ihn gesehen hat“, antwortete Rasumichin verdrießlich, „das ist ja das Schlimme! Koch und Pestrjakow haben die Anstreicher nicht bemerkt, als sie hinaufstiegen; ihr Zeugnis würde jetzt auch nicht viel bedeuten. Sie sagen, daß sie wohl gesehen hätten, daß die Wohnung offenstand und daß anscheinend dort gearbeitet wurde, aber sie haben im Vorbeigehen nicht darauf geachtet, ob in dem Augenblick dort Arbeiter waren oder nicht.“

„Hm. Also das einzige Entlastungsmoment ist, daß sie sich geprügelt und gelacht haben. Natürlich ist das ein starker Beweis, aber . . . Sage mir, wie erklärst du dir jetzt die ganze Sache? Wie erklärst du dir den Fund der Ohringe, wenn er sie wirklich so gefunden hat, wie er angibt?“

„Womit ich ihn erkläre? Die Sache liegt doch klar zutage! Der wirkliche Mörder hat die Ohringe verloren; er war, als Koch und Pestrjakow klopfen, noch hinter der verriegelten Tür. Koch verlor die Geduld und ging die Treppe hinunter; in dem Augenblick sprang der Mörder aus der Wohnung und lief ebenfalls hinunter, denn er hatte keinen anderen Ausweg. Auf der Treppe hat er sich vor Koch, Pestrjakow und dem Hauswart in der leeren Wohnung verborgen, im gleichen Augenblick, als Mitjka und Nikolai hinausgelaufen waren; er wartete hinter der Tür, während der Hauswart mit den beiden Herren hinaufstieg, lauschte, bis die Schritte verhallt waren, und ging dann ruhig fort, als sich unten alles verlaufen hatte und niemand sich mehr vor dem Tor befand. Vielleicht haben sie ihn sogar gesehen, ohne ihm Beachtung zu schenken. Er hat die Schachtel aus der Tasche verloren, als er hinter der Tür stand, und es nicht bemerkt, weil er an anderes denken mußte. Die Schachtel zeigt deutlich, daß er dort gestanden hat. So liegt die Sache.“

„Das ist schlau, Bruder, nein, das ist schlau. Es ist zu ausgeklügelt!“

„Aber warum denn, warum denn?“

„Weil es sich viel zu glücklich traf, zu gut ineinanderpaßte. – Wie im Theater.“

„Ach du!“ rief Rasumichin, aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und ein Herr, den keiner der Anwesenden kannte, trat herein.

V

Der Fremde war ein nicht mehr junger Herr, geziert und würdevoll, mit zurückhaltendem und mürrischem Gesichtsausdruck, er blieb an der Tür stehen und blickte mit beleidigend offenkundigem Erstaunen um sich, als ob er fragen wollte: „Wohin bin ich geraten?“ Mißtrauisch und mit dem Ausdruck des gespielten Erschrecktseins, ja fast Beleidigtseins, besah er sich die enge, niedrige „Schiffskabine“. Mit dem gleichen Erstaunen richtete er dann seine Blicke auf Raskolnikow, der, entkleidet, zerzaust und ungewaschen, auf dem elenden, schmutzigen Sofa lag und ihn ebenfalls musterte. Hierauf betrachtete der Besucher mit demselben Befremden die wenig gepflegte, unrasierte und ungekämmte Gestalt Rasumichins, der seinerseits einen dreist fragenden Blick auf den Fremden richtete, ohne sich vom Platze zu rühren. Gespanntes Schweigen herrschte eine Minute lang, aber endlich änderte sich, wie es auch zu erwarten war, die Lage ein wenig. In der Erkenntnis, daß er mit seiner übertrieben würdevollen Haltung hier in dieser „Schiffskabine“ keine Rolle spielen könne, wurde der Herr etwas freundlicher und wandte sich höflich, wenn auch mit einer gewissen Strenge, an Sosimow, jedes Wort scharf betonend:

„Rodion Romanowitsch Raskolnikow, Student oder ehemaliger Student?“

Sosimow rührte sich ein wenig und hätte wohl geantwortet, wenn ihm nicht Rasumichin zuvorgekommen wäre.

„Da liegt er auf dem Sofa! Was wollt Ihr?“

Dieses familiäre „Was wollt Ihr?“ brachte den gezierten Herrn ganz aus der Fassung; fast wäre er auf Rasumichin losgefahren, hielt sich aber rechtzeitig zurück und wandte sich schnell wieder an Sosimow.

„Da ist Raskolnikow“, brachte Sosimow träge hervor, mit dem Kopfe auf den Krankenweisend. Dann gähnte er, wobei

er seinen Mund ungewöhnlich weit öffnete und ungewöhnlich lange in dieser Stellung verbleiben ließ. Dann griff er langsam in die Westentasche und zog eine dicke goldene Uhr hervor, öffnete sie, blickte ebenso langsam nach der Zeit und steckte sie dann mit nachlässiger Langsamkeit wieder ein.

Raskolnikow lag noch immer schweigend auf dem Rücken und starrte gedankenlos auf den Besucher. Sein Gesicht, das sich jetzt von der interessanten Blume auf den Tapeten abgewendet hatte, war bleich und verriet ungewöhnlichen Schmerz, als hätte er soeben eine qualvolle Operation überstanden oder als wäre er soeben gefoltert worden. Aber allmählich erregte der Fremde mehr und mehr seine Aufmerksamkeit, dann Zweifel, Mißtrauen und endlich fast Furcht. Als Sosimow sagte: „Da ist Raskolnikow“, erhob er sich plötzlich, wie aufgeschreckt, setzte sich auf seinem Lager auf und brachte mit fast herausfordernder, aber schwacher Stimme die Worte heraus:

„Ja, ich bin Raskolnikow! Was wollt Ihr?“

Der Fremde betrachtete ihn aufmerksam und sagte dann: „Ich bin Peter Petrowitsch Luschin. Ich darf wohl hoffen, daß mein Name Euch nicht ganz unbekannt ist.“

Aber Raskolnikow, der etwas ganz anderes erwartet hatte, schaute ihn ausdruckslos und in Gedanken verloren an, als ob er den Namen Peter Petrowitsch Luschin zum ersten Male nennen hörte. „Wie? Sie sollten bis jetzt wirklich noch keine Nachrichten empfangen haben?“ fragte Peter Petrowitsch unangenehm berührt.

Statt aller Antwort ließ sich Raskolnikow wieder auf das Kissen fallen, schob die Hände unter den Kopf und starrte zur Zimmerdecke hinauf. Unsicherheit stand auf dem Gesicht Luschins. Sosimow und Rasumichin fuhren fort, ihn aufmerksam zu betrachten; er geriet in Verlegenheit.

„Ich glaubte ... ich meinte“, stotterte er, „daß das Schreiben, das schon vor zehn Tagen abgeschickt ist, fast schon vor zwei Wochen ...“

„Aber gestattet, warum bleibt Ihr so an der Tür stehen?“ unterbrach ihn plötzlich Rasumichin. „Wenn Ihr etwas mitzuteilen habt, so setzt Euch doch; für Euch und Nastasja ist es dort ein wenig eng. Nastasja, mach doch dem Herrn Platz! Kommt, hier ist ein Stuhl. Schlängelt Euch da durch!“

Er rückte seinen Stuhl vom Tische ab und gab so etwas Raum. Als der Gast sich dann nach einigem Stolpern auf einem Stuhl wiederfand, schaute er mißtrauisch auf Rasumichin.

„Beunruhigt Euch nicht“, sagte dieser, „Rodja ist seit fünf Tagen krank, hat drei Tage phantasiert, jetzt aber ist er wieder zu sich gekommen und hat sogar mit Appetit gegessen. Dort sitzt der Doktor, der ihn soeben untersucht hat, und ich bin ein Freund Rodjas, ebenfalls ehemaliger Student, und pflege ihn. Also beachtet uns nicht, geniert Euch nicht und sagt, was Ihr zu sagen habt.“

„Ich danke Euch. Störe ich den Kranken auch nicht mit meiner Anwesenheit und Unterhaltung?“ wandte sich Peter Petrowitsch an Sosimow.

„Nneinn“, näselte dieser träge, „Ihr könnt ihn vielleicht sogar zerstreuen.“ Er gähnte wieder.

„Er ist schon lange wieder bei voller Besinnung, schon seit heute morgen“, sagte Rasumichin, dessen Gutmütigkeit so sehr den Stempel echter Treuherzigkeit trug, daß Peter Petrowitsch sich endlich faßte, zumal dieser schäbige und freche Gesell sich immerhin als Student vorgestellt hatte.

„Eure Mutter . . .“, begann Luschin.

„Hm“, räusperte sich Rasumichin. Luschin schaute ihn fragend an.

„Das ist nichts. Fahrt nur fort . . .“

Luschin zuckte die Achseln.

„Eure Mutter begann noch in meiner Anwesenheit dort einen Brief an Euch zu schreiben. Ich bin gekommen und habe absichtlich einige Tage gewartet, um ganz gewiß zu sein, daß Ihr von allem unterrichtet seid; jetzt aber, zu meinem großen Erstaunen . . .“

„Ich weiß schon, ich weiß“, sagte plötzlich Raskolnikow mit dem Ausdruck ungeduldigen Ärgers. „Also, Ihr seid der Bräutigam? Ich weiß schon, es genügt!“

Peter Petrowitsch fühlte sich ernstlich beleidigt, schwieg aber. Er war bemüht, sich schnell zurechtzulegen, was das alles wohl bedeuten möge. Minutenlanges Schweigen folgte.

Indessen hatte Raskolnikow Luschin von neuem aufmerksam und mit besonderer Neugier betrachtet, als hätte er vorhin nicht Zeit gefunden, ihn genau anzusehen, oder als wäre ihm

etwas Neues an ihm aufgefallen; dabei hob er sich etwas in seinen Kissen.

Wirklich lag etwas Besonderes im Aussehen Peter Petrowitschs, was die Bezeichnung „Bräutigam“, die ihm vorhin so formlos beigelegt worden war, zu rechtfertigen schien. Jedenfalls hatte sich Peter Petrowitsch mächtig angestrengt, die wenigen Tage seines Aufenthaltes in der Hauptstadt zu nutzen, um sein Äußeres zum Empfang der Braut auszustatten und zu verschönern, was übrigens sehr harmlos und verständlich war. Dieses eigenartige, vielleicht allzu selbstzufriedene Bewußtsein seiner Wandlung zum Besseren konnte ihm zugute gehalten werden, denn er war ja nun immerhin ein Bräutigam. Sein Anzug schien soeben aus der Hand des Schneiders gekommen zu sein, alles an ihm war neu, ein klein wenig zu neu, zu absichtlich. Sogar sein eleganter, nagelneuer runder Hut ließ den Zweck durchblicken; Peter Petrowitsch ging fast ehrfurchtsvoll mit ihm um und hielt ihn vorsichtig in den Händen. Ein Paar wunderschöner neuer fliederfarbener Glacés hatte er nicht angezogen, sondern parademäßig in der Hand. In der Kleidung Peter Petrowitschs herrschten helle jugendliche Farben vor. Er trug eine geschmackvolle Sommerjoppe von lichtem Zimtbraun, helle leichte Beinkleider, eine ebensolche Weste, soeben gekaufte feine Wäsche, eine zarte Batistkrawatte mit rosarotem Streifen, und das allerbeste dabei war, daß alles ihm gut stand. Sein Gesicht, sehr frisch und sogar hübsch, erschien überhaupt jünger als seine fünfundvierzig Jahre. Ein dunkelbrauner Backenbart, sogenannte Koteletten, umrahmten sehr schön zu beiden Seiten das glattrasierte glänzende Kinn. Auch sein Haar, übrigens nur leicht angegraut, gab dem Kopfe, obwohl es vom Friseur gekämmt und gelockt war, durchaus nichts Lächerliches oder ein dummes Aussehen, was so oft bei künstlich gelockten Haaren der Fall ist. Wenn etwas in dem ziemlich hübschen und einnehmenden Gesicht unangenehm und abstoßend war, so hatte das andere Gründe. Nachdem Raskolnikow Herrn Luschin ungeniert betrachtet hatte, lächelte er giftig, sank dann wieder aufs Kissen und begann wie früher die Zimmerdecke zu mustern.

Aber Herr Luschin nahm sich zusammen und schien entschlossen, all dies sonderbare Gebaren nicht zu bemerken.

„Ich bedauere unendlich, Euch in diesem Zustand zu finden“, brach er wieder das Schweigen. „Hätte ich von Eurer Krankheit gewußt, wäre ich früher gekommen. Aber die leidigen Geschäfte! Ich habe auch eine sehr wichtige Angelegenheit, meine Advokatur betreffend, im Senat, von den Sorgen ganz zu schweigen, die Ihr ja erraten könnt. – Eure Frau Mama und Eure Schwester erwarte ich stündlich.“

Raskolnikow machte eine Bewegung, als wollte er etwas sagen, sein Gesicht drückte Erregung aus; Peter Petrowitsch schwieg höflich und fuhr dann fort:

„Stündlich. Ich habe ihnen vor allen Dingen eine Wohnung beschafft, für die erste Zeit.“

„Wo denn?“ fragte Raskolnikow matt.

„Nicht weit von hier, im Hause Bakalejew.“

„Auf dem W.-Prospekt“, unterbrach ihn Rasumichin; „dort hat der Kaufmann Juschin zwei Stockwerke möblierter Zimmer; ich war dort.“

„Ja, es sind möblierte Zimmer.“

„Ein fürchterliches Loch: Schmutz, Gestank und obendrein ein verdächtiger Ort, wo schon mancherlei passiert ist. Weiß der Himmel, was dort nicht alles wohnt! Ich selbst habe mal einen Skandal dort miterlebt. Es ist übrigens billig dort.“

„Das konnte ich als Fremder natürlich nicht ahnen“, fiel ihm Peter Petrowitsch ins Wort, „es sind übrigens zwei sehr saubere Zimmerchen, und da es nur auf kurze Zeit ist. . . Ich habe schon eine richtige, das heißt unsere künftige Wohnung gefunden“, wandte er sich an Raskolnikow. „Sie wird jetzt hergerichtet. Unterdessen behelfe ich mich auch selber mit einem möblierten Zimmer, wenige Schritte von hier, bei Frau Lippewechsel, in der Wohnung eines jungen Freundes von mir, Andrej Semjonowitsch Lebesjatnikow; er hatte mir auch das Haus von Bakalejew empfohlen.“

„Lebesjatnikow?“ fragte Raskolnikow langsam, als ob er sich an etwas zu erinnern suchte.

„Ja, Andrej Semjonowitsch Lebesjatnikow, er ist im Ministerium angestellt. Kennt Ihr ihn?“

„Ja – nein . . .“, antwortete Raskolnikow.

„Entschuldigt, ich glaubte das aus Eurer Frage schließen zu können. Ich bin früher sein Vormund gewesen, er ist ein sehr

lieber junger Mann. Ich verkehre gern mit der Jugend, durch sie erfährt man, was es Neues gibt.“ Peter Petrowitsch schaute erwartungsvoll in die Runde.

„Inwiefern?“ fragte Rasumichin.

Peter Petrowitsch schien durch die Frage erfreut. „Seht, ich war seit zehn Jahren nicht mehr in Petersburg. Alle diese Neuerungen, Reformen und Ideen sind zwar auch zu uns in die Provinz gedrungen, aber um klarzusehen, muß man selber in Petersburg sein! Ich bin der Meinung, daß man am meisten sieht und erfährt, wenn man unsere jüngere Generation beobachtet. Und ich gestehe, ich habe mich gefreut!“

„Worüber denn?“

„Eure Frage ist zu umfassend. Ich kann mich irren, aber mir scheint, ich finde jetzt einen klareren Blick für alles, sozusagen mehr Kritik, mehr Tatkraft . . .“

„Das ist wahr“, bestätigte Sosimow.

„Unsinn! Tatkraft ist nicht da“, fuhr ihn Rasumichin an.

„Tatkraft erwirbt man schwer, sie fällt nicht vom Himmel. Wir sind aber seit fast zwei Jahrhunderten jeder Arbeit entwöhnt. – Ideen sind vielleicht da“, wandte er sich an Peter Petrowitsch, „auch der Wille zum Guten ist da, wenn auch ein kindlicher, auch Ehrlichkeit findet man, obwohl sich das Gaunertum breitmacht; aber Tüchtigkeit gibt es nicht! Nur in Ausnahmefällen.“

„Da kann ich Euch nicht ganz recht geben“, antwortete mit sichtlich befriedigter Miene Peter Petrowitsch, „gewiß gibt es Übertreibungen, Fehler, aber man muß nachsichtig sein; Übertreibungen zeugen von Eifer für die Sache und von der ungünstigen äußeren Umgebung. Wenn noch wenig getan ist, so war auch wenig Zeit dazu, von den Mitteln gar nicht zu reden. Meiner Ansicht nach ist immerhin schon einiges getan worden: Es sind neue, nützliche Gedanken, einige neue, nützliche Schriften verbreitet, statt der früheren schwärmerischen und romantischen; die Literatur weist einen ernsthafteren Charakter auf; viele schädliche Vorurteile werden ausgerottet und verlacht. Mit einem Wort: Wir haben uns endgültig von der Vergangenheit befreit, und das ist schließlich schon eine Tat!“

„Auswendig gelernt! Er will sich angenehm machen!“ ließ Raskolnikow sich plötzlich vernehmen.

„Wie belieben?“ fragte Peter Petrowitsch, der nicht deutlich gehört hatte; aber er erhielt keine Antwort.

„Das ist alles richtig“, beeilte sich Sosimow zu bemerken.

„Nicht wahr?“ fuhr Peter Petrowitsch fort, Sosimow einen freundlichen Blick zuwerfend. „Gebt selber zu“, wandte er sich dann mit einem gewissen Triumph überlegen an Rasumichin und hätte beinahe „junger Mann“ hinzugefügt, „daß es einen Fortschritt gibt oder, wie man heutzutage sagt, Progreß, jedenfalls in der Wissenschaft und in der Wirtschaftslehre...“

„Das ist ein Gemeinplatz!“

„Nein, das ist kein Gemeinplatz! Man hat mir zum Beispiel bisher immer gepredigt: „Liebe deinen Nächsten!“, und ich habe es getan. Was ist die Folge gewesen?“ fuhr Peter Petrowitsch ein wenig zu eifrig fort. „Die Folge war, daß ich meinen Rock in zwei Hälften zerriß, ihn mit meinem Nächsten teilte, und wir waren beide halb nackt. Die Wissenschaft aber sagt: Liebe vor allen Dingen dich selbst, denn alles in der Welt ist auf persönlichen Interessen gegründet. Liebe dich selbst, und du wirst deine Geschäfte ordentlich besorgen, und dein Rock bleibt ganz. Und die ökonomischen Gesetze fügen hinzu: Je mehr Einzelinteressen und sozusagen ganze Röcke es in der Gesellschaft gibt, um so fester sind ihre Grundlagen, und desto mehr wird das allgemeine Wohl gefördert. Indem ich einzig und allein für meine Interessen wirke, wirke ich damit zugleich für alle. Ich erreiche, daß mein Nächster etwas mehr als den halben Rock erhält, und zwar nicht durch vereinzelte Wohltaten, sondern auf Grund des allgemeinen Wohlstandes. Ein sehr einfacher Gedanke, der leider lange gebraucht hat, um sich durchzusetzen, weil er durch Sentimentalitäten und Träumereien verdeckt war, und dabei ist nicht viel Scharfsinn erforderlich, um ihn zu finden.“

„Entschuldigt, aber mir fehlt dieser Scharfsinn“, unterbrach ihn Rasumichin, „deshalb bitte ich Euch, damit aufzuhören. Ich hatte mit einem bestimmten Zweck zu sprechen begonnen, sonst ist mir all dies Geschwätz, diese abgedroschenen Gemeinplätze, schon seit drei Jahren so zuwider, daß ich erröte, wenn auch andere, geschweige denn ich selber davon rede. Ihr habt Euch selbstverständlich beeilt, Eure Kenntnisse zu zeigen, das

ist verzeihlich, ich verurteile es nicht. Aber ich wollte eigentlich nur erfahren, wes Geistes Kind Ihr seid. An die allgemeine Sache haben sich in der letzten Zeit so viel Geschäftemacher herangemacht und sie zu ihrem Vorteil ausgenutzt, daß sie alles verpfuscht haben. Also reden wir nicht mehr darüber.“

„Mein Herr“, begann Luschin, in seiner Würde tödlich beleidigt, „Ihr wollt doch nicht so ohne weiteres behaupten, daß auch ich...“

„Aber nein, wo denkt Ihr hin. Wie könnte ich! – Doch nun genug!“ antwortete Rasumichin kurz und wandte sich zur Seite, um das Gespräch mit Sosimow fortzuführen.

Peter Petrowitsch war so vernünftig, sich mit dieser Erklärung zufriedenzugeben; er beschloß jedoch, nach zwei Minuten zu gehen.

„Ich hoffe“, sagte er zu Raskolnikow, „daß die Bekanntschaft, die wir heute geschlossen haben, sich nach Eurer Genesung in Anbetracht der Euch bekannten Umstände befestigen wird. Ich wünsche ganz besonders gute Besserung...“

Raskolnikow wandte nicht einmal den Kopf, und Peter Petrowitsch erhob sich.

„Zweifellos ist einer der Pfandbesitzer der Mörder“, nahm jetzt Sosimow den Faden wieder auf.

„Zweifellos“, pflichtete Rasumichin bei; „Porfirij äußert seine Ansicht nicht, aber er verhört doch die Pfandbesitzer.“

„Verhört er die Pfandbesitzer?“ fragte Raskolnikow laut.

„Ja. Warum?“

„Nichts.“

„Wo findet er sie?“ fragte Sosimow.

„Koch hat ihm einige genannt; einige Namen sind auf die Verpackungen der Pfänder geschrieben, wieder andere Pfandbesitzer sind selber gekommen, als sie davon hörten.“

„Eine geschickte, erfahrene Kanaille muß das gewesen sein! Welche Dreistigkeit, welche Entschlossenheit!“

„Eben nicht!“ unterbrach ihn Rasumichin. „Gerade das bringt euch alle von der Fährte ab. Ich behaupte, der Mörder war ungeschickt, unerfahren; das war seine erste Tat. Nimmt man an, es handle sich um eine berechnende und geschickte Kanaille, so ist alles unwahrscheinlich. Nimmt man aber an, es handle sich um einen Unerfahrenen, so zeigt sich, daß nur der

Zufall ihn gerettet hat; und was tut nicht der Zufall! Bedenke, er hat die Hindernisse vielleicht gar nicht vorausgesehen! Und wie hat er die Tat ausgeführt? Er nimmt Stücke im Werte von zehn oder zwanzig Rubel, stopft sich die Taschen voll, wühlt in einem Kasten der Alten in Lumpen herum. – Und in einer Schatulle in der oberen Schublade der Kommode hat man später gegen anderthalbtausend Rubel bares Geld gefunden, außer den Wertpapieren. Er hat nicht einmal verstanden zu rauben, er hat nur verstanden zu töten! Es ist seine erste Tat, sage ich dir, seine erste Tat! Er hat den Kopf verloren, und nicht durch Berechnung, nur durch die Gunst des Augenblicks ist er entkommen!“

„Wie es scheint, ist hier die Rede von der Ermordung der alten Beamtenwitwe“, mischte sich Peter Petrowitsch, Hut und Handschuhe in der Hand, ins Gespräch. Er wollte vor seinem Abgang noch einige kluge Worte sagen. Augenscheinlich war er bemüht, einen günstigen Eindruck zu hinterlassen, und die Eitelkeit überwand die Vernunft.

„Ja. Habt Ihr davon gehört?“

„Wie sollte ich nicht, in der Nachbarschaft...“

„Kennt Ihr die Einzelheiten?“

„Das kann ich eigentlich nicht sagen; aber mich interessiert etwas anderes, sozusagen die ganze Frage. Ich will hier nicht erwähnen, daß die Verbrechen in den niederen Volksschichten sich in den letzten fünf Jahren vermehrt haben; auch von den überall stattfindenden Raubüberfällen und Brandstiftungen will ich nicht reden. Überraschender ist für mich, daß die Verbrechen auch in den oberen Gesellschaftsklassen sozusagen im gleichen Tempo wachsen. So hat ein ehemaliger Student, wie ich hörte, die Post auf der Landstraße beraubt, ferner haben Personen, die ihrer gesellschaftlichen Stellung nach zu den ersten Kreisen gehören, falsches Papiergeld hergestellt. In Moskau hat man eine ganze Gesellschaft Fälscher von Lotterielosen erwischt. Einer der Haupttäter war ein Professor der Geschichte; und einen unserer Legationssekretäre hat man aus unbekannten Gründen, wahrscheinlich wegen einer Geldangelegenheit, umgebracht. Und wenn jetzt diese Alte von einem Angehörigen der höheren Gesellschaftsschichten ermordet worden ist – denn einfache Leute verpfänden keine

Goldsachen –, wie kann man dann diese Verdorbenheit des gebildeten Teiles unserer Gesellschaft erklären?“

„Die Veränderungen in den wirtschaftlichen Verhältnissen tragen viel dazu bei“, bemerkte Sosimow.

„Wie erklären?“ fuhr Rasumichin dazwischen. „Man könnte es durch den eingewurzelten Mangel an Tüchtigkeit erklären.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Nun, was antwortete denn Euer Professor in Moskau auf die Frage, warum er Geldscheine gefälscht hat? – „Alle werden irgendwie reich, da wollte auch ich schneller reich werden!“ – Des Wortlauts entsinne ich mich nicht genau, aber der Sinn war, daß er auf fremde Kosten ohne Mühe reich werden wollte! Wir sind gewohnt, es bequem zu haben und zu warten, bis die gebratenen Tauben uns in den Mund fliegen. Wenn dann die große Stunde schlägt, kommt dies eben zur schimpflichen Entdeckung.“

„Und die Moral? Sozusagen die Grundsätze?“

„Warum beunruhigt Ihr Euch?“ mischte sich plötzlich Raskolnikow ins Gespräch. „Das ist doch nach Eurer Theorie.“

„Wieso nach meiner Theorie?“

„Zieht die Schlüsse aus dem, was Ihr soeben gepredigt habt, und es wird sich ergeben, daß man auch einen Menschen umbringen darf . . .“

„Aber um Gottes willen!“ rief Luschin.

„Nein, so ist es nicht“, sagte Sosimow.

Raskolnikow lag mit zuckender Oberlippe totenbleich und atmete schwer.

„Für alles gibt es eine Grenze“, fuhr Luschin hochmütig fort, „die wirtschaftliche Idee ist noch keine Aufforderung zum Mord, und wenn man nur voraussetzt . . .“

„Ist es wahr“, unterbrach ihn wutzitternd von neuem Raskolnikow – man hörte den Triumph heraus, daß er eine Beleidigung äußern konnte –, „ist es wahr, daß Ihr Eurer Braut gesagt habt – in derselben Stunde, als Ihr ihr Einverständnis erlangt hattet –, Ihr wäret über ihre Armut sehr froh, da es vorteilhafter sei, eine bettelarme Frau zu heiraten, damit man der Herr im Hause bleiben könne; man dürfe ihr dann stets vorhalten, daß sie zu Dank verpflichtet sei?“

„Mein Herr!“ rief Luschin wütend aus und wurde feuerrot

und verlegen, „mein Herr, das heißt den Sinn entstellen! Entschuldigt, aber ich muß Euch sagen, daß die zu Euch gedrungenen oder, besser gesagt, Euch zugetragenen Gerüchte auch nicht den Schatten einer vernünftigen Grundlage besitzen; und ich, ich ahne, wer ... Mit einem Worte, dieser Pfeil – er kommt von Eurer Frau Mutter! Sie scheint mir, mit Verlaub zu sagen, ein bißchen überspannt und romantisch veranlagt zu sein. Aber ich war trotzdem meilenweit davon entfernt zu glauben, daß sie die Sache in einer so von der Phantasie entstellten Weise auffassen und darstellen würde. Und dann – dann ...“

„Wollt Ihr noch etwas wissen?“ rief Raskolnikow, sich auf dem Kissen aufrichtend und Luschin mit funkelndem Blick messend: „Wollt Ihr noch etwas wissen?“

„Nun?“ Luschin blieb stehen und wartete mit beleidigter und herausfordernder Miene. Einige Sekunden herrschte Schweigen.

„Solltet Ihr es noch einmal wagen, mit einem einzigen Worte von meiner Mutter zu reden, so werfe ich Euch kopfüber die Treppe hinunter!“

„Was ist mit dir?“ rief Rasumichin.

„Ah, so ist es!“ Luschin wurde bleich und biß sich auf die Lippe. „Hört, mein Herr“, begann er, sich kaum noch beherrschend, nach einer Weile, „ich habe hier vom ersten Augenblick an Eure feindselige Gesinnung erraten. Ich habe absichtlich gewartet, um Euch näher kennenzulernen. Ich könnte einem Kranken und Verwandten vieles verzeihen, aber jetzt – Euch, niemals.“

„Ich bin nicht krank!“ schrie Raskolnikow.

„Um so schlimmer!“

„Schert Euch zum Teufel!“

Luschin wartete das Weitere nicht ab, zwängte sich schon zwischen dem Tisch und dem Stuhl hindurch; Rasumichin stand diesmal auf, um ihn durchzulassen. Ohne jemand noch eines Blickes zu würdigen, sogar ohne Sosimow zuzunicken, der ihm schon lange Zeichen machte, den Kranken in Ruhe zu lassen, schritt er hinaus. Seinen Hut hielt er aus Vorsicht in Schulterhöhe, als er gebückt durch die Tür ging. Und sogar in der Biegung seines Rückens schien es sich auszudrücken, daß er eine furchtbare Beleidigung mit sich davontrug.

„Wie kann man, wie kann man so . . .“, sagte Rasumichin und schüttelte betreten den Kopf.

„Verlaßt mich, verlaßt mich alle miteinander!“ wütete Raskolnikow. „Ja, fort, ihr Quäler! Ich fürchte mich nicht vor euch! Niemand, niemand fürchte ich jetzt! Fort, ich will allein sein. Allein, allein, allein!“

„Komm!“ sagte Sosimow und winkte Rasumichin.

„Aber ich bitte dich, wir können ihn doch nicht in diesem Zustand allein lassen!“

„Komm!“ beharrte Sosimow und ging; Rasumichin überlegte und eilte ihm nach.

„Es hätte schlimmer werden können, wenn wir ihm nicht gehorcht hätten“, sagte Sosimow auf der Treppe. „Wir dürfen ihn nicht reizen!“

„Was mag er nur haben?“

„Wenn er irgendeine Aufmunterung hätte, das wäre gut. Er ist schon längst bei Kräften. Weißt du, es liegt etwas auf seiner Seele, etwas unbeweglich Lastendes, und das ist es, was ich so sehr fürchte!“

„Dieser Herr da, Peter Petrowitsch vielleicht? Aus ihrem Gespräch war zu entnehmen, daß er seine Schwester heiraten will und daß Rodja, kurz vor der Erkrankung, in dieser Sache einen Brief erhalten hat.“

„Ja, der Teufel mußte den gerade jetzt herführen; vielleicht hat er die ganze Sache verdorben. Hast du gemerkt, wie der Kranke gegen alles gleichgültig ist, zu allem schweigt? Nur bei Erwähnung des Mordes gerät er außer sich.“

„Jawohl!“ rief Rasumichin. „Das ist mir allerdings sehr aufgefallen! Er interessiert sich dafür, gerät in Aufregung. Damit hat man ihn schon am Tage seiner Erkrankung im Polizeibüro erschreckt, dort fiel er in Ohnmacht.“

„Erzähle mir das heute abend ausführlicher, ich will dir später etwas sagen. Er interessiert mich sehr! In einer halben Stunde werde ich zurückkommen, nach ihm zu sehen. Fieber wird übrigens nicht auftreten!“

„Ich danke dir; unterdessen will ich bei Paschenka warten und ihn durch Nastasja beobachten lassen.“

Raskolnikow blickte mit Ungeduld und Angst auf Nastasja; doch die zögerte zu gehen.

„Willst du jetzt Tee haben?“ fragte sie.

„Später! Jetzt will ich schlafen, laß mich allein!“

Er kehrte sich hastig zur Wand, und Nastasja ging.

VI

Kaum war sie hinausgegangen, als er aufstand, die Tür verriegelte, das von Rasumichin schon geöffnete Kleiderbündel auspackte und sich anzukleiden begann. Es war seltsam, aber er schien plötzlich ganz ruhig zu sein: kein halbirres Phantasieren mehr wie vorhin, kein panischer Schrecken wie die ganze letzte Zeit. Dies war der erste Augenblick einer eigenartigen, unvermuteten Ruhe. Seine Bewegungen waren sicher und zielbewußt und zeugten von einem festen Entschluß. „Heute, heute noch“, murmelte er. Er fühlte, daß er noch schwach war, aber die höchste geistige Anspannung, die in einem bestimmten Vorsatz gipfelte, verlieh ihm Kraft und Selbstbewußtsein; er hoffte, daß er auf der Straße nicht umsinken würde.

Nachdem er sich ganz neu eingekleidet hatte, beschaute er das auf dem Tische liegende Geld, überlegte eine Weile und steckte es dann in die Tasche; es waren fünfundzwanzig Rubel. Er nahm auch alle Kupferstücke, die von den verausgabten zehn Rubel übrig waren. Darauf schob er leise den Riegel von der Tür, verließ seine Kammer, ging die Treppe hinab und warf im Vorübergehen einen Blick in die weit offenstehende Küche. Nastasja wandte ihm den Rücken zu und blies gebückt den Samowar ihrer Herrin an. Einen Augenblick später war er auf der Straße.

Es war acht Uhr, die Sonne ging unter. Die Hitze und die Schwüle waren noch so drückend wie zuvor, aber Raskolnikow sog gierig die übelriechende, stauberfüllte, verseuchte Stadtluft ein. Er spürte einen leichten Schwindel; doch plötzlich flammte wilde Energie in seinen entzündeten Augen und in seinem abgezehrten bleichgelben Gesicht auf. Er wußte nicht, wohin er eigentlich wollte, er wußte nur das eine: daß dies alles heute noch mit einem Schlage zu Ende gebracht werden mußte, daß

er anders nicht nach Hause zurückkehren würde, daß er so nicht mehr weiterleben konnte. Was wollte er zu Ende bringen? Wodurch? Er hatte keine Vorstellung davon, wollte auch nicht daran denken. Er verjagte den Gedanken; der Gedanke peinigte ihn. Er fühlte nur, daß sich alles ändern müsse, so oder so. „Was auch kommen mag“, wiederholte er in unerschütterlichem Selbstvertrauen und verzweifelter Entschlossenheit.

Nach alter Gewohnheit ging er auf dem Wege seiner früheren Spaziergänge geradeaus zum Heumarkt. Nicht weit davon stand auf dem Fußsteig vor einem Laden ein junger, schwarzhaariger Drehorgelspieler, der eine gefühlvolle Romanze ableierte. Er begleitete den Gesang eines Mädchens von fünfzehn Jahren, das – in Krinoline und Mantille, mit Handschuhen und Hut mit feuerroter Feder – als Dame herausgeputzt war; ihre Kleidung war alt und zerschlissen. Mit ziemlich angenehmer, starker Stimme sang das Mädchen eine Romanze in Erwartung eines Zehnkopekenstückes. Raskolnikow blieb mit zwei oder drei anderen Zuhörern stehen, lauschte, holte dann ein Fünfkopekenstück hervor und drückte es dem Mädchen in die Hand. Es hielt plötzlich auf der gefühlvollsten und höchsten Note inne und schrie mit scharfer Stimme seinem Begleiter zu: „Aufhören!“ – worauf beide zum nächsten Laden wanderten.

„Liebt Ihr den Straßengesang?“ fragte Raskolnikow plötzlich einen nicht mehr jungen Mann, der neben ihm bei der Drehorgel gestanden hatte und den Eindruck eines Spaziergängers machte. Dieser blickte ihn starr und erstaunt an. „Ich liebe ihn sehr“, fuhr Raskolnikow fort, aber mit einem Ausdruck, als rede er gar nicht über Straßengesang. „Ich liebe es, wenn man zur Drehorgel singt an kalten, dunklen, feuchten Herbstabenden, wenn die Vorübergehenden blaßgrüne, kränkliche Gesichter haben; oder besser noch, wenn nasser Schnee fällt, bei Windstille, versteht Ihr?, und die Gaslaternen durch den Schnee blinken...“

„Ich weiß nicht, entschuldigt“, murmelte der Herr und ging auf die andere Seite der Straße, erschreckt durch das sonderbare Aussehen Raskolnikows.

Raskolnikow ging weiter und kam zur Ecke des Heumarktes, wo der Händler und seine Frau, die sich damals mit Lisaweta

unterhalten hatten, ihren Kram feilboten; sie waren jetzt nicht mehr da. Als er die Stelle erkannt hatte, blieb er stehen, schaute umher und wandte sich an einen jungen Burschen in rotem Hemd, der gähnend am Eingang eines Mehlspeichers stand.

„Hier handelt doch ein Kleinbürger mit seiner Frau an der Ecke, nicht?“

„Sie handeln alle“, versetzte der Bursche, Raskolnikow von oben herab musternd.

„Wie heißt er?“

„Wie er getauft ist, so heißt er auch.“

„Bist du nicht aus Zaraisk? Aus welchem Gouvernement bist du?“

Der Bursche schaute wieder auf Raskolnikow.

„Wir haben kein Gouvernement, geehrter Herr, sondern nur einen Kreis. Mein Bruder ist viel herumgekommen, der weiß Bescheid; ich bin daheimgeblieben und kenne mich da nicht aus. Doch verzeiht, Herr...“

„Ist das dort eine Schenke?“

„Das ist ein Gasthaus, und ein Billard ist dort, und Prinzeßchen gibt es. Ha!“

Raskolnikow überquerte den Platz. Dort hatte sich ein dichter Volkshaufe angesammelt; er zwängte sich in das größte Gedränge und schaute den Menschen in die Gesichter. Aus irgendeinem Grunde trieb es ihn, alle anzusprechen; aber die Männer schenkten ihm keine Beachtung, sondern schwatzten unter sich weiter. Er blieb stehen, überlegte und ging dann auf dem Fußsteig in der Richtung nach dem W.-Prospekt. Als er den Platz hinter sich hatte, bog er in ein Seitengäßchen, das eine Biegung machte und nach der Sadowaja führte. Es zog ihn in der letzten Zeit mächtig, solche Orte zu besuchen, wenn ihm ekelhaft zumute war, damit ihm noch ekelhafter würde. Hier stand ein großes Haus, in dem lauter Schenken waren. Alle Augenblicke kamen Frauen herausgelaufen, in einem Kostüm, wie es eben nur „für die Nachbarschaft“ bestimmt ist, ohne Kopfbedeckung und Mantel. Hier und da standen sie auf dem Fußsteig zusammen, besonders bei den Eingängen, wo man zwei Stufen tiefer in sehr lustige Lokale gelangen konnte. In diesem Augenblick gab es Lärm und Geschrei über die ganze Gasse hin, eine Gitarre klimperte, Lieder erschallten, es ging

sehr lustig zu. Eine Gruppe Weiber stand am Eingang; einige saßen auf den Stufen, andere auf dem Fußsteig, wieder andere standen und schwatzten. Daneben torkelte auf dem Pflaster, laut fluchend, ein betrunkenener Soldat mit einer Zigarette im Mund, suchte irgendeinen Eingang, schien aber vergessen zu haben, welchen. Ein Vagabund stritt sich mit einem zweiten herum, während ein sinnlos Betrunkener sich auf der Straße wälzte.

Raskolnikow blieb bei einer großen Gruppe von Frauen stehen. Sie unterhielten sich mit heiseren Stimmen; alle trugen Kattunkleider, grobe Stiefel und waren barhaupt. Manche waren über vierzig Jahre alt, doch waren auch siebzehnjährige dabei, fast alle hatten blaue Flecken unter den Augen.

Aus irgendeinem Grunde zog der Gesang, all der Lärm und das Gepolter dort unten Raskolnikow an. Hier hörte man mitten im Lachen und Schreien eine dünne Fistelstimme ein lustiges Lied zur Gitarre singen. Ein russischer Tanz, zu dem man den Takt mit den Stiefelabsätzen stampfte, wurde aufgeführt. Raskolnikow lauschte angestrengt, düster und versunken zum Eingang hin und schaute neugierig in den Hausflur. Er bekam große Lust zu hören, was gesungen wurde.

Soll ich hineingehen? überlegte er, sie lärmen lustig in ihrer Besoffenheit. Warum sollte ich mich nicht auch betrinken? – „Wollt Ihr nicht eintreten, lieber Herr?“ fragte ihn eines der Weiber mit ziemlich wohlklingender Stimme. Es war noch jung und gar nicht häßlich.

„Hübsche Kleine“, antwortete Raskolnikow. Das Mädchen lächelte, das Kompliment mochte ihm gefallen haben.

„Ihr seid selber sehr hübsch“, sagte es.

„Wie mager Ihr seid!“ warf eine andere im Baßton ein.

„Kommt wohl direkt aus dem Krankenhaus?“

„Ihr scheint alle Generalstöchter zu sein mit euren Stupsnasen!“ unterbrach sie plötzlich ein hinzukommender angeheiteter Bauer mit schlaun lächelnder Miene, „da drin geht es lustig zu!“

„Geh doch hinein, wenn du schon da bist!“

„Ich gehe schon, mein Schatz!“ Er ging hinein.

Raskolnikow ging weiter.

„Hört, Herr!“ rief das junge Mädchen ihm nach.

„Was willst du?“

Es geriet in Verlegenheit.

„Ich würde mich sehr freuen, liebster Herr, mit Euch einige Stunden zu verbringen; aber ich weiß nicht, ich wage es nicht, Euch . . . Schenkt mir sechs Kopeken für einen Trunk, schöner Herr!“

Raskolnikow gab ihm drei Fünfkopekenstücke.

„Ach, welch guter, lieber Herr!“

„Wie heißt du denn?“

„Fragt nur nach Duklida!“

„Nein, was ist denn das!“ rief plötzlich ein anderes Mädchen aus dem Haufen und schüttelte den Kopf über Duklida.

„Duklida, wie kann man nur so betteln! Ich würde aus lauter Scham in die Erde sinken!“

Raskolnikow blickte neugierig auf die Sprecherin. Es war ein Mädchen von etwa dreißig Jahren, mit angeschwollener Oberlippe und blauen Flecken im Gesicht. Es hatte mit großem Ernst gesprochen.

Wo habe ich nur gelesen, sann Raskolnikow weitergehend, wie ein zum Tode Verurteilter eine Stunde vor der Hinrichtung sich ausmalte: Wenn ich irgendwo auf einer Höhe, einem Fels oder einem so schmalen Grat leben müßte, daß ich eben gerade meine beiden Füße darauf stellen könnte, umgeben von Abgründen, vom Meer, ewiger Finsternis, unendlicher Einsamkeit und endlosem Sturmestoben – ich wollte dort stehenbleiben, auf ellenbreitem Raum, mein ganzes Leben lang, tausend Jahre lang, eine Ewigkeit –, es wäre besser, so zu leben, als sofort zu sterben! Nur leben, leben, leben! Wie man auch leben mag, nur leben! Herrgott, welch eine Wahrheit! „Ein Schuft ist der Mensch! Und ein Schuft ist, der ihn deswegen einen Schuft nennt!“ fügte er nach einer Weile hinzu. Er bog in eine andere Straße: Ah, da ist der Kristallpalast! Rasumichin hat vorhin von ihm gesprochen. Aber, was wollte ich nur? – Ja, lesen! Sosimow sagte, daß er in den Zeitungen gelesen hätte . . .

„Gibt es hier Zeitungen?“ fragte er beim Eintritt in das geräumige und sogar saubere Lokal, das mehrere, übrigens ziemlich leere Zimmer hatte. Zwei oder drei Gäste saßen beim Tee, in einem entfernteren Raume unterhielten sich vier Gäste beim

Champagner. Raskolnikow schien es, als ob Sametow dabei wäre; doch konnte er in solcher Entfernung nicht gut sehen. – Gleichviel, dachte er.

„Ein Glas Branntwein gefällig?“ fragte der Kellner.

„Bring Tee; auch Zeitungen, aber ältere, von den letzten fünf Tagen, ich gebe dir ein Trinkgeld.“

„Sogleich; hier sind auch die heutigen. Kein Branntwein gefällig?“

Die Zeitungen und der Tee kamen. Raskolnikow hatte Platz genommen und begann zu blättern. Er suchte lange, fand aber nur Lokalberichte. Hier war ein Weib von der Treppe gestürzt, dort ein Mann an Alkoholvergiftung gestorben, eine Feuersbrunst hier, eine dort, noch eine und noch eine. . .

Endlich fand er, was er suchte, und begann zu lesen. Die Zeilen verwirrten sich vor seinen Augen, dennoch las er die „Nachrichten“ durch und suchte nun gierig in den anderen Nummern nach den Fortsetzungen. Seine Hände zitterten, er warf die Blätter in krampfhafter Ungeduld herum. Plötzlich nahm jemand an seinem Tisch neben ihm Platz. Raskolnikow sah auf – es war Sametow, jener selbe Sametow mit den Fingerringen, der Uhrkette, dem schwarzen, gescheitelten Haar, frisiert und pomadisiert, in stutzerhafter Weste und etwas schäbigem Rock und nicht sehr sauberer Wäsche. Er war lustig, jedenfalls in bester Laune und lachte fröhlich und gutmütig. Sein dunkles Gesicht glühte vom genossenen Champagner.

„Wie? Ihr hier?“ begann er verwundert und tat, als wäre er mit Raskolnikow schon seit Jahren bekannt. „Gestern noch erzählte mir Rasumichin, daß Ihr gar nicht bei Besinnung wäret. Seltsam, seltsam. Ich war nämlich bei Euch!“

Raskolnikow hatte gewußt, daß Sametow zu ihm an den Tisch kommen würde, legte also die Zeitungen beiseite und wandte sich Sametow zu. Auf seinen Lippen lag ein spöttisches Lächeln, das aber auch eine ganz neue ärgerliche Ungeduld durchblicken ließ.

„Ich weiß schon, daß Ihr bei mir wart“, antwortete Raskolnikow, „ich habe es gehört. Ihr habt meine Socke gesucht. – Wißt Ihr auch, daß Rasumichin ganz begeistert von Euch ist? Er sagt, daß Ihr mit ihm zu Luisa Iwanowna gegangen seid, die Ihr damals im Büro in Schutz nahmt, Ihr machtet dem Leutnant Schießpulver Zeichen, die er nicht verstand. Erinnerst

Ihr Euch? Nun, das war doch alles verständlich, sollte man meinen, die Sache war doch klar.“

„Was das für ein Kraakeeler ist!“

„Der Leutnant?“

„Nein, Euer Freund Rasumichin.“

„Ihr habt doch ein schönes Leben, Herr Sametow; Ihr habt unentgeltlich Zugang zu den angenehmsten Vergnügungen. Wer hat Euch jetzt mit Champagner getränkt?“

„Ah, wir haben getrunken. . . Man hat mich mächtig bewirtet!“

„Gegendienst? Ihr nutzt auch alles aus!“ lachte Raskolnikow.

„Tut nichts, teurer Knabe, tut nichts!“ fügte er hinzu und klopfte Sametow auf die Schulter. „Nicht im Zorn, sondern in aller Freundschaft und im Scherz“ – wie Euer Anstreicher sagte, als er Mitjka prügelte, ich meine im Zusammenhang mit der Mordsache.“

„Woher wißt Ihr denn das?“

„Ich weiß vielleicht mehr als Ihr.“

„Wa-as, Ihr seid sonderbar. . . Wahrscheinlich noch krank; Ihr hättet nicht ausgehen sollen.“

„Erscheine ich Euch sonderbar?“

„Ja. Was lest Ihr da, Zeitungen?“

„Ja, Zeitungen.“

„Man schreibt viel von Bränden.“

„Nein, ich lese nicht von Bränden.“ Er blickte Sametow rätselvoll an; das spöttische Lächeln spielte wieder um seine Lippen.

„Nein, ich lese nicht von Bränden“, fuhr er fort, Sametow zuzwinkernd. „Nicht wahr, teurer Jüngling, es gelüstet Euch ungeheuer zu erfahren, was ich gelesen habe?“

„Durchaus nicht, ich frage nur so; darf man etwa nicht fragen? Was habt Ihr immer. . .?“

„Hört, Ihr seid doch ein gebildeter Mensch, he?“

„Ich habe sechs Klassen Gymnasialbildung“, erwiderte Sametow mit Würde.

„Sechs Klassen! Ach, du kleiner Spatz! Und jetzt mit einem Scheitel, mit Ringen an den Fingern – ein reicher Mann! Oh, was seid Ihr doch für ein liebes Bürschlein!“

Raskolnikow brach in ein nervöses Gelächter aus, er lachte Sametow direkt ins Gesicht. Dieser fuhr zurück, weniger beleidigt als verwundert.

„Pfui, wie sonderbar Ihr seid!“ wiederholte Sametow sehr ernst. „Mir scheint, daß Ihr immer noch phantasiert.“

„Ich soll phantasieren? Unsinn, Spätzlein! Ich soll sonderbar sein? Nun, warum interessiere ich Euch? Bin ich interessant?“

„Ja, Ihr interessiert mich.“

„Das heißt, es interessiert Euch, was ich gelesen und wonach ich gesucht habe? Seht, wie viele Nummern ich mir bringen ließ! Ist das nicht verdächtig?“

„Nun, so sagt es doch.“

„Sind Eure Ohren auch gut gespitzt?“

„Wofür gespitzt?“

„Das will ich Euch später sagen, aber jetzt, mein Lieber, verkünde ich Euch, nein besser, ich gestehe Euch . . . Nein, das ist auch nicht das Richtige, ich lege das Geständnis ab, und Ihr nehmt es entgegen – so machen wir es. Also, ich lege das Geständnis ab, daß ich mit dem größten Interesse gelesen habe, daß ich gesucht, alles durchsucht und gefunden habe“ – Raskolnikow machte eine Pause und kniff die Augen zusammen –, „daß ich in der Zeitung gefunden habe – ich war dazu hierhergekommen – den Bericht über die Ermordung der alten Beamtenwitwe“, sagte er endlich fast flüsternd, wobei er sein Gesicht ganz nahe zu dem Sametows neigte.

Sametow sah ihn starr an, ohne sich zu regen und ohne mit seinem Gesicht von dem Raskolnikows abzurücken. Am seltsamsten erschien es ihm nachher, daß ihr Schweigen eine volle Minute dauerte und daß sie einander eine volle Minute lang unverwandt in die Augen sahen.

„Nun, was ist dabei, daß Ihr darüber gelesen habt?“ rief er plötzlich ärgerlich und ungeduldig. „Was geht es mich an? Was ist dabei?“

„Es ist dieselbe Alte“, fuhr Raskolnikow noch immer flüsternd fort, ohne auf den Ausruf Sametows zu achten, „dieselbe, von der Ihr damals im Kommissariat gesprochen habt, erinnert Ihr Euch? Woraufhin ich dann in Ohnmacht fiel? Versteht Ihr jetzt?“

„Was bedeutet das? Was soll ich verstehen?“ fragte Sametow beunruhigt.

Das starre, ernste Gesicht Raskolnikows veränderte sich in einem Augenblick, und er brach, wie vorhin, in ein nervöses

Lachen aus, als sei er nicht imstande, länger an sich zu halten. Und plötzlich kam ihm jener Augenblick mit blendender Klarheit in Erinnerung, als er hinter der Tür stand, das Beil in der Hand, und der Riegel hüpfte, während die beiden draußen an der Tür zerrten und schimpften; und wie ihn dann auf einmal die Lust anwandelte, sie anzurufen, zu verhöhnen, zu necken und zu lachen, zu lachen!

„Ihr seid entweder verrückt, oder ...“, sagte Sametow und verstummte, als hätte ihn ein jäh aufblitzender Gedanke durchzuckt.

„Oder? Was für ein Oder? Nun, was, so sagt es doch!“

„Nichts!“ sagte Sametow erbost. „Das ist ja alles Unsinn.“

Beide schwiegen. Nach seinem unvermuteten Lachanfall wurde Raskolnikow plötzlich nachdenklich und traurig. Er stemmte die Ellbogen auf den Tisch und stützte das Gesicht mit der Hand. Es schien, als habe er Sametow ganz vergessen. Das Schweigen währte ziemlich lange.

„Warum trinkt Ihr Euren Tee nicht? Er wird kalt“, sagte Sametow.

„Ach so, der Tee? Ja, richtig.“ Raskolnikow nahm einen Schluck, schob ein Stück Schwarzbrot in den Mund, blickte auf Sametow und schien dadurch wieder zu sich zu kommen und sich an alles zu erinnern. Im selben Augenblick nahm auch sein Gesicht den früheren spöttischen Ausdruck wieder an. Er fuhr fort, Tee zu trinken.

„Die Gaunereien haben in der letzten Zeit sehr zugenommen“, sagte Sametow. „So las ich kürzlich in den ‚Moskauer Nachrichten‘, daß man dort eine Falschmünzerbande ausgehoben hat; es war eine ganze Gesellschaft. Sie haben Banknoten gefälscht.“

„Das ist schon lange her! Ich habe vor einem Monat darüber gelesen“, antwortete Raskolnikow ruhig. „Und die haltet Ihr für Gauner!“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ja, sind es etwa keine Gauner?“

„Die? Grünschnäbel sind es, Kinder, aber keine Gauner! Ein halbes Hundert Menschen tun sich für so ein Unternehmen zusammen! Ist so etwas möglich? Da sind drei schon zuviel, und auch die müßten einander trauen können wie sich selber. Sonst schwatzt einer im Rausch, und alles fällt zusammen. Grün-

schnäbel sind es gewesen! Sie kaufen sich unsichere Subjekte, um die Scheine in den Banken zu wechseln; vertraut man dergleichen dem ersten besten an? Gesetzt den Fall, es wäre jedem von ihnen gelungen, für sich eine Million einzuwechseln, und was dann? Jeder einzelne würde zeit seines Lebens vom anderen abhängig bleiben! Da hängt man sich doch lieber auf! Aber die verstanden ja nicht einmal zu wechseln; bei den ersten fünftausend, die sie in der Bank erhielten, begannen ihnen die Hände zu zittern. Vier Päckchen zählte der eine nach, das fünfte nahm er auf Treu und Glauben, nur um es schnell in der Tasche zu haben und fortzulaufen. Das erregte Verdacht. So ging alles in die Brüche wegen eines Dummkopfs. Wie kann man es so anfangen!“

„Daß ihm die Hände gezittert haben, halte ich für gut möglich“, sagte Sametow. „Ich bin sogar überzeugt davon, daß es möglich ist. Manchmal kann man es eben nicht ertragen.“

„So etwas nicht ertragen?“

„Nun, würdet Ihr es ertragen? Ich nicht. Sich für hundert Rubel Belohnung in eine solche Gefahr zu begeben, mit einem falschen Geldschein irgendwohin zu kommen! In ein Bankkontor, wo sie so gerieben sind – nein, ich würde die Haltung verlieren. Ihr etwa nicht?“

Raskolnikow fühlte sich plötzlich wieder versucht, dem anderen die Zunge herauszustrecken. Dazwischen überlief es ihn kalt.

„Ich hätte es nicht so gemacht“, begann er sachlich. „Ich würde folgendermaßen wechseln: Ich zähle nach Empfang das erste Tausend viermal durch, jeden Schein von allen Seiten prüfend. Dann fange ich mit dem zweiten Tausend an, zähle etwa bis zur Mitte, nehme dann einen Fünfundzwanzigrubelschein heraus, halte ihn ans Licht, drehe ihn um und halte ihn wieder ans Licht. – ‚Ich bin ängstlich‘ – würde ich sagen – ‚eine Verwandte von mir hat neulich auf diese Weise fünfundzwanzig Rubel verloren‘ – und würde gleich eine ganze Geschichte erzählen. Wenn ich dann das dritte Tausend zu zählen beginne – doch nein, erlaubt – ich habe beim zweiten Tausend das siebente Hundert nicht richtig gezählt. – Zweifel kommen mir, ich lasse das dritte und mache mich wieder ans zweite, und so mit allen fünf Päckchen. Und wenn ich fertig bin, würde ich

wieder aus dem fünften und dem zweiten einen Schein herausnehmen, sie ans Licht halten, Zweifel äußern und verlangen, daß man sie mir umtauscht. So würde ich den Beamten zu Tode hetzen, damit er nur den einen Gedanken hat, mich loszuwerden. Endlich bin ich soweit, öffne die Tür – doch nein –, ich komme noch einmal zurück und verlange irgendeine Auskunft. Seht, so würde ich es machen!“

„Pfui, was Ihr für schreckliche Sachen redet“, sagte Sametow lachend. „Aber das ist nur so dahergeredet, bei der Ausführung würdet Ihr wahrscheinlich hereinfallen. Ich sage Euch, da kann kein noch so geriebener und kaltblütiger Mensch für sich eintreten, geschweige denn Ihr und ich. Nehmen wir zum Beispiel die Alte, die man umgebracht hat. Hier scheint der Mörder nun wirklich ein geriebener, verwegener Kerl gewesen zu sein; mitten am hellichten Tag hat er es gewagt, hat alle Gefahren auf sich genommen, ist nur durch ein Wunder entkommen – aber die Hände haben ihm doch gezittert, er hat nicht verstanden zu stehen, hat nicht durchgehalten; das sieht man...“

Raskolnikow spielte den Beleidigten.

„Das sieht man! So fangt ihn doch jetzt!“ rief er, Sametow geradezu mit Schadenfreude aufhetzend.

„Nun, man wird ihn schon fangen.“

„Wer? Ihr? Ihr werdet ihn fangen? Das möchte ich sehen! Was ist bei Euch die Hauptsache: ob ein Mensch Geld verschwendet oder nicht. Hat einer nichts gehabt und fängt plötzlich an, Geld auszugeben – wie sollte er dann nicht der Mörder sein? So kann Euch jedes Kind irreführen, wenn es will!“

„So machen es in der Tat alle“, antwortete Sametow. „Zuerst morden sie schlau und gewandt, riskieren ihr Leben, und dann lassen sie sich in den Schenken erwischen. Gerade beim Geldausgeben kriegt man sie. Alle sind ja nicht so schlau wie Ihr; Ihr würdet nicht gerade in eine Schenke gehen.“

Raskolnikow runzelte die Stirn und sah Sametow durchdringend an.

„Mir scheint, Ihr seid auf den Geschmack gekommen und wollt mich aushorchen, wie ich in einem solchen Falle handeln würde?“ fragte er verdrossen.

„Ja, das würde ich gern“, sagte Sametow ernst und fest.

Er hatte begonnen, gar zu ernst zu sprechen und dreinzuschauen.

„Gern?“

„Sehr gern.“

„Gut. Ich würde folgendermaßen handeln“, begann Raskolnikow, wieder im Flüsterton, wieder sein Gesicht dem Sametows nähernd und ihn unverwandt anblickend, so daß dieser sogar zusammenzuckte. „Ich würde folgendes tun: Ich würde alles Geld und die Wertsachen nehmen, und sobald ich den Tatort verlassen hätte, sofort, ohne mich aufzuhalten, an einen einsamen Ort gehen, wo es menschenleer ist und wo nur Zäune sind, nach einem Gemüsegarten oder etwas Ähnlichem. An diesem Ort hätte ich mir schon früher in einer Ecke einen Stein, etwa einen Zentner schwer, ausgesucht, der vielleicht noch vom Bau eines der Häuser dort herrührt und seitdem da liegt. Diesen Stein würde ich aufheben – es müßte eine kleine Vertiefung darunter sein – und in diese Grube das Geld und die Sachen legen. Dann würde ich den Stein wieder in die frühere Lage zurückwälzen, die Erde mit dem Fuß festdrücken und meiner Wege gehen. Ein Jahr, vielleicht zwei oder drei, würde ich nichts anrühren – jetzt sucht den Mörder! Er war da, und ist spurlos verschwunden!“

„Ihr seid verrückt“, sagte Sametow, auch im Flüsterton, und rückte plötzlich von Raskolnikow fort.

Dessen Augen blitzten; er war totenbleich geworden, seine Oberlippe zuckte und bebte. Er neigte sich ganz nah zu Sametow hin und begann die Lippen zu bewegen, ohne etwas zu sagen. Das währte wohl eine halbe Minute. Er wußte, was er tat, aber er konnte nicht an sich halten. Ein schreckliches Wort hüpfte geradezu auf seinen Lippen, wie damals der Riegel an der Tür – jeden Augenblick konnte es sich losreißen, er brauchte es nur entschlüpfen zu lassen, es nur auszusprechen!

„Und wie wäre es, wenn nun ich die Alte und Lisaweta ermordet hätte?“ fragte er plötzlich – und kam zur Besinnung.

Sametow sah ihn verstört an und wurde weiß wie das Tischtuch. Sein Gesicht verzog sich zu einem verkrampften Lächeln.

„Wie wäre das möglich?“ fragte er kaum hörbar.

Raskolnikow blickte ihn zornig an.

„Gesteht, daß Ihr es geglaubt habt! Nicht wahr?“

„Durchaus nicht! Jetzt weniger denn je!“ rief Sametow hastig.

„Endlich habt Ihr Euch verraten! Hab' ich dich, Spätzlein! Also habt Ihr es früher geglaubt, wenn Ihr es jetzt weniger denn je glaubt?“

„Durchaus nicht!“ rief Sametow sichtlich verwirrt. „Ihr habt mich erschreckt, um mich so weit zu bringen, daß ich daran glauben soll.“

„Ihr glaubt also nicht daran? Aber wovon habt ihr denn miteinander gesprochen, als ich das Polizeibüro verlassen hatte? Warum hat mich der Leutnant Schießpulver ausgefragt, nachdem ich aus meiner Ohnmacht erwachte? – He da, was hab' ich zu zahlen?“ rief er dem Kellner zu, stand auf und griff nach seiner Mütze.

„Dreißig Kopeken“, antwortete dieser und kam angelaufen.

„Hier sind noch zwanzig Trinkgeld. Schaut, wieviel Geld ich habe!“ wandte er sich an Sametow, seine zitternde Hand voller Banknoten hinstreckend. „Rote, blaue, es sind fünfundzwanzig Rubel. Woher mag ich sie haben? Und woher stammt die neue Kleidung? Ihr wißt doch, daß ich keinen Groschen hatte. Ihr habt doch natürlich meine Hauswirtin ausgefragt. – Nun genug! Assez causé¹ Auf angenehmes Wiedersehen!“

Raskolnikow ging, bebend in einer seltsamen Erregung, untermischt mit einem qualvollen Triumphgefühl – aber er war unsäglich matt. Sein Gesicht verzog sich schmerzhaft, wie das eines Kranken, die Erschöpfung nahm rasch zu. So schnell seine Kräfte sich angespannt hatten – beim ersten aufregenden Anlaß –, so schnell ließen sie auch wieder nach.

Sametow saß noch lange in Nachdenken versunken auf seinem Platze. Raskolnikow hatte unvermutet alle seine Gedanken aufgerührt, seine Meinung stand jetzt fest.

Ilja Petrowitsch ist ein Dummkopf! entschied er endgültig.

Raskolnikow hatte kaum die Tür zur Straße geöffnet, als er plötzlich auf den Stufen mit Rasumichin zusammenstieß. Beide, nur auf einen Schritt Abstand, sahen sich nicht, so daß

¹ Genug geschwatzt!

sie fast mit den Köpfen aneinanderrannten. Rasumichin war gänzlich verblüfft, dann aber loderte aufrichtiger Zorn in seinen Augen auf.

„Hier also bist du!“ schrie er laut. „Und da habe ich ihn sogar unterm Sofa gesucht! Wir haben auf dem Speicher nach dir gefahndet, Nastasja habe ich um deinetwillen beinahe geprügelt – und hier haben wir ihn! Rodja! Was soll das? Sprich, bekenne, hörst du?“

„Das bedeutet, daß ich von euch allen genug habe; ich will allein sein“, antwortete Raskolnikow ruhig.

„Allein? Wo du noch nicht einmal gehen kannst, dein Gesicht noch totenblaß ist und du kaum atmen kannst! Narr! Was hast du denn im Kristallpalast gemacht? Beichte!“

„Laß mich!“ Raskolnikow wollte vorbeigehen; das brachte Rasumichin vollends außer sich, und er packte den Freund derb an der Schulter.

„– Laß mich! – Du wagst zu sagen: Laß mich! – Weißt du, was ich sofort mit dir machen werde? Ich wickle dich zusammen und trage dich unterm Arm nach Hause, hinter Schloß und Riegel!“

„Hör doch, Rasumichin“, begann Raskolnikow leise, scheinbar ganz ruhig. „Merkst du denn nicht, daß ich deine Wohltaten nicht will? Und was ist das für eine Lust, jemandem Wohltaten zu erweisen, der sich nichts daraus macht? Einem, dem es wahrhaft schwerfällt, sie anzunehmen? Warum hast du mich im Beginn meiner Krankheit aufgesucht? Ich wäre vielleicht sehr glücklich gewesen zu sterben! Und habe ich dir denn heute nicht deutlich genug gesagt: Du quälst mich, langweilst mich! Ist es wirklich ein Vergnügen, seine Mitmenschen zu quälen? Ich versichere dir, daß all dies meiner Genesung ernsthaft hinderlich ist. Ging nicht schon Sosimow fort, um mich nicht aufzuregen? Bleib auch du mir um Gottes willen vom Halse. Welches Recht hast du, mich mit Gewalt zurückzuhalten? Bin ich nicht jetzt bei vollem Verstande? Womit, sage es mir, kann ich dich beschwören, daß du mir keine Wohltaten mehr erweist? Mag sein, ich erscheine undankbar, erbärmlich, aber laßt mich doch endlich allein, um Gottes Barmherzigkeit willen! Geht weg, geht alle weg!“

Er hatte ruhig zu sprechen begonnen, als freue er sich über all

das Gift, das er jetzt verspritzen konnte, aber er endete in wilder Erregung, keuchend, wie damals bei Luschin.

Rasumichin stand und überlegte, dann ließ er des Freundes Hand fahren.

„So scher dich zum Teufel!“ sagte er leise und wie in Gedanken.

„Halt!“ brüllte er plötzlich los, als Raskolnikow Miene machte, weiterzugehen. „Hör mich an! Ich erkläre dir hiermit, daß ihr alle – ohne Ausnahme – Schwätzer und Phrasenhelden seid! Ihr seid leidend und tragt euch mit diesem Leiden wie die Henne mit dem Ei; ja sogar hierbei stiehlt ihr bei fremden Autoren! Kein Zeichen von selbständigem Leben ist in euch! Aus Walfischfett seid ihr alle geschaffen, und statt des Blutes habt ihr Molken in den Adern. Keinem von euch glaube ich! Menschen wollt ihr unter keinen Umständen sein! Ha-alt!“ schrie Rasumichin in wachsender Erregung. „Hör mich zu Ende! Du weißt, daß man heute zur Einweihung meiner neuen Wohnung bei mir sein wird. Sie kommen wahrscheinlich schon jetzt. Ich habe meinen Onkel daheim gelassen, die Gäste zu empfangen. Wärest du nun nicht ein Narr, ein armer Narr, ein Trottel – siehst du, Rodja, ich gestehe, daß du ein sehr gescheiter Kerl bist, aber du bist ein Narr; wärest du aber keiner, dann würdest du lieber heute abend mit zu mir kommen, statt dir hier zwecklos die Sohlen abzulaufen! Du bist nun einmal ausgegangen, da läßt sich nichts mehr dran ändern! Ich werde dir einen bequemen Lehnstuhl von meinen Wirtsleuten geben. Tee, Gesellschaft – aber es wird auch etwas zu essen geben –, und du kannst dich auch auf dem Sofa ausstrecken, wenn du Lust hast; Sosimow wird ebenfalls kommen. Willst du?“

„Nein!“

„Unsinn!“ schrie Rasumichin ungeduldig. „Woher weißt du das? Du bist nicht in der Verfassung! Davon verstehst du nichts! Ich bin wohl tausendmal mit Menschen aneinandergeraten, und doch wurde immer wieder alles gut. Es ist vielleicht beschämend, aber man wendet sich doch immer wieder seinen Mitmenschen zu. Also merke dir das Haus Potschinkows, drittes Stockwerk ...“

„Ihr erlaubt wohl auch jedermann, Euch zu schlagen, nur aus dem Vergnügen, Wohltaten erweisen zu können?“

„Wen? Mich? Schon für den Gedanken schraube ich ihm die Nase ab! Also das Haus Potschinkows, Nummer 47, in der Wohnung des Beamten Babuschkin!“

„Ich werde nicht kommen, Rasumichin!“ Raskolnikow wandte sich ab und ging.

„Ich wette, daß du kommst!“ rief Rasumichin dem Davongehenden nach. „Oder, oder ich werde dich nicht mehr kennen! Halt! He! Ist Sametow hier?“

„Ja!“

„Hast du ihn gesehen?“

„Ja!“

„Auch gesprochen?“

„Ja!“

„Worüber habt ihr gesprochen? Nun, hol's der Satan, du brauchst es nicht zu sagen. Potschinkow, Nummer 47, bei Babuschkin, merk dir's!“

Raskolnikow wandte sich zur Sadowaja und bog um die Ecke. Rasumichin schaute ihm besorgt nach. Endlich machte er eine Bewegung mit der Hand, ging ins Haus, blieb aber auf der Treppe stehen: „Hol's der Teufel!“ fuhr er fast laut fort. „Er spricht mit Überlegung, aber – vielleicht bin auch ich ein Esel – sprechen nicht auch Wahnsinnige zuweilen ganz vernünftig? Sosimow fürchtet gerade das, scheint mir!“ Er tippte sich mit dem Finger an die Stirn. „Nun, was tun? Darf man ihn jetzt sich selbst überlassen? Er kann vielleicht ins Wasser gehen. Nein, es ist unmöglich!“ Rasumichin lief Raskolnikow nach, aber seine Spur war nicht zu finden. Er gab den Gedanken auf und eilte in den Kristallpalast, um Sametow zu sprechen.

Raskolnikow ging unterdessen geradeswegs zur X.-Brücke und blieb am Geländer stehen; hier stützte er beide Ellenbogen auf und starrte in die Ferne. Als er von Rasumichin wegging, war er so schwach, daß er sich kaum bis hierher zu schleppen vermocht hatte; er sehnte sich nach einem Ruheplatz. Sich über das Wasser beugend, schaute er geistesabwesend auf den letzten rosigen Schimmer der Abendröte, auf die Häuserzeilen, die in der wachsenden Finsternis dunkel hervortraten, auf ein fernes Fenster, irgendwo in einer Mansarde, am linken Ufer, das im Scheine des letzten Sonnenstrahls aufflammte. Er schaute auf die dunkle Flut des Kanals und schien das Wasser

sehr aufmerksam zu betrachten. Endlich begannen sich vor seinen Augen rote Kreise zu drehen, die Häuser, die Passanten, die Equipagen, alles drehte sich und tanzte um ihn herum. Plötzlich fühlte er, daß jemand zu seiner Rechten neben ihm stand. – Er blickte auf und gewahrte ein weibliches Wesen von hohem Wuchs, ein Tuch um den Kopf, mit gelblichem, schmallem, abgezehrttem Gesicht. Sie starrte mit geröteten, eingefallenen Augen unverwandt auf ihn, schien aber nichts zu unterscheiden. Plötzlich stützte sie die rechte Hand aufs Geländer, hob das rechte Bein, schwang es über das Geländer, darauf das linke und stürzte sich in den Kanal. Das schlammige Wasser verschlang glucksend sein Opfer; aber nach einer Minute kam die Frau wieder an die Oberfläche und wurde sanft von der Strömung fortgetragen, mit Kopf und Füßen im Wasser, den Rücken nach oben, während sich ihr Rock wie ein Kissen über dem Wasser blähte.

„Sie hat sich ertränkt; sie hat sich ertränkt!“ rief ein Dutzend Stimmen, die Menschen liefen zusammen. Beide Ufer füllten sich mit Neugierigen, auch auf der Brücke drängte sich um Raskolnikow die Menge, ihn von hinten schiebend und pressend.

„Herrgott, das ist doch unsere arme Aphrosyne!“ hörte man plötzlich einen weiblichen Schrei.

„Gute Leute, rettet sie! Zieht sie heraus!“

„Ein Boot! Ein Boot!“ riefen mehrere Stimmen.

Es war nicht mehr nötig. Ein Schutzmann lief eine der Kanaltreppen hinunter, warf Mantel und Stiefel ab und sprang ins Wasser. Er hatte nicht weit zu schwimmen; das Wasser trug die Unglückliche nur wenige Schritte von der Treppe entfernt vorüber. Der Schutzmann packte mit der Rechten ihr Kleid, mit der Linken faßte er eine Stange, die ihm ein zweiter Polizist zureichte, und so wurde die Frau sogleich herausgezogen. Man legte sie auf die Granitplatten der Kanaltreppe; sie kam bald wieder zum Bewußtsein, setzte sich auf, nieste, spie und wischte mechanisch das tiefende Kleid mit den Händen ab, ohne ein Wort zu sprechen.

„Sie hat sich wieder höllisch besoffen, ihr Leute!“ jammerte jetzt die weibliche Stimme neben Aphrosyne. „Erst neulich hat sie sich erhängen wollen, da haben wir sie aus der Schlinge

gezogen. Ich ging bloß in einen Laden und ließ ein kleines Mädchen bei ihr – und da ist das Unglück auch schon geschehen! Eine Kleinbürgerin ist sie und wohnt gleich hier nebenan, im zweiten Haus vom Ufer, dort ...“

Das Volk verlief sich. Die Schutzleute bemühten sich noch immer um Aphrosyne, jemand rief etwas vom Kommissariat. Raskolnikow schaute mit einem eigenartigen Gefühl von Gleichgültigkeit auf die Szene, sie war ihm widerlich.

„Nein, das ist abscheulich – das Wasser – das ist nichts“, murmelte er vor sich hin. „Hier gibt es weiter nichts“, fügte er hinzu, „nichts mehr zu erwarten. Das Kommissariat ... Warum aber ist Sametow jetzt nicht im Amt? Es ist doch um zehn Uhr noch offen.“ Er wandte dem Brückengeländer den Rücken und schaute sich um.

„Nun, was ist da weiter dabei?“ entschied er, verließ die Brücke und wandte sich in die Richtung, in der das Kommissariat lag. Sein Herz war öde und leer; denken wollte er nicht, selbst die Aufregung war geschwunden. Keine Spur jener Energie war mehr in ihm, mit der er seine Wohnung verlassen hatte, um „ein Ende zu machen“! Raskolnikow war völlig apathisch.

Nun, das ist auch ein Ausweg, dachte er und ging langsam und träge am Ufer des Kanals dahin. Aber ich werde doch ein Ende machen, weil ich will; ist das aber wirklich ein Ausweg? Gleichviel! Eine Elle Raum wird es geben – haha! Was für ein Ende jedoch! Ist das eines? Soll ich es ihnen sagen oder nicht? Ha, Teufel! Ich bin recht matt, möchte mich irgendwo niederlegen oder hinsetzen! Am beschämendsten ist es, daß es so dumm ist, nun, ich mache mir nichts draus! Hähä, welche Dummheiten einem in den Kopf kommen! –

Der Weg zum Polizeikommissariat führte geradeaus und bog bei der zweiten Ecke nach links; dann waren es nur noch wenige Schritte. Als er an der Kreuzung angelangt war, blieb er stehen, überlegte und bog dann in das Seitengäßchen, ging durch zwei weitere Gassen, vielleicht ohne jedes Ziel, vielleicht auch, um noch etwas Zeit zu gewinnen. Plötzlich schien es, als flüstere ihm jemand etwas ins Ohr. Er hob den Kopf und fand sich vor jenem entsetzlichen Hause, genau vor dem Tor. Seit jenem Abend war er nicht wieder in dieser Gegend gewesen.

Ein unwiderstehliches, unerklärliches Verlangen lenkte ihn, und er trat ein. Er durchschritt den Torweg, dann den Eingang rechts und stieg die wohlbekannte Treppe in die dritte Etage hinauf. Auf der schmalen, steilen Treppe war es sehr dunkel. Er blieb auf jedem Absatz stehen und schaute sich neugierig um. Im ersten Stockwerk war das Fenster aus dem Rahmen herausgenommen. – Das war damals noch nicht, fiel ihm ein. – Jetzt kam er zur Wohnung, wo Nikolai und Mitjka gearbeitet hatten. – Verschlossen, die Tür neu gestrichen, sie ist also vermietet. Nun in das zweite, ins dritte Stockwerk – hier! – Die Tür zur Wohnung stand weit offen, es waren Leute da, man hörte ihre Stimmen. Raskolnikow hatte das nicht erwartet, es brachte ihn etwas aus der Fassung. Er nahm die letzten Stufen und trat in die Wohnung.

Man war dabei, sie ebenfalls neu herzurichten, es waren Arbeiter da. Raskolnikow hatte sich vorgestellt, daß er aus irgendeinem Grunde alles ebenso antreffen würde, wie er es damals verlassen hatte, vielleicht sogar die Leichen an denselben Stellen auf dem Fußboden. Und jetzt: nackte Wände, kein einziges Möbelstück mehr, seltsam! Er ging zum Fenster und setzte sich aufs Fensterbrett.

In der Wohnung hantierten zwei Arbeiter, junge Burschen, der eine etwas älter, der andere noch sehr jung. Sie beklebten die Wände mit neuen Tapeten, weiß mit lilafarbenen Blumen an Stelle der abgeschabten und verblichenen. Die Tapeten waren irgendwie nicht nach Raskolnikows Geschmack. Er blickte sie feindselig an, als täte es ihm leid, daß sich alles so verändert hatte.

Die Arbeiter mochten sich verspätet haben, sie rollten jetzt schnell die Tapeten zusammen, um heimzugehen. Das Erscheinen Raskolnikows hatten sie überhaupt nicht bemerkt. Sie sprachen miteinander, und Raskolnikow hörte ihnen mit verschränkten Armen zu.

„Sie kam zu mir, am Morgen“, sagte der ältere Arbeiter zum jüngeren, „ganz früh, fein herausgeputzt. – ,Was machst du da für süße Worte‘, sagte ich, ,was willst du von mir und bist so betulich?‘ – ,Ich will, Tit Wasiljewitsch, Euch jetzt zu Willen sein. So ist es.‘ Und angeputzt war sie wie im Journal, gerade wie im Journal.“

„Was ist das, Onkelchen, Journal?“ fragte der andere, der bei „Onkelchen“ in der Lehre sein mochte.

„Nun, ein Journal, mein Junge, das sind diese gemalten Modebilder, die jeden Sonnabend an unsere Schneider mit der Post vom Auslande hergeschickt werden. Damit man auch weiß, wie sich jeder zu kleiden hat, Mannsleute wie Weibsbilder. Eine Zeichnung also. Der Herrschnitt ist jetzt mehr nach Pekeschenform, für die Damen gibt es aber Flitter. Na ja, ich kann dir das nicht so ausmalen!“

„Gott, was gibt es nicht alles in diesem Petersburg!“ rief der Junge begeistert aus. „Außer Vater und Mutter gibt es alles!“

„Außer diesen, Brüderchen, findet sich hier alles“, entschied der Ältere in belehrendem Ton.

Raskolnikow trat jetzt in den zweiten Raum, wo früher die Truhe, das Bett und die Kommode gestanden hatten; jetzt, da er ohne Möbel war, schien er ihm außerordentlich klein. Die Tapeten waren hier noch die gleichen, in einer Ecke zeichnete sich der Fleck ab, wo der Schrein mit den Heiligenbildern gestanden hatte. Er wandte sich und ging ans Fenster. Der ältere Arbeiter betrachtete ihn von der Seite.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte er endlich.

Statt zu antworten ging Raskolnikow ins Vorzimmer und griff nach der Schelle: derselbe blecherne Klang. Er zog nochmals, dann wieder. Er lauschte und erinnerte sich. Jenes frühere, entsetzlich quälende Gefühl war wieder da; er schauderte bei jedem Läuten, und doch lockte es ihn immer wieder.

„Was wollt Ihr denn? Wer seid Ihr?“ schrie der Arbeiter Raskolnikow an, der wieder eintrat.

„Ich will die Wohnung mieten“, sagte er, „und sehe sie mir an.“

„Eine Wohnung mietet man nicht bei Nacht; übrigens müßt Ihr da zum Pförtner gehen!“

„Habt Ihr den Fußboden gewaschen, Ihr wollt wohl streichen?“ fuhr Raskolnikow fort. „Ist kein Blut mehr zu sehen?“

„Was für Blut?“

„Nun, die Alte ist doch hier mit ihrer Schwester umgebracht worden; hier war eine ganze Lache.“

„Was seid Ihr denn für ein Mensch?“ schrie der Arbeiter, dem es unheimlich wurde.

„Ich?“

„Ja, Ihr!“

„Warum möchtest du denn das wissen? Komm mit aufs Polizeibüro, da will ich es dir sagen.“

Die Arbeiter schauten ihn fassungslos an.

„Wir müssen gehen, es ist Zeit. Komm, Aljoschka, wir wollen hier abschließen!“

„Also gehen wir“, sagte Raskolnikow gleichmütig und ging voraus, die Treppe hinunter.

„Hallo, Pförtner!“ rief er im Torweg.

Vorm Hauseingang standen einige Leute, die die Vorübergehenden musterten. Es waren die beiden Pförtner, ein Weib, ein Kleinbürger im Schlafrock und noch andere Personen. Raskolnikow trat auf die Gruppe zu.

„Was wünscht Ihr?“ fragte der Pförtner.

„Bist du auf dem Polizeibüro gewesen?“

„Soeben? Was wollt Ihr denn?“

„Ist es noch offen?“

„Ja!“

„Auch der Polizeileutnant noch anwesend?“

„Er war noch da, aber was gibt es denn?“

Raskolnikow antwortete nicht und blieb neben ihm stehen.

„Er kam, sich die Wohnung anzusehen“, nahm herantretend der ältere Arbeiter das Wort.

„Welche denn?“

„Nun, die, in der wir arbeiten. – ‚Warum‘, sagte er zu uns, habt ihr das Blut abgewaschen? Hier ist jemand ermordet worden, aber ich will die Wohnung mieten.‘ – Dann hat er an der Schelle gezogen und sie beinahe abgerissen. – ‚Wir wollen zusammen aufs Polizeibüro‘, hat er gesagt, ‚da will ich euch alles erklären‘. – Er hat sich uns richtig aufgedrängt.“

Der Pförtner musterte Raskolnikow mißtrauisch.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte er grob.

„Ich bin Rodion Romanowitsch Raskolnikow, ehemaliger Student, und wohne im Hause Schil in der nächsten Seitenstraße, unweit von hier im Quartier Nr. 14. Frage bei deinem Kollegen, der kennt mich.“ Raskolnikow sprach langsam, nachlässig und wie in Gedanken verloren und starrte auf die Straße.

„Wozu seid Ihr in die Wohnung gegangen?“

„Um sie anzusehen!“

„Warum?“

„Bringt ihn doch auf die Polizei!“ mengte sich jetzt der Kleinbürger ein und schwieg dann.

Raskolnikow hatte über die Schulter den Sprecher aufmerksam gemustert und sagte dann lässig:

„Kommt mit!“

„Ja, verhaftet ihn!“ rief wieder der Kleinbürger. „Was hat er da oben in der Wohnung zu suchen, was mag er vorhaben?“

„Betrunken scheint er nicht zu sein; Gott weiß, was er ist“, brummte der Arbeiter.

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich!“ schrie jetzt der Pförtner, ernstlich böse, Raskolnikow an.

„Fürchtest du dich, aufs Polizeibüro zu gehen?“ fragte Raskolnikow höhnisch.

„Was, fürchten! Was du hier machst, frage ich!“

„Ein Strolch!“ rief das Weib.

„Macht doch kurzen Prozeß“, nahm der andere Pförtner, ein baumstarker Kerl mit offenstehender Jacke und Schlüsseln am Gürtel, das Wort. „Vorwärts! Hinaus, Bummler, fort mit dir!“ Er packte Raskolnikow am Kragen und warf ihn auf die Straße; der stolperte und wäre beinahe gefallen. Dann rappelte er sich auf, warf einen schweigenden Blick auf die Umstehenden und ging seiner Wege.

„Komischer Kerl“, sagte der Arbeiter.

„Verrückt ist das Volk heutzutage“, bekräftigte das Weib.

„Ihr hättet ihn auf die Polizei schaffen müssen!“ rief der Kleinbürger.

„Ach, was soll ich mich da einmischen!“ meinte der große Pförtner. „Das ist ein richtiger Strolch, der tut es absichtlich, man kennt das. Hat man sich erst mit dieser Sorte eingelassen, kommt man aus den Scherereien nicht wieder heraus. Wir kennen das schon!“

Soll ich hingehen oder nicht? überlegte Raskolnikow, blieb mitten auf der Straße stehen und sah sich um, als erwarte er von irgend jemand die Entscheidung. Aber es kam keine Antwort. Alles war öde und tot, wie die Steine, auf denen er stand, für ihn tot, für ihn allein. Plötzlich gewahrte er etwa zwei-

hundert Schritte entfernt, am Ende der Straße, in der dichten Finsternis einen Menschauflauf, er hörte Stimmen und Geschrei. Mitten in dem Haufen stand eine Equipage, ein Licht schimmerte in der Mitte der Straße.

„Was ist los?“ Raskolnikow wandte sich der Menge zu. Er klammerte sich an alles und lächelte kalt, als er bedachte, wie fest er sich für den Gang zur Polizei entschieden hatte, damit alles gleich zu Ende sein sollte.

VII

Mitten auf der Straße hielt eine herrschaftliche Equipage, mit einem Paar feuriger Grauschimmel bespannt. Der Wagen war leer. Der Kutscher war vom Bock gestiegen und hielt nun die Pferde am Zügel. Ringsum drängte sich Volk, ganz vorn standen Polizisten. Einer hielt eine brennende Laterne und bückte sich, um irgend etwas auf dem Pflaster an den Rädern zu beleuchten. Alles schwatzte, schrie und jammerte durcheinander; der Kutscher schien sehr kleinlaut und murmelte zuweilen:

„Welch ein Unglück, Herr Gott, welch ein Unglück!“ Raskolnikow drängte sich durch und sah endlich, was vorging. Auf der Erde lag ein von den Pferden niedergetretener, besinnungsloser Mann. Er war schäbig, wenn auch „herrschaftlich“ gekleidet. Das Blut rann ihm vom Kopfe; sein Gesicht war zerschlagen, geschunden und unkenntlich; er war augenscheinlich schwer verletzt.

„Gott“, jammerte der Kutscher, „was konnte ich tun? Wäre ich drauflos gefahren, hätte ich nicht noch gerufen – ich fuhr aber doch ganz langsam. Alle haben es gesehen. Ein Betrunkener sieht nichts, hört nichts, das weiß man. – Ich habe ihn noch über die Straße gehen sehen, er schwankte und torkelte. Ich schrie einmal, dann wieder, ein drittes Mal und hielt dann die Pferde an, aber er war ihnen gerade zwischen die Hufe gelaufen und stürzte. Er scheint es absichtlich getan zu haben; meine Pferde sind jung und scheu, bäumten sich, da schrie er auf, sie wurden noch mehr scheu, und – das Unglück war da.“

„So ist es gewesen“, bestätigte ein Augenzeuge aus der Menge. „Er hat gerufen, das ist wahr; dreimal hat er gerufen!“ sagte ein anderer.

„Genau dreimal, alle haben das gehört!“ rief ein dritter.

Der Kutscher war nicht eigentlich niedergeschlagen oder erschrocken. Offenbar gehörte die Equipage einem reichen und einflußreichen Herrn, der irgendwo warten mochte. Die Polizisten bemühten sich natürlich, das Hindernis zu beseitigen. Den Verunglückten mußte man ins Krankenhaus oder auf die Polizei bringen. Niemand kannte seinen Namen.

Unterdessen hatte Raskolnikow sich durchgedrängt und beugte sich über ihn. Der Schein der Laterne fiel plötzlich hell auf das Gesicht des Schwerverletzten – da erkannte er ihn!

„Ich kenne ihn, ich kenne ihn!“ rief er. „Es ist ein ehemaliger Beamter, der Titularrat Marmeladow; er wohnt hier in der Nähe, im Hause Kosel. Schnell einen Arzt, ich werde ihn bezahlen!“ Er zog Geld aus der Tasche und zeigte es dem Polizisten. Raskolnikow war merkwürdig aufgeregt.

Die Polizisten waren froh, daß sie erfahren hatten, wer der Verunglückte war. Raskolnikow gab auch seinen eigenen Namen und seine Adresse an und ließ, aus allen Kräften wie um den leiblichen Vater bemüht, den besinnungslosen Mann so schnell wie möglich in dessen Wohnung schaffen.

„Dort, drei Häuser weiter!“ rief er. „Das Haus Kosels, eines reichen Deutschen! Wahrscheinlich ging er jetzt wieder betrunken nach Hause; ich kenne ihn, er ist ein Säufer, hat Familie, eine Frau und Kinder, auch eine Tochter. Warum ins Krankenhaus? Hier im Hause ist sicher ein Arzt. Ich werde alles bezahlen! Er muß sofort Hilfe haben, oder er stirbt, noch bevor man ihn ins Krankenhaus bringt.“

Er hatte sogar Zeit gefunden, dem Schutzmann unbemerkt etwas in die Hand zu drücken, aber die Sache war auch ohnedies klar in Ordnung; und jedenfalls war hier Hilfe in der Nähe.

Man hob den Überfahrenen auf; es fanden sich Helfer, die ihn forttrugen. Bis zum Hause Kosels waren es dreihundert Schritt. Raskolnikow folgte, vorsichtig den Kopf des Besinnungslosen haltend, und wies den Weg.

„Hierher, hierher! Die Treppe müssen wir ihn mit dem Kopf

voran tragen. Dreht um! So! Ich werde schon alles bezahlen“, murmelte er.

Katharina Iwanowna ging wie immer, wenn sie einmal nichts zu tun hatte, in ihrem engen Raume rastlos auf und nieder, vom Fenster zum Ofen und wieder zurück, die Hände auf der Brust verschränkt, mit sich selbst redend und hustend. In letzter Zeit hatte sie angefangen, immer häufiger mit ihrer ältesten Tochter, der zehnjährigen Polenka, zu sprechen. Obwohl Polenka vieles noch nicht verstand, begriff sie doch schon recht gut ihre Unentbehrlichkeit. Sie folgte der Mutter mit ihren großen, klugen Augen und tat, als verstehe sie alles. Soeben hatte sie das Brüderchen, welchem den ganzen Tag über nicht wohl gewesen war, entkleidet, um es zu Bett zu bringen. Es wartete, daß man ihm das Hemdchen ausziehen werde, das während der Nacht gewaschen werden sollte. Der Kleine saß mit ernster Miene auf dem Stuhl, steif und unbeweglich, die Beinchen mit gespreizten Zehen vorstreckend. Er horchte, wie die Mutter mit der Schwester sprach, mit offenem Munde und großen Augen, ohne sich zu rühren, wie alle artigen Kinder sitzen müssen, wenn sie beim Zubettgehen ausgekleidet werden. Sein jüngeres Schwesterchen stand, in Lumpen gehüllt, am Bettschirm und wartete, bis die Reihe an es kommen würde. Die Tür zur Treppe war des Tabaksqualms wegen geöffnet, der, aus den Nebenzimmern dringend, der unglücklichen Kranken quälenden Husten verursachte. Katharina Iwanowna war noch elender geworden, und die roten Flecken auf ihren Wangen glühten mehr denn je.

„Du wirst es nicht glauben, du kannst dir nicht vorstellen, Polenka“, sprach sie, in der Stube auf und nieder gehend, „wie heiter und im Überfluß wir in Papas Hause gelebt haben. Wie mich dieser Trunkenbold zugrunde gerichtet hat, und euch mit! Papa war Oberst und schon beinahe Gouverneur. Nur noch eine Sprosse höher, dann wären sie alle zu ihm gefahren und hätten ihm gesagt: Iwan Michailitsch, wir haben dich nun zu unserem Gouverneur, da habe ich . . .“, sie hustete. „O dreimal verfluchtes Leben!“ rief sie, als sie ausgehustet hatte, und griff sich nach der Brust. „Als mich, ja, als mich damals auf dem letzten Ball beim Kommandeur die Fürstin Beszemelnaja sah – die mir später den Segen gab, als ich deinen Vater hei-

ratete –, fragte sie: „Ah, ist das nicht jenes nette Mädchen, das so reizend tanzte?“ – Du mußt da ein Loch zunähen; hättest du nur sogleich die Nadel genommen! Aber morgen – morgen reißt es noch mehr.“ Sie hustete von neuem. „Damals war der Kammerjunker Fürst Schtschegolskij gerade aus Petersburg angekommen. Der tanzte mit mir eine Masurka und wollte schon am nächsten Tag mit meinen Eltern sprechen, aber ich dankte ihm höflich und sagte, daß mein Herz bereits einem anderen gehöre. Dieser andere war dein Vater, Polenka. Mein Papa geriet in Zorn – ist das Wasser heiß? Tu das Hemd hinein und die Strümpfe. – Lida“, wandte sie sich zu ihrer kleineren Tochter, „du mußt diese Nacht ohne Hemd schlafen – die Strümpfchen lege dazu, sie müssen mitgewaschen werden. Daß dieser Lump nicht kommt, dieser Säufer! Er hat sein Hemd abgetragen wie einen Wischlappen und ganz zerrissen – das hätte gleich mitgewaschen werden können, damit man sich nicht zwei Nächte hindurch quälen muß. Gott!“ Sie hustete heftig. „Was ist das?“ schrie sie auf, als der Haufe mit seiner Bürde in die Stube drängte. „Was ist? Was bringen sie da? Gott im Himmel!“

„Wo sollen wir ihn hinlegen?“ fragte ein Polizist, als man den blutüberströmten, besinnungslosen Marmeladow hereinbrachte.

„Aufs Sofa! Legt ihn gleich aufs Sofa, hierher mit dem Kopf!“ sagte Raskolnikow.

„Er ist auf der Straße überfahren worden, besoffen!“ schrie einer.

Katharina Iwanowna stand wachsbleich mit keuchendem Atem. Die kleine Lida schrie auf, warf sich Polenka an den Hals und umarmte sie, am ganzen Leibe zitternd. Als Marmeladow gebettet war, trat Raskolnikow zu Katharina Iwanowna.

„Beruhigt Euch! Erschreckt nicht!“ sagte er rasch. „Ihr Mann ging über die Straße, da hat ihn eine Equipage überfahren. Er wird wieder zu sich kommen; ich habe veranlaßt, daß er hierhergebracht wurde. Ich war schon einmal hier, entsinnt Ihr Euch? Er wird wieder gesund werden. Ich werde alles bezahlen!“

„Das ist also nun das Ende vom Lied!“ schrie Katharina Iwanowna verzweifelt und stürzte zu ihrem Mann.

Raskolnikow merkte sehr bald, daß diese Frau nicht zu denen gehörte, die gleich in Ohnmacht fallen. Sofort schob sie, woran noch niemand gedacht hatte, ein Kissen unter den Kopf des Unglücklichen. Sie begann, ihn zu entkleiden und zu untersuchen. Sie verlor nicht den Kopf, biß sich die zuckenden Lippen wund und erstickte das Schluchzen in ihrer Brust. Raskolnikow schickte inzwischen einen Mann nach dem Arzt, der im selben Hause wohnte.

Er beruhigte Katharina Iwanowna: „Habt keine Sorge, ich werde den Arzt bezahlen. Habt Ihr Wasser hier? Gebt eine Serviette oder ein Handtuch, schnell! Verletzt ist er natürlich, aber nicht tot, seid überzeugt! Warten wir ab, was der Arzt sagen wird!“

Katharina Iwanowna eilte zum Fenster, dort stand auf einem durchgedrückten Stuhl eine große Tonschüssel mit Wasser für die nächtliche Wäsche. Diese nächtliche Wäsche besorgte Katharina Iwanowna eigenhändig mindestens zweimal in der Woche, manchmal auch öfter, denn sie waren schon so weit, daß sie fast gar keine Wäsche zum Wechseln hatten und daß jedes Familienglied nur ein einziges Stück besaß. Katharina aber konnte den Schmutz nicht ertragen und mühte sich lieber in den Nächten ab und trocknete die nasse Wäsche bis zum Morgen auf einer Leine, als daß sie Unsauberkeit im Hause duldete. Jetzt hätte sie fast die Schüssel fallen lassen. Raskolnikow hatte ein Handtuch gefunden, tauchte es in das Wasser und wusch damit das blutüberströmte Gesicht Marmeladows ab. Katharina Iwanowna stand daneben, nach Atem ringend, die Hände auf die Brust gedrückt, selber der Hilfe bedürftig. Raskolnikow fiel jetzt ein, daß es vielleicht doch falsch gewesen war, den Schwerverletzten hierherzuschaffen. Der Polizist stand unschlüssig dabei.

„Polenka!“ schrie Katharina Iwanowna. „Lauf zu Sonja, schnell! Wenn sie nicht zu Hause ist, bestelle: ihr Vater ist überfahren worden, und sie soll sofort herkommen. Schnell, Polenka! Wirf das Tuch um!“

„Lauf wie der Wind!“ rief das Kind vom Stuhle her und saß dann wieder schweigsam und kerzengerade, die Äuglein weit offen, die kleinen Beine vorgestreckt. Mittlerweile hatte sich das Zimmer mit Menschen gefüllt, kein Apfel konnte zur Erde

fallen. Die Polizisten gingen bis auf einen, der sich mühte, die Leute hinauszutreiben, die von der Treppe her eingedrungen waren. Dazu erschienen aus den Hinterstuben fast alle Mieter der Frau Lippewechsel. Erst drängten sie sich in der Tür, dann strömten sie in die Stube selbst. Katharina Iwanowna geriet in höchste Aufregung.

„Nicht einmal ruhig sterben lassen sie einen Menschen! Mit Zigarren in der Schnauze kommen sie!“ Sie hustete. „Einer hat den Hut auf! Hinaus! Habt wenigstens vor einem Toten Achtung!“

Der Husten erstickte sie fast, aber ihre Worte halfen. Einer nach dem anderen drückten sich die Hausbewohner wieder zur Tür hinaus. Alle waren irgendwie befriedigt. Unvermutetes Unglück interessiert immer; keiner ist frei von dieser Empfindung.

Hinter der Tür hörte man mehrfach vom Krankenhaus sprechen und daß man die Leute nicht unnütz in Aufregung versetzen sollte.

„Sterben darf man doch wohl noch!“ schrie Katharina Iwanowna und wollte sich schon auf die Tür stürzen und sich mit dem ganzen Haufen in Streit einlassen; aber in der Tür stieß sie mit Frau Lippewechsel zusammen, die soeben von dem Unglück gehört hatte und herbeigelaufen kam, um Ordnung zu schaffen. Sie war eine zanksüchtige und alberne Deutsche.

„Ach, du mein Gott!“ rief sie händeringend. „Euren betrunkenen Mann haben Pferde zertreten? Er muß ins Krankenhaus! Ich bin hier die Wirtin!“

„Amalia Ludwigowna! Ich bitte Euch, Eure Worte zu überlegen“, antwortete Katharina Iwanowna stolz – sie sprach stets mit der Ludwigowna in hochfahrendem Ton, damit sich diese „ihres Herkommens erinnere“ –, „Amalia Ludwigowna . . .“

„Ich habe Euch früher schon gesagt, daß ich für Euch nicht Amalia Ludwigowna bin. Ich heiße Amalia Iwanowna!“

„Ihr heißt für mich Amalia Ludwigowna, und da ich nicht zu Euren Schmeichlern gehöre, wie Herr Lebesjatnikow, der jetzt hinter der Tür lacht“ – hinter der Tür hörte man tatsächlich Lachen und den Ruf: „Ah, die fahren sich schon wieder in die Haare!“ –, „so werde ich Euch Amalia Ludwigowna

nennen. Ich kann übrigens gar nicht begreifen, warum Euch dieser Name nicht gefällt! Ihr seht selbst, wie es um Semjon Sacharytsch steht; er wird sterben! Ich bitte Euch also, sofort diese Tür zu schließen und niemand hereinzulassen. Laßt ihn ruhig sterben! Sonst wird Euer Verhalten morgen dem Generalgouverneur bekannt sein. Der Fürst hat mich schon als Mädchen gekannt und entsinnt sich meines Mannes noch recht gut. Alle wissen, daß Semjon Sacharytsch viele Bekannte hat, viele Gönner, die er selbst nur aus Stolz, Wohltaten anzunehmen, vernachlässigt hat, weil er sich selbst seiner unglücklichen Schwäche bewußt war. Jetzt aber“, sie wies auf Raskolnikow, „unterstützt uns ein großmütiger junger Mann, der Mittel und Verbindungen besitzt, den mein Mann schon als Kind gekannt hat. Seid versichert, Amalia Ludwigowna ...“

Alles hatte sie nur so hervorgesprudelt, aber der Husten unterbrach plötzlich Katharina Iwanownas Redestrom. In diesem Augenblick kam der Sterbende zu sich und stöhnte; sie eilte zu ihm. Er schlug die Augen auf und blickte, ohne etwas zu erkennen oder zu verstehen, auf Raskolnikow, der sich über ihn beugte. Er atmete schwer und röchelnd. Auf den Lippen stand blutiger Schaum, die Stirn bedeckte perlender Schweiß. Ohne Raskolnikow zu erkennen, irrten seine Augen unruhig umher. Katharina Iwanowna sah ihn mit einem traurigen, aber strengen Blick an, und aus ihren Augen flossen Tränen.

„Mein Gott! Die Brust ist ihm eingedrückt. Blut, nichts als Blut!“ schrie sie verzweifelt. „Wir müssen ihm die Oberkleider ausziehen. Dreh dich ein wenig, Semjon Sacharytsch, wenn du kannst.“

Marmeladow erkannte sie.

„Einen Priester!“ flüsterte er heiser.

Katharina Iwanowna ging ans Fenster und lehnte die Stirn an den Fensterrahmen.

„O du dreimal verfluchtes Dasein!“

„Einen Priester!“ keuchte der Sterbende nach minutenlangem Schweigen.

„Man holt ihn schon!“ schrie ihm Katharina Iwanowna zu. Er schwieg gehorsam. Mit schüchternem, sehnsüchtigem Blick suchte er ihr Auge. Sie wandte sich ihm zu. Der Sterbende

beruhigte sich ein wenig. Bald ruhten seine Augen auf der kleinen Lida, seinem Liebling, die verschüchtert in der Ecke hockte und ihn mit fragenden Kinderaugen unverwandt ansah.

„A – a – –“, zeigte er unruhig auf sie; er wollte etwas sagen.

„Was noch?“ rief Katharina Iwanowna.

„Sie ist barfuß, barfuß!“ murmelte er. Sein irrer Blick glitt über die nackten Füßchen der Kleinen.

„Schweig!“ zürnte Katharina Iwanowna. „Du weißt am besten, warum sie barfuß ist!“

„Gott sei Dank, der Arzt!“ rief Raskolnikow erleichtert.

Der Arzt trat ein, ein sorgfältig gekleideter alter Herr, ein Deutscher, der sich mißtrauisch umschaute. Er trat zum Kranken, fühlte dessen Puls, betastete aufmerksam den Kopf und öffnete mit Hilfe Katharina Iwanownas das von Blut durchtränkte Hemd. Die Brust war völlig zertreten und zerquetscht, einige Rippen der rechten Seite gebrochen. Auf der linken Seite, gerade über dem Herzen, zeigte sich ein großer, schwarzgelber Fleck, der von einem furchtbaren Hufschlag herrührte. Der Arzt zog ein bedenkliches Gesicht. Der Polizist berichtete, wie der Überfahrene unter den Rädern gelegen und dreißig Schritt auf dem Pflaster mitgeschleift worden sei.

„Ein Wunder, daß er noch zur Besinnung gekommen ist“, flüsterte der Arzt Raskolnikow zu.

„Was meint Ihr?“ fragte der.

„Es geht zu Ende.“

„Keine Hoffnung?“

„Keine; er liegt schon im Sterben. Auch der Kopf ist schwer verletzt. Hm! Man kann ihn vielleicht noch zur Ader lassen; eigentlich nicht mehr nötig. In fünf oder zehn Minuten wird alles vorüber sein!“

„Nun, so wollen wir ihn wenigstens zur Ader lassen?“

„Gern; aber ich sage ja, es ist zwecklos.“

Jetzt erklangen Schritte; die Menge auf der Treppe draußen teilte sich, und auf der Schwelle erschien der Priester, ein grauköpfiger Alter, mit den heiligen Geräten. Ihm folgte ein Polizist. Der Arzt machte Platz und wechselte mit dem Priester einen bedeutungsvollen Blick. Raskolnikow bat den Arzt, noch ein wenig zu warten; dieser zuckte die Achseln und blieb.

Alle gingen hinaus, die Beichte war nur kurz, der Sterbende, kaum noch bei Besinnung, vermochte nur unverständliche Laute von sich zu geben. Katharina Iwanowna nahm die kleine Lida, ergriff den Knaben auf dem Stuhl und zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, wo sie auf die Knie niederfiel und auch die Kinder niederknien ließ. Die Kleine zitterte, der Knabe, auf nackten Knien liegend, hob das Ärmchen, bekreuzte sich, neigte sich und stieß mit der Stirn auf den Fußboden, was ihm ein besonderes Vergnügen zu machen schien. Katharina Iwanowna preßte die Lippen zusammen und kämpfte mit den Tränen. Sie betete auch, zog zuweilen das Hemdchen des Kleinen zurecht und legte über die entblößten Schultern des Mädchens ein Tuch, das sie einer Schublade entnahm. Wieder wurde von Neugierigen die Tür des inneren Zimmers geöffnet. Auf dem Treppenabsatz drängten sich immer mehr Schaulustige. Ein armseliges Wachsstüpfchen erhellte die Szene.

In diesem Augenblick drängte sich Polenka atemlos vom schnellen Lauf herein. Sie warf das Tuch ab, ihr Auge suchte die Mutter; dann flüsterte sie ihr zu: „Sie kommt, ich traf sie auf der Straße!“

Die Mutter zog ihr Kind neben sich aufs Knie. Draußen erschien jetzt leise und schüchtern ein Mädchen. Eine seltsame Erscheinung in diesem Raum, mitten in Armut, Lumpen, Tod und Verzweiflung. Auch sie war ärmlich gekleidet, aber straßenmäßig aufgeputzt, nach dem Geschmack und den Regeln einer besonderen Welt, mit grell und eindeutig hervortretendem Zweck. Sonja blieb mitten auf der Schwelle stehen, ohne näher zu treten. In ihrem, wohl aus vierter Hand erworbenen, seidenen und hier gänzlich unpassenden Kleide mit der langen, lächerlichen Schleppe, mit ihrer Krinoline, die die ganze Tür ausfüllte, ihren hellen Halbstiefelchen, ihrem zur Abendzeit ganz unnötigen Sonnenschirm und dem auffallenden runden Strohhut mit brennendroter Feder – so stand sie verloren, geistesabwesend da, trat aber nicht über die Schwelle. Unter diesem aufgeputzten Hute schaute ein mageres, blasses und erschrecktes Gesichtchen mit geöffnetem Munde und vor Entsetzen starren Augen hervor. Sonja war von kleinem Wuchs, etwa achtzehn Jahre alt, bleich, ziemlich hübsch, blond, mit

wunderbaren blauen Augen. Sie starrte jetzt unverwandt nach dem Bett und auf den Priester; noch ging ihr Atem hastig vom schnellen Lauf. Endlich schien sie das Tuscheln der Leute zu hören. Sie schlug die Augen nieder, tat einen Schritt über die Schwelle, hielt sich aber noch immer nahe der Tür.

Die heilige Handlung war vorüber, und Katharina Iwanowna trat wieder an das Sterbebett. Der Priester wandte sich ihr zu, um ihr einige tröstliche Worte zu sagen.

„Aber was soll nur aus diesen armen Würmern werden?“ unterbrach sie ihn scharf und gereizt und zeigte auf die Kleinen.

„Gott ist barmherzig, hofft auf die Hilfe des Allmächtigen“, begann der Priester.

„Er ist barmherzig, aber nicht für uns!“

„Das ist sündhaft, meine Dame“, bemerkte der Priester kopfschüttelnd.

„Ist das etwa keine Sünde?“ kreischte Katharina und wies auf den Sterbenden.

„Vielleicht werden die, die ungewollt dies Unglück verschuldet haben, Euch entschädigen – für den Erwerbsausfall...“

„Ihr versteht mich nicht!“ rief sie aufgebracht. „Wofür sollen sie mich entschädigen? Ist er doch selbst unter die Pferde gelaufen! Was für einen Erwerb? Von ihm bekam ich wahrhaftig nichts. Er war ein Trunkenbold und hat alles versoffen. Er hat uns bestohlen und den Erlös in die Schenke getragen, sein Leben und das meine hat er vernichtet! Gott sei gedankt, daß er stirbt! Der Schade ist nicht groß!“

„Man soll in der letzten Stunde alles vergeben, Ihr redet sehr sündhaft!“

Katharina Iwanowna bemühte sich um ihren Mann, gab ihm zu trinken, wischte ihm Schweiß und Blut vom Gesicht und ordnete sein Kissen, während sie mit dem Priester sprach. Jetzt stürzte sie sich wie eine Rasende auf ihn.

„Ach, Vater, das sind Worte, eitel Worte! Vergeben! Er wäre heute doch wieder besoffen heimgekommen. Dies Hemd da ist sein einziges, abgetragen, zerlumpt. Er hätte sich nun zum Schlaf niedergelegt. Ich hätte bis zum grauen Morgen arbeiten und seine Lumpen und die meiner Kinder waschen, sie dann noch vorm Fenster trocknen und, sobald es hell geworden

wäre, mich zum Flicker hinsetzen müssen. Das ist meine Nacht! Was soll man da noch von Vergebung sprechen! Nun, ich habe ihm auch so vergeben!“

Ein tiefer, schrecklicher Husten unterbrach sie. Sie hustete in ihr Tuch und zeigte es dem Priester, das Tuch war ganz voll Blut.

Der Priester neigte das Haupt und schwieg.

Marmeladow lag im Todeskampf; er ließ kein Auge von Katharina Iwanowna, die sich wieder über ihn beugte. Er schien etwas sagen zu wollen und begann mit Anstrengung die Zunge zu bewegen, doch Katharina Iwanowna, die verstanden hatte, daß er um Verzeihung bitten wollte, rief ihm sofort gebieterisch zu:

„Schweig! Ist nicht nötig! Ich weiß, was du sagen willst!“ Der Sterbende schwieg; sein umherirrender Blick fiel jetzt auf die Tür, und er gewahrte Sonja, die in der Ecke im Halbdunkel stand.

„Wer ist das, wer ist das?“ brachte er plötzlich mit heiserer, stöhnender Stimme heraus. Voll Unruhe und Schrecken winkte er mit den Augen nach der Tür, zu seiner Tochter hin, und versuchte sich aufzurichten.

„Bleib liegen!“ schrie Katharina Iwanowna.

Aber mit letzter Kraft hatte er sich schon auf die Hand gestützt. Wild starrte er einige Augenblicke auf die Tochter, als erkenne er sie nicht. Hatte er sie doch noch niemals in solchem Aufzuge gesehen. Endlich erkannte er sie, die Ausgestoßene, die sich Schämende, Geputzte, die demütig und still wartete, bis die Reihe an sie käme, vom sterbenden Vater Abschied zu nehmen. Unendlicher Schmerz malte sich auf seinen Zügen.

„Sonja, meine Tochter, vergib mir!“ schrie er und wollte die Hand nach ihr ausstrecken. Er verlor den Halt, sank in sich zusammen und glitt vom Sofa mit dem Gesicht auf die Erde. Man hob ihn eilig auf, aber Marmeladow war tot. Sonja schrie auf, stürzte herbei, umarmte ihn und verharnte unbeweglich.

„Jetzt hat er es soweit gebracht!“ rief Katharina Iwanowna, auf den Leichnam deutend. „Was aber fange ich an? Womit werde ich ihn beerdigen? Und wovon soll ich die dort morgen satt machen?“

Raskolnikow trat heran.

„Katharina Iwanowna“, begann er, „vergangene Woche hat mir Euer verstorbener Mann seine Lebensgeschichte mit allen Einzelheiten erzählt. Glaubt mir, er sprach mit höchster Achtung von Euch. Seit jenem Abend, als ich sah, wie sehr er Euch allen ergeben war, Euch achtete und liebte, trotz seiner unglückseligen Schwäche, seit jenem Abend sind wir Freunde – gestattet mir jetzt, die letzte Pflicht an dem verstorbenen Freunde zu erfüllen. Hier sind, ich glaube, zwanzig Rubel – als erste Hilfe. Ich will – mit einem Worte –, ich werde wieder herkommen, sicherlich, vielleicht schon morgen. Lebt wohl!“

Schnell verließ Raskolnikow das Zimmer, noch schneller drängte er sich durch die Menge auf der Treppe. Da stieß er plötzlich mit Nikodim Fomitsch zusammen, der, von dem Unglücksfall benachrichtigt, persönlich Anordnungen treffen wollte. Seit dem Auftritt im Polizeibüro hatten sich beide nicht gesehen, dennoch erkannte Nikodim Fomitsch ihn sofort wieder.

„Ah, Ihr hier?“ fragte er.

„Er ist tot“, sagte Raskolnikow. „Der Arzt und ein Priester waren hier; es ist alles in Ordnung. Beunruhigt die arme Frau nicht zu sehr; sie ist ohnehin schwer brustleidend. Sprecht ihr Mut zu, wenn Ihr könnt. Ihr seid ein guter Mensch, das weiß ich“, fügte er lächelnd hinzu und sah ihm offen in die Augen.

„Aber Ihr habt Euch ja mit Blut befleckt“, sagte Nikodim Fomitsch, als er beim Schein der Laterne frische Blutflecken auf Raskolnikows Weste sah.

„Ja, ganz voller Blutflecken!“ antwortete Raskolnikow mit eigentümlichem Ausdruck, lächelte dann grüßend und ging die Treppe hinunter.

Er ging langsam, fiebernd, ohne es zu spüren, erfüllt von einem einzigen, neuen, unermesslichen Gefühl plötzlich zugefluteten, vollen und mächtigen Lebens. Es glich der Stimmung eines zum Tode Verurteilten, der unverhofft seine Begnadigung erfährt. Auf der halben Treppe holte ihn der Priester ein; Raskolnikow ließ ihm schweigend den Vortritt, sich mit stummer Verbeugung verabschiedend. Als er weiter hinabschritt, hörte er plötzlich eilige Schritte hinter sich. Es war Polenka, die ihm nachgelaufen kam und rief: „Hört, hört!“

Raskolnikow wandte sich um; das Kind stand eine Stufe höher als er; ein matter Schein fiel von draußen auf die Treppe. Raskolnikow sah in das magere, liebliche Gesicht des Mädchens, das ihm zulächelte und ihn nach Kinderart fröhlich anschaute. Es kam mit einem Auftrag, der ihm offenbar sehr angenehm war.

„Wie heißt Ihr? Und wo wohnt Ihr?“ fragte sie eilig mit ihrer dünnen, atemlosen Stimme. Er legte ihr beide Hände auf die Schultern und blickte ihr mit einer Art Glücksgefühl ins Gesicht. Es war ihm irgendwie angenehm, sie ansehen zu können.

„Wer schickt dich denn?“

„Meine Schwester Sonja“, sagte das Mädchen und lächelte noch fröhlicher.

„Ich wußte schon, daß dich die Schwester schickt.“

„Nein, auch Mamotschka. Sie sagte: ‚Lauf schnell, Polenka!‘“

„Hast du deine Schwester lieb?“

„Ich liebe sie über alles“, sagte die Kleine mit besonderer Festigkeit und wurde plötzlich ernster.

„Könntest du auch mich lieben?“

Statt der Antwort sah er, wie sich das Kindergesicht ihm näherte und sich ihm schwellende Lippen zum unschuldigen Kusse boten. Ihre mageren Ärmchen umfingen ihn kräftig, ihr Köpfchen neigte sich an seine Schulter. Das Mädchen begann leise zu weinen und drückte sein Gesicht fest und fester an ihn.

„Papasha tut mir so leid!“ sagte es endlich, sein verweintes Gesichtchen hebend und die Tränen wegwischend. „Es ist so viel Unglück über uns gekommen“, fügte es altklug hinzu.

„Hat euch Papasha auch liebgehabt?“

„Er hat Lida mehr als uns alle geliebt“, antwortete Polenka wichtig, ernst; „er liebte sie, weil sie noch klein und weil sie ein wenig krank ist. Er hat ihr auch immer etwas mitgebracht. Uns hat er lesen gelehrt, mich auch die Grammatik und die Heilige Schrift“, fügte sie mit Würde hinzu. „Mamotschka hat nichts dazu gesagt; wir wußten, daß sie das gern hat, und auch Papotschka wußte es. Mamotschka will mir auch Französisch beibringen. Es wird Zeit, daß ich eine Ausbildung erhalte.“

„Kannst du denn auch beten?“

„Gewiß, wir können beten. Schon lange. Ich bete schon für

mich allein, aber Kolja und Lidotschka beten laut mit Mamotschka, zuerst das ‚Mutter Gottes‘ und dann noch: ‚Gott vergib und segne unsere Schwester Sonja!‘ Unser erster Papotschka ist gestorben, und das ist unser anderer Papa, aber wir beten auch für jenen.“

„Kleine Polenka, ich heiße Rodion, bete auch manchmal für mich, ‚für den Knecht Gottes, Rodion‘, weiter nichts.“

„Mein ganzes Leben will ich für Euch beten“, rief das Kind eifrig und warf sich ihm lachend wieder an den Hals.

Raskolnikow nannte ihm seinen Namen, gab ihm die Adresse und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen. Das Kind ging begeistert davon. Es war elf Uhr, als er auf die Straße trat. Nach fünf Minuten stand er auf der Brücke, fast an der gleichen Stelle, wo sich die Frau ins Wasser gestürzt hatte.

„Genug!“ sagte er entschieden und feierlich. „Fort mit den Wahnbildern, fort mit dem eingebildeten Schrecken! Es gibt noch ein Leben! Habe ich etwa soeben nicht gelebt? Mein Leben ist noch nicht mit der Alten gestorben! Gott habe sie selig und – nun genug, Alte, es ist Zeit für dich, zu ruhen! Es gibt noch ein Reich der Vernunft und der Erleuchtung und – und des Willens und der Kraft – wir wollen jetzt sehen! Nehmen wir den Kampf auf!“ fügte er hinzu, als wende er sich an eine finstere Macht, sie herauszufordern. „Und ich hatte mich schon damit abgefunden, auf dem ellenbreiten Raum weiterzuleben!

Ich fühle mich sehr schwach in diesem Augenblick, doch es scheint, die ganze Krankheit ist vorüber. Ich wußte schon, daß sie vergehen würde, als ich hinausging. Hier ist das Haus Potschinkows, nur noch zwei Schritte. Ich muß zu Rasumichin, mag er seine Wette gewinnen und seinen Spaß haben! Nur Kraft! Kraft! Ohne Kraft kann man nichts erreichen; Kraft ist nötig, um Kraft zu gewinnen, und eben das wissen die anderen nicht“, fügte er stolz und selbstbewußt hinzu und verließ, kaum seine Füße fühlend, die Brücke. Stolz und Selbstbewußtsein wuchsen in ihm, mit jeder verrinnenden Minute wurde er mehr zu einem anderen Menschen, als er vorher gewesen war. Was war denn geschehen, daß dieser plötzliche Wandel vor sich ging? Er wußte es selber nicht; wie einem, der sich an einen Strohhalme klammert, schien es ihm plötzlich: Es gibt

noch ein Leben für mich, mein Leben ist nicht zusammen mit der Alten gestorben! – Er hatte vielleicht zu schnell diesen Schluß gezogen, aber daran dachte er nicht.

Und dabei habe ich doch Polenka gebeten, in ihrem Gebet den Knecht Gottes, Rodion, zu erwähnen, fiel ihm plötzlich ein. – Nun, auf alle Fälle! – Er lachte wie über einen Dummejungenstreich. Er war in bester Stimmung.

Es war nicht schwer, Rasumichin zu finden. Im Hause Pottschinkows kannte man bereits den neuen Mieter, und der Pförtner wies ihm sogleich den Weg. Schon auf der halben Treppe konnte man den Lärm und das laute Sprechen der zahlreichen Gäste hören. Die Wohnungstür stand weit offen, von drinnen erklangen schreiende und streitende Stimmen. Rasumichins Zimmer war ziemlich geräumig; es waren etwa fünfzehn Gäste anwesend. Raskolnikow blieb im Vorzimmer stehen. Hier waren hinter einer Zwischenwand die beiden Mägde der Wirtin emsig mit zwei großen Samowaren beschäftigt; daneben standen Flaschen, Teller, Schüsseln mit Pasteten und Vorspeisen, die alle aus der Küche der Wirtin stammten. Raskolnikow schickte nach Rasumichin. Der kam hocherfreut herbei. Man sah auf den ersten Blick, daß er ungewöhnlich viel getrunken hatte. Wenn er sich auch nie richtig betrank, so konnte man ihm diesmal doch etwas anmerken.

„Ich bin nur gekommen, dir zu sagen“, begann Raskolnikow, „daß du deine Wette gewonnen hast und daß tatsächlich niemand weiß, wo er schließlich hingeführt wird. Eintreten kann ich nicht, ich bin so schwach, daß ich beinahe umfalle. Also guten Tag und lebe wohl! Komm morgen zu mir.“

„Weißt du was, ich werde dich nach Hause bringen! Wenn du schon selber sagst, daß du schwach bist, so . . .“

„Und deine Gäste? Wer ist denn der Krauskopf, der da zu uns herüberschaut?“

„Der? Weiß der Teufel! Wahrscheinlich ein Bekannter meines Onkels, aber vielleicht ist er auch gar nicht eingeladen. Ich lasse meinen Onkel bei den Gästen, er ist ein prächtiger Mensch, schade, daß du nicht gleich seine Bekanntschaft machen kannst. Übrigens hol' sie alle der Teufel! Sie brauchen mich jetzt nicht, und ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen. Du kommst mir gerade recht; noch zwei Minuten,

und ich würde raufen, bei Gott! Sie reden einen solchen Blödsinn – du kannst es dir nicht vorstellen, wie weit der Mensch sich ausgießen kann! Übrigens kannst du es dir vorstellen; denn wir reden ja selber auch genug Unsinn. Laß sie reden, sie werden schon wieder aufhören. Setz dich einen Augenblick; ich schicke dir Sosimow.“

Sosimow stürzte sich geradezu auf Raskolnikow. Eine besondere Neugier war in seinem Gesicht zu lesen, aber bald heiterte sich seine Miene auf:

„Der Patient muß sofort schlafen“, entschied er, ihn nach Möglichkeit untersuchend. „Für die Nacht ist das hier einzunehmen. Werdet Ihr es nehmen? Ich habe es schon vorbereitet, ein Pülverchen.“

„Meinetwegen zwei“, antwortete Raskolnikow und nahm das Pulver sofort ein.

„Gut, daß du ihn begleiten willst“, sagte Sosimow zu Rasumichin. „Wie es morgen mit ihm stehen wird, werden wir ja sehen, heute scheint er sich gut zu halten; eine auffallende Besserung! Man lernt nie aus.“

„Weißt du, was mir Sosimow vorhin zugeflüstert hat?“ platzte Rasumichin heraus, als beide auf der Straße standen. „Ich will dir nicht alles erzählen, weil sie alle Narren sind. Sosimow hat mich beauftragt, dich unterwegs zum Schwatzen zu bringen, und dann soll ich ihm alles wiedererzählen. Er glaubt nämlich, daß du – verrückt bist, oder doch beinahe verrückt. Denke dir nur! Erstens bist du dreimal gescheiter als er; zweitens, wenn du nicht verrückt bist, lachst du darüber, daß solch ein Unsinn in seinem Kopf auftauchen kann; drittens hat dieser Fettkloß, obgleich er seinem Fach nach Chirurg ist, eine fixe Idee, das sind Geisteskrankheiten. Deine Unterhaltung heute mit Sametow hat unserem guten Sosimow in bezug auf dich endgültig den Kopf verdreht.“

„Hat Sametow dir alles erzählt?“

„Alles, und du hast gut daran getan. Ich habe jetzt alles herausgeschnüffelt, und Sametow hat auch begriffen. Mit einem Wort, Rodja, die Sache ist die – ich habe jetzt einen sitzen –, aber das hat nichts zu sagen, die Sache ist die – verstehst du, daß dieser Gedanke sich tatsächlich bei ihnen festgesetzt hat – verstehst du? Das heißt, sie wagten nicht, ihn laut auszu-

sprechen, weil es so ein haarsträubender Blödsinn ist, und besonders nachdem sie diesen Anstreicher verhaftet haben, ist alles wie eine Seifenblase zersprungen, auf immer. Aber warum sind sie auch so töricht! Ich hatte damals Sametow ein wenig geprügelt, das unter uns, Bruder, laß dir nicht anmerken, daß du etwas weißt. Ich habe bemerkt, daß er empfindlich ist; es war bei Luisa. Aber heute wurde alles klar. Die Hauptschuld hat dieser Ilja Petrowitsch, er hatte damals deine Ohnmacht im Büro in seiner Weise ausgelegt und schämte sich später selber, ich weiß es.“

Raskolnikow hörte gespannt zu. Rasumichin schwatzte in seiner Trunkenheit alles aus.

„Ich bin damals in Ohnmacht gefallen, weil es schwül war und nach Ölfarbe roch“, sagte Raskolnikow.

„Und das erklärst du noch! Es war nicht die Ölfarbe allein, die Krankheit steckte schon einen ganzen Monat in dir, Sosimow kann es bezeugen! Aber wie Sametow, dieser dumme Junge, jetzt niedergeschlagen ist, du kannst es dir nicht vorstellen! ‚Ich bin den kleinen Finger dieses Menschen nicht wert‘ – sagt er, nämlich deinen kleinen Finger. Er hat manchmal Anstandsgefühl. Aber die heutige Lehre im Kristallpalast, das ist die Höhe! Du hast ihn zuerst erschreckt, bis zum Wahnsinn aufgeregt, du hast ihn ja fast gezwungen, wieder an diesen ganzen scheußlichen Unsinn zu glauben – und ihm dann plötzlich die Zunge gezeigt: – ‚Da hast du es!‘ – Fabelhaft! Er ist jetzt ganz zermalmt, vernichtet, du bist wahrhaftig ein Meister, und so geschieht ihm recht. Schade, daß ich nicht dabei war! Er erwartet dich jetzt mit großer Ungeduld, auch Porfirij will dich unbedingt kennenlernen.“

„Ach, auch der! Und warum hält Sosimow mich für verrückt?“

„Das heißt nicht gerade für verrückt. Ich habe, wie mir scheint, zuviel geschwätzt. Siehst du, es ist ihm aufgefallen, daß dich nur dieser eine Punkt interessiert. Jetzt ist es ja klar, warum, da man alle Umstände kennt, wie es dich gereizt hat im Büro und wie es mit deiner Krankheit verquickt war. Ich bin ein wenig betrunken, Bruder, aber, weiß der Teufel, er hat so seine eigene Idee. Ich sage dir, er hat jetzt Geisteskrankheiten zur fixen Idee. Aber ich pfeife darauf!“

Einen Augenblick schwiegen beide.

„Höre, Rasumichin, ich will dir offen sagen: Ich war soeben bei einem Sterbenden, ein Beamter ist gestorben. – Dort habe ich mein ganzes Geld hergegeben. Und außerdem hat mich ein Wesen geküßt, das auch, wenn ich wirklich jemanden ermordet hätte – mit einem Wort, ich habe dort noch ein anderes Wesen gesehen mit einer feuerroten Feder... Übrigens, ich phantasie – ich bin sehr schwach, stütze mich, hier ist ja gleich die Treppe...“

„Was ist dir? Was ist mit dir?“ rief Rasumichin erschrocken. „Mir ist bloß ein wenig schwindlig, aber das ist nicht wichtig; mir ist so traurig, so traurig wie jener Frau. – Schau, was ist da? Schau! Schau!“

„Was denn?“

„Siehst du nicht? Das Licht in meiner Kammer? Durch die Ritze...!“

Sie standen bereits auf dem letzten Treppenabsatz, nahe der Tür der Hauswirtin. Wirklich sah man von oben in Raskolnikows Kammer Licht.

„Seltsam, sollte es Nastasja sein?“ meinte Rasumichin.

„Sie ist um diese Zeit nie bei mir und schläft wohl schon. – Doch – mir ist alles gleichgültig! Leb wohl!“

„Was sagst du da? Wir gehen natürlich zusammen hinein!“

„Ich weiß, daß wir zusammen hineingehen, aber ich will dir hier die Hand drücken und Abschied nehmen. Gib mir also deine Hand und leb wohl!“

„Aber was ist dir, Rodja?“

„Nichts – komm – du sollst Zeuge sein.“

Sie stiegen die Treppe hinauf; Rasumichin kam der Gedanke, Sosimow könnte doch vielleicht recht haben. „Hm, ich habe ihn mit meinem Geschwätz verstimmt“, murmelte er für sich. Als sie sich der Kammer näherten, hörten sie plötzlich Stimmen.

„Was soll das heißen?“ rief Rasumichin befremdet.

Raskolnikow griff nach der Türklinke, öffnete die Tür weit und stand wie angewurzelt.

Mutter und Schwester saßen auf seinem Sofa und erwarteten ihn bereits seit anderthalb Stunden. Wie konnte er nur das vergessen, da er doch heute zum zweitenmal die Nachricht erhalten hatte, sie seien unterwegs und müßten bald ankommen! Sie hatten nun seit anderthalb Stunden, einander unterbrechend,

Nastasja ausgefragt, die vor ihnen stand und haarklein Bericht erstattete. Sie waren außer sich vor Schrecken, als sie hörten, daß Rodion „heute davongelaufen“ sei, krank und, wie sie aus Nastasjas Erzählung entnehmen mußten, noch dazu in hohem Fieber. „Gott, was wird mit ihm geschehen!“ Sie weinten und litten Folterqualen.

Mit Freudenrufen begrüßten sie den eintretenden Raskolnikow; sie eilten ihm beide entgegen. Er aber stand wie ein Holzklotz. Ein unerträgliches, jähes Bewußtwerden erschütterte ihn wie ein Donnerschlag. Seine Hände erhoben sich auch nicht zur Umarmung. Er tat einen Schritt, dann brach er ohnmächtig zusammen.

Unruhe, Schreie und Seufzer erfüllten den Raum; Rasumichin, der auf der Schwelle gestanden hatte, packte den Kranken mit starken Armen, und in einem Augenblick befand sich Raskolnikow auf dem Sofa.

„Es ist nichts!“ rief er, zu Raskolnikows Mutter und Schwester gewendet. „Diese Ohnmacht ist nicht gefährlich! Soeben hat der Arzt gesagt, daß es ihm schon viel besser gehe, daß er fast schon ganz gesund sei! Wasser! Er kommt ja schon wieder zu sich. Da ist er schon bei Besinnung!“

Rasumichin drückte dabei die Hand Dunjas mit solcher Kraft, daß er sie beinahe aus dem Gelenk drehte; er zog sie näher, damit sie sich überzeugen konnte, daß er schon wieder bei Besinnung war.

Mutter und Schwester schauten Rasumichin wie die Vorsehung an, mit Rührung und Dankbarkeit. Sie hatten schon von Nastasja gehört, was Herr Rasumichin für ihren Rodja während der Krankheit getan hatte. Jedenfalls ein „gewandter junger Mann“, wie ihn an diesem Abend im vertrauten Gespräch mit ihrer Tochter Frau Pulcheria Alexandrowna Raskolnikowa nannte.

DRITTER TEIL

I

Raskolnikow richtete sich auf dem Sofa auf und setzte sich. Er winkte Rasumichin matt, er möge den Strom seiner gutgemeinten Beruhigungen endlich hemmen, nahm dann die Hände von Mutter und Schwester und schaute schweigend bald diese, bald jene an. Die Mutter erschrak. Es lag in seinem Blick eine bis zum Schmerz gesteigerte Empfindsamkeit und zugleich etwas Starres, Geistesabwesendes. Pulcheria Alexandrowna begann zu weinen.

Awdotja Romanowna erblaßte, und ihre Hand zitterte in der des Bruders.

„Geht nach Hause; Rasumichin wird euch begleiten“, begann Raskolnikow stockend, „bis morgen; morgen wollen wir sprechen. Seid ihr schon lange in Petersburg?“

„Seit heute abend, Rodja“, sagte Pulcheria Alexandrowna. „Der Zug hatte sich schrecklich verspätet. Aber, mein lieber Rodja, ich kann dich jetzt um keinen Preis der Welt allein lassen! Ich werde über Nacht hierbleiben!“

„Quält mich nicht!“ Raskolnikow wehrte heftig mit der Hand ab.

„Ich will bei ihm bleiben“, erbot sich Rasumichin, „und werde ihn keinen Augenblick verlassen. Meine Gäste können sich zum Teufel scheren, mögen sie die Wände raufklettern! Mein Onkel führt ja den Vorsitz!“

„Oh, wie danke ich Euch!“ Pulcheria Alexandrowna drückte Rasumichin die Hand; doch Raskolnikow unterbrach sie wieder.

„Ich kann nicht, ich kann nicht, quält mich nicht! Es ist genug, geht nun – ich kann wirklich nicht!“

„Komm, Maminka, wir wollen wenigstens für einen Augenblick aus dem Zimmer gehen“, flüsterte Dunja erschrocken.
„Wir martern ihn, man sieht es!“

„Aber soll ich ihn nach vollen drei Jahren nicht einmal ansehen dürfen?“ jammerte Pulcheria Alexandrowna.

„Wartet!“ rief Raskolnikow. „Ihr unterbrecht mich immer, und meine Gedanken verwirren sich. Habt ihr Luschin schon gesehen?“

„Nein, Rodja, aber er weiß, daß wir da sind. Wir hörten, daß Peter Petrowitsch so freundlich gewesen ist, dich heute zu besuchen“, antwortete Pulcheria mit einer gewissen Schüchternheit.

„Ja – er war so freundlich. Dunja, ich habe Luschin vorhin gesagt, ich würde ihn die Treppe hinunterwerfen; zum Teufel habe ich ihn gejagt!“

„Rodja, um aller Heiligen willen! Du willst doch wohl nicht sagen...“, rief Pulcheria Alexandrowna erschrocken, schwieg aber mit einem Blick auf Dunja.

Die schaute unverwandt auf ihren Bruder und wartete, was er weiter sagen würde. Sie waren schon beide durch Nastasja über diesen Auftritt unterrichtet und hatten unter der Ungewißheit und Erwartung sehr gelitten.

„Dunja“, begann Raskolnikow mit Anstrengung, „ich wünsche diese Heirat nicht. Du sollst morgen, beim ersten Gespräch, Luschin absagen, so daß von ihm nichts mehr zu sehen und zu hören ist.“

„Mein Gott!“ rief Pulcheria Alexandrowna.

„Bruder, überlege, was du redest!“ erregte sich Awdotja Romanowna, doch sie beherrschte sich sofort. „Du bist vielleicht jetzt zu schwach, du bist erschöpft“, sagte sie sanft.

„Habe ich Fieber? Nein. – Du heiratest Luschin ja nur um meinetwillen, aber ich werde dein Opfer nicht annehmen. Morgen wirst du ihm deine Absage schreiben. Du wirst mir morgen früh den Brief zu lesen geben; damit genug!“

„Das kann ich nicht!“ rief das junge Mädchen entrüstet. „Mit welchem Recht...?“

„Liebste Dunja, du bist auch erregt – also bis morgen. Siehst du denn nicht...? Ach komm, das ist wohl besser!“ flüsterte die erschrockene Mutter.

„Er phantasiert. Wie würde er es sonst wagen!“ rief der nicht ganz nüchterne Rasumichin. „Morgen hat Rodja die ganze Albernheit vergessen. Allerdings hat er den Herrn Luschin heute hinausgeworfen; das ist nun einmal geschehen! Nun, und er wurde böse. . . Er hat sich hier aufgespielt, seine Kenntnisse ausgepackt und ging schließlich mit eingekniffenem Schwanz.“

„Also ist das wahr?“ rief Pulcheria Alexandrowna.

„Bis morgen, Bruder“, sagte Dunja voll Mitleid, „komm, Maminka, leb wohl, Rodja!“

„Hörst du, Schwester?“ wiederholte Raskolnikow. „Ich spreche nicht im Fieber, diese Heirat ist – eine Gemeinheit! Wenn ich auch ein Schuft bin, aber so eine Schwester werde ich nicht als Schwester anerkennen. Entweder ich oder Luschin. Nun geht!“

„Bist du von Sinnen, du Tyrann!“ schrie Rasumichin. Aber Raskolnikow gab keine Antwort, vielleicht hatte er auch nicht mehr die Kraft dazu. Er lag wieder auf dem Sofa, der Wand zugekehrt, völlig apathisch. Awdotja Romanowna betrachtete interessiert Rasumichin. Ihre schwarzen Augen funkelten, und der junge Mann zuckte unter diesem Blick zusammen. Pulcheria Alexandrowna stand ratlos neben ihr.

„Ich kann beim besten Willen jetzt nicht gehen“, flüsterte sie verzweifelt Rasumichin zu, „ich werde hierbleiben, irgendwo; wollt Ihr Dunja begleiten?“

„Ihr werdet nur alles verderben!“ rief dieser, außer sich geratend. „Kommt jetzt mit auf die Treppe! Nastasja, leuchte! Ich schwöre Euch“, flüsterte er auf der Treppe. „Neulich hat er uns beinahe geprügelt, den Arzt und mich. Versteht Ihr das? Sogar den Arzt! Der Arzt ging schließlich, um den Kranken nicht noch mehr aufzuregen. Ich aber habe unten Wache gehalten, und doch hat er sich angekleidet und ist fortgeschlichen. Wenn Ihr ihn jetzt aufregt, wird er in der Nacht wieder auf und davon gehen und kann sich gar ein Leid antun.“

„Was sagt Ihr da?“

„Und Awdotja Romanowna kann auch nicht allein in Eurer Wohnung sein! Bedenkt, wo Ihr wohnt! Konnte denn dieser jämmerliche Peter Petrowitsch keine bessere Unterkunft finden? Übrigens, ich bin heute ein bißchen betrunken und deshalb ein wenig durcheinander – kehrt Euch nicht dran.“

„Nun, dann werde ich eben zur Hauswirtin gehen“, beharrte Pulcheria Alexandrowna. „Ich werde sie beschwören, mir und Dunja einen Winkel für diese Nacht einzuräumen. Ich kann ihn nicht verlassen, ich kann nicht!“

Während sie sprach, standen sie im Treppenhaus neben der Tür der Wirtin. Nastasja leuchtete ihnen von der untersten Stufe. Rasumichin war ungewöhnlich erregt. Noch vor einer halben Stunde, als er Raskolnikow nach Hause begleitete, war er zwar sehr redselig gewesen, aber bei klarem Verstande, ungeachtet der ungeheuren Alkoholmenge dieses Abends. Jetzt aber war er in einem verzückten Rausche, als ob ihm all das Genossene aufs neue zu Kopfe gestiegen wäre. Er stand bei den Damen, hielt sie an den Händen, sprach und setzte ihnen die Gründe mit unglaublicher Offenheit auseinander. Er drückte, wohl zur Bekräftigung, die Hände der Damen wie in einem Schraubstock zusammen und verschlang ungeniert Awdotja Romanowna mit seinen Blicken. Sie entzogen sich mehrmals dem Druck seiner mächtigen, knöchigen Tatze. Er schien es gar nicht zu merken und zog sie nur stärker heran. Hätten sie ihm befohlen, sich für sie die Treppe hinunterzustürzen, er hätte es ohne Bedenken getan.

Pulcheria Alexandrowna war mit ihren Sorgen ganz bei Rodja, gleichwohl fühlte sie, daß der überschwengliche junge Mann ihr eigentlich gar zu sehr die Hand drücke, aber sie wollte sich dem Helfer gegenüber nichts anmerken lassen. Awdotja Romanowna, wenn auch von Natur nicht schüchtern, begegnete dem seltsamen Glimmen in den Augen Rasumichins, doch mit einer leichten Befangenheit. Nur ein unbegrenztes Vertrauen zum Freunde ihres Bruders, geweckt durch die Erzählungen Nastasjas, hielt sie ab, davonzulaufen und die Mutter mit sich fortzuziehen. Es war ohnehin zu spät. Nach zehn Minuten hatte sie sich indessen beruhigt. Rasumichin hatte die Fähigkeit, in einem Augenblick sein Wesen ganz zu enthüllen. Sie wußten, wen sie vor sich hatten.

„Ihr dürft nicht bei der Wirtin übernachten, das wäre der größte Fehler“, suchte er Pulcheria Alexandrowna zu überzeugen, „wenn Ihr auch seine Mutter seid. Euer Bleiben wird ihn rasend machen, und wer weiß, wie es dann kommen kann! Hört, was ich tun möchte: Jetzt sitzt Nastasja bei ihm, ich

werde Euch beide nach Haus begleiten. Ihr könnt jetzt nicht allein auf die Straße. Hier in Petersburg ist es so . . . Ich werde dann gleich hierher zurückkehren und bringe Euch dann binnen einer Viertelstunde Nachricht, wie es ihm geht, ob er schläft . . . Dann werde ich einen Augenblick in meine eigene Wohnung eilen. Ich habe nämlich Gäste, die werden sämtlich betrunken sein, nehme Sosimow – das ist der Arzt, der ihn behandelt und der jetzt stocknüchtern bei mir daheim sitzt; der ist niemals betrunken, niemals! – mit zu Rodja. Dann komme ich zu Euch, so erhaltet Ihr gleich zweimal Nachricht, die eine vom Arzt selbst, und die ist sicher mehr wert als meine. Sollte es ihm schlechter gehen, so schwöre ich Euch, ich werde Euch rufen, andernfalls könnt Ihr ruhig schlafen. Ich werde die Nacht hindurch hier auf dem Flur wachen. Rodja wird mich da nicht hören, und Sosimow bitte ich, bei der Wirtin zu bleiben, damit er gleich bei der Hand ist! Wer ist jetzt wichtiger, Ihr oder ein Arzt? Der Arzt natürlich! Nun also, auf nach Hause! Bei der Hauswirtin bleiben könnt Ihr nicht. Sie würde es nicht zulassen, sie ist nämlich ein wenig närrisch. Sie würde auf Awdotja Romanowna eifersüchtig werden, und auf Euch obendrein, darin ist sie gänzlich unberechenbar. – Übrigens – bin ich auch ein Narr, nun, sei's drum! Kommt! Vertraut Euch mir an!“

„Komm, Maminka“, sagte Awdotja Romanowna, „er wird sicher so tun, wie er verspricht. Hat er doch den Bruder bisher gepflegt, und wenn er wirklich den Arzt veranlaßt, hier zu übernachten . . .“

„Ihr versteht mich. Ihr seid ein – Engel!“ rief Rasumichin entzückt.

„Kommt! Nastasja! Bleib einen Augenblick oben und wache bei ihm, mit Licht! Ich werde in einer Viertelstunde wieder hier sein!“

Pulcheria Alexandrowna war zwar nicht völlig überzeugt, widersprach aber nicht. Rasumichin bot beiden den Arm und zog sie mit sich. Die Mutter, noch immer beunruhigt, fragte sich: „Wird er auch halten können, was er versprochen hat? In solch einem Zustande . . . Immerhin ist er recht gewandt und gut.“

„Ah, ich verstehe, Sie denken an meine augenblickliche Ver-

fassung“, unterbrach Rasumichin ihren Gedankengang, den er erraten hatte. Mit Riesenschritten marschierte er los, so daß die Damen ihm kaum folgen konnten, was er aber gar nicht zu merken schien. „Unsinn! Ich bin besoffen wie ein Bauernlummel, doch das tut nichts. Es ist nicht der Brantwein, nein, als ich Euch sah, stieg mir das Blut zu Kopf! Kehrt Euch nicht daran – ich schwatze lauter Unsinn; bin Euer auch nicht würdig – bin gänzlich unwürdig! Nun, sobald Ihr glücklich daheim seid, will ich mir gleich hier aus dem Kanal zwei Eimer Wasser über den Kopf gießen; dann bin ich wieder völlig nüchtern. – Wenn Ihr wüßtet, wie ich Euch beide in mein Herz geschlossen habe! Lacht nicht, aber zürnt auch nicht! Ich bin sein Freund und möchte auch der Eure sein! So will ich es. Ich hab’ das schon vor einem Jahr geahnt; eigentlich auch wieder nicht. Ihr seid mir ja gleichsam vom Himmel gefallen. Ich werde die ganze Nacht kein Auge schließen. Sosimow fürchtete vorhin, daß Rodja den Verstand verliert. Wir dürfen ihn nicht aufregen.“

„Was sagt Ihr da?“ schrie Pulcheria Alexandrowna auf.

„Hat der Arzt das wirklich gesagt?“ fragte Awdotja Romanowna erschrocken.

„Er sagte so, aber es wird wohl nicht der Fall sein. Er hat ihm ein Pulver gegeben, ich habe es gesehen; dann kamt Ihr. Wenn Ihr wenigstens erst morgen gekommen wäret! Gut, daß wir ihn allein gelassen haben; binnen einer Stunde wird Euch Sosimow Bericht erstatten. Der ist nie betrunken. Auch ich werde dann nüchtern sein. Weshalb bin ich jetzt besoffen? Nun, weil die Vermaledeiten sich bei mir in die Haare gerieten. Ich hatte geschworen, nicht mitzustreiten, aber sie behaupteten so unsinniges Zeug, daß ich bald gerauft hätte. Dann hab’ ich meinen Onkel als Gastgeber zurückgelassen. Glaubt mir, sie verlangen jetzt völlige Entpersönlichung, gerade darin finden sie Geschmack! In jedem Fall sich selbst unähnlich sein, das ist heute die große Mode. Wenn sie wenigstens ihre eigene Weisheit von sich gäben, aber so . . .“

„Erlaubt!“ unterbrach ihn Pulcheria Alexandrowna schüchtern, das aber bestärkte ihn nur in seinem Eifer.

„Was denkt Ihr?“ rief Rasumichin, lauter werdend, „meint Ihr, ich rede darüber, daß andere irren? Unsinn! Ich liebe es,

wenn man irrt! Der Irrtum ist das einzige, was die Menschheit vor allen anderen Lebewesen voraus hat. Wenn man irrt, gelangt man zur Wahrheit! Ich bin deshalb Mensch, weil ich irre. Zur reinen Wahrheit kann man nicht gelangen, ohne vierzigmal geirrt zu haben, oder auch hundertundvierzigmal, und das ist ehrenvoll in seiner Art. – Irre nur, aber irre auf deine Weise! In der eigenen Weise zu irren ist fast besser als Wahrheit auf fremde Weise. Im ersten Falle ist man Mensch, im zweiten ein plappernder Papagei. Die Wahrheit wird nicht davonlaufen, aber man wird nicht verstehen, sie zu finden. Dafür hat's Beispiele genug gegeben! Was sind wir? Wir alle, alle ohne Ausnahme, stecken noch in den Kinderschuhen in bezug auf die Wissenschaft, die Erziehung, unser Denken, unsere Erfindungen, unsere Ideale, Wünsche, Urteile und Erfahrungen! Es gefällt uns, mit fremdem Verstand auszukommen, wir haben Geschmack daran gefunden! Ist's nicht so? Habe ich recht?“ Rasumichin schüttelte und drückte die Hände der Damen. „Ist's nicht so?“

„Mein Gott, ich weiß es wirklich nicht!“ antwortete die arme Pulcheria Alexandrowna.

„So ist es, so ist es, obwohl ich auch nicht in allem Eurer Meinung bin“, bestätigte Awdotja Romanowna und schrie dann auf, so heftig hatte ihr Begleiter diesmal ihre Hand gedrückt.

„Nicht wahr? Ihr sagt es auch!“ rief er voll Entzücken. „Nun, dann seid Ihr eine Quelle der Güte, Reinheit, des Verstandes und – der Vollkommenheit! Gebt mir Eure Hand, gebt sie her! Ihr auch – so – ich will sie küssen, hier!“

Er fiel auf dem Fußsteig auf die Knie, glücklicherweise war kein Mensch zu sehen.

„Hört auf, ich bitte Euch, was tut Ihr!“ rief Pulcheria Alexandrowna voll Unruhe.

„Steht auf!“ lachte Dunja gezwungen.

„Um keinen Preis! Bevor Ihr mir nicht Eure Hände gereicht habt. So, es ist genug – nun bin ich aufgestanden. Wir wollen weitergehen! Ich bin ein elender Tölpel, Eurer ganz unwürdig, ein Betrunkener, ich schäme mich. Ich bin nicht wert, Euch zu lieben, wohl aber, mich vor Euch zu verneigen. Das ist die Pflicht eines jeden, der nicht vollständig gesunken

ist! Ich habe mich gebeugt! – Hier ist Eure Wohnung; Rodja hatte völlig recht, daß er vorhin Euren Peter Petrowitsch hinausjagte. Wie konnte er es wagen, Euch hier einzuquartieren? Ein Skandal! Wißt Ihr, wen man hier unterbringt? Ihr seid doch seine Braut! Ihr seid seine Braut, nicht wahr? Nun, so werde ich Euch sagen, Euer Bräutigam ist ein Lump!“

„Hört, Herr Rasumichin, Ihr habt vergessen ...“, begann Pulcheria Alexandrowna.

„Ah, Ihr habt recht; ich vergaß mich und bitte um Verzeihung“, sagte Rasumichin, „aber – aber Ihr dürft mir deshalb nicht zürnen. Ich spreche aufrichtig und nicht etwa, um ... hm! Das wäre gemein, mit einem Worte, nicht, um Euch ... hm! Sei's drum; ist auch nicht notwendig. Ich wage es nicht zu sagen, warum ... Aber wir wußten schon, als er eintrat, daß dieser Mensch nicht zu uns gehört! Nicht etwa, weil er direkt vom Friseur kam, nicht weil er sich beeilte, seine Weisheit zu zeigen, sondern weil er ein Schnüffler, ein Spekulant ist. Er ist ein Jude, ein Heuchler, das sieht man. Ihr denkt, er ist klug. Nein, er ist ein Narr, ein Narr! Und Ihr beide solltet ein Paar werden? O großer Schöpfer! Seht, meine Damen“, er blieb plötzlich mitten auf der Treppe stehen, „und wenn alle dort bei mir auch betrunken sind, dafür haben sie alle Ehre im Leibe. Und wenn wir auch irren, wir werden uns aber schließlich bis zur Wahrheit durchirren, weil wir auf edlem Wege sind, Peter Petrowitsch aber, der wandelt nicht auf edlem Wege. Ich habe wohl soeben über alle arg geschimpft, aber ich achte sie alle; Sametow achte ich nicht, aber ich liebe ihn doch, denn er – ist noch ein junger Hund! Auch diesen Sosimow, der ist ehrlich und versteht seinen Kram. Doch genug; ich habe alles gesagt, und es wird mir vergeben werden! Ist es nicht schon vergeben? Nun, kommt! Ich kenne diesen Gang, ich bin früher schon mal hier gewesen; dort, im dritten Zimmer, war ein Skandal! Aber wo wohnt Ihr? Welche Nummer? Acht? Schließt Euch gut ein für die Nacht, laßt niemand herein. Nach einer Viertelstunde komme ich wieder, und nach einer halben Stunde mit Sosimow selbst! Ihr werdet sehen! Lebt jetzt wohl!“

„Mein Gott, Dunja, was soll das werden?“ sagte Pulcheria Alexandrowna erschrocken und voll Unruhe.

„Sei ohne Sorgen, Maminka!“ Dunja legte Hut und Mantel ab. „Gott selbst hat uns diesen Herrn gesandt, obwohl er direkt von einer Kneiperei kam. Man kann sich auf ihn verlassen, bestimmt! Und dann, was hat er für den Bruder nicht alles getan!“

„Wer weiß, Dunja, ob er wiederkommen wird! Wie konnte ich Rodja auch allein lassen! Ganz, ganz anders habe ich es mir vorgestellt, ihn zu finden. Er war so kalt und abweisend, als freue er sich gar nicht!“

Tränen rannen aus ihren Augen.

„Nein, nicht so, Maminka; Ihr habt ja vor Tränen gar nichts gesehen. Er ist von der schweren Krankheit noch sehr angegriffen. – Daran liegt's!“

„Oh, diese Krankheit; was ist das, was ist das? Und wie hat er mit dir gesprochen, Dunja!“ Die Mutter schaute der Tochter zärtlich prüfend in die Augen. Schon war sie halb getröstet, daß Dunja ihren Rodja in Schutz nahm; sie hatte ihm schon fast vergeben. „Ich bin überzeugt, daß er morgen ganz anders sein wird“, fügte sie hinzu.

„Ich glaube, er wird auch morgen dasselbe sagen“, entschied Awdotja Romanowna. Das war eben der wunde Punkt, von dem jetzt zu sprechen Pulcheria Alexandrowna sich fürchtete. Dunja trat an die Mutter heran und küßte sie, während diese die Tochter schweigend und innig umfing. Man setzte sich, in ängstlicher Unruhe die Rückkehr Rasumichins erwartend. Pulcheria Alexandrowna folgte der Tochter mit den Augen, die mit verschränkten Armen, ihren Gedanken nachhängend, im Zimmer auf und ab ging. Dies Auf und Ab im Zimmer, in Nachdenken versunken, war eine Gewohnheit Awdotja Romanownas, und ihre Mutter hegte dann stets eine gewisse Scheu, sie zu stören.

Gewiß, Rasumichin hatte sich in seiner plötzlichen, vom Trunk entfachten Leidenschaft für Awdotja Romanowna lächerlich gemacht. Wer aber jetzt Dunja gesehen hätte, wie sie mit über der Brust gekreuzten Armen traurig und in sich gekehrt im Gemach hin und her ging, würde Rasumichin entschuldigt haben, ganz abgesehen von seinem überspannten Zustand. Awdotja Romanowna war schön, hochgewachsen, schlank, kräftig gebaut, sicher und selbstbewußt in ihren Bewegungen,

die aber nicht der Leichtigkeit und Anmut entbehrten. Ihr Gesicht war dem des Bruders ähnlich, aber man mußte sie eine vollendete Schönheit nennen. Ihr braunes Haar war heller als das des Bruders. Die dunklen, funkelnden Augen verrieten neben Stolz auch eine große Güte. Ihre Hautfarbe war bleich, ohne kränklich zu wirken, und ihr Gesicht strotzte von Frische und Gesundheit. Ihr Mund war ein wenig klein; die Unterlippe, frisch und rot, stand ein wenig vor, ebenso das Kinn – die einzige Unregelmäßigkeit, die aber diesem schönen Gesicht etwas Charakteristisches, beinahe Hochmütiges verlieh. Ihr Ausdruck neigte mehr zum nachdenklichen Ernst als zur Heiterkeit. Doch stand Dunja ein Lächeln gut, auch das heitere, jugendliche, sorglose Lachen. Verständlich, daß der heißblütige, ehrliche und betrunkene Rasumichin, der noch nie etwas Ähnliches gesehen hatte, beim ersten Blick völlig den Kopf verlor. Dazu kam, daß sich ihm Dunja durch Zufall als die liebende Schwester in der Freude des Wiedersehens gezeigt hatte. Wie hatten ihre zarten Lippen vor Unwillen gebebt bei der rücksichtslosen und harten Forderung des Bruders! Kurzum, Rasumichin war bis über die Ohren verliebt.

Er hatte übrigens die Wahrheit gesagt, als er äußerte, die exzentrische Wirtin Raskolnikows, Praskowja Pawlowna, würde vielleicht gar auf beide Damen eifersüchtig werden. Trotz ihrer dreiundvierzig Jahre zeigte Pulcheria Alexandrownas Gesicht noch die Spuren früherer Schönheit. So erschien sie weit jünger, als sie war, wie man das häufig bei Frauen findet, die sich geistige Frische, Empfänglichkeit und reine Herzeinfalt bis ins Alter bewahrt haben. Beiläufig bemerkt, ist dies das einzige Mittel, die Schönheit sogar im Alter nicht zu verlieren. Ihr Haar wurde schon grau und spärlich, kleine Runzeln zeigten sich bei den Augen, die Wangen waren eingefallen und welk vor Gram und Sorgen – und dennoch war dies Gesicht schön. Pulcheria Alexandrowna war ihrer Tochter Dunja Ebenbild, nur zwanzig Jahre älter und ohne die vorspringende Unterlippe. Pulcheria Alexandrowna war gefühlvoll, doch nicht übertrieben. Sie war sanft und bis zu einem gewissen Grade nachgiebig. So konnte sie vieles zugeben, sich mit vielem abfinden, sogar wenn es gegen ihre Überzeu-

gung ging; aber nichts konnte sie zwingen, eine bestimmte Grenze von Ehrlichkeit, Grundsätzen und innerster Überzeugung zu überschreiten.

Es waren kaum zwanzig Minuten nach dem Weggang Rasumichins verstrichen, als man zwei halblaute, hastige Schläge gegen die Tür hörte. Er war zurückgekehrt.

„Ich werde nicht eintreten, habe keine Zeit“, sagte Rasumichin eilig, „er schläft wie ein Murmeltier, ganz ruhig, und gebe Gott, daß er zehn Stunden so weiterschläft. Nastasja ist bei ihm, ich habe ihr befohlen, nicht wegzugehen, bis ich zurückgekommen bin. Ich werde jetzt Sosimow holen, er soll Euch Nachricht bringen, dann könnt Ihr Euch ruhig niederlegen. Ich sehe, Ihr seid gänzlich erschöpft.“

„Welch ein gewandter und diensteifriger junger Mann!“ rief Pulcheria Alexandrowna erfreut, als Rasumichins Schritte auf dem Korridor verhallt waren.

„Ein prächtiger Mensch“, antwortete Awdotja Romanowna und nahm ihre Zimmerwanderung wieder auf.

Nach ungefähr einer Stunde klopfte es von neuem. Beide Frauen hatten im Vertrauen auf Rasumichins Versprechen gewartet. Wirklich hatte dieser Sosimow mitgebracht. Sosimow war sofort bereit gewesen, das Gelage zu verlassen, um nach Raskolnikow zu sehen. Zu den Damen freilich ging er nur ungern und mit einem gewissen Mißtrauen, da er dem betrunkenen Rasumichin nicht recht glaubte. Doch es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß man ihn wie ein Orakel erwartete. Er blieb etwa zehn Minuten und bemühte sich, Pulcheria Alexandrowna zu beruhigen. Er sprach mit ungewöhnlicher Teilnahme, doch gemessen und mit großem Ernste, wie es ein siebenundzwanzig Jahre alter Arzt bei einer wichtigen Konsultation zu tun pflegt. Er blieb sachlich und unpersönlich. Schon beim Eintritt hatte ihn die Schönheit Dunjas gefesselt, doch bemühte er sich jetzt, das junge Mädchen möglichst wenig zu beachten; er wandte sich ausschließlich an Pulcheria Alexandrowna. Das alles gewährte ihm eine außerordentliche Genugtuung. Bezüglich des Patienten sagte er, er habe ihn soeben in durchaus befriedigendem Zustande gefunden. Nach seinen Beobachtungen habe die Krankheit, abgesehen von dem schlechten Ernährungszustand der letzten Monate, noch irgendeinen seelischen Grund. „Sie

ist sozusagen das Produkt zahlreicher seelischer und materieller Einflüsse, Aufregungen, Sorgen, gewisser Ideen und dergleichen.“ Als er merkte, wie aufmerksam Pulcheria Alexandrowna zuhörte, verbreitete sich Sosimow noch eingehender über dieses Thema. Auf die schüchterne Frage Pulcheria Alexandrownas, ob er irgendwie Verdacht auf Geistesgestörtheit habe, antwortete er mit aufrichtigem Lächeln, das sei leicht übertrieben. Bei dem Kranken sei allerdings eine gewisse fixe Idee festzustellen, eine Art Monomanie. Er, Sosimow, beschäftige sich zur Zeit besonders mit diesem Gebiet seiner Wissenschaft, aber man müsse berücksichtigen, daß der Patient fast bis heute noch ständig im Fieber gelegen habe. Die Ankunft seiner Angehörigen werde ihn schon kräftigen und zerstreuen und zu seiner Genesung beitragen; man müsse nur vor allem jede neue seelische Erschütterung von ihm fernhalten, schloß er wichtig. Damit erhob er sich, er verbeugte sich verbindlich und ging, überschüttet mit Dank, warmen Segenswünschen und Bitten. Awdotja Romanowna schenkte ihm einen Händedruck, und so war der junge Arzt mit seinem Besuch und noch mehr mit sich selbst aufs höchste zufrieden.

„Wir wollen morgen weitersprechen. Legt Euch nur sofort nieder!“ rief Rasumichin, den Arzt begleitend. „Morgen, so früh wie möglich, bin ich wieder hier!“

„Ein reizendes Mädchen, diese Awdotja Romanowna“, meinte Sosimow und leckte sich genüßlich die Lippen, als sie beide auf die Straße hinaustraten.

„Reizend? Du sagst reizend?“ fuhr Rasumichin auf. Er warf sich plötzlich auf den Freund und packte ihn an der Kehle. „Das sagst du nicht noch einmal, verstehst du? Verstehst du...?“ Er schüttelte Sosimow am Kragen und drückte ihn an die Wand. „Hast du gehört?“

„Laß mich los, du besoffenes Schwein!“ wehrte sich Sosimow, starrte auf Rasumichin und begann, sich vor Lachen zu schütteln. Rasumichin hatte von ihm abgelaassen und stand nun mit herabhängenden Armen in tiefes Nachdenken versunken.

„Ich bin ein Esel, natürlich“, begann er, düster wie eine Gewitterwolke, „aber freilich ... Aber du auch!“

„Nein, Bruderherz, ich durchaus nicht. Ich denke nicht an Dummheiten.“

Beide schritten stumm dahin, erst vor der Wohnung Raskolnikows brach Rasumichin das Schweigen.

„Höre“, sagte er zu Sosimow, „du bist ein netter Kerl, aber du bist, abgesehen von deinen sonstigen schlechten Eigenschaften, auch ein Rumtreiber, ein ganz übler Rumtreiber. Du bist ein nervöser Schlappschwanz, hast schon Fett angesetzt, kannst dir keinen Wunsch versagen – das nenne ich schmutzig; denn es führt in den Schmutz. Du bist eine Memme geworden! Ich kann nicht begreifen, wie du bei alledem Arzt sein kannst, und noch dazu einer, der sich aufopfert. Er schläft in seinen weichen Kissen, dieser Arzt, und sogar in der Nacht steht er auf, um den Kranken zu helfen. Noch drei Jahre, und du wirst nicht mehr wegen eines Kranken aufstehen! Doch ich will etwas anderes von dir: Du sollst heute in der Wohnung der Wirtin übernachten, ich habe sie mit Mühe herumgekriegt ... Und ich will in der Küche schlafen. So hast du gleich zu einer neuen Bekanntschaft Gelegenheit. Nicht etwa, Bruderherz, daß du denken sollst ... Davon ist keine Rede.“

„Ich denke auch gar nicht daran.“

„Sie ist schüchtern, Bruder, schweigsam, schamhaft, die Keuschheit selbst, und bei alledem – ein Seufzer und sie schmilzt wie Wachs! Erlöse mich von ihr, bei allen Teufeln! Sie ist sehr nett...“

Sosimow lachte noch lauter als vorhin.

„Ich verstehe dich“, rief er; „aber was soll ich mit ihr?“

„Ich versichere dir, du brauchst keine Angst zu haben, sag ihr ein paar Albernheiten, was dir gerade so einfällt; du brauchst dich nur neben sie zu setzen und draufloszuschwatzen, du bist ja Arzt, fange an, sie von irgend etwas zu kurieren. Ich schwöre dir, du wirst es nicht bereuen! Sie hat auch ein altes Klavier. Du weißt ja, daß ich ein bißchen klimpern kann. Ich kann freilich nur ein einziges Lied, ein russisches: ‚In Tränen verzehre ich mich!‘ Das liebt sie außerordentlich, mit diesem Liede hat es bei uns angefangen. – Du bist sogar ein Virtuose, ein maître*, ein Rubinstein; ich versichere dir, du wirst es nicht bereuen!“

„Aber was hast du ihr denn für Aussichten gemacht? Eine Unterschrift gar? Heiratsversprechen vielleicht?“

* Meister

„Nichts, gar nichts, durchaus nichts der Art! Sie ist gar nicht so; denn Tschabarow hat ihr. . .“

„Nun, so gib ihr doch den Laufpaß!“

„Kann ich nicht ohne weiteres.“

„Warum?“

„Hm, geht eben nicht, und fertig. Es gibt da etwas, was einen hinzieht.“

„Warum hast du sie denn beschwatzt?“

„Ich habe sie durchaus nicht beschwatzt. Vielleicht ist es genau umgekehrt gewesen, durch meine Dummheit. Ihr wird es sicher ganz gleich sein, ob du oder ich! Wenn nur einer neben ihr sitzt und seufzt. Nun also, Bruder, ich kann mich nicht so ausdrücken. Du verstehst dich ja gut auf Mathematik, befaßt dich auch jetzt noch damit, also gib ihr Stunden in Integralrechnung. Ich scherze wirklich nicht, es ist vielmehr mein voller Ernst. Ihr ist tatsächlich alles gleich! – Sie wird dich anschauen und seufzen, ein ganzes Jahr lang. Ich habe ihr unter anderem ziemlich lange, zwei Tage hintereinander, vom preußischen Herrenhaus erzählt – wovon sollte ich mit ihr sprechen? Und sie hat dabei immer bloß geseufzt und geschwitzt. Von Liebe darfst du übrigens nicht sprechen, sie ist da empfindlich wie eine Mimose. Zeig ihr aber auch, daß du nicht von ihr loskommen kannst, das genügt. Es ist bei ihr äußerst komfortabel, ganz wie zu Haus – lies, sitze, liege, schreibe . . . Auch küssen darfst du sie, aber vorsichtig, vorsichtig.“

„Und wozu das alles?“

„Nun, ich kann dir doch das nicht erklären! Siehst du, ihr beide paßt ausgezeichnet zueinander; ich habe auch schon früher an dich gedacht; früher oder später wirst du doch dran glauben müssen. Hier, Bruder, ist dein Bett schon gemacht! Hier ist das Ziel dieser Welt: Ankergrund, ein stiller Hafen; Nabel der Welt. Plinsen und fette Fischpasteten, des Abends Samowar, stille Seufzer, Hausjoppe, warme Ofenbank. Schlaffenland, Bruderherz! Nun aber, marsch ins Bett! Ich werde also nachts manchmal nach ihm sehen, zu fürchten ist ja wohl nichts! Beunruhige du dich nicht. Wenn du aber willst, kannst du auch einmal selbst zu ihm gehen. Solltest du etwas merken, Fieber, Hitze oder dergleichen, dann wecke mich. Übrigens, es kann nicht sein. . .“

II

Rasumichin erwachte am anderen Tage um acht Uhr voller Unruhe. Tausend neue und unvorhergesehene Bedenken waren plötzlich in ihm geweckt. Er hatte sich früher nicht vorstellen können, daß er je so aufwachen würde. Bis auf die kleinsten Einzelheiten entsann er sich all des gestern Vorgefallenen und begriff, daß ihm etwas nicht Alltägliches widerfahren war, daß er einen bis jetzt nicht gekannten Eindruck empfangen hatte. Zugleich erkannte er klar, daß der Traum, der in ihm erwacht war, gänzlich unerfüllbar sei – so unerfüllbar, daß er sich sogar seiner schämte und sich lieber mit den anderen Sorgen und Bedenken befaßte, die ihm der „dreimal verwünschte gestrige Tag“ hinterlassen hatte.

Er schämte sich tief, weil er sich gestern niedrig und gemein gezeigt hatte, nicht etwa nur, weil er betrunken gewesen war. Hatte er doch vor dem jungen Mädchen, ihre Lage ausnutzend, in törichter Eifersucht ihren Bräutigam heruntergemacht, ohne die Verhältnisse, ohne auch nur den Mann selbst genauer zu kennen. Welches Recht hatte er überhaupt, hier so voreilig zu richten? Wer hatte ihn zum Richter gesetzt? Konnte sich denn ein Geschöpf wie Awdotja Romanowna allein des schnöden Mammons wegen an einen Unwürdigen wegwerfen? Also hatte er doch gute Seiten. Die möblierten Zimmer? Ja, woher sollte er wissen, daß es solche möblierten Zimmer waren? Er läßt doch eine Wohnung herrichten... Pfui, wie niedrig und gemein hatte er, Rasumichin, sich aufgeführt! Konnte er sich etwa mit Trunkenheit entschuldigen? Eine dumme Ausrede, die ihn noch mehr herabsetzte. Im Wein ist Wahrheit, und die Wahrheit war auch rückhaltlos gesagt worden, das heißt, aller Schmutz seiner haßerfüllten, rohen Seele war zutage gekommen. Was war der kleine Student Rasumichin, der betrunkene Händelsucher und Großsprecher, im Vergleich zu einem solchen Mädchen? War eine so zynische und lächerliche Zusammenstellung überhaupt denkbar? Rasumichin errötete bei diesem Gedanken, und plötzlich sah er sich wieder auf der Treppe, wie er ihnen sagte, die Hauswirtin werde auf Awdotja Romanowna eifersüchtig sein! Rasumichin

schlug krachend mit der Faust auf den Küchenofen, verletzte sich an der Hand und zerbrach einen Ziegel.

„Natürlich“, brummte er ernüchtert, „lassen sich alle diese Scheußlichkeiten nie mehr beschönigen, jetzt ist nichts mehr gutzumachen. Da heißt es eben schweigen, seine Pflicht tun und nicht um Entschuldigung bitten, nichts sagen ... Es ist jetzt ja doch alles verspielt!“

Gleichwohl musterte er seine Garderobe beim Ankleiden sorgfältiger als gewöhnlich. Einen zweiten Rock besaß er nicht; und hätte er einen besessen, hätte er ihn vielleicht nicht angezogen – absichtlich nicht angezogen! Aber er konnte schließlich nicht als Vogelscheuche herumlaufen. Er hatte kein Recht, die Gefühle der Damen zu beleidigen, um so weniger, als sie ja bis zu einem gewissen Grade von ihm abhängig waren. So bürstete er sorgfältig seinen Anzug. Seine Wäsche war in erträglichem Zustand, hierin war er eigen. Er wusch sich also sorgfältig mit Nastasjas Seife, wusch sich Haare, Hals und vor allem die Hände. Sollte er seine Bartstoppeln rasieren? (Praskowja Pawlowna besaß vorzügliche Rasiermesser, noch von dem verstorbenen Herrn Sarnizin.) Doch Rasumichin entschied: „Nein. Sie sollen nicht denken, ich hätte mich rasiert, um ... Und natürlich würden sie es unbedingt glauben! Also kommt es überhaupt nicht in Frage!“

„Und – und die Hauptsache ist, ich weiß selbst, daß ich grob, schmutzig, ein Mann mit Wirtshausmanieren bin, wenn auch wenigstens ein bißchen ein anständiger Mensch; nun, was braucht man sich zu brüsten, ein anständiger Mensch zu sein? Jeder muß ein anständiger Mensch sein. Und doch habe ich auch solche Affären gehabt, nicht gerade unehrenhafte, aber doch ... Und was für Gedanken habe ich gehabt! Hm, das alles wollte ich mit Awdotja Romanowna auf eine Stufe stellen! Zum Teufel auch! Doch genug! Ich werde jetzt erst recht ein schmutziger, schmieriger Pennbruder werden, nun erst recht!“

Bei solchen Selbstgesprächen traf ihn Sosimow, der im Salon der Praskowja Pawlowna übernachtet hatte.

Er war auf dem Wege nach Hause und wollte nur noch einmal nach dem Kranken sehen. Rasumichin berichtete, der schlafe wie ein Murmeltier. Sosimow ordnete an, man solle ihn schlafen

lassen, bis er selbst aufwachen würde; er versprach, um elf Uhr wiederzukommen.

„Wenn er nur daheimbleibt!“ fügte er hinzu. „Bei dem eigensinnigen Kranken hat man keine Macht, und da soll man behandeln! Weißt du, ob er die Damen besucht, oder ist es umgekehrt?“

„Die kommen her, glaube ich“, antwortete Rasumichin, den Sinn der Frage erratend, „und werden natürlich über ihre persönlichen Angelegenheiten reden. Ich werde weggehen. Du als Arzt hast natürlich weitergehende Rechte als ich.“

„Ich bin auch kein Beichtvater; ich werde ihn besuchen und dann wieder gehen; habe ohnehin noch genug zu tun.“

„Mich beunruhigt nur eins“, unterbrach ihn Rasumichin bekümmert, „gestern habe ich unterwegs vor den Damen in meiner Besoffenheit viel dummes Zeug geschwätzt, unter anderem auch erzählt, daß du fürchtest, Rodja neige zum Irrsinn...“

„Du hast also gestern auch vor den Damen darüber geschwätzt...“

„Ich weiß, es war töricht von mir, und ich bereue. Aber unter uns: Ist es wirklich dein Ernst?“

„Ach, Unsinn! Du schildertest ihn doch selbst als Monomanen, als du mich zu ihm brachtest! Gestern haben wir ihn bloß aufgeregt, du mit deinem Bericht über den Anstreicher; das kann ja einen Menschen um den Verstand bringen. Hätte ich nur gewußt, was damals im Büro vorgefallen ist und daß ihn irgendeine Kanaille mit diesem Verdacht beleidigt hat! – Ich hätte das Gespräch gestern nicht zugelassen. Diese Menschenscheuen machen aus der Mücke einen Elefanten, sehen die unmöglichsten Sachen in wachem Zustande. – Aus der gestrigen Erzählung Sametows ist mir kaum die Hälfte klar geworden. Ich kenne da einen Fall: Ein Hypochonder von vierzig Jahren konnte die täglich wiederholten kleinen Scherze eines Achtjährigen nicht mehr ertragen und schnitt dem ahnungslosen Jungen bei Tisch die Kehle durch. – Und hier: Er in Lumpen, der freche Polizeileutnant, die beginnende Krankheit und so ein Verdacht! Und das widerfährt einem überreizten Hypochonder mit außergewöhnlicher, toller Eitelkeit! Darin liegt für mich die eigentliche Ursache der Krank-

heit! Übrigens, dieser Sametow ist doch sonst ein ganz netter Mensch, nur – hm – er hätte das alles gestern nicht erzählen sollen, er ist ein großer Schwätzer.“

„Wem hat er's denn erzählt? Mir und dir?“

„Auch Porfirij.“

„Nun, was macht das?“

„Hm, sag mal, hast du einigen Einfluß auf Rodjas Mutter und Schwester? Man müßte heute vorsichtig mit ihm umgehen.“

„Sie werden sich schon vertragen“, sagte Rasumichin unlustig.

„Woher bloß Rodjas Antipathie gegen Luschin kommt? Der Mann hat Geld, ihr scheint er nicht widerwärtig zu sein, und sie haben doch keine Kopeke.“

„Warum erkundigst du dich danach?“ rief Rasumichin aufgebracht. „Wie soll ich wissen, ob sie eine Kopeke besitzen oder nicht? Frag selbst, vielleicht erfährst du's!“

„Pfui, wie dumm du manchmal bist! Dir sitzt noch der Rausch von gestern in den Gliedern. – Auf Wiedersehen; dank der Praskowja Pawlowna für mich für das Nachtlager. Sie hatte sich eingeschlossen und gab auf mein ‚bon jour‘ durch die Tür keine Antwort. Um sieben Uhr ist sie aufgestanden. Man hatte ihr den Samowar aus der Küche durch den Korridor gebracht. Ich bin nicht gewürdigt worden, ihr Antlitz zu schauen.“

Pünktlich um neun Uhr erschien Rasumichin im Hause Bakalejew's. Die beiden Damen erwarteten ihn bereits in höchster Ungeduld; sie hatten sich schon um sieben Uhr oder noch früher erhoben. Er trat ein mit einer Leichenbittermiene und verneigte sich ungeschickt, was ihn sogleich ärgerte. Pulcheria Alexandrowna eilte auf ihn zu, ergriff ihn bei den Händen und hätte ihn beinahe geküßt. Schüchtern schaute der Überraschte auf Awdotja Romanowna. In ihren stolzen Zügen lag in diesem Augenblick so viel freundliche Erkenntlichkeit, solch gänzlich unerwartete Hochachtung, daß es ihm fast lieber gewesen wäre, man hätte ihn mit Vorwürfen empfangen. Zum Glück war das Thema des Gesprächs schon gegeben, und man kam sogleich zur Sache.

Als Pulcheria Alexandrowna hörte, daß Rodja noch nicht aufgewacht sei, sonst aber alles ausgezeichnet stehe, sagte sie, das sei ihr lieb, da sie sich mit Rasumichin besprechen müsse. Ob

er schon Tee getrunken habe? Die Einladung folgte, da die Damen mit dem Frühstück auf ihn gewartet hatten. Awdotja Romanowna schellte. Ein schmutziger, zerlumpter Kellner erschien. Endlich wurde der Tee serviert; aber alles war so unordentlich und unappetitlich, daß die Damen sich schämten. Rasumichin entschlüpfte ein energisches Schimpfwort über diese Behausung, aber im Gedanken an Luschin hielt er inne, wurde verlegen und war froh, als Pulcheria Alexandrowna begann, ihn mit Fragen zu überschütten.

Indem er sie beantwortete, redete Rasumichin dreiviertel Stunden lang, ständig unterbrochen durch neue Fragen. Er erzählte ausführlich alles, was er aus dem vergangenen Jahr über Rodion Romanowitsch wußte, und schloß mit einem genauen Bericht über seine Krankheit. Übrigens unterschlug er manches, so vor allem die folgenschwere Szene auf dem Kommissariat. Die Damen folgten gespannt seinem Gespräch, doch als er glaubte, ihnen genug Aufklärung gegeben zu haben, begann das Frage- und Antwortspiel von neuem.

„Sagt mir, sagt mir, wie denkt Ihr... Ach, entschuldigt, ich weiß bis jetzt noch nicht Euren Namen“, sagte Pulcheria Alexandrowna.

„Dmitrij Prokofjitsch.“

„Nun also, Dmitrij Prokofjitsch, ich möchte gar zu gern wissen, wie er überhaupt über bestimmte Dinge denkt, das heißt, versteht mich, wie soll ich es ausdrücken? Was hat er gern, und was hat er nicht gern? Ist er immer so gereizt? Was hat er für Wünsche, sozusagen, was strebt er an? Was hat jetzt auf ihn einen besonderen Einfluß? Mit einem Wort, ich möchte...“

„Aber, Maminka, wie kann man darauf so plötzlich eine Antwort finden?“ bemerkte Dunja.

„Ach, mein Gott, Dmitrij Prokofjitsch, ich habe nie und nimmer erwartet, ihn in einem solchen Zustand zu finden.“

„Das glaube ich“, versicherte Rasumichin. „Ich habe keine Mutter mehr, aber mein Onkel besucht mich einmal im Jahr, und fast jedesmal erkennt er mich nicht, und er ist ein kluger Mensch. In den drei Jahren Eurer Trennung von Rodja ist viel Wasser ins Meer geflossen. Was könnte ich auch viel sagen? Seit anderthalb Jahren kenne ich Rodion; er war immer ver-

schlossen, düster, hochmütig, stolz; in der letzten Zeit – aber vielleicht auch schon früher – war er argwöhnisch und schwermütig. Er ist großmütig und gut, zeigt nicht gern seine Gefühle und begeht lieber eine Grausamkeit, als daß er sein Herz ausschüttet. Bisweilen ist er übrigens gar nicht schwermütig, sondern einfach kalt und gefühllos bis zur Unmenschlichkeit. Es sind zwei Seelen in ihm, die sich bekämpfen und die einander ablösen. Manchmal ist er völlig unzugänglich, er hat nie Zeit, immer stört man ihn, und dabei liegt er und tut nichts. Für Scherze ist er nicht zu haben, nicht weil es ihm an Witz mangelt, sondern weil er nicht Zeit zu solchen Possen hat. Er hört niemals zu Ende, was man ihm sagt, und zeigt nie Interesse an den Tagesfragen. Er fühlt sich selber unendlich erhaben, und vielleicht nicht mit Unrecht. Was soll ich noch sagen? Mir scheint, daß Euer Hiersein ihn günstig beeinflussen wird.“

„Ach, Gott gebe es!“ rief Pulcheria Alexandrowna, zerquält durch die Äußerungen Rasumichins über ihren Rodja.

Rasumichin schaute jetzt Awdotja Romanowna mit etwas mehr Mut an. Er hatte sie schon des öfteren verstohlen betrachtet, aber den Blick immer wieder weggewandt. Awdotja Romanowna setzte sich entweder an den Tisch und hörte gespannt zu, oder sie ging nach ihrer Gewohnheit gedankenvoll im Zimmer auf und ab, die Arme verschränkt, die Lippen aufeinandergepreßt, und stellte zuweilen eine Frage, ohne ihren Gang zu unterbrechen. Auch sie hatte die Gewohnheit, nie bis zu Ende anzuhören, was man sagte. Sie trug ein dunkles, leichtes Kleid, um den Hals war eine weiße, durchsichtige Schärpe gebunden. An vielen Anzeichen bemerkte Rasumichin sogleich, daß die Verhältnisse der beiden Frauen äußerst dürftig sein mußten. Wäre Awdotja Romanowna wie eine Königin gekleidet gewesen, so hätte er gar keine Hemmungen gehabt, jetzt aber, vielleicht gerade weil sie so ärmlich gekleidet war und er ihre unglückliche Lage erkannt hatte, begann er für jedes seiner Worte, für jede Geste zu fürchten, was natürlich für einen sich etwas unsicher fühlenden Menschen wie ihn beengend war.

„Ihr habt viel Aufschlußreiches über den Charakter meines Bruders gesagt und – habt es unparteiisch gesagt. Das ist gut,

ich hatte geglaubt, Ihr würdet ihn anhimmeln“, bemerkte Awdotja Romanowna lächelnd. „Mir scheint es doch zu stimmen, daß bei ihm eine Frau dahintersteckt“, fügte sie nachdenklich hinzu.

„Das habe ich nicht gesagt, aber Ihr habt vielleicht auch darin recht, nur...“

„Was?“

„Er liebt doch keinen Menschen und wird niemals lieben“, sagte Rasumichin kurz.

„Heißt das, er sei unfähig zu lieben?“

„Wißt Ihr, Awdotja Romanowna, Ihr seid Eurem Bruder außerordentlich ähnlich, in allem!“ platzte Rasumichin plötzlich, für ihn selber unerwartet, heraus; aber da fiel ihm ein, was er ihr soeben über den Bruder gesagt hatte; er wurde feuerrot und verlegen. Awdotja Romanowna lachte bei seinem Anblick hell auf.

„Ihr könnt Euch beide in Rodja irren“, sagte jetzt Pulcheria Alexandrowna etwas pikiert. „Ich spreche nicht davon, wie er jetzt ist, Dunja. Was Peter Petrowitsch in diesem Brief schreibt und was ich mit dir geglaubt habe, mag falsch sein, aber Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Dmitrij Prokofjitsch, welch ein Phantast er ist und wie launenhaft. Ich konnte mich nie auf seinen Charakter verlassen, sogar als er erst fünfzehn Jahre alt war. Ich bin überzeugt, daß er auch jetzt plötzlich etwas tun kann, was einem anderen Menschen auch nicht im Traum einfallen würde zu tun. – Man braucht nicht weit zu suchen. Ich weiß nicht, ob es Euch bekannt ist, wie er mich vor andert-halb Jahren zu Tode erschreckt hat, als er sich mit dem Gedanken trug, die Tochter seiner Hauswirtin – wie hieß sie doch – Sarnizina zu heiraten?“

„Wißt Ihr etwas Näheres über diese Geschichte?“ fragte Awdotja Romanowna.

„Glaubt Ihr“, ereiferte sich Pulcheria Alexandrowna, „es hätten ihn damals meine Tränen, meine Bitten, meine Leiden oder gar mein Tod an gebrochenem Herzen oder unsere Armut rühren können? Er wäre kaltblütig über alle Hindernisse hinweggeschritten! Ist es denn möglich, daß er uns nicht liebhat?“

„Er selbst hat mit keiner Silbe diese Geschichte jemals mir gegenüber erwähnt“, antwortete Rasumichin vorsichtig. „Ich

weiß sie nur von der Sarnizina selbst, und was ich da hörte, ist vielleicht etwas seltsam.“

„Was habt Ihr gehört?“ fragten beide Frauen gleichzeitig.

„Nun, nichts Besonderes. Ich erfuhr nur, daß diese Heirat, die nur durch den Tod der Braut nicht zustande kam, der Sarnizina selbst durchaus nicht nach dem Sinn war. Außerdem sagt man auch, daß die Braut nicht einmal besonders hübsch war, sogar häßlich, dabei kränklich und ein wenig sonderbar; übrigens hatte sie, wie es scheint, manche Vorzüge. Sonst wäre ja das Ganze nicht zu verstehen; eine Mitgift stand nicht in Aussicht, und Rodja hat sich nie darum gekümmert. Es ist jedenfalls schwierig, hier richtig zu urteilen.“

„Ich bin überzeugt, daß das Mädchen seiner wert gewesen ist“, sagte Awdotja Romanowna kurz.

„Gott verzeihe mir die Sünde, aber ich war wirklich froh über ihren Tod. Wer von den beiden den anderen unglücklich gemacht hätte, das mag Gott wissen“, schloß Pulcheria Alexandrowna. Vorsichtig und zögernd stellte sie dann, Dunja unverwandt beobachtend, neue Fragen an Rasumichin wegen des gestrigen Auftritts zwischen Rodja und Luschin. Der Vorfall schien sie stark zu beunruhigen. Rasumichin erzählte von neuem mit allen Einzelheiten, nahm aber diesmal selbst Partei. Er zieh Raskolnikow der absichtlichen Beleidigung Luschins und entschuldigte ihn diesmal sehr wenig mit seiner Krankheit.

„Er hat sich das noch vor seiner Krankheit genau zurechtgelegt“, meinte er endlich.

„So denke ich auch.“ Pulcheria Alexandrowna seufzte, es wunderte sie, daß sich Rasumichin über Peter Petrowitsch plötzlich so vorsichtig, ja sogar respektvoll ausließ; auch Awdotja Romanowna war überrascht.

„Wie denkt Ihr über Peter Petrowitsch?“ Pulcheria Alexandrowna konnte sich nicht enthalten zu fragen.

„Über den künftigen Gatten Eurer Tochter kann ich auch keine andere Meinung haben“, sagte Rasumichin fest und eifrig.

„Ich sage das nicht etwa aus abgeschmackter Höflichkeit, sondern weil – weil – nur, weil Awdotja Romanowna selbst diesen Mann für ihrer würdig befunden hat. Wenn ich ihn gestern etwas heruntergemacht haben sollte – nun, ich hatte

elend einen sitzen. Sinnlos betrunken, ja sinnlos, ohne Verstand und Überlegung war ich – heute schäme ich mich!“ Er errötete und schwieg. Awdotja Romanowna fuhr auf, brach aber das Schweigen nicht; sie hatte sich nicht mehr geäußert, seit die Rede auf Luschin gekommen war.

Pulcheria Alexandrowna zögerte; endlich aber gestand sie stockend, indem sie Dunja anblickte, daß ein Umstand ihr jetzt große Sorge mache.

„Seht, Dmitrij Prokofjitsch – soll ich offen gegen ihn sein, Dunja?“

„Gewiß, Maminka.“

„Es handelt sich darum“, fuhr Pulcheria erleichtert fort, als habe man ihr schon mit der Erlaubnis, ihr Herz zu erleichtern, eine Last von den Schultern genommen, „es geht nämlich darum, daß wir heute morgen von Peter Petrowitsch ein Schreiben erhalten haben, als Antwort auf unsere gestrige Nachricht, daß wir angekommen sind. Seht, er hätte uns gestern eigentlich auf dem Bahnhof abholen müssen, wie er es auch versprochen hatte. Statt dessen schickt er uns einen Diener mit der Adresse dieser Unterkunft. Der Bote sollte uns den Weg zeigen und bestellen, Peter Petrowitsch werde heute morgen selbst vorsprechen. Statt seiner ist heute früh nur dieser Brief gekommen – am besten lest Ihr ihn selbst. Da ist ein Punkt, der mich sehr beunruhigt. Nun sagt mir aufrichtig Eure Meinung darüber, Dmitrij Prokofjitsch – Ihr kennt besser als alle anderen meinen Rodja und werdet am besten raten können. Ich muß noch bemerken, daß Dunja bereits ihren Entschluß gefaßt hat, ich aber, ich bin noch im Zweifel, was zu tun ist, und habe die ganze Zeit auf Euch gewartet!“ Rasumichin entfaltete den Brief, der das Datum des vorigen Tages trug, und las:

Hochverehrte Frau Pulcheria Alexandrowna! Ich habe die Ehre, Euch zu benachrichtigen, daß ich infolge eingetretener unvorhergesehener Umstände zu Eurem Empfang, mit dem ich einen sehr tüchtigen Menschen betraut hatte, nicht selbst anwesend sein konnte. Ebenso werde ich leider auch morgen nicht die Ehre haben, Euch zu begrüßen, da unaufschiebbare Pflichten in Senatsgeschäften rufen und ich auch Euer Wieder-

sehen mit Eurem Sohne und Awdotja Romanownas mit ihrem Bruder nicht stören möchte. Ich werde nicht früher die Ehre haben können, Euch zu besuchen und in Eurer Wohnung zu begrüßen, als morgen, etwa um acht Uhr abends. Ich erlaube mir höflichst, zugleich die dringende und ausdrückliche Bitte hinzuzufügen, es möge bei unserer Zusammenkunft Rodion Romanowitsch nicht anwesend sein. Er hat mich in nicht wiederzugebender Weise bei meinem gestrigen Besuch an seinem Krankenlager beleidigt. Ferner muß ich Euch persönlich eine unumgänglich nötige und ausführliche Erklärung über einen gewissen Punkt abgeben, bezüglich dessen ich Eure Ansicht in Erfahrung zu bringen wünsche. Ich habe die Ehre, Euch im voraus mitzuteilen: sollte ich trotz meiner Bitte Rodion Romanowitsch antreffen, wäre ich genötigt, mich sofort zurückzuziehen und Euch für die Folgen verantwortlich zu machen. Ich schreibe Euch in der Annahme, daß Rodion Romanowitsch, der bei meinem Besuche angeblich schwer krank war und nach zwei Stunden plötzlich gesund wurde, sich vielleicht schon bei Euch eingefunden hat. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie er gestern in der Wohnung eines von Pferden zu Boden getretenen Trunkenbolds dessen Tochter, einer öffentlichen Dirne, gegen fünfundzwanzig Rubel eingehändigt hat. Er spendete das Geld angeblich für das Leichenbegängnis, was mich sehr befremdet hat, zumal ich weiß, mit welchen Sorgen Ihr diese Summe beschafft habt.

Indem ich zugleich der hochgeschätzten Awdotja Romanowna meine besondere Hochachtung bezeige, bitte ich Euch, den Ausdruck ehrfurchtsvoller Ergebenheit entgegenzunehmen von Eurem ergebenen Diener P. Luschin.

„Was soll ich tun, Dmitrij Prokofjitsch?“ fragte Pulcheria Alexandrowna fast weinend. „Wie kann ich Rodja verbieten, mich hier zu besuchen? Er hat gestern so hartnäckig auf der Abweisung Peter Petrowitschs bestanden, und nun ist der Spieß umgedreht. Er wird kommen, sobald er alles erfährt – und – was soll daraus werden?“

„Handelt so, wie Awdotja Romanowna bestimmt“, sagte ruhig und ohne sich zu bedenken Rasumichin.

„Aber, mein Gott! Sie denkt... Gott mag wissen, was sie denkt, sie spricht sich nicht aus! Sie meint, es würde besser sein, ja unbedingt notwendig, daß Rodja morgen um acht ebenfalls kommt. Beide müßten unbedingt zusammentreffen. Ich möchte Rodja aber doch den Brief gar nicht zeigen. Wißt Ihr keinen Rat, wie man ihn hindern kann, zu kommen? Er ist so reizbar. Ich verstehe auch die Andeutungen nicht. Was ist das für ein Trunkenbold? Und diese angebliche Dirne? Wie ist er darauf gekommen, diesem Mädchen das letzte Geld zu geben, das...“

„Das man Euch zu so harten Bedingungen geliehen hat, Maminka“, ergänzte Awdotja Romanowna.

„Er war gestern nicht bei klarem Verstande“, sagte Rasumichin nachdenklich. „Wenn Ihr wüßtet, was er gestern im Gasthaus alles geschwätzt hat, wenn auch klug erdacht. Hm... Von einem Verunglückten und einem jungen Mädchen hat er mir gestern gesprochen, als wir nach Hause gingen. Ich hab’ kein Wort von der Geschichte begriffen, übrigens war ich ja gestern auch...“

„Es ist am besten, Maminka, wir gehen selbst zu Rodja. Ich verspreche dir, da werden wir alles bald klarstellen. Es ist hohe Zeit, schon bald elf Uhr!“ rief sie, auf ihre prachtvolle goldene emaillierte Uhr schauend, die an einer venezianischen Kette um ihren Hals hing, ein Schmuckstück, das seltsam von der übrigen Kleidung Dunjas abstach. – Wohl ein Geschenk des Bräutigams, dachte Rasumichin.

„Ach ja, es ist Zeit, es ist Zeit, liebste Dunja!“ rief Pulcheria Alexandrowna und lief aufgeregt hin und her. „Er kann glauben, daß wir ihm noch von gestern böse sind, wenn wir ihn so spät besuchen!“

Damit warf sie die Mantille über und setzte den Hut auf; auch Dunja machte sich zum Ausgehen fertig. Ihre Handschuhe waren schäbig, sogar zerrissen, wie Rasumichin bemerkte, aber die Dürftigkeit ihrer Kleidung verlieh nichtsdestoweniger den Damen eine gewisse Würde, wie Leuten, die eben auch einen dürftigen Rock zu tragen verstehen. Rasumichin schaute mit Entzücken auf Dunja und war stolz darauf, sie begleiten zu dürfen.

Sie ist jene Königin, dachte er bei sich, die ihre Strümpfe im

Gefängnis stopfte. – Wirklich glich Dunja in diesem Augenblick einer Königin und war erhabener, als Königinnen sich bei prunkenden Festen und Aufzügen zu zeigen pflegen.

„Mein Gott“, rief Pulcheria Alexandrowna, „habe ich je gedacht, das Wiedersehen mit meinem geliebten Rodja einmal fürchten zu müssen?“

„Fürchtet nichts, Maminka“, sagte Dunja und küßte die Mutter, „vertraut ihm nur, ich tue es auch.“

„Mein Gott! Ich vertraue ihm auch, habe aber trotzdem die ganze Nacht nicht geschlafen!“ rief die arme Frau.

Sie traten auf die Straße hinaus.

„Weißt du, Dunja, als ich heute gegen Morgen etwas einschlief, träumte ich von der seligen Marfa Petrowna; sie war ganz in Weiß. Sie trat zu mir, nahm mich bei der Hand und schüttelte streng den Kopf über mich. Sollte das nicht etwas zu bedeuten haben? Mein Gott, Dmitrij Prokofjitsch, Ihr wißt es ja nicht: Marfa Petrowna ist gestorben!“

„Ich weiß es nicht; wer war denn Marfa Petrowna?“

„Das will ich Euch sagen: Denkt Euch . . .“

„Nachher, Maminka“, unterbrach sie Awdotja Romanowna.

„Natürlich kann er nicht wissen, wer Marfa Petrowna war!“

„Ach, Ihr wißt es nicht? Und ich dachte, Ihr wüßtet alles. Verzeiht, Dmitrij Prokofjitsch. Ich weiß schon gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Euch hat uns der Himmel geschickt, deshalb war ich so überzeugt, daß Euch eben alles bekannt sein müsse. Ich sehe Euch wie einen Verwandten an – seid mir nicht böse –; mein Gott, was habt Ihr denn da an der rechten Hand! Ihr habt Euch verletzt?“

„Ja, verletzt“, murmelte der beglückte Rasumichin.

„Ich bin bisweilen ein bißchen zu offenherzig, und dann muß Dunja bremsen. – Aber, großer Gott, in was für einer Kammer er wohnt! Das nennt diese Hauswirtin ein Zimmer? Ihr sagtet, daß er Überschwang nicht liebte, ich werde ihn doch nicht zu Tode quälen mit meinen – Torheiten? Wollt Ihr mich nicht belehren, Dmitrij Prokofjitsch? Wie soll ich es mit ihm halten? Ich komme mir ganz hilflos vor.“

„Fragt ihn nicht zu beharrlich aus, wenn er anfängt, ein finsternes Gesicht zu machen. Laßt sein Befinden unerwähnt; er will davon nichts hören.“

„Ach, Dmitrij Prokofjitsch, wie schwer es eine Mutter doch hat!“

„Hier ist die Treppe, was für eine entsetzliche Treppe!“

„Maminka, Ihr seht blaß aus, beruhigt Euch“, tröstete Dunja.

„Er muß doch glücklich sein, Euch wiederzusehen, und Ihr quält Euch so.“ Ihr Auge blitzte.

„Halt, ich werde erst nachsehen, ob er schon wach ist!“

Die beiden Frauen folgten langsam Rasumichin, der vor ihnen die Treppe hinaufstieg. Als sie im dritten Stockwerk waren und vor der Wohnung der Wirtin standen, bemerkten sie, daß die Tür zu einem schmalen Spalt geöffnet war und zwei schwarze Augen sie aus dem Dunkel beobachteten. Als ihre Blicke sich trafen, schloß sich plötzlich die Tür mit einem solchen Krach, daß Pulcheria Alexandrowna beinahe aufgeschrien hätte.

III

„Er ist gesund, gesund!“ kam ihnen Sosimow heiter entgegen. Er war schon seit zehn Minuten da und saß wieder in der einen Sofaecke, Raskolnikow in der anderen. Raskolnikow war fertig angezogen und sogar sorgfältig gewaschen und gekämmt, was lange nicht der Fall gewesen war. So war das Zimmer gedrängt voll, dazu beeilte sich Nastasja, den Besuchern zu folgen, um ihrer Unterhaltung zu lauschen.

Raskolnikow war wirklich fast gesund, besonders im Vergleich zu gestern. Nur sah er noch sehr bleich aus, war zerstreut und niedergeschlagen. Er glich äußerlich einem Verletzten oder einem Menschen, der große körperliche Schmerzen hat aushalten müssen. Seine Brauen waren zusammengezogen, die Lippen verkniffen, sein Blick war starr. Er sprach nur wenig und mit Widerwillen, als käme er einer lästigen Verpflichtung nach; auch jetzt zeigte er in seinen Bewegungen eine gewisse Unruhe.

Es fehlte nur noch die Binde um die Schulter oder ein Verband um den Finger zur völligen Ähnlichkeit mit einem Verletzten. Gleichwohl erhellte sich auf einen Augenblick dieses blasse und finstere Gesicht, als Mutter und Schwester eintraten, was

aber dem Ausdruck statt der früheren trübseligen Zerstreuung eine unendlich tiefe Qual verlieh. Das Aufleuchten erlosch bald, aber die Qual blieb. Sosimow, der seinen Patienten mit all dem Eifer studierte, mit dem ein unlängst in die Praxis eingetretener junger Arzt wirkt, gewahrte mit Verwunderung an Raskolnikow bei der Ankunft der Verwandten statt der Freude eine schwere, verborgene Entschlossenheit, in den nächsten ein oder zwei Stunden eine unvermeidliche Folterqual über sich ergehen zu lassen. Der Arzt sah später, wie fast jedes Wort der folgenden Unterhaltung eine wunde Stelle in seinem Patienten traf und Schmerz verursachte. Zugleich staunte er über die Selbstbeherrschung, mit der Rodion seine Gefühle zu verbergen wußte, selbst bei Worten, die ihn gestern beinahe rasend gemacht hatten.

Raskolnikow begrüßte Mutter und Schwester mit einem Kuß, den Pulcheria Alexandrowna strahlend entgegennahm: „Ich sehe selbst, daß ich wieder fast gesund bin, ich sage das in einem anderen Ton als gestern“, wandte er sich an Rasumichin und drückte ihm freundlich die Hand.

„Ich kann nur staunen“, sagte Sosimow, erfreut über die Eintretenden, da sein Gespräch mit dem Kranken bereits nach zehn Minuten ins Stocken geraten war. „In drei oder vier Tagen, wenn es so fortgeht, wird er wieder der alte sein, das heißt wie vor einem Monat oder zwei oder vielleicht auch drei! Es hat sich dies alles ja lange vorbereitet. Gesteht nur, daß Ihr selbst schuld daran habt?“ wandte er sich mit vorsichtigem Lächeln an Raskolnikow, als fürchte er noch immer, ihn zu reizen.

„Wohl möglich“, sagte Raskolnikow kühl.

„Ich sage es aus dem Grunde“, fuhr Sosimow geschmeidig fort, „weil Eure völlige Genesung in der Hauptsache jetzt von Euch selbst abhängt. Jetzt, da man mit Euch ruhig sprechen kann, muß ich Euch sagen: Es gilt nun, die ersten eigentlichen Ursachen zu beseitigen, die das Entstehen Eures Zustandes bestimmten. Dann werdet Ihr gesund werden, andernfalls können Komplikationen eintreten. Diese Ursachen kenne ich nicht, Euch aber müssen sie bekannt sein; Ihr seid klug und habt Euch sicher selber beobachtet. Mir scheint, der Krankheitsbeginn fällt mit dem Zeitpunkt der Einstellung Eures

Studiums zusammen! Ihr dürft nicht länger ohne Beschäftigung sein. Arbeit und ein festes Ziel, glaube ich, werden am besten helfen.“

„Ja, Ihr habt ganz recht; ich werde schnell wieder in die Universität eintreten, dann wird alles im alten Gleise laufen.“

Sosimow war etwas betroffen, als er nun ein wenig selbstzufrieden wegen der guten Ratschläge auf seinen Patienten blickte, auf dessen Gesicht er deutlichen Spott las, der aber rasch verschwand, als Pulcheria Alexandrowna sich bei Sosimow, besonders für dessen gestrigen nächtlichen Besuch, überschwenglich bedankte.

„Was, er war nachts bei Euch?“ fragte Raskolnikow bestürzt.

„Habt Ihr denn nach der Reise nicht geschlafen?“

„Ach, Rodja, es war doch nur bis zwei Uhr; wir beide, Dunja und ich, pflegen uns nie vor zwei Uhr zur Ruhe zu begeben.“

„Ich weiß auch nicht, wie ich ihm danken soll“, sagte Raskolnikow plötzlich düster und in sich gekehrt. „Die Geldfrage beiseite lassend – entschuldigt, daß ich sie erwähne –, weiß ich wirklich nicht, wodurch ich Euer Interesse verdiene. Es lastet sogar auf mir, weil ich es mir nicht zu erklären vermag: Ich bin ganz offen . . .“

„Regt Euch nicht auf“, lachte Sosimow gezwungen, „stellt Euch vor, Ihr wäret mein erster Patient; wir Ärzte, sobald wir zu kurieren anfangen, lieben unsere ersten Patienten wie eigene Kinder, und manche verlieben sich fast in sie. Ich habe noch nicht allzu viele Patienten.“

„Von ihm rede ich gar nicht“, fügte Raskolnikow hinzu und wies auf Rasumichin. „Der da hat nichts als Ärger und Mühe mit mir gehabt!“

„Ach, rede keinen Unsinn; du bist heute wirklich sentimental!“ rief Rasumichin. Bei einigem Scharfblick hätte er das Gegenteil feststellen können. Awdotja Romanowna kannte ihn besser und beobachtete ihren Bruder unverwandt.

„Von Euch, Maminka, wage ich nicht zu sprechen“, fuhr Raskolnikow fort, als ob er eine Lektion hersage. „Erst heute ist mir klargeworden, wie Ihr in Sorge gewesen sein müßt, als Ihr hier auf mich gewartet habt.“ Nachdem er das gesagt hatte, streckte er mit stummem Lächeln seiner Schwester die Hand entgegen. In diesem Lächeln war diesmal wahres, unver-

fälschtes Gefühl. Dunja nahm sie sogleich und drückte sie erfreut. Zum ersten Male hatte er sich seit dem gestrigen Gespräch an sie gewandt. Das Gesicht der Mutter leuchtete vor Entzücken und Glück beim Anblick dieser Eintracht zwischen Bruder und Schwester.

„Das ist es, wofür ich ihn liebe“, flüsterte Rasumichin, sich energisch auf seinem Stuhle wendend, „er kennt auch zarte Regungen ...“

Wie gut er alles zu schlichten versteht, dachte die Mutter, wie zartfühlend legt er den gestrigen Streit mit der Schwester bei, streckt ihr einfach die Hand hin und schaut sie an. Was für schöne Augen er hat, und wie schön ist das ganze Gesicht! Er ist wirklich hübscher als Dunja. Aber, mein Gott, was trägt er für Kleider, man muß sich schämen. Da ist ja der Wasja im Laden Afanasij Iwanowitschs, der Laufjunge, besser angezogen. Am liebsten würde ich zu ihm stürzen, ihn umarmen und weinen. Aber ich fürchte mich, fürchte ... Er spricht wohl freundlich, aber ich fürchte mich doch ... Was fürchte ich eigentlich? –

„Ach, Rodja, du glaubst gar nicht, wie unglücklich wir beide gestern waren!“ nahm Pulcheria die Unterhaltung wieder auf.

„Jetzt, da alles überstanden ist und wir wieder glücklich sind, kann man davon reden! Denke dir, wir laufen hierher, dich in die Arme zu schließen, fast direkt vom Zuge her, aber diese Frau ... Ah, da ist sie ja! Guten Tag, Nastasja! – Nastasja also sagt uns plötzlich, du hättest noch Fieber und seist soeben im Fieberwahn auf die Straße gelaufen, und man suche dich jetzt. Du kannst dir denken, wie uns da zumute war! Da mußte ich gleich an das traurige Ende des Leutnants Potantschikow denken! Ein Bekannter von uns, Freund deines Vaters, auf den du dich nicht mehr besinnen wirst, Rodja. Der lag auch im Nervenfieber, lief auch auf die Straße und stürzte sich in einen Brunnen; man konnte ihn erst am anderen Tage herausziehen. – Wir wollten sofort Peter Petrowitsch suchen, um mit seiner Hilfe ... Wir waren ja so verlassen und gänzlich fremd hier.“ Pulcheria Alexandrowna hatte das langsam in weinerlichem Tone erzählt und hielt plötzlich inne, als ihr einfiel, daß es noch ziemlich gefährlich war, von Peter Petrowitsch zu sprechen, obwohl man ja „so glücklich war“.

„Jaja, es ist alles natürlich ärgerlich“, murmelte Raskolnikow so zerstreut und unaufmerksam, daß ihn Dunja bestürzt ansah.

„Was ich übrigens sagen wollte“, suchte er sich mühsam zu sammeln, „bitte, Maminka, und du, Dunja, glaubt nicht, daß ich heute nicht als erster zu euch kommen wollte und daß ich etwa wartete, daß ihr zuerst kämet.“

„Aber was hast du, Rodja?“ rief Pulcheria Alexandrowna verwundert aus.

Ja, was hat er, er antwortet gleichsam notgedrungen, dachte Dunja, er söhnt sich aus, bittet um Verzeihung, als erledige er eine lästige Pflicht oder sage Gelerntes auf. –

„Ich bin soeben aufgewacht und wollte zu euch. Doch ich hatte vergessen, gestern der Nastasja zu sagen, daß sie diesen Blutflecken hier auf meinem Rock auswaschen solle. – So bin ich erst jetzt fertig geworden.“

„Blut? Was für Blut?“ rief Pulcheria Alexandrowna erschrocken.

„Es ist nichts. Beunruhigt Euch nicht, Maminka. Als ich gestern im Fieber umherirrte, bin ich auf einen verunglückten Beamten gestoßen ...“

„Im Fieber? Aber du weißt ja noch alles“, unterbrach ihn Rasumichin.

„Allerdings“, antwortete Raskolnikow besonders eifrig, „ich weiß noch alles bis zur kleinsten Einzelheit; aber warum ich das getan habe, warum ich hingegangen bin, das vermag ich mir nicht gut zu erklären.“

„Ein nur zu bekanntes Phänomen“, warf Sosimow ein. „Die Durchführung ist da bisweilen meisterhaft, sogar raffiniert, aber das Motiv, die Quelle des Handelns ist verschüttet und hängt wieder von verschiedenen krankhaften Eindrücken ab; ähnlich wie in Träumen.“

Vielleicht ist es doch ganz gut, daß er mich beinahe für einen Verrückten hält, dachte Raskolnikow.

„Kann es nicht sein, daß auch normale Menschen ähnlich handeln?“ bemerkte Dunja und schaute dabei besorgt auf Sosimow.

„Ziemlich richtig bemerkt“, antwortete der junge Arzt. „In diesem Sinne sind wir fast alle, und zwar sehr oft, Verrückte,

nur daß eben die wirklich Kranken ein bißchen mehr verrückt sind. Man muß hier die richtige Grenze kennen. Einen wahrhaft harmonischen Menschen gibt es fast gar nicht; unter Zehn-, ja Hunderttausenden findet sich vielleicht ein einziger, und auch der ist angekränkt.“

Bei dem Wort „verrückt“, das Sosimow über seinem Lieblings-thema so unvorsichtig entschlüpfte, war eine düstere Stimmung aufgekommen. Raskolnikow saß scheinbar teilnahmslos in Gedanken verloren da, ein merkwürdiges Lächeln umspielte seine blassen Lippen.

„Nun, was war mit diesem Verunglückten? Ich hatte dich unterbrochen!“ rief Rasumichin schnell.

„Was?“ fragte Raskolnikow, wie aus einem Traum auf-fahrend, „ja so; nun, ich hatte mich mit Blut befleckt, als ich ihn nach seiner Wohnung schaffen half. Übrigens, Maminka, ich habe gestern etwas Unverzeihliches getan, ich war wirklich nicht ganz bei Verstand. Ich habe mein ganzes Geld, das Ihr mir geschickt hattet, der Frau für das Begräbnis gegeben. Sie ist jetzt Witwe, eine schwindsüchtige, unglückselige Frau; drei kleine Kinder, verwaist, hungernd, im Hause kaum ein Möbel-stück . . . Und dann ist da noch eine Tochter. – Vielleicht hättet Ihr in so einem Fall auch alles weggegeben! Ich hatte natürlich kein Recht dazu, da ich wußte, wie schwer es Euch war, dieses Geld zu beschaffen. Um zu helfen, muß man vor allen Dingen das Recht dazu haben, sonst: Crevez, chiens, si vous n’êtes pas contents.“* Er lachte auf. „Ist doch wahr, Dunja?“

„Nein, es ist nicht wahr“, antwortete Dunja mit Nachdruck.

„Ach so, du hast ja auch deine Pläne“, murmelte er; er blickte sie fast mit Haß an und lächelte ihr spöttisch zu. „Daran habe ich nicht gedacht; desto besser für dich und ganz lobenswert. – Aber es gibt eine Grenze, über die hinaus du es nicht ertragen wirst, dann ist das Unglück da; und wenn du es erträgst, wirst du vielleicht noch unglücklicher sein. – Übrigens ist das alles Unsinn“, fügte er gereizt hinzu, ärgerlich darüber, daß er sich hatte hinreißen lassen. „Ich wollte eigentlich nur sagen, daß ich Euch um Verzeihung bitte, Maminka“, schloß er kurz und hastig.

„Aber, Rodja, ich bin überzeugt, daß alles gut ist, was du tust!“ sagte die erfreute Mutter.

* Kzepiert, Hunde, wenn ihr nicht zufrieden seid.

„Seid nicht so überzeugt“, antwortete er mit einem gezwungenen Lächeln.

Alle schwiegen. Es lag etwas Gespanntes in diesem ganzen Gespräch, auch in dem Schweigen, in der Versöhnung und in der Verzeihung. Alle empfanden es.

Es ist, als fürchteten sie sich vor mir, dachte Raskolnikow und sah Mutter und Schwester von der Seite an. In der Tat wurde Pulcheria Alexandrowna immer ängstlicher, je länger sie schwieg.

In ihrer Abwesenheit habe ich sie doch geliebt, ging es ihm durch den Kopf.

„Weißt du schon, Rodja, daß Marfa Petrowna gestorben ist?“ rief plötzlich Pulcheria Alexandrowna.

„Was für eine Marfa Petrowna?“

„Ach, mein Gott, Marfa Petrowna Swidrigailow! Ich habe dir doch so viel über sie geschrieben.“

„Ah, ich erinnere mich. – Sie ist also gestorben? So, so . . .“ Er fuhr auf, als sei er soeben erwacht. „Ist sie wirklich tot? Woran ist sie gestorben?“

„Ja, denke dir, ganz plötzlich!“ berichtete Pulcheria Alexandrowna eifrig, ermutigt dadurch, daß er Interesse zeigte. „Gerade als ich meinen Brief an dich abschickte, am selben Tage! Stell dir vor, dieser schreckliche Mensch scheint die Ursache ihres Todes gewesen zu sein. Es heißt, daß er sie furchtbar mißhandelt habe.“

„Standen sie so schlecht miteinander?“ fragte Raskolnikow, sich an die Schwester wendend.

„Im Gegenteil. Er war ihr gegenüber stets sehr nachgiebig, sogar höflich. Oft war er sogar zu nachsichtig, volle sieben Jahre lang. Er hat vielleicht plötzlich die Geduld verloren.“

„Er kann aber doch unmöglich ein solcher Wüterich sein, wenn er sich sieben Jahre lang beherrscht hat? Du scheinst ihn in Schutz zu nehmen, liebe Dunja?“

„Nein, nein, ein entsetzlicher Mensch! Ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen!“ entgegnete Dunja schauernd. Sie zog die Brauen zusammen und wurde nachdenklich.

„Der Skandal war am Morgen“, erzählte Pulcheria Alexandrowna weiter. „Sie befahl sofort anzuspannen, um nach Mittag zur Stadt zu fahren. Sie fuhr bei solchen Gelegenheiten immer

in die Stadt. Sie hat noch zu Mittag gespeist, wie man erzählt, mit großem Appetit . . .“

„Nach solchen Mißhandlungen?“

„Es war ihr zur Gewohnheit geworden. Danach ging sie sofort, um die Fahrt nicht zu verzögern, ins Badehäuschen; dort pflegte sie sich mit Wasser zu behandeln. Es gibt dort eine kalte Quelle, und in der badete sie täglich. Diesmal rührte sie der Schlag.“

„Das ist durchaus verständlich“, sagte Sosimow.

„Und er hatte sie übel zugerichtet?“

„Nun, das tut ja nichts zur Sache“, warf Dunja ein.

„Hm, warum erzählt Ihr all diesen Unsinn, Maminka?“ fragte Raskolnikow plötzlich gereizt und fast unwillkürlich.

„Lieber Junge, ich wußte ja nicht, womit ich dich unterhalten könnte“, entschlüpfte es Pulcheria Alexandrowna.

„Ja, was ist denn, fürchtet ihr mich denn alle?“ fragte er mit einem schiefen Lächeln.

„Allerdings!“ antwortete Dunja und schaute den Bruder streng an, „Maminka hat sich, als sie die Treppe hinaufstieg, vor Furcht bekreuzigt!“

Sein Gesicht verzog sich krampfhaft.

„Nicht so, Dunja! Sei nicht böse, mein Rodja!“ Pulcheria Alexandrowna war bestürzt. „Ich bin hierhergereist, die ganze Zeit im Zuge habe ich mir ausgemalt: wie wir uns wiedersehen werden, wie wir uns erzählen wollen von allem möglichen. – Ich war so glücklich, daß mir die Reise im Fluge verging. Aber was habe ich nun? Ich bin ja noch jetzt glücklich, und es ist unrecht von dir, Dunja . . . Ich war schon so glücklich, dich überhaupt wiederzusehen, mein Rodja.“

„Genug, Maminka“, murmelte Raskolnikow in Verlegenheit, ohne die Mutter anzusehen. „Wir werden noch Gelegenheit genug haben, uns auszusprechen.“ Damit drückte er ihr die Hand.

Bei diesen Worten verzog sich sein Gesicht und wurde blaß; wieder glitt ein schon einmal empfundenes schreckliches Gefühl wie Todeskälte über seine Seele; es wurde ihm plötzlich wieder vollkommen klar, daß er soeben eine fürchterliche Lüge gesagt hatte, daß er sich jetzt nie mehr würde aussprechen können, niemals und mit niemandem. Die Wirkung dieser

qualvollen Empfindung war so mächtig, daß er sich auf einen Augenblick fast vergaß, von seinem Platze aufstand, ohne jemanden anzublicken, und das Zimmer verlassen wollte.

„Was tust du?“ rief Rasumichin, ihn bei der Hand fassend.

Raskolnikow setzte sich wieder und blickte wortlos um sich. Alle sahen ihn befremdet an.

„Seid ihr aber langweilig!“ rief er plötzlich ganz unerwartet, „so sprecht doch ein Wort! Weshalb sitzt ihr denn so da, sprecht doch! Wir wollen weiterreden; wir sind hier alle beisammen und sitzen stumm wie die Fische. Nun, irgend etwas!“

„Gott sei Dank! Ich dachte schon, es geht wie gestern“, bekreuzigte sich Pulcheria Alexandrowna.

„Was ist dir, Rodja?“ fragte auch Awdotja Romanowna.

„Nichts, es fiel mir etwas Komisches ein“, antwortete er und lachte plötzlich.

„Nun, wenn es bloß etwas Komisches war, dann ist es ja gut! Sonst hätte ich schon gedacht . . .“, brummte Sosimow, sich vom Sofa erhebend. „Meine Zeit ist um, ich werde vielleicht noch einmal vorbeikommen; wenn ich Euch antreffe.“

Er verbeugte sich und ging.

„Ein prächtiger Mensch“, bemerkte Pulcheria Alexandrowna.

„Ja, prächtig, hochgebildet und verständig“, sprudelte Raskolnikow mit ungewohnter Hast hervor. „Ich kann mich nicht besinnen, wo ich ihm bereits vor meiner Krankheit begegnet bin. Aber irgendwo habe ich ihn bestimmt schon gesehen. Der da ist auch ein guter Kerl“, er nickte zu Rasumichin hin, „gefällt er dir, Dunja?“ fragte er sie und lachte plötzlich ganz ohne Grund.

„Aber gewiß, Rodja.“

„Pfui, schäme dich. Man hält mich offenbar hier zum besten.“ Rasumichin wußte sich vor Verlegenheit nicht zu lassen, errötete und stand auf. Pulcheria Alexandrowna lächelte, auch Raskolnikow lachte noch immer.

„Wo willst du denn hin?“

„Ich muß ebenfalls . . .!“

„Du mußt ganz und gar nicht. Bleib nur hier. Sosimow ist fort, also mußt du bleiben! Wie spät ist es denn? Zwölf? Was du für eine niedliche Uhr hast, Dunja! Aber weshalb sitzt ihr denn schon wieder alle stumm? Ich allein rede die ganze Zeit.“

„Ein Geschenk von Marfa Petrowna“, antwortete Dunja.

„Sie ist sehr wertvoll“, erklärte Pulcheria Alexandrowna.

„Ah, wie groß sie ist, schon fast keine Damenuhr mehr!“

„Ich liebe große Uhren“, sagte Dunja.

Also doch kein Geschenk des Bräutigams, dachte Rasumichin, und irgendwie freute es ihn.

„Ich dachte, es wäre ein Geschenk Luschins“, bemerkte Rasolkownikow.

„Nein, der hat Dunja noch nichts geschenkt.“

„Ah! Ihr entsinnt Euch wohl noch, Maminka, daß ich auch mal verliebt war und heiraten wollte“, sagte er plötzlich. Seine Mutter war durch diesen Gedankensprung und durch den Tonfall, in dem der Sohn sprach, erschrocken.

„O mein Sohn! Gewiß!“ Pulcheria Alexandrowna wechselte einen Blick mit Dunja und Rasumichin.

„Hm! Ja! Was wollte ich doch gleich erzählen? Sie war leidend“, fuhr er fort, verfiel in Nachdenken und senkte den Kopf. „Durch und durch krank. Sie liebte es, Bettler zu beschenken, und dachte stets ans Kloster; einmal vergoß sie bittere Tränen, als ich mit ihr darüber sprach. Jaja, ich weiß das noch sehr gut! Eine Schönheit war sie nicht gerade, und ich weiß wirklich nicht, warum ich damals eine Zuneigung zu ihr faßte, vielleicht bloß, weil sie ständig krank war. Wäre sie lahm gewesen oder hätte sie einen Buckel gehabt, ich wäre vielleicht noch mehr in sie verliebt gewesen.“ Er lächelte traurig.

„Es war eine Art Frühlingstraum.“

„Nein, das war nicht nur ein Frühlingstraum“, sagte Dunja lebhaft.

Er schaute aufmerksam und erwartungsvoll die Schwester an, doch hatte er nichts gehört oder sie überhaupt nicht verstanden. Er erhob sich in tiefem Sinnen, trat zur Mutter, küßte sie und ging wieder auf seinen Platz, wo er sich abermals niederließ.

„Du liebst sie noch jetzt“, sagte Pulcheria Alexandrowna gerührt.

„Sie? Noch jetzt? Ach so . . . Ihr sprecht von ihr! Nein, das ist jetzt schon längst alles wie aus einer anderen Welt, und es ist so lange her! Und alles rings um mich ist, als geschähe es nicht hier . . .“

Er musterte aufmerksam die Seinen.

„Auch euch . . . Wie tausend Werst weit weg sehe ich euch, ja – und der Teufel mag wissen, warum wir darüber sprechen! Wozu fragt ihr mich!“ schloß er verstimmt, biß seine Nägel und verlor sich in Gedanken.

„Was hast du doch für eine elende Wohnung, Rodja, sie sieht aus wie ein Sarg“, sagte plötzlich Pulcheria Alexandrowna, das lastende Schweigen brechend. „Zur Hälfte ist dieses Loch an deiner Schwermut schuld.“

„Meine Wohnung?“ antwortete Raskolnikow zerstreut. „Ich habe das auch schon gedacht . . . Wenn Ihr wüßtet, Maminka, welch sonderbaren Gedanken Ihr soeben ausgesprochen habt“, fügte er mit eigenartigem Lächeln hinzu. Es fehlte nicht viel – und diese alle hier, seine Angehörigen, von denen er seit drei Jahren getrennt gewesen, der Ton der Unterhaltung, bei der völligen Unmöglichkeit, über irgend etwas zu sprechen, wären ihm schließlich ganz unerträglich geworden. Es war indessen noch eine unaufschiebbare Angelegenheit da, die so oder so, aber jedenfalls heute noch entschieden werden mußte. Das hatte er bereits beschlossen, als er erwachte. Jetzt freute er sich über diese Angelegenheit wie über einen Ausweg.

„Dunja“, fing er ernst und trocken an, „ich muß dich allerdings wegen des gestrigen Vorfalls um Verzeihung bitten, doch halte ich es für meine Pflicht, dich daran zu erinnern, daß ich von meiner Hauptforderung nicht abgehe. Entweder ich oder Luschin! Mag ich ein Schuft sein, du aber sollst nicht . . . Ich oder er! Wenn du diesen Luschin heiratest, bist du von Stund an nicht mehr meine Schwester.“

„Rodja, Rodja! Das ist ja wieder ganz dasselbe, was du gestern gesagt hast!“ rief Pulcheria Alexandrowna schmerzlich. „Warum nennst du dich immer einen Schuft? Schon gestern . . .“

„Lieber Bruder“, nahm Dunja ebenfalls trocken das Wort, „es handelt sich in der ganzen Angelegenheit um einen Irrtum deinerseits. Ich habe diese Nacht darüber nachgesonnen und den Fehler entdeckt. Du meinst nämlich, ich brächte mich jemandem oder um jemandes willen zum Opfer! Die Dinge liegen in Wirklichkeit ganz anders. Ich heirate einfach in meinem eigenen Interesse, weil mir selber das Leben schwer ist. Wenn es mir gelingt, den Meinen nützlich zu sein, ist das

natürlich sehr erfreulich, aber zu meinem Entschlusse ist das nicht der Hauptgrund.“

Sie lügt, dachte Raskolnikow und biß vor Wut seine Nägel. Ein stolzer Charakter! Sie mag nicht zugeben, daß sie Wohltaten erweisen will. Oh, kleinliche Seelen! Sie lieben so, als haßten sie. Oh, wie ich sie alle hasse! –

„Mit einem Wort, ich werde Peter Petrowitsch heiraten“, fuhr Dunja unbeirrt fort. „Ich kann von zwei Übeln nur das kleinere wählen. Ich bin fest entschlossen, alles ehrlich zu erfüllen, was er von mir erwartet, also täusche ich ihn nicht. Warum lächelst du?“

Sie brauste auf, in ihren Blicken funkelte der Zorn.

„Du willst alles erfüllen?“ fragte er giftig.

„Bis zu einer gewissen Grenze. Die Art und die Form der Werbung Peter Petrowitschs haben mir gezeigt, welche Anforderungen er stellt. Er schätzt sich selbst hoch ein, vielleicht zu hoch, aber ich hoffe, er wird auch mich schätzen – du lächelst schon wieder.“

„Warum wirst du wieder rot? Du lügst, Dunja, du lügst mit Absicht, bloß aus weiblichem Eigensinn und um das letzte Wort zu haben. Du kannst Luschin nicht achten. Ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen. Du verkaufst dich ihm für seinen Geldsack, erniedrigst dich jedenfalls. Gut, daß du wenigstens noch erröten kannst.“

„Es ist nicht wahr, ich lüge nicht!“ rief Dunja, die ihre ganze Kaltblütigkeit verlor. „Ich würde ihn nicht heiraten, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er mich schätzt. Zum Glück kann ich mich davon sogar heute noch gründlich überzeugen! Eine solche Heirat ist keine Schuftigkeit, wie du dich ausdrückst. Aber selbst wenn du recht hättest, ist es nicht herzlos von dir, so mit mir zu sprechen? Weshalb forderst du von mir ein Heldentum, das du selbst vielleicht nicht einmal besitzt? Das ist eine Tyrannei, ist Gewalttätigkeit. Wenn jemand dabei draufgeht – so bin ich es allein. Ich habe noch niemand umgebracht. – Was starrst du mich so an, warum wirst du blaß? Rodja, was ist mir dir, Rodja, lieber ...“

„Mein Gott“, schrie Pulcheria Alexandrowna auf, „sie hat ihn bis zur Ohnmacht gebracht!“

„Nein, nein, Unsinn! Es ist nichts. Der Kopf schwindelte mir

ein wenig; es ist keine Ohnmacht. Hm, ja, was wollte ich noch sagen? Wie willst du dich denn heute überzeugen, daß du ihn achten kannst und daß er dich schätzt? Nicht wahr, so sagtest du doch? Und heute soll das sein? Habe ich recht verstanden?“

„Maminka, jetzt zeig dem Bruder den Brief von Peter Petrowitsch.“

Pulcheria Alexandrowna reichte ihm mit fliegenden Händen den Brief, den er mit großer Spannung entgegennahm. Bevor er ihn entfaltete, schaute er plötzlich verwundert auf Dunja.

„Seltsam“, sagte er langsam, als hätte er soeben einen neuen Gedanken gefaßt, „weshalb bin ich eigentlich in Sorge? Wozu das ganze Hin und Her? Meinetwegen heirate, wen du willst!“

Er sprach wie zu sich selbst und starrte eine Zeitlang verblüfft auf seine Schwester.

Endlich öffnete er den Brief mit dem Ausdruck einer seltsamen Verwunderung, dann begann er langsam und aufmerksam zu lesen. Er las ihn zweimal. Pulcheria Alexandrowna war von Unruhe gequält, auch die anderen erwarteten etwas Besonderes.

„Sonderbar, wirklich sonderbar“, fing Raskolnikow an, nach einigem Nachdenken der Mutter den Brief zurückgebend, „ein Geschäftsmann, ein Rechtsanwalt, und sein Stil ist fürchterlich, geschraubt, und wie ungebildet er schreibt.“

Alle machten eine Bewegung, sie hatten etwas ganz anderes erwartet.

„Rechtsanwälte schreiben alle so“, bemerkte Rasumichin.

„Hast du den Brief überhaupt gelesen?“

„Ja!“

„Wir haben ihm den Brief gezeigt, Rodja – wir haben schon darüber beratschlagt“, begann Pulcheria Alexandrowna verlegen.

„Es ist der übliche Kanzleistil“, bemerkte Rasumichin, „die Akten werden bis zum heutigen Tage alle so geschrieben.“

„Akten? Nun ja, Gerichtsstil, Geschäftsstil. Der Brief ist nicht gerade ganz ungebildet geschrieben, aber auch nicht sehr literarisch: Geschäftsstil.“

„Peter Petrowitsch leugnet nicht, daß er zum Lernen nicht viel Geld gehabt hat; er ist sogar stolz darauf, daß er sich selbst

den Weg gebahnt hat“, sagte Awdotja Romanowna, von dem gehässigen Ton ihres Bruders verletzt.

„Wenn er sich dessen rühmt, so hat er wenigstens etwas, worauf er stolz sein kann. Ich habe nichts dagegen! Du, liebe Schwester, scheinst gekränkt, daß ich für den ganzen Brief nur ein paar wegwerfende Bemerkungen habe. Du denkst, ich mäkle absichtlich an solchen Kleinigkeiten herum, um mit dir zu streiten. Im Gegenteil; mir ist nur anläßlich des Stils eine schwerwiegende charakteristische Bemerkung aufgefallen. Es sind die Worte: „...so wäre ich genötigt, Euch selber für die Folgen verantwortlich zu machen!“ – Dies ist klar und deutlich. Dazu noch die Drohung, daß er sofort gehen würde, wenn ich käme. Es ist eine Drohung, gehen zu wollen, das heißt doch, euch beide verlassen zu wollen, wenn ihr ungehorsam seid; euch ausgerechnet jetzt verlassen zu wollen, nachdem er euch nach Petersburg gerufen hat. Wie denkst du nun: Kann man sich durch einen solchen Ausdruck Luschins ebenso verletzt fühlen, als wenn diese Worte etwa von Rasumichin oder Sosimow oder sonst jemand von uns geschrieben wären?“

„Nein“, antwortete Dunja erregt. „Ich habe recht wohl gemerkt, daß es nicht so wörtlich gemeint ist, weil er eben kein Briefschreiber ist. Du hast dies gut herausgefunden, lieber Bruder; ich hätte es nicht einmal erwartet ...“

„Es ist juristisch ausgedrückt, man kann das eben juristisch nicht anders sagen. Es kam vielleicht gröber, als es kommen sollte. Übrigens muß ich dich leider etwas enttäuschen! In dem Briefe ist noch eine weitere Stelle, die mir gilt, und zwar eine ziemlich gemeine. Ich habe gestern jener Witwe das Geld gegeben, weil sie krank und verzweifelt war, nicht ‚unter dem Vorwand, sie möge das Begräbnis davon bestreiten‘, sondern einfach *für* das Begräbnis! Ich habe es auch nicht der Tochter gegeben, wie er schreibt, einer Dirne – ich habe sie gestern zum erstenmal gesehen –, sondern der Frau selbst. Aus dem allem spricht nur das allzu eifrige Bestreben, mich zu beschmutzen und mit euch zu entzweien. Es ist hier derselbe juristische Stil, das heißt, er zeigt den Zweck allzu deutlich und mit sehr naiver Offenheit. Er mag ein kluger Mann sein, aber um klug zu handeln, muß man mehr haben als Verstand! All das kennzeichnet den Menschen, und – ich glaube nicht,

daß er dich, liebe Dunja, wirklich schätzt! Ich sage dir dies alles nur zu deiner Orientierung. Ich wünsche dir aufrichtig das Beste ...“

Dunja antwortete nicht; ihren Entschluß hatte sie schon gefaßt, sie wartete nur noch auf den Abend.

„Wie entscheidest du dich nun, Rodja?“ fragte Pulcheria Alexandrowna, durch den ungewohnten leidenschaftslosen, sachlichen Ton ihres Sohnes noch stärker beunruhigt.

„Wie ich mich entscheide?“

„Nun, Peter Petrowitsch schreibt doch, daß du heute abend nicht bei uns sein dürftest, daß er wieder fortginge, wenn du erschienst? Wie willst du es denn nun halten?“

„Darüber habe natürlich nicht ich zu entscheiden, das steht bei Euch, Maminka, wenn die Forderung Peter Petrowitschs Euch nicht von vornherein beleidigt. Zum anderen liegt es bei Dunja, wenn sie sich gleichfalls nicht verletzt fühlt. Ich werde tun, was ich für das Beste halte“, schloß er trocken.

„Dunja hat schon ihren Entschluß gefaßt, und ich bin völlig mit ihr einverstanden“, beeilte sich Pulcheria Alexandrowna zu sagen.

„Ich habe beschlossen, dich eindringlich zu bitten, Rodja, unbedingt bei dieser Zusammenkunft dabeizusein“, rief Dunja.

„Wirst du kommen?“

„Ich werde kommen.“

„Und Euch bitte ich gleichfalls auf acht Uhr zu uns“, wandte sie sich an Rasumichin. „Maminka, es ist dir doch recht?“

„Gewiß. Schön, liebe Dunja, wie ihr euch jetzt geeinigt habt“, bestätigte Pulcheria Alexandrowna, „so soll es auch sein. Mir ist jetzt leichter ums Herz, ich kann mich nicht verstellen und lügen; dann schon besser die Wahrheit ganz sagen: mag nun Peter Petrowitsch jetzt zürnen oder nicht.“

IV

In diesem Augenblick öffnete sich leise die Tür, und ein junges Mädchen trat schüchtern ins Zimmer. Alle wandten sich verwundert und erwartungsvoll nach ihm um. Raskolnikow er-

kannte es nicht gleich wieder. Es war Sofja Semjonowna Marmeladowa. Er hatte sie gestern zum ersten Male gesehen, aber bei einer Gelegenheit und in einem Aufzuge, daß sich ihre Persönlichkeit seinem Gedächtnis ganz anders eingeprägt hatte. Jetzt kam sie, ein bescheidenes, dürftig gekleidetes Mädchen, fast noch ein Kind, mit schüchternen, eckigen Bewegungen und einem offenen, ein wenig ängstlichen Gesicht. Sie trug ein sehr einfaches Kattunfähnchen, auf dem Kopfe einen altmodischen Hut, in der Hand hielt sie wieder einen Sonnenschirm.

Als sie so unerwartet die vielen Menschen sah, verlor sie völlig die Fassung. Sie wurde schüchtern wie ein Kind und machte Miene, sich zurückzuziehen.

„Ah, Ihr seid es?“ begrüßte sie Raskolnikow in höchstem Erstaunen und wurde selbst verlegen.

Mutter und Schwester mußten ja auf Grund des Luschinschen Briefes das Mädchen als öffentliche Dirne sofort erkennen. Soeben noch hatte er gegen die Verleumdungen Luschins protestiert und versichert, daß er das Mädchen zum erstenmal gesehen, da mußte sie ausgerechnet jetzt hier auftauchen. Es fiel ihm auch ein, daß er selbst gegen die Bezeichnung „Dirne“ protestiert hatte. All dies schoß ihm durch den Kopf. Als er aber aufmerksamer hinblickte, sah er, wie sehr dieses erniedrigte Wesen durch seine Erniedrigung bedrückt war, und es schnitt ihm ins Herz. Als sie Anstalten machte, wieder fortzulaufen, geriet er ganz außer sich.

„Ich habe Euch gar nicht erwartet“, begann Raskolnikow, sie mit seinem Blick zurückhaltend, „bleibt nur und nehmt Platz. Ihr kommt gewiß von Katharina Iwanowna; bitte nicht hierher, dorthin!“

Beim Eintritt Sonjas war Rasumichin, der auf einem der drei Stühle Raskolnikows dicht neben der Tür saß, aufgestanden, um sie hereinzulassen. Zuerst hatte Raskolnikow ihr den Platz in der Sofaecke gewiesen, wo Sosimow sonst saß, dann fiel ihm ein, daß dieses Sofa denn doch ein zu familiärer Platz sei und ihm ja auch als Bett diene. So beeilte er sich, ihr den Stuhl Rasumichins anzubieten.

„Und du setz dich hierher!“ Damit wies er Rasumichin in die Ecke, wo Sosimow zu sitzen pflegte.

Sonja nahm zitternd Platz, scheu nach den beiden Damen blickend. Man sah ihr an, daß sie selbst nicht begriff, wie sie sich neben diese zu setzen wagte. Als sie sich dessen bewußt wurde, erschrak sie derart, daß sie aufsprang und sich in größter Verwirrung an Raskolnikow wandte:

„Ich, ich ...“, stotterte sie. „Verzeiht, wenn ich störe ... Ich komme von Katharina Iwanowna, sie konnte niemand anders schicken. Katharina Iwanowna hat mir aufgetragen, Euch zum Totenamt zu bitten, morgen früh, zur Messe in der Mitrofaniewskij. Dann möchtet Ihr bei uns – bei ihr – das Totenmahl mitessen, möchtet ihr die Ehre erweisen. Ich soll es sehr dringlich machen.“

Sonja stockte und schwieg.

„Ich werde mich unbedingt bemühen – gewiß“, antwortete Raskolnikow, sich gleichfalls erhebend. Auch er stotterte. „Bleibt nur sitzen, ich muß mit Euch sprechen, vielleicht habt Ihr Eile ... Aber bleibt – schenkt mir noch einige Minuten.“

Er rückte ihr den Stuhl zurecht. Sonja setzte sich wieder, scheu und schüchtern, warf einen raschen Blick nach den beiden Damen und senkte dann plötzlich die Augen.

Das blasse Gesicht Raskolnikows glühte; er war wie ausgewechselt, seine Augen flackerten.

„Maminka“, sagte er entschlossen, „das ist Sofja Semjonowna Marmeladowa, die Tochter jenes unglücklichen Herrn Marmeladow, der gestern vor meinen Augen überfahren wurde und von dem ich Euch schon erzählt habe.“

Pulcheria Alexandrowna musterte Sonja mit hochgezogenen Brauen. Trotz all ihrer Verwirrung vor dem herausfordernden und eindringlichen Blick Rodjas konnte sie sich dieses Vergnügens nicht versagen. Dunja prüfte ernst und aufmerksam das Gesicht des Mädchens. Während der Vorstellung hob Sonja die Augen, ließ aber sogleich verwirrt die Lider wieder fallen.

„Ich möchte fragen“, suchte ihr Raskolnikow schnell über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, „wie es heute bei Euch geht. Die Polizei hat Euch wohl nicht belästigt?“

„Nein, es ist alles gut gegangen. Die Todesursache ist klar. Man hat uns in Ruhe gelassen; nur die anderen Mieter sind böse.“

„Warum denn?“

„Weil die Leiche so lange im Hause bleibt; es ist jetzt heiß, der Geruch . . . Er soll heute zur Abendmesse nach dem Friedhof gebracht werden und morgen in die Kapelle. Katharina Iwanowna wollte es erst nicht, aber sie sieht jetzt ein, daß es nicht anders geht.“

„Also heute?“

„Sie bittet Euch, uns morgen die Ehre zu erweisen, der Messe in der Kirche beizuwohnen und dann im Hause an der Gedenkfeier teilzunehmen.“

„Sie will ein Totenmahl ausrichten?“

„Ja, einen Imbiß. Ich soll Euch herzlich danken, daß Ihr uns geholfen habt; ohne Euch hätten die Mittel gefehlt, ihn zu beerdigen.“ Kinn und Lippen begannen zu zittern, aber sie überwand sich und senkte schnell den Blick zu Boden.

Während sie sprach, hatte Raskolnikow sie aufmerksam betrachtet. Es war ein mageres, ganz mageres blasses Gesichtchen, ziemlich unregelmäßig, etwas eckig, mit einer kleinen spitzen Nase und einem ebensolchen Kinn. Man konnte das Mädchen nicht einmal hübsch nennen, aber ihre blauen Augen waren so klar, und wenn sie aufleuchteten, wurde der Ausdruck ihres Gesichts so gut und treuherzig, daß man sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Außerdem hatte ihr Gesicht wie auch ihre Gestalt einen charakteristischen Zug: trotz ihrer achtzehn Jahre schien sie fast noch ein kleines Mädchen, viel jünger, als sie war, fast noch ein Kind zu sein, und das zeigte sich manchmal sogar in komischer Weise bei einigen ihrer Bewegungen.

„Wie hat Katharina Iwanowna mit so geringen Mitteln alles bestreiten können – und sie beabsichtigt sogar, den Gästen einen Imbiß vorzusetzen?“ fragte Raskolnikow, hartnäckig das Gespräch weiterführend.

„Er wird nur einen einfachen Sarg haben, alles wird ganz schlicht sein, damit es nicht viel kostet. Wir haben mit Katharina Iwanowna alles ausgerechnet, und es bleibt noch etwas übrig, um sein Andenken zu ehren. Katharina Iwanowna hat sehr gewünscht, daß es so gehalten würde. Man kann nicht anders . . . Es ist ihr einziger Trost – sie ist nun einmal so.“

„Ich verstehe, ich verstehe – gewiß. – Aber was schaut Ihr

Euch denn so im Zimmer um. Maminka sagt auch, daß es wie ein Sarg aussieht.“

„Ihr habt uns gestern Euer letztes Geld gegeben!“ flüsterte Sonja als Antwort und senkte wieder die Augen. Sie war schon die ganze Zeit von der ärmlichen Umgebung Raskolnikows betroffen, und diese Worte waren ihr von selbst auf die Lippen gekommen. Schweigen trat ein. Dunjas Augen hellten sich auf, und Pulcheria Alexandrowna schaute sogar freundlich auf Sonja.

„Rodja“, sagte sie, sich erhebend, „wir werden doch natürlich zusammen Mittag essen. Gehen wir, Dunja. Und du, Rodja, müßtest noch ein wenig spazierengehen, dann ausruhen und später zu uns kommen. Wir haben dich sicher schon genug angestrengt.“

„Jaja, ich werde kommen“, antwortete er hastig und stand auch auf. „Ich habe übrigens noch zu tun.“

„Werdet Ihr denn nicht einmal zusammen Mittag essen?“ rief Rasumichin, erstaunt auf Raskolnikow blickend. „Was soll das nun wieder heißen?“

„Ich werde kommen, ganz sicher komme ich; du bleibst noch eine Minute bei mir, Rasumichin. Könnt Ihr ihn jetzt entbehren?“

„Gewiß, gewiß! Ihr kommt doch auch zu Mittag, Dmitrij Prokofjitsch, seid so freundlich!“

„Bitte, kommt“, bat auch Dunja.

Rasumichin verneigte sich beglückt; eine Verlegenheitspause entstand.

„Leb wohl, Rodja, das heißt auf Wiedersehen! Ich sage nicht gern ‚leb wohl‘. Leb wohl, Nastasja! Ach, da habe ich ja doch wieder ‚leb wohl‘ gesagt!“

Pulcheria Alexandrowna wollte sich auch von Sonja verabschieden, aber sie brachte es nicht über sich und verließ rasch das Zimmer.

Awdotja Romanowna schien gewartet zu haben, und als sie, der Mutter folgend, hinausging, grüßte sie Sonja mit einer aufmerksamen, vollendet höflichen Verbeugung. Sonja geriet in Verwirrung, verneigte sich bestürzt und erschreckt. Schmerzlich verzog sich ihr Gesicht, als sei ihr die Höflichkeit Awdotja Romanownas drückend und qualvoll.

„Dunja, leb wohl!“ rief Raskolnikow auf den Treppenflur hinaus. „Gib mir doch wenigstens die Hand!“

„Tat ich doch schon, hast du's vergessen?“ fragte Dunja freundlich, sich langsam umwendend.

„Da gibst du sie mir eben noch einmal!“

Er drückte ihre kleinen Finger fest zusammen; Dunja lächelte ihm zu, errötete und entzog ihm schnell ihre Hand. Sie eilte der Mutter nach, die gleichfalls zufriedengestimmt war.

„So ist's schön“, sagte er nun zu Sonja und sah ihr klar in die Augen. „Der Herr gebe den Toten die Ruhe, die Lebenden aber sollen noch leben, nicht wahr, so ist es?“

Sonja schaute verwundert auf sein plötzlich aufleuchtendes Gesicht, und er wieder schaute sie schweigend und unverwandt an. Was ihr verstorbener Vater über sie erzählt hatte, kam ihm plötzlich wieder in den Sinn. –

„Mein Gott, Dunja“, begann Pulcheria Alexandrowna sogleich, als sie auf der Straße waren, „ich bin jetzt wirklich froh, daß wir gegangen sind. Es ist mir irgendwie leichter. Gestern im Zug konnte ich freilich noch nicht ahnen, daß ich mich darüber freuen würde.“

„Ich sage Euch ja, Maminka, er ist noch sehr krank. Das müßt Ihr in Betracht ziehen. Er hat sich vielleicht in der Sorge um uns aufgerieben. Man muß nachsichtig mit ihm sein; vieles, vieles läßt sich dann verzeihen!“

„Aber du warst doch gar nicht nachsichtig!“ ereiferte sich Pulcheria Alexandrowna. „Weißt du, Dunja, wenn ich euch beide so anschau, du bist völlig sein Ebenbild; nicht so sehr im Gesicht wie im Charakter. Ihr seid beide melancholisch, düster und jähzornig, beide hochmütig und großherzig. Dein Bruder sollte ein Egoist sein, Dunja? Wenn ich denke, daß er heute abend bei uns sein wird, so bleibt mir das Herz stehen.“

„Ohne Sorgen, Maminka; es kommt doch alles, wie es kommen muß.“

„Dunja, bedenke unsere Lage! Was fangen wir an, wenn sich Peter Petrowitsch zurückzieht?“ entfuhr es der armen Pulcheria Alexandrowna.

„Was ist er dann wert?“ antwortete Dunja scharf und verächtlich.

„Wir haben ganz recht getan, daß wir gegangen sind“, beeilte

sich Pulcheria Alexandrowna abzulenken. „Rodja hatte Dringendes zu tun; nun, mag er gehen und Luft schöpfen. Es ist schwül bei ihm im Zimmer, wie kann er da atmen! Hier auf den Gassen ist's auch nicht besser. Mein Gott, was ist dieses Petersburg doch für eine Stadt! Halt, tritt zur Seite, sie drücken dich noch tot. Was bringt man denn da? Wohl ein Klavier, richtig. Wie sie sich drängen! Dieses Mädchen fürchte ich übrigens auch.“

„Welches Mädchen, Maminka?“

„Nun, diese Sofja Semjonowna, die jetzt da war.“

„Warum?“

„Ich habe so eine Ahnung, Dunja; nun, glaub mir oder glaub mir nicht. Als sie hereinkam, dachte ich sofort, daß hier wohl die Hauptursache sitzt . . .“

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte Dunja ärgerlich. „Ihr mit Euren Vorahnungen, Maminka. Er kennt sie erst seit gestern, und vorhin erkannte er sie nicht einmal wieder!“

„Du wirst schon sehen! Sie beunruhigt mich, du wirst sehen! Ich bin so erschrocken. Sie schaut mich an, hat solche Augen, ich konnte kaum auf dem Stuhle sitzen bleiben, als er sie uns vorstellte. Peter Petrowitsch schreibt so sonderbar über sie, und Rodja macht dieses Frauenzimmer ausgerechnet mit dir bekannt.“

„Was nicht alles in so einem Briefe steht! Über uns hat man auch allerlei gesprochen und geschrieben, hast du das vergessen? Sie ist gewiß sehr gut. – Ich bin überzeugt, daß alles das Unsinn ist.“

„Gott gebe es!“

„Und daß Peter Petrowitsch ein elender Klatscher ist“, sagte Dunja kurz.

Pulcheria Alexandrowna ließ den Kopf sinken, das Gespräch wurde abgebrochen. –

„Höre, ich hab' etwas mit dir zu besprechen“, sagte Raskolnikow und führte Rasumichin zum Fenster.

„Ich darf also Katharina Iwanowna ausrichten, daß Ihr kommen werdet?“ stammelte Sonja, sich verneigend, um zu gehen.

„Einen Augenblick bitte, Sofja Semjonowna, wir haben keine Geheimnisse, Ihr stört durchaus nicht! Ich möchte Euch nur

noch ein paar Worte sagen. – Also so“, wandte er sich, ohne zu Ende gesprochen zu haben, wieder an Rasumichin. „Du kennst doch diesen – wie heißt er doch – Porfirij Petrowitsch?“

„Allerdings. Er ist ein Verwandter von mir. Warum?“ fragte Rasumichin neugierig.

„Nun, er hat jetzt doch die Angelegenheit zu bearbeiten, ich meine diese Mordsache. – Ihr kamt gestern darauf zu sprechen.“

„Na, und?“ Rasumichin riß plötzlich die Augen weit auf.

„Er hat sich nach den Pfandbesitzern erkundigt, und ich hatte ja auch Pfänder dort, nur Kleinigkeiten, einen Ring von der Schwester. Sie schenkte ihn mir zum Andenken, als ich hierherreiste, und die Taschenuhr meines Vaters; alles zusammen vielleicht fünf oder sechs Rubel wert, aber beides ist mir als Andenken teuer! Was soll ich jetzt machen? Ich will nicht, daß die Sachen verfallen, besonders die Uhr! Ich fürchtete immer, meine Mutter würde nach ihr fragen, als von Dunjas Uhr die Rede war. Es ist die einzige Sache, die der Vater mir hinterlassen hat. Sie würde es nie verwinden, wenn die Uhr verlorenginge. So sind die Frauen! Ich weiß, daß ich es auf der Polizei anmelden müßte; aber wäre es nicht besser, mit Porfirij selbst zu sprechen? Wie denkst du darüber? So ließe sich die Sache am ehesten erledigen. Du wirst sehen, daß meine Mutter noch vor dem Mittag nach der Uhr fragen wird.“

„Natürlich nicht bei der Polizei Meldung machen, sondern bei Porfirij!“ rief Rasumichin ungewöhnlich erregt. „Wie freue ich mich! Wir wollen sofort hingehen, es sind ja nur ein paar Schritte, und wir werden ihn vielleicht noch treffen!“

„Gut, gehen wir!“

„Er wird sich außerordentlich, wird sich riesig freuen, mit dir bekannt zu werden! Ich habe ihm viel von dir erzählt, auch gestern von dir gesprochen! Komm! Du hast also die Alte gekannt! Soso; das trifft sich ja prächtig. Ach, da ist ja noch Sofja Iwanowna . . .“

„Sofja Semjonowna“, verbesserte Raskolnikow. „Sofja Semjonowna, das ist mein Freund Rasumichin, ein vortrefflicher Mensch.“

„Aber die Herren haben etwas vor . . .!“ entschuldigte sich Sonja, ohne Rasumichin anzusehen, und war noch mehr verwirrt.

„Also gehen wir!“ rief Raskolnikow. „Ich werde noch heute zu Euch kommen, Sofja Semjonowna. Sagt mir nur, wo Ihr wohnt!“ Raskolnikow sprach hastig und vermied ihren Blick. Sonja gab ihm ihre Adresse und errötete, dann gingen alle hinaus.

„Schließt du denn die Tür nicht ab?“ fragte Rasumichin, hinter den beiden die Treppe hinabsteigend.

„Niemals. Ich will mir übrigens schon seit zwei Jahren ein Vorlogeschloß kaufen“, warf er nachlässig hin. „Glücklich, die nichts zu verschließen haben!“ wandte er sich lachend an Sonja.

Vor dem Tor blieben sie stehen.

„Ihr geht wohl rechts, Sofja Semjonowna? Wie habt Ihr mich denn ausfindig gemacht?“ fragte Raskolnikow, schien aber etwas ganz anderes sagen zu wollen. Er hatte das Bedürfnis, in ihre ruhigen klaren Augen zu sehen; aber es wollte ihm nicht glücken.

„Ihr hattet doch gestern Polenka Eure Adresse gegeben.“

„Polja? Ach ja – die kleine Polja, sie ist – Eure Schwester? Ihr hatte ich also meine Adresse gegeben!“

„Habt Ihr es denn vergessen?“

„Nein, ich besinne mich jetzt.“

„Ich habe von Euch schon durch meinen seligen Vater gehört, doch damals kannte ich Euren Namen noch nicht, und auch er selber wußte ihn nicht. Als ich gestern Euren Namen hörte, fragte ich mich heute zu Herrn Raskolnikow durch. Ich wußte nicht, daß Ihr Untermieter seid. Verzeiht, ich will Katharina Iwanowna sagen . . .“

Sonja war froh, endlich wegzukommen. Sie ging mit gesenktem Kopfe, hastig, um so schnell wie möglich aus dem Gesichtskreis ihrer Begleiter zu verschwinden. Sie eilte die zwanzig Schritte bis zur Straßenecke, bog rechts in das Gäßchen ein, in schnellem Gehen, ohne jemanden anzublicken, ohne etwas zu bemerken. Sie wollte allein bleiben, um nachdenken zu können. Jedes gesprochene Wort, jeden Umstand suchte sie sich wieder ins Gedächtnis zu rufen. Noch nie, nie hatte sie so empfunden wie heute. Eine ganz neue Welt war ihr unbewußt in die Seele gedrungen. Sie entsann sich plötzlich, daß Raskolnikow heute selbst zu ihr kommen würde; vielleicht noch vor Mittag, vielleicht gleich . . .

„Aber nur nicht heute, ach, nicht heute!“ murmelte Sonja mit stockendem Herzen wie ein erschrockenes Kind. „Gott – zu mir, in dieses Zimmer – er wird sehen. – Ach, großer Gott ...!“

Sie konnte sicher in diesem Augenblick einen Herrn nicht bemerken, der ihr folgte und schon lange dicht hinter ihr her ging. Als sie alle drei, Rasumichin, Raskolnikow und sie selbst, noch ein paar Augenblicke auf dem Fußsteig stehengeblieben waren, war jener vorbeigegangen und hatte gestutzt. Er hatte flüchtig die Worte aufgefangen: „Fragte ich mich zu Herrn Raskolnikow durch.“ Schnell, aber scharf musterte er die drei, besonders Raskolnikow, an den sich Sonja gewandt hatte, schaute dann nach dem Hause und merkte es sich. Alles das dauerte nur einen Augenblick. Der Fremde war weitergegangen, bemüht, sich nichts anmerken zu lassen; dann verlangsamte er seinen Schritt, als warte er auf jemand. Er wartete auf Sonja, hatte gesehen, wie sie sich verabschiedete, und nahm an, daß sie gleich irgendwohin nach Hause gehen würde.

Wohin mag sie gehen? Dieses Gesicht habe ich doch schon gesehen? suchte der Unbekannte in seinem Gedächtnis. Ich muß es erfahren! –

Als er die Ecke erreichte, ging er auf die andere Seite der Straße hinüber, wandte sich um und sah, daß Sonja schon hinter ihm war, ohne etwas zu bemerken. An der Ecke bog sie in dieselbe Gasse ein. Nun folgte er ihr auf dem gegenüberliegenden Fußsteig, ohne sie aus den Augen zu lassen. Nach fünfzig Schritten wechselte er wieder auf die Seite, auf der Sonja ging, und folgte nun in fünf Schritt Abstand.

Er war ein Mann von fünfzig Jahren, von ziemlich hohem Wuchs, stattlich, mit breiten, runden Schultern, was seiner Erscheinung etwas Geducktes gab. Seine Kleidung war stutzerhaft und elegant; zweifellos ein „feiner“ Herr. In der Hand trug er einen hübschen Stock, mit dem er bei jedem Schritt aufstieß, und an seinen Händen saßen neue Handschuhe. Sein breites Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen war ziemlich angenehm, von frischer Farbe, wie man sie bei Petersburgern kaum sieht. Das noch ziemlich dichte Haar war ganz blond, kaum angegraut. Der dichte breite Bart war

heller als das Kopfhaar. Seine blauen Augen blickten kalt, aufmerksam und nachdenklich, seine Lippen waren rot. Er war ein gut konservierter Herr, der weit jünger erschien, als er wirklich war.

Als Sonja am Kanal entlangging, befanden sich beide auf dem gleichen Fußsteig. Er bemerkte ihre Nachdenklichkeit und Zerstreuung. Zu Hause angelangt, bog Sonja in den Torweg; er folgte ihr, wobei er etwas erstaunt zu sein schien. Im Hof bog sie rechts in die Ecke ab, wo die Treppe war, die zu ihrer Wohnung führte. „Ah“, brummte der Fremde und begann hinter ihr die Stufen emporzusteigen. Jetzt endlich bemerkte ihn Sonja. Sie ging in den zweiten Stock, trat auf den Gang und läutete vor Nummer 9. An der Tür stand mit Kreide geschrieben: „Kapernaumow, Schneider“. – „Ah“, wiederholte der Unbekannte, über das seltsame Zusammentreffen verwundert, und schellte vor Nummer 8. Beide Türen waren nur sechs Schritt voneinander entfernt.

„Ihr wohnt bei Kapernaumow?“ Er lächelte Sonja zu. „Kapernaumow hat mir gestern eine Weste gemacht, ich wohne hier neben Euch bei Frau Röslich, Gertrud Karlowna. Wie sich das trifft!“ Sonja schaute den Fremden mit großen Augen an.

„Wir sind also Nachbarn“, fuhr dieser besonders angeregt fort, „ich bin erst seit vorgestern hier in Petersburg, nun, auf Wiedersehen!“

Sonja gab keine Antwort. Die Tür öffnete sich, und sie schlüpfte hinein; sie schämte sich und war etwas bestürzt.

Rasumichin war auf dem Wege zu Porfirij in außerordentlicher Aufregung.

„Das trifft sich ja ausgezeichnet“, wiederholte er immer wieder.

„Ich freue mich wirklich, ich freue mich darüber.“

Worüber freut er sich? dachte Raskolnikow.

„Ich wußte gar nicht, daß du auch Sachen bei der Alten verpfändet hast. Und – und – ist es schon lange her, als du bei ihr warst?“

Naiver Dummkopf! dachte Raskolnikow und sagte dann laut:

„Wann? Nun, es war wohl drei Tage vor ihrem Ende, glaube ich. – Übrigens gehe ich jetzt nicht, um die Sachen einzulösen“, setzte er mit besonders eilfertiger Besorgnis um die

Sachen hinzu, „ich besitze ja nur einen einzigen Silberrubel – wegen dieses verwünschten Fiebers gestern ...“

Das Wort „Fieber“ betonte er besonders.

„Nun, jaja!“ bestätigte Rasumichin eilig, man wußte nicht warum. „Darum hat es dich damals auch so mitgenommen ... Und weißt du, du hast auch im Fieber immer von irgendwelchen Ringen und Ketten gesprochen. Das ist ja klar, jetzt ist alles klar.“ Wie dieser Gedanke sich bei ihnen eingenistet hat! dachte Raskolnikow. Dieser Mensch ließe sich für mich kreuzigen und ist doch sehr froh, daß es sich geklärt hat, warum ich von Ringen phantasiert habe. Sie sind alle auf den gleichen Gedanken gekommen. – „Werden wir deinen Porfirij denn auch antreffen?“ fragte er laut.

„Gewiß“, versicherte Rasumichin. „Das ist ein prächtiger Mensch, Bruder, du wirst sehen. Etwas plump vielleicht, aber doch ein Mann von Welt; ich meine plump in anderer Hinsicht. Er ist ein kluger Mann, sehr klug und sehr scharfsinnig. Er ist in seiner Denkweise sehr originell – ist skeptisch, mißtrauisch, zynisch ... Er liebt es, die Leute anzuführen, das heißt, nicht anzuführen, sondern zum Narren zu halten. Seine Sache versteht er, die versteht er. Er hat im vergangenen Jahr eine Mordaffäre aufgeklärt, über die fast alle Anhaltspunkte fehlten. Er wartet sehr darauf, deine Bekanntschaft zu machen!“

„Warum denn sehr?“

„Das heißt nicht gerade sehr ... Siehst du, in der letzten Zeit, als du krank lagst, habe ich oft deinen Namen erwähnt. Als er erfuhr, daß du Jura studierst und den Lehrgang nicht beenden kannst, sagte er: Wie schade! – Ich habe dir übrigens gestern, als wir nach Hause gingen, im Rausch verschiedenes vorgeschwatzt, und da fürchte ich, Bruder, daß du es vielleicht zu ernst genommen hast, siehst du ...“

„Was denn, daß man mich für verrückt hält? Ja, vielleicht ist es wahr.“ Raskolnikow lächelte gezwungen.

„Jaja, das heißt, pfui, nein! – Alles, was ich sprach, auch über anderes, es war Unsinn, ich war besoffen.“

„Warum entschuldigst du dich? Mir hängt das alles zum Halse heraus!“ rief Raskolnikow in übertriebener und zum Teil gespielter Gereiztheit.

„Ich weiß, ich weiß, ich verstehe es, sei überzeugt. Ich schäme mich, davon zu sprechen.“

„Wenn du dich schämst, dann halte den Mund.“

Beide schwiegen. Rasumichin war in begeisterter Stimmung, und Raskolnikow fühlte das mit Abscheu. Es beunruhigte ihn auch, was Rasumichin soeben von Porfirij erzählt hatte.

Dem muß ich auch über die Sachen vorjammern und es recht natürlich machen, dachte er erbleichend und mit Herzklopfen.

Oder wäre es natürlicher, nicht zu jammern, gar nicht zu jammern? Zu sehr zu jammern, wäre unnatürlich. Nun, das muß der Augenblick eingeben, wir werden sehen – jetzt gleich. Ist es gut oder nicht, daß ich hingehe? Der Schmetterling fliegt von selber in die Flamme. Mein Herz klopft, das ist schlecht!

„In dem grauen Gebäude dort wohnt er“, sagte Rasumichin.

Die Hauptsache ist, ob Porfirij weiß oder nicht weiß, daß ich gestern in der Wohnung der alten Hexe war – und nach den Blutflecken gefragt habe. Das muß ich sofort herausbekommen, wenn ich eintrete, an seinem Gesicht ablesen, sonst... Und wenn es mich den Kopf kostet, ich muß es erfahren! –

„Weißt du“, wandte er sich plötzlich mit verschmitztem Lächeln an Rasumichin, „ich habe bemerkt, mein Freund, daß du schon seit heute morgen ungewöhnlich aufgeregter bist. Stimmt das?“

„Ich und aufgeregter? Durchaus nicht“, fuhr Rasumichin auf.

„O doch, mein Lieber, ich habe es deutlich gemerkt. Auf dem Stuhl saßest du ganz gegen deine Gewohnheit nur auf dem Rande und sprangst alle Augenblick auf. Du wurdest sogar rot, als man dich zum Essen einlud, furchtbar rot.“

„Was für ein Unsinn! Wovon redest du überhaupt?“

„Du tust wirklich wie ein Schulbube! Pfui Teufel, da wird er schon wieder rot!“

„Was bist du doch für ein Schwein!“

„Warum so verlegen, mein Romeo! Wart, ich werde das nachher einer Gewissen erzählen, ha, ha, ha! Mama wird lachen und noch jemand...“

„Du, das ist aber wirklich... Was soll denn das? Zum Teufel!“ unterbrach ihn Rasumichin erschrocken und ganz außer Fassung. „Was willst du ihnen erzählen? Ich... Pfui, was du für ein Schwein bist!“

„Du glühst ja wie eine Rose! Wenn du wüßtest, wie gut es dir steht! Ein Romeo, sechs Fuß lang! Und wie du dich heute gewaschen hast, die Fingernägel geputzt; ist das je dagewesen? Bei Gott, sogar pomadisiert hat er sich!“

Raskolnikow lachte unbändig, schien gar nicht wieder aufhören zu können. Mit diesem Gelächter betraten sie die Wohnung Porfirij Petrowitschs. Raskolnikow wußte, was er tat: vom Zimmer aus konnte man deutlich hören, daß sie lachend eintraten und noch im Vorzimmer lachten.

„Kein Wort mehr davon, oder ich dreh' dir den Hals um!“ zischte Rasumichin wütend und packte Raskolnikow bei der Schulter.

V

Raskolnikow betrat das Zimmer mit dem Aussehen eines Menschen, der mit Mühe an sich hält, um nicht von neuem loszuprsten. Hinter ihm, puterrot, unbeholfen, mit verstörter, grimmiger Miene, tauchte Rasumichin auf. Der ganze Kerl wirkte auch in diesem Augenblick zu komisch und machte die Heiterkeit Raskolnikows glaubhaft. Obwohl noch nicht vorgestellt, verneigte sich Raskolnikow vor dem in der Mitte des Raumes stehenden, sie fragend anschauenden Hausherrn, reichte ihm die Hand und drückte sie, noch immer bemüht, sein Lachen zu bezwingen und wenigstens die üblichen Phrasen zu finden. Doch kaum war er wieder ernst geworden und hatte etwas hingemurmelt, als sein Blick plötzlich wie zufällig auf Rasumichin fiel, und da konnte er nicht mehr an sich halten: ein dröhnendes Gelächter brach los. Der Ärger, mit dem Rasumichin dieses „herzliche“ Gelächter Raskolnikows aufnahm, gab der ganzen Szene den Schein echten Frohsinns und vor allem völliger Natürlichkeit. Rasumichin trug hierzu noch ungewollt bei. „Pfui Teufel!“ wütete er, schwenkte die Hand und schlug mit der Faust auf ein rundes Tischchen, auf dem ein leeres Teeglas stand. Alles tanzte, das Teeglas flog hin und zerbrach.

„Warum denn gleich Möbel zerschlagen, meine Herren? Sachschaden an Staatseigentum!“ rief Porfirij Petrowitsch heiter.

Raskolnikow lachte, seine Hand noch immer in der des Hausherrn, und wartete ab, bis diese Begrüßung ein natürliches Ende finden würde. Rasumichin, durch den Fall des Tischchens und das Zerschellen des Glases ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, schaute wild auf die Scherben, dann spuckte er aus und wandte sich kurz zum Fenster hin, wo er, allen den Rücken zukehrend, mit erschreckend finstern Gesicht durch die Scheiben glotzte, ohne etwas zu sehen. Porfirij Petrowitsch ließ sich nur zu gern von der Heiterkeit anstecken, wünschte aber offenbar vorher eine Erklärung. In der Ecke saß auf einem Stuhle Sametow. Er hatte sich beim Eintritt der Besucher erhoben und stand wartend, den Mund zu einem Lächeln verzogen. Mit Erstaunen, ja mit Mißtrauen beobachtete er die Szene, und auf Raskolnikow blickte er sogar mit einer Art Verwirrung. Die unerwartete Anwesenheit Sametows berührte Raskolnikow unangenehm.

Den muß ich noch in meine Überlegungen einbeziehen, dachte er.

„Entschuldigt bitte“, begann Raskolnikow und tat verlegen.

„Bitte sehr, äußerst angenehm, Ihr habt Euch so angenehm eingeführt. . . Und der da will mich nicht einmal begrüßen?“ Er wies auf Rasumichin.

„Ich weiß wirklich nicht, weshalb er mir zürnt. Ich sagte ihm auf dem Wege hierher, daß er einem Romeo ähnlich sei, ich habe es ihm bewiesen und weiter gar nichts.“

„Schwein!“ antwortete Rasumichin, ohne sich umzuwenden.

„Er hatte also sehr ernste Gründe, um wegen eines Wortes in Wut zu geraten“, lachte Porfirij Petrowitsch.

„Ach, du Polizeinase! Hol’ euch alle der Teufel!“ rief Rasumichin, lachte plötzlich selber und trat mit heiterem Gesicht, als wäre nichts vorgefallen, zu Porfirij Petrowitsch. „Schluß! Ihr seid alle Narren! Also zur Sache: Hier ist nun mein Freund Rodion Romanowitsch Raskolnikow; erstens hat er viel von dir gehört und wünscht dich kennenzulernen, und zweitens hat er ein kleines Anliegen an dich. Bah, Sametow, wie kommst du hierher? Seid ihr denn bekannt?“

Was bedeutet denn das wieder? dachte Raskolnikow voller Unruhe.

Sametow wurde etwas verlegen. „Wir haben uns doch gestern bei dir kennengelernt“, sagte er leichthin.

„Da hat mich die Vorsehung einer Verpflichtung enthoben. Vorige Woche hat er mich furchtbar gebeten, ihn dir, Porfirij, vorzustellen, aber jetzt habt ihr euch ja auch ohne meine Hilfe gefunden. Wo hast du deinen Tabak?“

Porfirij Petrowitsch war in Hauskleidung, in einem Schlafrock, sehr reiner Wäsche und ausgetretenen Pantoffeln. Er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, unter Mittelgröße, voll und hatte sogar ein Bäuchlein, war glatt rasiert, ohne Schnurrbart und Backenbart, kurzgeschnittenes Haar auf dem großen, runden Kopf. Sein volles, rundes, stumpfnasiges Gesicht hatte eine kränkliche, dunkelgelbe Farbe, war aber ziemlich munter und sogar spöttisch. Es hätte gutmütig ausgesehen, wenn nicht der Ausdruck der Augen gestört hätte, die einen eigenartig wässerigen Glanz hatten und mit fast weißen, blinzelnden, gleichsam zuzwinkernden Wimpern bedeckt waren. Der Blick dieser Augen stand so gar nicht im Einklang mit der ganzen Gestalt, die etwas Weibisches an sich hatte, und verlieh ihr etwas viel Ernsteres, als man beim ersten Eindruck hätte erwarten können.

Sobald Porfirij hörte, daß sein Gast „ein kleines Anliegen“ hatte, bat er ihn sofort, auf dem Sofa Platz zu nehmen, setzte sich selber in die andere Ecke und sah den Besucher mit jener starken und ernsten Aufmerksamkeit an, die manchmal geradezu bedrückt und verwirrt, besonders, wenn die zu besprechende Sache in gar keinem Verhältnis zu dieser gespannten Aufmerksamkeit zu stehen scheint.

Doch Raskolnikow setzte ihm in kurzen, gewandten Worten seine Angelegenheit klar und deutlich auseinander und war mit sich so zufrieden, daß er noch Zeit fand, Porfirij genau zu betrachten. Rasumichin, der ihnen gegenüber am gleichen Tische saß, ließ seine Blicke von einem zum anderen schweifen und verfolgte Raskolnikows Darlegung mit einem Eifer und einer Spannung, die schon etwas übertrieben waren.

„Esel!“ schimpfte Raskolnikow für sich.

„Ihr müßt ein Gesuch an die Polizei einreichen“, antwortete Porfirij im gleichen, geschäftsmäßigen Ton, „des Inhalts, daß Ihr auf die Nachricht vom Morde hin den Beamten, der mit der Sache betraut ist, bittet, zu melden, daß die und die Pfänder Euch gehören und Ihr sie einzulösen wünscht – oder...“

Übrigens wird man Euch das Gesuch wahrscheinlich auch dort schreiben.“

„Ja, aber die Sache ist nun die, daß ich im Augenblick“ – Raskolnikow heuchelte Verlegenheit – „nicht bei Kasse bin. Ich kann sogar so eine Kleinigkeit nicht ... Seht, ich möchte jetzt nur angeben, daß die Sachen mein Eigentum sind. Wenn ich Geld haben werde...“

„Tut nichts“, sagte Porfirij Petrowitsch kühl. „Ihr könnt Euch auch, wenn Ihr wollt, mit demselben Gesuch direkt an mich wenden.“

„Kann man ein solches Gesuch auf einfachem Papier schreiben?“ unterbrach ihn Raskolnikow, dem es wiederum um die finanzielle Seite der Sache zu tun war.

„Gewiß, das Papier tut nichts zur Sache!“ antwortete Porfirij Petrowitsch, ihm mit den Augen zuzwinkernd. Doch kam das vielleicht Raskolnikow nur so vor, weil das Blinzeln nur einen Augenblick währte. Raskolnikow hätte schwören mögen, daß er ihm zuzwinkerte; der Teufel mochte wissen, warum.

„Er weiß etwas“, durchzuckte es ihn wie ein Blitz.

„Entschuldigt, daß ich Euch mit solchen Kleinigkeiten belästigt habe“, sagte Raskolnikow nach einer Weile unsicher.

„Meine Gegenstände sind nur etwa fünf Rubel wert, aber sie sind mir doch als Andenken sehr teuer. Ich gestehe, ich war sehr erschrocken, als ich davon hörte.“

„Du wurdest auch gestern so aufgeregt, als ich Sosimow erzählte, daß Porfirij nach den Pfandbesitzern forscht“, warf Rasumichin mit deutlicher Absicht ein.

Raskolnikow vermochte es nicht mehr zu ertragen, er starrte mit seinen schwarzen, zornfunkelnden Augen wütend auf den Sprecher; doch bald hatte er seine Selbstbeherrschung wiedergefunden.

„Du scheinst dich über mich lustig machen zu wollen, mein Lieber?“ wandte er sich an Rasumichin. „Es ist ja möglich, daß ich mich allzuviel um die Kleinigkeiten Sorge, in deinen Augen wenigstens; aber deswegen bin ich doch immer noch kein Egoist oder Geizhals. Vielleicht sind, für mich wenigstens, die beiden Pfandstücke eben keine Kleinigkeiten. Ich sagte dir schon: die silberne Uhr, die nur Kopekenwert hat, ist das ein-

zige, was mir nach meines Vaters Tode verblieben ist. Lache mich nur aus! Meine Mutter ist angekommen“, wandte er sich an Porfirij; „und wenn sie erfährt“, sprach er jetzt schneller zu Rasumichin hin und suchte seine Stimme zittern zu lassen, „wenn sie erfährt, daß die Uhr verfallen ist, wird sie verzweifelt sein. Du kennst ja die Frauen!“

„Aber nein, es war nicht so gemeint, nicht in diesem Sinne. Ganz im Gegenteil!“ rief Rasumichin betrübt.

War es gut? Natürlich? Und übertreibe ich nicht? dachte Raskolnikow. – Warum habe ich etwas von den Frauen gesagt? „Eure Mutter ist angekommen?“ erkundigte sich Porfirij Petrowitsch.

„Ja!“

„Wann denn?“

„Gestern abend!“

Porfirij schwieg nachdenklich.

„Eure Pfänder können in keinem Falle verfallen“, sagte er ruhig und kalt, „ich erwartete Euch übrigens schon seit langem!“

Harmlos tuend, stellte er Rasumichin einen Aschenbecher hin, der soeben mit seiner Zigarette achtlos den Boden beschmutzt hatte. Raskolnikow zuckte zusammen, doch Porfirij schien es nicht zu bemerken, da er sich noch mit Rasumichins Zigarette beschäftigte.

„Was, du hast ihn erwartet? Wußtest du denn, daß er da Pfänder hatte?“ rief Rasumichin.

Porfirij Petrowitsch wandte sich an Raskolnikow.

„Eure beiden Pfänder, Ring und Uhr, wurden bei ihr gefunden. In Papier eingewickelt, und auf diesem Papier stand Euer Name, deutlich mit Bleistift geschrieben, auch das Datum, wann die Alte die Gegenstände von Euch erhalten hatte.“

„Wie habt Ihr Euch das merken können?“ lächelte Raskolnikow unbedacht und bemühte sich, seinem Gegenüber offen ins Auge zu blicken; doch es gelang ihm nicht, und er fügte schnell hinzu:

„Wahrscheinlich zählten doch sehr viele Pfandbesitzer zu ihrer Kundschaft. Es war für Euch sicher nicht leicht, das alles im Gedächtnis zu behalten, und doch könnt Ihr Euch so genau entsinnen, und – und...“

Das war dumm. Wozu mußte ich auch diese blöde Bemerkung machen! dachte Raskolnikow plötzlich.

„Es sind bis jetzt alle Pfandbesitzer bekannt, nur Ihr allein hattet noch nicht geruht, bei mir zu erscheinen“, antwortete Porfirij mit einem Anflug von Spott.

„Ich war krank!“

„Davon habe ich gehört; ich hörte sogar, daß Ihr ganz verstimmt wart. Ihr seht noch sehr bleich aus.“

„Im Gegenteil, ich bin wohlauf und ganz gesund!“ sagte Raskolnikow barsch, plötzlich den Ton ändernd. Wut kochte in ihm, und er vermochte nicht länger an sich zu halten. – Und im Zorn wirst du dich verraten, warnte ihn eine innere Stimme. – Und warum quälen sie mich?

„Du bist noch nicht ganz gesund!“ fiel Rasumichin ein. „Was erzählst du! Bis gestern war er bewußtlos und phantasierte. Glaub mir, Porfirij, er konnte sich kaum auf den Füßen halten, und sobald Sosimow und ich ihn gestern einen Augenblick sich selbst überlassen hatten, kleidete er sich an, stahl sich heimlich davon und hat sich bis gegen Mitternacht herumgetrieben; im Fieberwahn, sage ich dir. Stell dir das vor! Wirklich ein außergewöhnlicher Fall!“

„Und wirklich im vollkommenen Fieberwahn? Ist das möglich?“ fragte Porfirij, in der Art, wie alte Weiber es tun, den Kopf schüttelnd.

„Unsinn, glaubt ihm nicht! Übrigens glaubt Ihr es ja ohnehin nicht!“ entfuhr es Raskolnikow in seiner Wut. Aber Porfirij schien diese seltsamen Worte nicht gehört zu haben.

„Wie hättest du davonlaufen können, wenn du nicht im Fieberwahn gewesen wärest?“ ereiferte sich Rasumichin. „Warum bist du ausgegangen? Wozu? Und warum heimlich? Tut man so etwas bei gesundem Verstande? Jetzt, da alle Gefahr vorüber ist, kann ich es dir ja offen sagen!“

„Sie hatten mich gestern den ganzen Tag gequält“, wandte sich Raskolnikow mit frech herausforderndem Lächeln an Porfirij. „Ich lief davon, um mir eine neue Wohnung zu mieten, damit sie mich nicht mehr ausfindig machen könnten, und hatte einen Haufen Geld mitgenommen. Sametow hat das Geld gesehen. Herr Sametow, war ich gestern völlig bei Verstande oder im Fieberwahn? Entscheidet den Streit!“

In diesem Augenblick hätte er Sametow am liebsten erwürgt, so sehr mißfielen ihm dessen Blick und Schweigen.

„Meiner Ansicht nach habt Ihr sehr vernünftig und sogar schlau geredet, Ihr wart nur zu reizbar“, erklärte Sametow trocken.

„Und heute hat mir Nikodim Fomitsch erzählt“, schaltete Porfirij ein, „daß er Euch gestern zu sehr später Stunde in der Wohnung eines auf der Straße verunglückten Beamten getroffen hat.“

„Nehmen wir nur diesen Beamten!“ rief Rasumichin. „Warst du etwa in dessen Wohnung nicht verrückt? Sein letztes Geld hat er der Witwe zur Bestreitung des Begräbnisses gegeben! Nun, für die erste Not hätten ja fünfzehn Rubel genügt oder zwanzig – hätte er wenigstens noch drei Rubel behalten; aber nein, alle fünfundzwanzig hat er hergeschenkt!“

„Vielleicht habe ich irgendwo einen Schatz gefunden, und du weißt nichts davon. Herr Sametow, zum Beispiel, weiß, daß ich einen Schatz gefunden habe! Entschuldigt bitte“, wandte er sich mit zuckenden Lippen an Porfirij, „daß wir Euch mit derartigen Nichtigkeiten eine halbe Stunde lang belästigen. Wir langweilen Euch sicher?“

„Bitte, bitte, im Gegenteil! Wenn Ihr wüßtet, wie Ihr mich interessiert! Es ist höchst unterhaltend, so zuzusehen und zuzuhören – und ich gestehe, ich bin froh, daß Ihr mich endaufgesucht habt.“

„Du könntest uns eigentlich Tee vorsetzen, die Kehle wird einem trocken!“ rief Rasumichin.

„Famose Idee! Vielleicht beteiligen sich alle? Aber willst du nicht etwas Kompakteres vor dem Tee haben?“

„Mach, daß du 'rauskommst!“

Porfirij Petrowitsch ging, um den Tee zu bestellen.

In Raskolnikows Kopf gingen die Gedanken wirr durcheinander; er war aufs äußerste gereizt.

Es ist so. Sie halten nicht mehr hinterm Berge und genießen sich gar nicht mehr. Aus welchem Grunde mag er mit Nikodim Fomitsch über mich gesprochen haben, da er mich doch gar nicht kannte? Also wollen sie nicht mehr verheimlichen, daß sie wie eine Meute hinter mir her sind! Tun sich keinen Zwang an, spucken mir direkt ins Gesicht, dachte er, vor Wut zitternd.

Schlagt nur zu und spielt nicht wie die Katze mit der Maus! Das ist unhöflich, Porfirij Petrowitsch, und ich werde es auch nicht erlauben! Ich werde aufstehen und ihnen haarklein alles ins Gesicht schleudern: Da seht, wie ich euch verachte! Sein Atem ging schwer. Aber wie, wenn ich mir das alles nur einbilde? Wenn ich mich nur irrte, aus Unerfahrenheit mich ereiferte und meine gemeine Rolle nicht durchführen könnte? Vielleicht ist alles ganz unbeabsichtigt, ihre Worte gänzlich harmlos gemeint; gewöhnliche Worte, aber es steckt etwas dahinter. Warum sagte er einfach „bei ihr“? Warum sagte Sametow, ich hätte schlaue gesprochen? Warum dieser eigenartige Ton? Ja, der Ton! Und Rasumichin sitzt dabei und merkt nichts. Dieser gute Einfaltspinsel merkt nie etwas! Ich habe wieder Fieber! Hat Porfirij mir wirklich zugezwinkert oder nicht? Es war jedenfalls Täuschung, warum hätte er zwinkern sollen! Lassen meine Nerven mich im Stich? Ist alles nur Einbildung, oder wissen sie wirklich etwas? Sogar Sametow ist frech. Ist er wirklich frech? Sametow hat es sich in der Nacht überlegt, ich habe geahnt, daß er es sich überlegen würde. Er tut, als wäre er hier zu Hause, und ist doch das erstemal hier. Porfirij behandelt ihn nicht wie einen Gast, er dreht ihm den Rücken zu. Sie sind sich einig. Zweifellos sind sie sich über mich einig. Sie haben gewiß von mir gesprochen, bevor wir kamen. Wissen sie davon, daß ich in der Wohnung war? Als ich sagte, daß ich gestern gegangen bin, um eine Wohnung zu mieten, hat er es nicht aufgegriffen. Das über die Wohnung habe ich geschickt eingeschaltet. Es kann mir später nützen. Im Fieber war es, kann ich sagen. Ha, ha, ha! Er weiß alles über den gestrigen Abend, aber von der Ankunft meiner Mutter wußte er nichts! Die alte Hexe hat das Datum mit Bleistift vermerkt! Ihr irrt euch, ich ergebe mich nicht! Es sind keine Tatsachen, es sind nur Nebelgebilde; nein, nur erst Tatsachen her! Auch das mit der Wohnung ist keine Tatsache, es ist eine Handlung im Fieberwahn. Oh, ich weiß schon, was ich ihnen sagen muß! Wissen sie denn etwas von der Wohnung? Ich werde nicht früher gehen, als bis ich das herausgekriegt habe. Warum bin ich hergekommen? Ja, daß ich mich jetzt ärgere – das ist eine Tatsache! Pfui, wie reizbar ich bin! Aber vielleicht ist es gut; die Rolle eines Kranken ... Sie

beschnüffeln mich. Sie werden mich in die Enge treiben. Warum bin ich bloß hergekommen? –

All das fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

Porfirij Petrowitsch kam bald zurück. Er war auf einmal lustig geworden.

„Mein Kopf ist mir noch schwer von gestern, alter Junge, ich bin überhaupt noch ganz zerschlagen“, begann er in einem ganz anderen Ton und wandte sich lachend an Rasumichin.

„War es unterhaltend? Ich verließ euch gestern gerade beim interessantesten Punkt. Wer hat gesiegt?“

„Niemand natürlich. Bis zu den letzten Fragen hatten sie sich verstiegen und schwebten in höheren Regionen. Stell dir vor, Rodion, worauf sie sich verbissen hatten: Gibt es ein Verbrechen oder nicht? Endlos haben sie darüber gequatscht.“

„Was ist denn da Besonderes? Eine gewöhnliche soziale Frage“, antwortete Raskolnikow zerstreut.

„Die Frage war nicht so formuliert“, bemerkte Porfirij.

„Nicht ganz so, das ist wahr“, stimmte Rasumichin sofort bei, sich nach seiner Gewohnheit ereifernd. „Hör mich an, Rodja, und sage deine Meinung, mir ist daran gelegen. Ich bin gestern abend aus der Haut gefahren, habe dich die ganze Zeit erwartet. Ich hatte ihnen gesagt, du würdest kommen. Wir gingen von der Anschauung der Sozialisten aus, die bekanntlich sagen: Das Verbrechen ist ein Protest gegen die Naturwidrigkeit der sozialen Einrichtungen. Sie lassen keine anderen Gründe gelten, nichts.“

„Das stimmt schon ganz und gar nicht!“ rief Porfirij. Er wurde sichtlich lebhafter und lachte alle Augenblicke, indem er Rasumichin ansah, was den noch mehr anfeuerte.

„Doch, es stimmt wohl, sie lassen nichts anderes gelten“, unterbrach ihn Rasumichin voll Eifer. „Ich kann es dir schwarz auf weiß in ihren Büchern zeigen. Die beliebte Phrase ‚ein Opfer des Milieus‘ muß für alles herhalten. Daraus geht hervor, daß bei normalen sozialen Verhältnissen Verbrechen auf einmal verschwinden werden, weil es keinen Grund zum Protestieren geben wird; alle Menschen werden mit einem Schlage tugendhaft und gerecht sein. Die menschliche Natur wird dabei nicht in Betracht gezogen, sie wird ausgetrieben, kommt nicht in Frage. Nach ihrer Ansicht wird nicht die Menschheit sich

selber auf dem Wege der lebendigen historischen Entwicklung in eine normale Gesellschaft verwandeln, sondern, im Gegenteil, ein soziales System, irgendeinem mathematischen Hirn entsprungen, wird sofort die ganze Menschheit ins richtige Geleise bringen und sie in einem Augenblick rechtschaffen und sündlos machen, früher als jeder lebendige Entwicklungsprozeß, ohne jede historische Entwicklung. Daher ihr instinktiver Haß gegen die Weltgeschichte, in der sie nur Scheußlichkeiten und Dummheiten sehen, alles in ihr wird nur mit Dummheit erklärt. Darum hassen sie auch den lebendigen Lebensprozeß: Fort mit der lebendigen Seele! Die lebendige Seele fordert Leben, die lebendige Seele wird nicht der Mechanik gehorchen, die lebendige Seele ist verdächtig, die lebendige Seele ist rückständig. Die Menschen, die sie brauchen – mögen sie ruhig nach Aas stinken –, die können sie aus künstlichem Stoff herstellen; dafür ist ihre Seele nicht lebendig, sie ist ohne Willen, eine Sklavenseele, und wird sich nicht empören. Die menschliche Natur soll in eine bestimmte Form gepreßt werden. Die Form ist bereit, aber eure Natur ist noch nicht für die Form bereit, sie will Leben haben, hat den Lebensprozeß noch nicht vollendet, es ist zu früh für sie, auf den Friedhof zu kommen. Mit der Logik allein kann man die Natur nicht bezwingen. Die Logik sieht vielleicht drei Fälle voraus, es gibt aber ihrer eine Million. Soll man diese ganze Million unbeachtet lassen und alles nur auf die Frage des materiellen Behagens zurückführen? Die leichteste Lösung der Aufgabe, verlockend klar, man braucht nicht zu denken! Das ganze Lebensgeheimnis findet auf zwei Druckbogen Platz!“

„Himmel, was der für einen Krach schlägt! Man muß ihn bei den Händen festhalten!“ lachte Porfirij Petrowitsch. „Stellt Euch vor“, wandte er sich an Raskolnikow, „so war es gestern abend. Sechs Stimmen haben in einem Raum geschrien, und vorher gab es noch Punsch. Könnt Ihr Euch das vorstellen? Nein, mein Lieber, du irrst: das Milieu bedeutet viel bei einem Verbrechen, das kann ich dir bestätigen.“

„Ich weiß selber, daß es viel bedeutet, aber beantworte mir folgendes: Ein Vierzigjähriger schändet ein zehnjähriges Mädchen – hat etwa das Milieu ihn dazu gezwungen?“

„Ja, im strengen Sinne vielleicht auch das Milieu“, bemerkte

Porfirij mit Wichtigkeit. „Das Verbrechen am Mädchen kann man sehr wohl durch das Milieu erklären.“ Rasumichin geriet fast in Raserei.

„Nun, dann werde ich dir sogleich beweisen, daß du weiße Wimpern hast, weil der Turm ‚Iwan der Große‘ fünfund-dreißig Faden hoch ist!“ brüllte er. „Und ich werde es dir klar und logisch, mit liberalem Anstrich, beweisen! Wetten wir?“

„Angenommen! Wir wollen hören, wie er es fertigbringt!“ „Fortwährend bindet er einem etwas auf, dieser Teufel!“ rief Rasumichin aufspringend und winkte ab. „Es lohnt sich nicht, mit ihm zu reden, er verstellt sich immer, du kennst ihn noch nicht, Rodion. Gestern nahm er die Partei der anderen, nur um alle zum besten zu haben. Und was er gestern geredet hat, du lieber Himmel! Sie haben sich über ihn amüsiert! Und er vermag das wochenlang so zu treiben! Im vorigen Jahr versicherte er uns, er wolle Mönch werden; zwei Monate lang blieb er dabei. Unlängst fiel es ihm ein, uns zu eröffnen, er würde heiraten, und alles sei schon zur Hochzeit bereit. Sogar einen neuen Anzug ließ er sich machen. Wir fingen schon an, ihm zu gratulieren – da, keine Spur von einer Braut. Alles hatte er uns aufgebunden!“

„Da hast du wieder geschwindelt. Den Anzug hatte ich mir vorher machen lassen, aber gerade da kam mir die Idee, euch alle anzuführen.“

„Könnt Ihr Euch wirklich so verstellen?“ warf Raskolnikow leicht hin.

„Ihr vermutet das Gegenteil? Wartet nur, ich werde Euch auch anführen, ha, ha, ha! Nein, aber ich will Euch die Wahrheit sagen. Bei all diesen Fragen über das Verbrechen, das Milieu, das Mädchen ist mir soeben ein Artikel von Euch eingefallen, der mich übrigens immer interessiert hat: ‚Über das Verbrechen‘, oder wie Ihr ihn genannt habt, ich habe den Titel vergessen. Vor zwei Monaten hatte ich das Vergnügen, ihn im ‚Periodischen Bericht‘ zu lesen.“

„Ein Artikel von mir? Im ‚Periodischen Bericht‘?“ fragte Raskolnikow verwundert. „Ich habe allerdings vor einem halben Jahr, als ich die Universität verließ, veranlaßt durch ein Buch, einen Artikel geschrieben, aber ich habe ihn damals

an die Zeitschrift ‚Wöchentlicher Bericht‘, nicht ‚Periodischer Bericht‘ gegeben.“

„Und er ist in den ‚Periodischen Bericht‘ geraten.“

„Der ‚Wöchentliche Bericht‘ hatte sein Erscheinen eingestellt, und der Artikel wurde damals nicht gedruckt.“

„Das stimmt. Aber bei ihrem Eingehen hat sich die Zeitschrift mit dem ‚Periodischen Bericht‘ vereinigt, und eben deshalb erschien Euer Artikel vor zwei Monaten im ‚Periodischen Bericht‘. Habt Ihr das nicht gewußt?“

Raskolnikow wußte wirklich nichts davon.

„Aber hört, Ihr könnt doch ein Honorar dafür beanspruchen. Was seid Ihr für ein Mensch! Ihr lebt so zurückgezogen, daß Ihr nicht einmal von den Dingen wißt, die Euch direkt angehen. Es stimmt doch.“

„Bravo, Rodja! Ich hatte auch keine Ahnung!“ rief Rasumichin. „Heute noch laufe ich ins Lesezimmer und suche die Nummer heraus! Vor zwei Monaten? Welches Datum? Gleichviel, ich werde sie schon finden! Das muß ich sagen: Über so etwas schweigt er sich aus!“

„Woher habt Ihr denn erfahren, daß der Artikel von mir ist? Er war doch nur mit einem Buchstaben gezeichnet.“

„Ganz durch Zufall neulich, durch den Redakteur, mit dem ich bekannt bin. Ich habe mich sehr dafür interessiert.“

„Ich untersuchte, soviel ich mich erinnere, die Seelenverfassung des Verbrechers während des ganzen Verlaufs der verbrecherischen Handlung.“

„Ja, Ihr besteht darauf, daß die Ausführung des Verbrechens immer von Krankheit begleitet ist. Sehr originell, aber – mich interessierte weniger dieser Teil der Arbeit als ein gewisser Gedanke, der zum Schluß des Artikels auftaucht und den Ihr leider nur oberflächlich berührt. Wenn Ihr Euch also entsinnt, es ist da angedeutet, daß es in der Welt gewisse Menschen gibt, die jede Art von Unrecht und Verbrechen nicht nur zu begehen imstande sind, sondern auch ein volles Recht dazu haben, und daß es für sie sozusagen keine Gesetze gibt.“

Raskolnikow mußte über die starke und absichtliche Entstellung seiner Idee lächeln.

„Wie? Was? Ein Recht auf Verbrechen? Doch nicht wegen des Milieus?“ rief Rasumichin mit Schrecken.

„Nein, nicht ganz deswegen“, antwortete Porfirij. „Es handelt sich darum, daß in dem Artikel alle Menschen in ‚gewöhnliche‘ und ‚ungewöhnliche‘ eingeteilt werden. Die gewöhnlichen müssen in Gehorsam dahinleben und haben kein Recht, das Gesetz zu übertreten, eben weil sie nur ‚gewöhnliche‘ Menschen sind. Die ‚ungewöhnlichen‘ Menschen aber haben das Recht, allerhand Verbrechen zu begehen und in jeder Weise gegen das Gesetz zu verstoßen, weil sie eben ‚ungewöhnliche‘ Menschen sind. So steht es in Eurem Artikel, wenn ich mich recht entsinne?“

„Es ist nicht möglich! Aber wie ist denn das?“ murmelte Rasumichin zweifelnd.

Raskolnikow lächelte wieder. Er hatte sofort erfaßt, worum es sich handelte und wohin man ihn locken wollte. Er erinnerte sich seines Artikels und beschloß, die Herausforderung anzunehmen.

„Es steht nicht ganz so in meinem Artikel“, begann er mit bescheidener Zurückhaltung. „Übrigens, ich gestehe, daß Ihr ihn nahezu richtig ausgelegt habt oder, wenn Ihr wollt, vollständig richtig.“ – Er gefiel sich darin, zuzugeben, daß er „vollständig richtig“ wiedergegeben wäre. „Der Unterschied liegt darin, daß ich durchaus nicht darauf bestehe, daß die ungewöhnlichen Menschen unbedingt allerhand Verbrechen auch wirklich begehen müssen, wie Ihr sagt. Man hätte einen solchen Artikel wahrscheinlich gar nicht bringen dürfen. Ich habe einfach angedeutet, daß der ungewöhnliche Mensch das Recht hat – das heißt kein offizielles Recht, sondern aus sich selber heraus das Recht hat, seinem Gewissen zu gestatten, über manche Hindernisse hinwegzuschreiten, aber nur in dem Falle, wenn die Erfüllung seiner Idee, die vielleicht für die ganze Menschheit segensbringend ist, es verlangt. Ihr sagt mir, daß mein Artikel nicht klar ist; ich bin bereit, ihn soweit wie möglich zu erläutern. Ich irre mich vielleicht nicht, wenn ich voraussetze, daß Ihr es wünscht; bitte sehr. Meine Ansicht ist: Wenn die Entdeckungen von Newton und Kepler der Menschheit in keiner Weise anders hätten bekanntwerden können als durch die Aufopferung von einem, zehn, hundert oder mehr Menschen, die für die Entdeckung störend oder ein Hindernis gewesen wären, so hätte Newton das Recht, ja sogar die Pflicht

gehabt, diese zehn oder hundert Menschen zu beseitigen, um seine Entdeckung der ganzen Menschheit bekannt zu machen. Damit ist übrigens gar nicht gemeint, daß Newton das Recht gehabt hätte, jeden beliebigen und ersten besten zu ermorden oder die Läden auszurauben. Weiter entwickele ich, soviel ich mich erinnere, den Gedanken, daß alle führenden Geister der Menschheit, zum Beispiel die Gesetzgeber, dann Lykurg, Solon, Mohammed, Napoleon und so weiter, daß alle, ohne Ausnahme, Verbrecher waren, schon dadurch allein, daß sie ein neues Gesetz gaben und damit das alte, von der Gesellschaft heiliggehaltene und von den Vätern übernommene, verletzten und sicher auch nicht vor Blut zurückschreckten, wenn ihnen nur das Blut – manchmal ganz unschuldiges und heldenhaft für das Gesetz vergossenes Blut – zu ihrem Ziele verhelfen konnte. Es ist bemerkenswert, daß der größte Teil dieser Wohltäter der Menschheit und führenden Geister besonders furchtbare Schlächter waren. Mit einem Wort, ich komme zu dem Ergebnis, daß alle, nicht nur die ganz großen, sondern auch die, wenn auch nur ein wenig vom gewöhnlichen Pfade abweichenden, etwas Neues zu bringen fähigen Menschen ihrem Wesen nach unbedingt Verbrecher sein müssen – natürlich mehr oder weniger. Anders ist es ihnen schwer, sich über den Durchschnitt zu erheben, und beim Durchschnitt zu bleiben – darauf können sie sich nicht einlassen, wiederum ihrem Wesen nach, und ich bin der Ansicht, daß sie sogar verpflichtet sind, sich nicht darauf einzulassen. Mit einem Wort, es ist, wie Ihr seht, kein ganz neuer Gedanke. Das wurde schon tausendmal gedruckt und gelesen. Was nun die Einteilung der Menschen in gewöhnliche und ungewöhnliche betrifft, so gebe ich zu, daß sie etwas willkürlich ist, aber ich bestehe auch nicht auf genauen Zahlen. Ich lege nur Wert auf meinen Hauptgedanken. Er besteht eben darin, daß sich die Menschen nach einem Naturgesetz im allgemeinen in zwei Kategorien scheiden: in eine niedere, gewöhnliche, sozusagen das Material, das einzig zur Fortpflanzung dient, und in Menschen im wahren Sinne des Wortes, das heißt in solche, die die Gabe oder das Talent haben, ihrer Umgebung etwas Neues zu sagen. Unterabteilungen gibt es hier natürlich unendlich viele, aber die unterscheidenden Merkmale sind scharf ausgeprägt: die erste Kate-

gorie, die große Masse, das Material, besteht im allgemeinen aus Menschen, die ihrem Wesen nach konservativ und gesittet sind, in Gehorsam leben und es lieben, gehorsam zu sein. Meiner Ansicht nach sind sie auch dazu verpflichtet, denn es ist ihre Bestimmung, und hierin liegt für sie entschieden nichts Erniedrigendes. Die von der zweiten Kategorie überschreiten alle das Gesetz, sind Zerstörer oder neigen zur Zerstörung, je nach ihren Fähigkeiten. Die Verbrechen dieser Menschen sind selbstverständlich abgestuft und sehr verschieden: meistens verlangen sie in mannigfachen Äußerungen die Zerstörung des Bestehenden im Namen eines Besseren. Wenn aber solch ein Mensch zur Verwirklichung seiner Idee, sagen wir, auch über eine Leiche, über Blut schreiten muß, so kann er es, meiner Ansicht nach, seinem Gewissen gegenüber verantworten, über die Leiche hinwegzuschreiten, das heißt, je nachdem wie schwerwiegend die Idee ist – achtet darauf! Nur in diesem Sinne spreche ich in meinem Artikel über ihr Recht auf Verbrechen. – Ihr wißt, wir haben doch mit einer juridischen Frage begonnen. – Im übrigen ist kein Grund zur Beunruhigung, die große Masse erkennt fast nie dieses Recht für sie an, sie läßt sie hinrichten oder hängen – oder etwas in dieser Art – und erfüllt damit vollkommen richtig ihre konservative Bestimmung; allerdings mit dem Vorbehalt, daß dieselbe Masse in späteren Generationen die Hingerichteten auf ein Piedestal stellt und sie anbetet. Die erste Kategorie ist immer Herr der Gegenwart, die zweite Herr der Zukunft. Die ersten erhalten die Welt und vermehren die Zahl ihrer Bewohner, die zweiten treiben die Welt vorwärts und führen sie ihrem Ziel entgegen. Die einen wie die anderen haben vollkommen die gleiche Existenzberechtigung. Mit einem Wort, in meinem Artikel haben alle gleiches Recht – *vive la guerre éternelle!** – bis zum Neuen Jerusalem, versteht sich!“

„Ihr glaubt an das Neue Jerusalem?“

„Ja“, antwortete Raskolnikow fest, indem er, wie auch während der ganzen Zeit seiner langen Rede, zu Boden blickte, auf einen Punkt im Teppich.

„Und glaubt Ihr auch an Gott? Entschuldigt meine Neugier.“

„Ja“, wiederholte Raskolnikow und hob die Augen zu Porfirij.

* Es lebe der ewige Krieg!

„Und Ihr glaubt auch an die Auferstehung des Lazarus?“

„Ja. Warum wollt Ihr das alles wissen?“

„So aus Neugier, entschuldigt. Aber um zum Früheren zurückzukommen – sie werden doch nicht immer hingerichtet, manche, im Gegenteil...“

„Triumphieren bei Lebzeiten? O ja, manche erreichen es auch bei Lebzeiten, und dann...“

„Beginnen sie selber hinzurichten?“

„Falls es nötig ist, und sogar meistens. Überhaupt ist Eure Bemerkung sehr witzig.“

„Danke schön. Aber sagt mir folgendes: Wie kann man diese ungewöhnlichen von den gewöhnlichen Menschen unterscheiden? Haben sie schon bei der Geburt solche Merkmale? Ich meine, daß hier mehr Genauigkeit, sozusagen mehr äußerliche Kennzeichen sein müßten; entschuldigt die Besorgnis eines praktischen und wohlmeinenden Menschen. Könnte man hier nicht zum Beispiel eine besondere Kleidung einführen, einen Stempel tragen oder so etwas? Denn Ihr müßt zugeben, wenn eine Verwechslung stattfindet und einer aus der einen Kategorie sich einbildet, zur andern zu gehören, und nun anfängt ‚über alle Hindernisse hinwegzuschreiten‘, wie Ihr Euch sehr treffend ausdrückt, so kann ja dabei...“

„Oh, das kommt sehr häufig vor! Diese Bemerkung ist sogar noch witziger als die vorige.“

„Danke schön!“

„Keine Ursache. Ihr müßt aber in Betracht ziehen, daß ein Irrtum ja nur seitens der ersten Kategorie möglich ist, seitens der gewöhnlichen Menschen, wie ich sie vielleicht sehr ungeschickt genannt habe. Trotz ihrer angeborenen Neigung zum Gehorsam halten sich viele von ihnen, durch ein eigenartiges Naturspiel, für führende Geister und Zerstörer, bilden sich ein, zu etwas Neuem berufen zu sein, und meinen das vollkommen ehrlich. Und die wahrhaft Neuen bemerken sie sehr oft gar nicht und verachten sie sogar als rückschrittliche und minderwertige Menschen. Meiner Ansicht nach ist die Gefahr aber nicht groß, und Ihr braucht Euch wirklich nicht zu beunruhigen, denn sie kommen nicht weit. Für ihren Größenwahn könnte man sie natürlich manchmal prügeln, um sie auf ihren Platz zu weisen, aber das ist auch alles; da braucht man nicht

einmal einen Vollstrecker, sie werden sich selber prügeln, weil sie sehr wohlgesittet sind; manche erweisen einander diesen Dienst, und manche tun es eigenhändig an ihrer Person. Sie legen sich dabei allerhand öffentliche Bußen auf, es macht sich schön und erbaulich. Mit einem Wort, Ihr braucht Euch nicht zu beunruhigen. Es gibt schon ein Gesetz.“

„Nun, wenigstens in dieser Beziehung habt Ihr mich etwas beruhigt. Aber da ist noch etwas: Sagt bitte, gibt es viele solche Leute, die das Recht haben, anderen den Hals abzuschneiden, viele solche ungewöhnlichen Menschen? Ich bin gern bereit, mein Haupt vor ihnen zu beugen, aber Ihr müßt doch zugeben, daß es einem angst und bange werden kann, wenn es ihrer allzu viele gäbe.“

„Oh, beunruhigt Euch auch deswegen nicht“, fuhr Raskolnikow im selben Tone fort. „Menschen mit neuen Gedanken, sogar solche, die einigermaßen fähig sind, etwas Neues zu sagen, gibt es im ganzen sehr wenig, sogar überraschend wenig. Klar ist nur, daß die Reihenfolge der Entstehung der Menschen aller dieser Kategorien und ihrer Unterabteilungen durch ein Naturgesetz sehr sicher und genau geregelt sein muß. Dieses Gesetz ist uns natürlich bisher nicht bekannt, aber ich glaube daran, daß es ein solches gibt und späterhin vielleicht auch bekannt wird. Die große Masse, das Material, ist letztlich nur dazu auf der Welt, um durch irgendeine Kraftanspannung, durch einen bis jetzt unbekannten Prozeß, mittels Blutmischung und Kreuzung der Arten, unter Tausenden wenigstens einen einigermaßen selbständig denkenden Menschen in die Welt zu setzen. Unter Zehntausenden wird vielleicht einer mit einer noch größeren Unabhängigkeit geboren – ich drücke mich anschaulich aus –, unter Hunderttausenden vielleicht einer mit einer wieder noch größeren Unabhängigkeit; geniale Menschen sind das Produkt von einer Million Menschen, und das große Genie, die Krone der Menschheit, ist das Produkt von vielen tausend Millionen. Mit einem Wort, ich habe nicht in die Retorte hineingeguckt, in der alles sich entwickelt. Aber es gibt unbedingt ein bestimmtes Gesetz, und muß es geben; hier kann es sich nicht um Zufall handeln.“

„Ja, was habt ihr beide? Haltet ihr euch zum besten?“ rief Rasumichin endlich aus. „Bindet ihr euch einen Affen auf?

Da sitzen die beiden und treiben miteinander Spaß! Sprichst du im Ernst, Rodja?“

Raskolnikow erhob schweigend zu ihm sein bleiches und fast trauriges Gesicht auf und antwortete nicht. Und merkwürdig erschien Rasumichin neben diesem stillen und traurigen Antlitz der zudringliche, aufreizende und unhöfliche Hohn Porfirij.

„Nun, Bruder, wenn es wirklich ernst gemeint ist, so... Du hast gewiß recht, daß dies nicht neu und dem ähnlich ist, was wir schon tausendmal gelesen und gehört haben; aber was tatsächlich originell bei dem allem ist und zu meinem Entsetzen von dir stammt, ist, daß du Blutvergießen nach dem Gewissen verteidigst und, verzeih schon, es sogar mit so einem Fanatismus tust. Darin also besteht auch der Hauptgedanke deines Artikels. Diese Erlaubnis zum Blutvergießen nach dem Gewissen, das – das finde ich noch schrecklicher als eine gesetzliche Erlaubnis, Blut zu vergießen.“

„Da hast du vollkommen recht – es ist schrecklicher“, sagte Porfirij.

„Nein, du hast dich irgendwie hinreißen lassen! Das ist ein Irrtum. Ich werde den Artikel durchlesen. Du hast dich hinreißen lassen, du kannst nicht so denken! Ich werde ihn lesen.“

„Im Artikel steht das alles nicht, dort sind nur Andeutungen“, sagte Raskolnikow.

„So so“, Porfirij konnte nicht ruhig sitzen. „Mir ist jetzt fast klargeworden, wie Ihr das Verbrechen betrachtet, aber... Entschuldigt mich wegen meiner Zudringlichkeit – ich belästige Euch sehr, es ist mir selber peinlich –, seht, Ihr habt mich vorhin sehr beruhigt in bezug auf die irrtümlichen Fälle und die Verwechslung beider Kategorien, aber – mich beunruhigt doch noch der Gedanke an verschiedene praktische Fälle. Was ist, wenn irgendein Mann oder Jüngling sich einbildet, er sei Lykurg oder Mohammed – ein zukünftiger, meine ich –, und sich daranmacht, alle Hindernisse zu beseitigen. Es liegt, sagt er, noch ein langer Weg vor ihm, und für den Weg braucht er Geld – und er beginnt nun, sich das Geld zu verschaffen, versteht Ihr?“

Sametow prustete plötzlich in seiner Ecke. Raskolnikow hob nicht einmal die Augen.

„Ich muß zugeben“, antwortete er ruhig, „daß solche Fälle vorkommen können. Dumme und eitle Leute fallen darauf herein. Besonders junge Menschen.“

„Seht! Und was dann?“

„Nun dann“, lächelte Raskolnikow, „nicht ich bin daran schuld. So ist es, und so wird es immer sein. Er“ – er wies auf Rasumichin – „sagte soeben, daß ich das Blutvergießen gestatte. Was ist denn dabei? Die Gesellschaft ist doch durch Verbannung, Gefängnisse, Untersuchungsrichter, Zwangsarbeit sehr gut geschützt, also warum sich beunruhigen? Na, und sucht den Dieb!“

„Und wenn wir ihn finden?“

„Geschieht ihm recht.“

„Ihr seid aber logisch. Und was sein Gewissen anlangt?“

„Ja, was geht Euch das an?“

„Nun so, aus menschlichen Gefühlen.“

„Wer ein Gewissen hat, mag leiden, wenn er seinen Fehler einsieht. Das ist seine Strafe – außer dem Zuchthaus.“

„Nun, und die wirklich Genialen“, fragte Rasumichin mit finsterem Gesicht, „die nämlich, denen das Recht gegeben ist, anderen den Hals abzuschneiden, die sollen gar nicht leiden, auch nicht wegen des vergossenen Blutes?“

„Warum sagst du ‚sollen‘? Es gibt hier keine Aufforderung und kein Verbot. Mag er leiden, wenn ihm das Opfer leid tut.

Ohne Leid und Schmerzen gibt es keine tiefe Erkenntnis und keine großen Gefühle. Mir scheint, die wirklich großen Menschen müssen auf der Welt tiefes Leid empfinden“, fügte er plötzlich nachdenklich und nicht im Gesprächston hinzu.

Er hob die Augen, blickte alle sinnend an und nahm seine Mütze. Er war zu ruhig im Vergleich zu der Stimmung, in der er gekommen war, und fühlte es. Alle erhoben sich.

„Nun scheltet mich oder nicht, ärgert Euch oder nicht, aber ich kann mich nicht enthalten, Euch noch eine kleine Frage zu stellen“, schloß Porfirij Petrowitsch, „ich belästige Euch schon übermäßig, aber nur einen einzigen kleinen Gedanken möchte ich noch aussprechen, nur um ihn nicht zu vergessen.“

„Gut, sprecht Euren kleinen Gedanken aus.“ Raskolnikow stand ernst und bleich in Erwartung vor ihm.

„Ja, ich weiß nicht, wie ich mich am passendsten ausdrücken

soll. Der Gedanke ist etwas neckisch – eine psychologische Frage. Ich meine, als Ihr Euren Artikel schreibt – es kann doch nicht sein, he, he –, daß Ihr Euch selber, ein bißchen vielleicht, auch für einen ungewöhnlichen Menschen hieltet, der etwas Neues zu sagen hat, das heißt in Eurem Sinne. War es nicht so?“

„Sehr möglich“, antwortete Raskolnikow verächtlich. Rasumichin machte eine Bewegung.

„Und wenn es so ist, würdet Ihr Euch entschließen, nun sagen wir, wegen irgendwelcher Not und Bedrängnis im Leben oder irgendwie zur Förderung der ganzen Menschheit über ein Hindernis hinwegzuschreiten? Nun, zum Beispiel zu morden und zu rauben?“

Und plötzlich zwinkerte er wieder mit dem linken Auge und lachte unhörbar, wie vorhin.

„Wenn ich über ein Hindernis hinweggeschritten wäre, würde ich es Euch gewiß nicht sagen“, antwortete Raskolnikow mit herausfordernder, hochmütiger Verachtung.

„Ach nein, es interessiert mich nur so; eigentlich nur, um Euren Artikel besser zu verstehen, rein akademisch.“

Pfui, wie das unverhohlen und unverschämt ist, dachte Raskolnikow mit Abscheu.

„Gestattet mir zu bemerken“, antwortete er trocken, „daß ich mich weder für einen Mohammed noch für einen Napoleon, noch für eine ähnliche Persönlichkeit halte, folglich kann ich Euch auch keine befriedigende Erklärung geben, wie ich handeln würde.“

„Aber, ich bitte Euch, wer hält sich jetzt bei uns in Rußland nicht für einen Napoleon?“ sagte Porfirij plötzlich mit unheimlicher Vertraulichkeit. Sogar in seinem Ton lag diesmal etwas besonders Deutliches.

„Ob nicht irgendein künftiger Napoleon auch unsere Aljona Iwanowna mit dem Beil ins Jenseits befördert hat?“ platzte Sametow heraus.

Raskolnikow schwieg und blickte Porfirij unverwandt und fest an. Rasumichin runzelte die Stirn. Ihm hatte schon früher etwas aufzufallen begonnen. Er blickte zornig um sich. Eine Minute verging in finsterem Schweigen. Raskolnikow wandte sich zum Gehen.

„Ihr wollt schon gehen?“ fragte Porfirij freundlich und reichte ihm äußerst liebenswürdig die Hand. „Ich habe mich unheimlich gefreut, Euch kennenzulernen. Und was Euer Anliegen betrifft, seid ohne Sorge. Schreibt so, wie ich Euch gesagt habe. Am besten, Ihr kommt selber einmal zu mir, in diesen Tagen, vielleicht morgen, ich werde so gegen elf sicher dasein. Wir werden alles erledigen, können ein wenig plaudern. Ihr, als einer der letzten, die dort gewesen sind, könnt uns vielleicht auch etwas mitteilen“, fügte er mit der gutmütigsten Miene hinzu.

„Ihr wollt mich in aller Form verhören?“ fragte Raskolnikow scharf.

„Warum denn? Vorläufig ist das gar nicht nötig. Ihr habt mich nicht richtig verstanden. Ich lasse mir keine Gelegenheit entgehen, habe schon mit allen Pfandbesitzern gesprochen, von manchen habe ich Aussagen aufgenommen, und Ihr, als der letzte... Übrigens“, rief er, über etwas plötzlich erfreut, „jetzt fällt es mir ein, wie konnte ich es vergessen!“ wandte er sich an Rasumichin. „Du hast mir wegen dieses Nikolaschka die Ohren vollgeblasen, und ich weiß ja selber, weiß selber“ – er wandte sich jetzt an Raskolnikow –, „daß der Bursche unschuldig ist, aber was ist da zu machen? Mitjka habe ich auch belästigen müssen. Erlaubt, Ihr wart doch zwischen sieben und acht Uhr dort?“

„Ja“, antwortete Raskolnikow und hatte im selben Augenblick das unangenehme Gefühl, daß er es nicht hätte zu sagen brauchen.

„Als Ihr zwischen sieben und acht die Treppe hinaufstieg, habt Ihr da nicht im zweiten Stock in einer offenstehenden Wohnung – erinnert Ihr Euch – zwei Arbeiter oder wenigstens einen von ihnen gesehen? Das ist sehr, sehr wichtig für sie!“

„Anstreicher? Nein, ich habe sie nicht gesehen“, antwortete Raskolnikow langsam und wie in der Erinnerung suchend, gleichzeitig sein ganzes Wesen anspannend und sich qualvoll abmühend, schnell zu erraten, wo die Falle steckte, um nichts zu übersehen. „Nein, ich habe sie nicht gesehen, und eine offenstehende Wohnung habe ich auch nicht bemerkt. Ich erinnere mich aber“ – er hatte die Falle schon erkannt und triumphierte –, „daß im dritten Stock ein Beamter aus der

Wohnung auszog gegenüber Aljona Iwanowna. Ich erinnere mich genau. Soldaten trugen ein Sofa hinaus und haben mich an die Wand gedrückt. Aber Anstreicher, nein, ich erinnere mich nicht an Anstreicher und auch eine offenstehende Wohnung habe ich nirgends gesehen. Nein, nirgends.“

„Ja, was redest du!“ rief plötzlich Rasumichin, als sei er zu sich gekommen und hätte etwas erwogen. „Die Anstreicher arbeiteten doch am Mordtage, während er drei Tage vorher dort war! Was willst du eigentlich?“

„Pfui, das habe ich verwechselt!“ Porfirij schlug sich an die Stirn. „Hol's der Teufel, ich werde ganz verrückt über dieser Sache!“ Er wandte sich gleichsam entschuldigend an Raskolnikow. „Es wäre uns so wichtig, zu erfahren, ob jemand sie gesehen hat in der Wohnung zwischen sieben und acht Uhr, das habe ich ganz durcheinandergebracht!“

„Dann muß man eben seine Gedanken besser zusammenhalten“, bemerkte Rasumichin finster. Die letzten Worte wurden schon im Vorzimmer gesprochen. Porfirij Petrowitsch begleitete die Besucher äußerst liebenswürdig bis zur Tür. Beide traten düster und verärgert auf die Straße hinaus und sprachen eine geraume Weile kein Wort. Raskolnikow holte tief Atem.

VI

„Ich glaube es nicht! Ich kann es nicht glauben!“ wiederholte der bestürzte Rasumichin und bemühte sich, Raskolnikows Schlußfolgerungen zu widerlegen. Sie näherten sich dem Hause Bakalejew's, wo Pulcheria Alexandrowna und Dunja sie schon lange erwarteten. Rasumichin blieb im Eifer des Gesprächs mehrmals stehen, verwirrt und aufgeregt schon dadurch, daß sie zum erstenmal über jene Angelegenheit offen zu sprechen begannen.

„Magst du es nicht glauben“, antwortete Raskolnikow mit kaltem, geringschätzigem Spott. „Du hast nach deiner Gewohnheit nichts gemerkt, ich aber habe jedes Wort abgewogen.“

„Du bist mißtrauisch, darum. . . Hm, ich gebe ja zu, der Ton, den Porfirij anschlug, war recht sonderbar, und dann vor allem dieser Schuft Sametow! Du hast recht, etwas ist dran; aber warum? Warum?“

„Er hat es sich über Nacht genau überlegt.“

„Im Gegenteil, im Gegenteil! Wenn sie wirklich diesen blöden Verdacht hätten, müßten sie sich doch bemühen, ihr Spiel zu verdecken, um dann plötzlich zuzufassen. Aber so? Es ist doch zu frech und unvorsichtig!“

„Wenn sie Beweise hätten, das heißt, greifbare Tatsachen oder einigermaßen begründete Verdachtsmomente, sie würden sich gewiß bemühen, ihr Spiel zu verdecken, in der Hoffnung, noch mehr zu gewinnen – übrigens hätten sie dann schon längst eine Haussuchung gemacht. Aber sie haben keine Tatsachen, nichts, alles ist nur Schein, alles hat zwei Seiten, und da versuchen sie, mich mit Frechheit zu überrumpeln. Vielleicht ist er auch wütend darüber, daß keine Beweise da sind, und hat sich aus Ärger gehenlassen. Aber wahrscheinlich hat er einen Plan. Er scheint ein sehr kluger Mann zu sein und wollte mich damit erschrecken, daß er etwas weiß. Hierin, Freund, liegt seine Psychologie. Widerwärtig, das alles auseinanderzusetzen. Genug!“

„Es ist auch kränkend, sehr kränkend! Ich verstehe dich! Aber, da wir jetzt offen miteinander sprechen – und es ist gut, daß wir endlich deutlich miteinander reden –, ich freue mich, so will ich dir jetzt auch offen gestehen, daß sie schon lange diesen Verdacht hegen, selbstverständlich in einer kaum merkbaren, schleichenden Form. Wie dürfen sie das? Wie kommen sie eigentlich auf diese Vermutung? Wenn du wüßtest, wie wütend ich bin! Ein armer Student, aus dem Geleise gekommen durch Bettelarmut und seelische Leiden, am Vorabend einer schweren Krankheit, die vielleicht schon im Ausbrechen war, ein argwöhnischer, ehrgeiziger Mensch, der seinen Wert kennt, der sich sechs Monate lang in seinem Winkel verkrochen hat, steht in Lumpen und in Stiefeln ohne Sohlen vor diesen elenden Polizeibeamten und muß sich von ihnen beschimpfen lassen; dazu kommt eine unerwartete Geldforderung, ein verfallener Wechsel des Rats Tschabarow, fauler Farbgeruch, stickige Luft, ein Haufe Menschen, die

Erzählung von der Ermordung einer Person, bei der er kürzlich gewesen ist, und das alles – auf einen hungrigen Magen! Wie soll man da nicht in Ohnmacht fallen! Und darauf gründen sie alles! Hol sie der Teufel! An deiner Stelle, Rodja, würde ich ihnen ins Gesicht spucken oder, noch besser, ein paar Dutzend Ohrfeigen nach allen Seiten verteilen, wie sie es verdienen, und damit die Sache abschließen. Mach dir nichts draus! Raffe dich zusammen! Es ist eine Schande!“

Er hat es vorzüglich geschildert, dachte Raskolnikow.

„Mir nichts draus machen? Und morgen wieder ein Verhör!“ sagte er bitter. „Soll ich mich denn in Auseinandersetzungen mit ihnen einlassen? Ich ärgere mich schon, daß ich mich im Gasthaus zu einem Sametow herabgelassen habe.“

„Zum Teufel! Ich werde selber zu Porfirij gehen und ihn in freundschaftlicher Weise vornehmen; er soll mir alles haar-klein entwickeln. Und den Sametow...“

Endlich kommt er darauf! dachte Raskolnikow.

„Halt!“ rief Rasumichin, den Freund bei der Schulter packend.

„Halt! Das ist Unsinn! Ich hab's, es ist Unsinn! Wo soll hier eine Absicht liegen? Du sagtest, die Frage nach den Arbeitern sei absichtlich gestellt worden. Nun sage selber: Wenn du es getan hättest, würdest du dann zugeben, daß du die offene Wohnung und die Arbeiter gesehen hättest? Im Gegenteil, du hättest gesagt, du habest sie nicht gesehen, wenn du sie auch gesehen hättest! Wer wird denn gegen sich selber aussagen?“

„Wenn ich die Tat begangen hätte, so würde ich unbedingt gesagt haben, daß ich die Wohnung und die Arbeiter gesehen hätte“, antwortete Raskolnikow angewidert.

„Ja, aber wozu denn gegen sich selber zeugen?“

„Weil nur Bauern oder ganz unerfahrene Neulinge beim Verhör alles schlankweg leugnen. Ein einigermaßen gebildeter und schlauer Mensch bemüht sich, soweit wie möglich alle äußeren und nicht zu leugnenden Tatsachen zuzugeben, aber er findet dafür eben eine andere Erklärung. Er bringt etwas Besonderes und Unerwartetes hinein, das den Tatsachen eine vollkommen andere Bedeutung gibt und sie in einem anderen Licht erscheinen läßt. Porfirij konnte allerdings erwarten, ich würde ihm der Wahrscheinlichkeit halber antworten, daß ich sie gesehen hätte, und dabei irgendeine Erklärung hinzufügen.“

„Er hätte dir wahrscheinlich sofort gesagt, daß zwei Tage vorher gar keine Arbeiter dort sein konnten und daß du folglich am Mordtage zwischen sieben und acht da warst. So hätte er dich durch eine Kleinigkeit überführt.“

„Ja, damit rechnete er, daß ich keine Zeit haben würde nachzudenken, mich bemühen würde, möglichst wahrheitsgetreu zu antworten, dabei vergessend, daß zwei Tage vorher gar keine Arbeiter da sein konnten.“

„Wie hättest du das vergessen können?“

„Nichts leichter als das! Mit solchen Kleinigkeiten werden die Schlauesten überführt. Je schlauer ein Mensch ist, um so weniger vermutet er, daß man ihn auf einer Kleinigkeit ertappen wird. Dem Schlauesten muß man gerade mit dem Unbedeutendsten beizukommen suchen. Porfirij ist durchaus nicht so dumm, wie du glaubst.“

„Was ist er doch eigentlich für ein Schuft!“

Raskolnikow mußte unwillkürlich lachen. Gleichzeitig erschien es ihm sonderbar, daß er seine letzte Erklärung mit so viel Bereitwilligkeit abgegeben hatte. Vorher hatte er nur mit finsterem Widerwillen gesprochen.

Ich bekomme Geschmack an manchen Punkten, dachte er. – Aber im selben Augenblick bemächtigte sich seiner eine Unruhe, als wäre ihm plötzlich ein unerwarteter, besorgniserregender Gedanke gekommen. Die Unruhe wurde immer stärker. Sie waren vor dem Eingang des Hauses Bakalejew angelangt.

„Geh allein zu ihnen“, sagte plötzlich Raskolnikow, „ich komme gleich nach.“

„Wohin? Wir sind ja schon da.“

„Ich muß! Habe etwas zu erledigen. Ich komme in einer halben Stunde. Sage es ihnen.“

„Meinetwegen, aber ich werde dich begleiten.“

„Willst auch du mich foltern?“ rief Raskolnikow mit so bitterem Unwillen und solch einer Verzweiflung im Blick, daß Rasumichin die Hände sanken. Eine Weile blieb er vor der Tür stehen und sah, wie der Freund sich schnell in der Richtung nach seiner Wohnung entfernte. Endlich biß er die Zähne zusammen, ballte die Fäuste und tat den Schwur, Porfirij noch heute wie eine Zitrone auszuquetschen. Dann stieg er die

Treppe hinauf, um die wegen ihres langen Ausbleibens aufgeregte Pulcheria Alexandrowna zu beruhigen.

Als Raskolnikow bei seiner Wohnung ankam, tropfte der Schweiß von seinen Schläfen, und er atmete schwer. Eilig stieg er die Treppe hinauf, trat in sein offenstehendes Zimmer und riegelte sofort die Tür zu. Dann stürzte er halb von Sinnen in die Ecke mit dem Loch in der Tapete, wo er damals seinen Raub geborgen hatte, fuhr mit dem Arm hinein und tastete sorgfältig darin herum, indem er alle Fetzen der Tapete musterte. Nachdem er nichts gefunden hatte, erhob er sich und holte tief Atem. Als er sich vorhin dem Hause Bakalejew genähert hatte, bildete er sich plötzlich ein, es könnte ihm doch etwas von den Sachen, vielleicht eine Kette oder ein Hemdknopf oder auch ein Papier mit einem Vermerk von der Hand der Alten, entgangen sein, es könnte sich vielleicht in einer Ritze verloren haben und nun plötzlich zum Vorschein kommen als unerwarteter und nicht zu widerlegender Beweis.

Er stand in Gedanken versunken; ein seltsam demütiges und halb sinnloses Lächeln irrte auf seinen Lippen. Endlich nahm er seine Mütze und ging langsam aus dem Zimmer. Seine Gedanken verwirrten sich. Selbstvergessen trat er hinaus auf den Hof.

„Da ist ja der Herr selber!“ rief eine laute Stimme.

Der Pförtner stand an der Tür seiner Kammer und zeigte auf Raskolnikow, wobei er sich an einen ziemlich kleinen Menschen, der wie ein Kleinbürger aussah, wandte. Der Mann war mit einer Art Schlafrock und einer Weste bekleidet und sah aus der Ferne einem alten Weibe täuschend ähnlich. Der Kopf war mit einer schmierigen Mütze bedeckt, hing nach unten, und auch die ganze Gestalt schien gebückt. Sein schlaffes, runzeliges Gesicht deutete auf ein Alter von etwa fünfzig Jahren; die kleinen, verschwommenen Augen blickten mürrisch, streng und mißvergnügt.

„Was gibt es?“ fragte Raskolnikow den Pförtner.

Der Kleinbürger schaute Raskolnikow lange von unten her durchdringend und aufmerksam an, dann wandte er sich langsam um und ging, ohne ein Wort zu sagen, auf die Straße hinaus.

„Ja, was ist denn los?“ rief Raskolnikow.

„Nun, er hat gefragt, ob hier ein Student lebt; er hat Euren Namen genannt und gefragt, bei wem Ihr wohnt. Da kamt Ihr gerade selber, und ich habe Euch ihm gezeigt, doch er ist fortgegangen. Ihr saht es ja selber.“

Raskolnikow stürzte dem Fremden nach und fand ihn, wie er im Begriff war, auf die andere Straßenseite hinüberzugehen. Er ging wieder seinen gleichmäßigen, gemächlichen Schritt, die Augen auf den Boden geheftet und anscheinend etwas überlegend. Schnell holte Raskolnikow ihn ein, doch ging er erst eine Weile hinter ihm her; endlich trat er näher an ihn heran und blickte ihm von der Seite ins Gesicht. Der andere bemerkte ihn sogleich, schaute ihn einmal schnell an und senkte dann wieder die Augen; so schritten sie einige Zeit nebeneinander her, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. „Ihr habt beim Pförtner nach mir gefragt?“ begann endlich Raskolnikow, aber er sprach merkwürdig leise.

Der Mann gab keine Antwort, schaute nicht einmal auf. Wieder herrschte Schweigen.

„Was wollt Ihr denn eigentlich? Ihr kommt, fragt nach mir – und schweigt. – Was soll das bedeuten?“ Raskolnikows Stimme stockte, die Worte schienen ihm schwer von der Zunge zu kommen.

Der Fremde hob diesmal den Kopf und sah Raskolnikow finster und drohend an. „Mörder“, sagte er plötzlich mit leiser, aber klarer und deutlicher Stimme.

Raskolnikow ging neben ihm her, die Beine wurden ihm schwach, es kroch ihm kalt den Rücken hinunter, sein Herz schien stillzustehen; dann begann es wieder zu schlagen, als habe es sich losgerissen. So gingen sie etwa hundert Schritt nebeneinander in tiefem Schweigen.

Der Kleinbürger sah ihn nicht an.

„Was wollt Ihr – was – wer – ist ein Mörder?“ murmelte Raskolnikow kaum hörbar.

„Du bist ein Mörder“, sagte jener noch deutlicher und eindringlicher mit einem Lächeln haßerfüllten Triumphes und sah Raskolnikow in das blasse Gesicht mit den erloschenen Augen.

Sie kamen zu der Straßenkreuzung. Der Kleinbürger bog in die Straße nach links ein und ging weiter, ohne sich umzusehen.

Raskolnikow blieb stehen und schaute ihm lange nach. Er sah, wie sich der Fremde nach ungefähr fünfzig Schritten umwandte und ihn, der noch immer unbeweglich auf derselben Stelle stand, anblickte. Raskolnikow schien es, als ob er wieder triumphierend und haßerfüllt lächele; aber er mochte sich bei dieser Entfernung täuschen.

Mit schleppendem Schritt, zitternden Knien und eisig durchschauert, kehrte er zurück und stieg in seine Kammer hinauf. Er warf seine Mütze auf den Tisch und blieb lange regungslos stehen. Dann legte er sich kraftlos auf das Sofa und streckte sich krankhaft stöhnend aus; er schloß die Augen. So lag er wohl eine halbe Stunde.

Er dachte an nichts; nur Bruchstücke von Gedanken, irgendwelche Bilder und Vorstellungen ohne Zusammenhang schwebten ihm vor, Gesichter von Menschen, die er in seiner Kindheit gesehen oder die ihm ein einziges Mal begegnet waren und an die er sich nie erinnert hatte: der Kirchturm in W.; das Billard in einer Kneipe und davor ein Offizier; Zigarrendunst in einem Tabakladen im Kellergeschoß; eine Schenke; eine schmutzige Hintertreppe, mit Spülicht und Eierschalen bedeckt; irgendwo aus der Ferne das Geläute der Sonntagsglocken. – Die Bilder verschwammen und drehten sich wie ein Wirbelwind. Einige gefielen ihm sogar, er wollte sich an sie klammern, aber sie schwanden und erloschen; etwas belastete ihn, aber nicht sehr schwer. Bisweilen fühlte er sich ganz wohl, aber das Frösteln wollte nicht aufhören, und auch das war ein fast angenehmes Gefühl.

Er hörte jetzt die eiligen Schritte Rasumichins und seine Stimme, schloß die Augen und stellte sich schlafend. Rasumichin öffnete die Tür und blieb eine Zeitlang auf der Schwelle stehen, als überlege er. Dann trat er leise ein und ging behutsam auf das Sofa zu. Man hörte Nastasja flüstern: „Stör ihn nicht, mag er sich ausschlafen; er kann nachher essen.“

„Du hast recht“, antwortete Rasumichin.

Beide gingen vorsichtig hinaus und schlossen die Tür. Eine halbe Stunde verging. Raskolnikow öffnete die Augen und legte sich wieder auf den Rücken, die Hände unter den Kopf geschoben.

Wer war das? Plötzlich steht der Mann da, wie aus der Erde

gewachsen. Wo war er damals, und was hat er gesehen? Alles hat er gesehen, zweifellos! Aber wo stand er, und von wo aus sah er es? Warum erschien er erst jetzt auf der Bildfläche? Und wie konnte er es überhaupt sehen, ist denn das möglich? Hm! fuhr Raskolnikow erstarrend und zusammenfahrend in Gedanken fort. Und die Schachtel, die Nikolai hinter der Tür gefunden hat, ist denn das auch möglich? Eine Fliege flog vorüber, die hat es gesehen! Sollte es so möglich sein? Und er fühlte plötzlich mit Abscheu, wie schwach, physisch schwach er geworden war.

Das hätte ich wissen müssen, dachte er mit bitterem Lächeln. „Wie konnte ich es wagen, mich selber kennend und alles vorausahnend, das Beil zu ergreifen und mich mit Blut zu beflecken! Ich war verpflichtet, es im voraus zu wissen. – Ach, ich wußte es ja auch!“ flüsterte er in Verzweiflung.

Zuweilen blieb er unbeweglich an irgendeinem Gedanken haften. Nein, jene Menschen sind aus anderem Stoff gemacht. Ein wahrer Herrscher, dem alles erlaubt ist, zerstört Toulon, veranstaltet ein Gemetzel in Paris, vergißt eine Armee in Ägypten, verbraucht eine halbe Million Menschen im Moskauer Feldzug und geht in Wilna mit einem Witzwort darüber hinweg; und diesem Mann stellt man nach dem Tode Denkmäler auf – somit ist auch alles erlaubt. Nein, solche Menschen sind nicht aus Fleisch und Blut, sie sind aus Erz!

Ein plötzlicher, ganz ausgefallener Gedanke brachte ihn fast zum Lachen.

Napoleon, die Pyramiden, Waterloo – und eine elende, widerwärtige Registratorswitwe, Wucherin, mit einer roten Truhe unter dem Bett. – Wie soll man das einem Porfirij Petrowitsch mundgerecht machen? Wie sollen sie es verdauen? Es ist zu geschmacklos. Wird ein Napoleon, werden sie sagen, unter das Bett eines alten Weibes kriechen? Ach, Unsinn!

Ab und zu fühlte er, daß er phantasierte, und er verfiel dann in eine fieberhaft gehobene Stimmung.

Die Alte ist Unsinn! dachte er fiebergelühend und abgerissen. Die Alte war vielleicht ein Fehler, aber darum handelt es sich nicht! Die Alte war nur eine Krankheit. Ich wollte schneller hinwegschreiten – ich habe nicht einen Menschen getötet, ich habe einen Grundsatz getötet! Den Grundsatz habe ich wohl

getötet, aber ich bin nicht darüber hinweggeschritten, bin auf dieser Seite geblieben – ich habe nur verstanden zu töten. Und auch das habe ich nicht verstanden, wie sich herausstellt. – Warum hat vorhin der Einfaltspinsel Rasumichin auf die Sozialisten geschimpft? Sie sind fleißige, betriebsame Leuten, beschäftigen sich mit dem „allgemeinen Glück“. Nein, mir ist das Leben einmal gegeben, und nie kommt es wieder; ich will „das allgemeine Glück“ nicht abwarten. Ich will selber leben, sonst lieber gar nicht leben. Was denn? Ich wollte nur nicht an einer hungrigen Mutter vorbeigehen und meinen Rubel in der Tasche festhalten in Erwartung des „allgemeinen Glücks“. Ich trage ja auch mein Scherflein bei zum „allgemeinen Glück“. Warum bin ich übergangen worden? Ich lebe doch nur einmal und will doch auch ... Ach, was für eine ästhetische Laus bin ich und weiter nichts! Er lachte plötzlich wie ein Irrer auf!

„Ja, ich bin tatsächlich eine Laus“, murmelte er vor sich hin, mit Schadenfreude sich an diesen Gedanken klammernd, mit ihm spielend und sich daran ergötzend, „erstens darum, weil ich jetzt feststelle, daß ich eine Laus bin; zweitens, weil ich einen ganzen Monat die allgütige Vorsehung belästige, indem ich sie als Zeugen anrufe, daß ich es nicht um meines Fleisches und meiner Lust willen unternehme, sondern daß ich ein wunderbares und achtbares Ziel im Auge habe – ha, ha! Drittens, weil ich mir vorgenommen hatte, bei der Ausführung möglichst Gerechtigkeit walten zu lassen, Maß und Gewicht in Betracht zu ziehen: Von allen Läusen habe ich die allernutzloseste gewählt und beschlossen, nach der Ermordung genauso viel zu nehmen, wie ich für den ersten Schritt brauche, nicht mehr und nicht weniger – das übrige würde also laut Vermächtnis der Kirche zufallen. Darum, darum bin ich endgültig eine Laus“, fügte er zähneknirschend hinzu, „weil ich vielleicht selber noch ekelhafter und niedriger bin als die getötete Laus und weil ich schon im voraus ahnte, daß ich mir das sagen würde, nachdem ich sie ermordet haben würde. Gibt es irgendein Entsetzen, das diesem gleichkommt? O Gemeinheit! O Erbärmlichkeit! – Oh, wie ich den ‚Propheten‘ zu Pferde mit dem Säbel in der Hand begreife: Allah befiehlt, und gehorche, zitternde Kreatur! Recht, recht hat der Prophet,

wenn er irgendwo mitten auf der Straße eine gute Batterie aufstellt und auf Unschuldige und Schuldige feuert, ohne sie für würdig zu erachten, die Gründe dafür zu erfahren. Gehorche, zitternde Kreatur, und verlange nichts; denn das ist nicht deine Sache! – Oh, um keinen Preis, um nichts in der Welt werde ich der Alten verzeihen!“

Sein Haar war naß von Schweiß, die zuckenden Lippen trocken, der starre Blick auf die Zimmerdecke geheftet.

Mutter, Schwester – wie habe ich sie geliebt! Warum hasse ich sie jetzt? Ja, ich hasse sie; es ist ein physischer Haß, ich kann ihre Nähe nicht ertragen. Vorhin ging ich zur Mutter hin und küßte sie, ich weiß es noch. Der bloße Gedanke, sie zu umarmen und sich zu sagen: wenn sie es erführe! Soll ich es ihr denn sagen? Das würde mir ähnlich sehen. Hm! Sie müßte eigentlich ebenso sein wie ich, dachte er mit Anstrengung und kämpfte gegen die zunehmende Gedankenverwirrung. Oh, wie hasse ich jetzt die Alte! Ich hätte sie noch einmal getötet, wenn sie wieder zu sich gekommen wäre. Arme Lisaweta! Warum mußte sie auch gerade dazukommen! Merkwürdig, daß ich noch gar nicht an sie gedacht habe, als hätte ich sie nicht getötet! Lisaweta, Sonja, ihr Armen, Mildten mit den sanften Augen – ihr Lieben. – Warum weint ihr nicht? Warum jammert ihr nicht? Sie geben alles hin – und schauen so sanft und still. Sonja, Sonja! Stille Sonja!

Er verlor das Bewußtsein; rätselhaft erschien es ihm, daß er sich plötzlich auf der Straße wiederfand, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Es war schon spät, die Dämmerung nahm zu; der Vollmond glänzte heller und heller, aber die Luft war besonders schwül. Die Menschen gingen in Haufen auf den Straßen; Arbeiter und Handwerker begaben sich nach Hause oder spazierten umher. Es roch nach Kalk, Staub und stehendem Wasser. Raskolnikow ging traurig und sorgenvoll dahin. Er entsann sich nur, daß er mit irgendeinem Vorsatz das Haus verlassen hatte, daß er eilig etwas tun müsse, aber was – das hatte er vergessen. Plötzlich blieb er stehen und sah, daß auf der anderen Seite der Straße ein Mann stand, der ihm winkte. Er ging hinüber, aber der andere wandte sich ab und schritt davon, als wäre nichts gewesen. Den Kopf hielt er gesenkt, blickte sich nicht um, als habe er ihn nicht gerufen.

– Hat er mich überhaupt gerufen? dachte Raskolnikow, ging ihm aber doch nach. Auf zehn Schritt Entfernung erkannte er ihn plötzlich – und erschrak: es war der Kleinbürger von vorhin, im Schlafrock und mit der gebückten Haltung. Raskolnikow folgte ihm in einiger Entfernung, sein Herz klopfte; sie bogen in eine Seitengasse ein, der andere wandte sich noch immer nicht um. – Weiß er überhaupt, daß ich ihm folge? dachte Raskolnikow. Der Mann trat in das Tor eines großen Hauses. Raskolnikow ging schnell zu dem Tor hin und wartete. Der Mann durchschritt den Torweg, und als er auf dem Hof angelangt war, wandte er sich plötzlich um und schien wieder zu winken. Raskolnikow folgte ihm in den Hof, aber der Kleinbürger ist nicht mehr da, er muß wohl die erste Treppe hinaufgegangen sein. Raskolnikow stürzt ihm nach, und wirklich, zwei Treppen über sich hört er langsame, regelmäßige Schritte. Merkwürdig bekannt erscheint ihm die Treppe! Da ist das Fenster im Parterre; traurig und geheimnisvoll fällt das Mondlicht durch die Scheiben. Bah! Da ist ja dieselbe Wohnung, in der die Anstreicher pinselten! Wie konnte er sie nicht gleich erkennen! Die Schritte des Mannes sind nicht mehr zu hören, er ist also stehengeblieben oder versteckt sich irgendwo. Da ist auch der zweite Stock; soll er weitergehen? Welche Stille hier, wie unheimlich! Aber er geht doch hinauf, der Hall der eigenen Schritte schreckt und beunruhigt ihn. Gott, wie finster es ist! Der Kleinbürger muß sich in einem Winkel versteckt haben. Sieh da, die Wohnung steht weit offen; Raskolnikow besinnt sich einen Augenblick und tritt ein. Im Vorzimmer ist es dunkel und leer, als habe man alles fortgeschafft. Auf Zehenspitzen geht er ins Wohnzimmer; das Gemach ist von Mondlicht überflutet. Alles steht noch auf dem alten Platz: die Stühle, der Spiegel, das gelbe Sofa, die Bilder in den Rahmen. Der riesige, runde kupferrote Mond blickt durchs Fenster. – Die Stille kommt vom Monde her – gewiß will er mir jetzt ein Rätsel aufgeben. – Er steht und wartet, wartet lange; und je stiller der Mond ist, desto heftiger klopft sein Herz, zum Zerspringen klopft es. Stille und Schweigen. Plötzlich hört er ein knisterndes Geräusch, als hätte man ein Holzstück gespalten, dann wird es wieder still. Ein aufgeschreckter Brummer fliegt gegen die Fensterscheibe und summt.

In diesem selben Augenblick bemerkt Raskolnikow in der Ecke zwischen dem kleinen Schrank und dem Fenster einen an der Wand hängenden Mantel. – Wie kommt der hierher? dachte er. Früher war er nicht da. Er trat leise näher und erriet, daß sich jemand hinter dem Mantel versteckt hielt. Vorsichtig schob er ihn mit der Hand beiseite und sah, daß da ein Stuhl stand und auf dem Stuhl in der Ecke die Alte saß, zusammengekauert, den Kopf gesenkt, so daß man das Gesicht nicht sehen konnte, aber sie war es. Er stand eine Weile vor ihr. – Fürchtet sie sich? dachte er, nahm leise das Beil aus der Schlinge und hieb der Alten über den Schädel, einmal, ein zweites und ein drittes Mal. Aber sonderbar, sie rührte sich nicht einmal unter den Schlägen, als wäre sie aus Holz. Er erschrak, beugte sich nieder und blickte sie an; da senkte sie den Kopf noch tiefer. Er bückte sich fast bis zum Boden und schaute ihr von unten ins Gesicht: die Alte saß und lachte, sie schüttelte sich vor leisem, kaum hörbarem Lachen und nahm sich mit aller Kraft zusammen, damit er es nicht hören sollte. Plötzlich schien es ihm, als ob die Tür zum Schlafzimmer geöffnet würde und man auch dort lachte und flüsterte. Eine wilde Raserei packte ihn: Mit aller Kraft begann er auf den Kopf der Alten loszuschlagen, aber mit jedem Beilhieb wurde das Lachen und Flüstern im Schlafzimmer lauter, während die Alte sich vor Lachen ausschüttete. Er stürzte hinaus, aber das ganze Vorzimmer war voller Menschen, die Wohnungstür stand weit offen – und im Treppenhaus, auf der ganzen Treppe bis nach unten stehen Menschen Kopf an Kopf, alle sehen ihn an, aber sie lauern, warten und schweigen! Sein Herz krampft sich zusammen, seine Füße bewegen sich nicht. Er will schreien – und erwacht.

Er atmete schwer – aber seltsam, der Traum schien noch nicht zu Ende zu sein: Seine Tür war weit offen, und auf der Schwelle stand ein völlig unbekannter Mensch und sah ihn unverwandt an. Raskolnikow hatte noch nicht Zeit gehabt, die Augen ganz zu öffnen, und schloß sie sofort wieder. Er lag regungslos auf dem Rücken. – Geht der Traum noch weiter? dachte er und öffnete die Augen auf einen Spalt, um sehen zu können. Der Fremde stand auf demselben Fleck und fuhr fort, ihn zu betrachten.

Plötzlich überschritt er vorsichtig die Schwelle, zog sorgsam die Tür hinter sich zu und trat an den Tisch. Hier wartete er eine Minute, ohne die Augen von Raskolnikow zu lassen – und geräuschlos setzte er sich dann auf den Stuhl neben dem Sofa. Er legte seinen Hut auf den Boden und stützte sich mit beiden Armen auf seinen Spazierstock und legte das Kinn auf die Hände. Augenscheinlich machte er sich auf ein langes Warten gefaßt. Soviel Raskolnikow durch die halbgeschlossenen Augen sehen konnte, war es ein nicht mehr junger Mann, stämmig und mit dichtem hellblondem, fast weißem Barte.

Es vergingen wohl zehn Minuten. Draußen war es noch hell, aber der Abend brach schon herein. Im Raume herrschte völlige Stille, und selbst von der Treppe her kam kein Laut. Nur eine Brummfliege summt und stieß gegen das Fensterglas. Endlich wurde es unerträglich, und Raskolnikow erhob sich mit einem Ruck in Sitzstellung.

„Nun sagt, was wollt Ihr?“

„Ah, ich wußte ja, daß Ihr nicht schließt, Ihr tatet nur so“, lachte der Unbekannte behaglich. „Arkadij Iwanowitsch Swidrigailow ist mein Name, wenn Ihr gestattet.“

VIERTER TEIL

I

Ist das noch immer der Traum? fragte sich Raskolnikow. Vorsichtig und mißtrauisch musterte er den unerwarteten Besuch.

„Swidrigailow? Unsinn! Das kann nicht sein“, sagte er endlich laut.

Den Fremden schien das durchaus nicht zu wundern.

„Ich bin aus doppeltem Anlaß zu Euch gekommen; erstens wünschte ich mit Euch persönlich bekannt zu werden. Ich habe bereits vor längerer Zeit sehr Interessantes und Löbliches über Euch vernommen. Zweitens dachte ich, daß Ihr vielleicht nicht abgeneigt wäret, mir in einer Sache beizustehen, die die Interessen Eurer Schwester Awdotja Romanowna betrifft. Sie würde mich ohne Eure Empfehlung wohl nicht einmal über ihre Schwelle lassen. Sie hat so ein gewisses Vorurteil, und da dachte ich nun, mit Eurer Hilfe ...“

„Da habt Ihr eben falsch gedacht!“ unterbrach ihn Raskolnikow.

„Die Damen sind erst gestern angekommen? Erlaubt mir die Frage.“

Raskolnikow schwieg.

„Ja, gestern, ich weiß es! Ich selbst bin ja erst seit vorgestern in Petersburg. Nun aber zur Sache, Rodion Romanowitsch: Mich zu rechtfertigen halte ich für überflüssig; erlaubt mir nur eine Erklärung. Was ist denn an alledem so besonders Verbrecherisches, wenn man von Vorurteilen absieht und mit gesundem Verstand urteilt?“

Raskolnikow betrachtete sein Gegenüber noch immer schweigend.

„Daß ich in meinem Hause einem schutzlosen Mädchen nachstellte, es mit unsittlichen Anträgen beleidigte, nicht wahr, so hieß es? Aber ich bin ja auch nur ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd, mit einem Wort, ich bin auch fähig, mich fesseln zu lassen, zu lieben – was sicher nicht von uns abhängt –, somit läßt sich alles auf die natürlichste Weise erklären. Die ganze Frage ist die: Bin ich ein Ungeheuer oder selber ein Opfer? Nun, und wenn ich ein Opfer bin? Indem ich dem Gegenstand meiner Liebe anbot, mit mir nach Amerika oder in die Schweiz zu fliehen, hegte ich vielleicht dabei nicht die allerehrerbietigsten Gefühle und glaubte ich etwa nicht, unser beider Glück zu begründen? Der Verstand wird doch leicht der Knecht der Leidenschaft; vielleicht richtete ich mich selber dabei noch mehr zugrunde. Glaubt Ihr's?“

„Darum handelt es sich nicht“, unterbrach ihn Raskolnikow, „Ihr seid mir einfach widerlich, ob Ihr recht habt oder nicht; ich will mit Euch nichts zu tun haben! Verschwindet jetzt! Fort!“

Swidrigailow lachte plötzlich laut auf.

„Euch kann man nicht überlisten!“ rief er herzlich lachend.

„Ich wollte es mit Schläue versuchen, aber es ist mir nicht gelungen, Ihr haltet Euch an den Kern der Sache.“

„Und Ihr spielt weiter den Schlaunen?“

„Was ist dabei? Was ist dabei?“ wiederholte Swidrigailow und lachte schallend. „Das ist doch eine ganz erlaubte Kriegslist! Aber Ihr habt mich nicht ausreden lassen. So oder so, ich stelle fest: Es hätte gar keine Unannehmlichkeiten gegeben ohne den Vorfall im Garten. Marfa Petrowna . . .“

„Marfa Petrowna, heißt es, habt Ihr auch ins Jenseits befördert!“ unterbrach ihn Raskolnikow grob.

„Ah, Ihr habt also auch davon gehört? Wie solltet Ihr es übrigens nicht gehört haben! Nun, was diese Frage betrifft, weiß ich wirklich nicht, was ich Euch sagen soll, obwohl mein eigenes Gewissen in dieser Hinsicht im höchsten Grade ruhig ist. Glaubt nur nicht, daß ich dabei irgend etwas fürchte, alles nahm seinen ordnungsmäßigen Lauf: die ärztliche Untersuchung ergab Schlaganfall infolge eines Bades nach einem reichlichen Mittagessen und dem Genuß fast einer ganzen Flasche Wein, nichts anderes konnte festgestellt werden.

– Seht, ich habe später, besonders auf der Reise hierher, darüber nachgedacht, ob ich vielleicht durch mein aufreizendes Benehmen zu diesem – Unglück irgendwie beigetragen habe. Doch ich bin zu dem Schluß gekommen, daß dies bestimmt nicht der Fall sein konnte.“

Raskolnikow lachte auf.

„Was beunruhigt Ihr Euch denn jetzt noch darüber?“

„Worüber lacht Ihr denn? Hört: Ich habe ihr nur zwei Hiebe mit der Gerte gegeben, nicht einmal Spuren waren später zu sehen. Haltet mich nicht für einen Zyniker, ich weiß ja selber, wie scheußlich das war – und so weiter. Aber ich weiß auch sicher, daß Marfa Petrowna vielleicht auch froh war, daß ich mich sozusagen hinreißen ließ. Die Geschichte mit Eurer Schwester hatte sich sozusagen totgelaufen, Marfa Petrowna war gezwungen, schon drei Tage zu Hause zu sitzen; sie hatte nichts, womit sie im Städtchen vordringen konnte, und außerdem war sie mit diesem Briefe – Ihr habt doch von dem Vorlesen des Briefes gehört – allen zum Überdruß geworden. Und plötzlich kommen diese zwei Hiebe wie vom Himmel gefallen! Als erstes ließ sie sofort den Wagen anspannen. Ich spreche gar nicht davon, daß es Frauen manchmal sehr, sehr angenehm ist, sich beleidigt zu fühlen, trotz aller äußerlichen Entrüstung. Solche Fälle kommen bei allen vor: der Mensch liebt es im allgemeinen sogar sehr, beleidigt zu sein, Frauen besonders, es ist ihr Hauptzeitvertreib.“

Raskolnikow dachte schon daran, aufzustehen und wegzugehen und damit dem Gespräch ein Ende zu machen, aber eine gewisse Neugier und sogar etwas wie Berechnung hielten ihn im Augenblick zurück.

„Prügelt Ihr gern?“ fragte er zerstreut.

„Nein, nicht sehr“, antwortete Swidrigailow ruhig. „Marfa Petrowna habe ich fast nie geprügelt. Wir lebten in großer Eintracht, und sie war immer mit mir zufrieden. Die Gerte habe ich in den sieben Jahren nur zweimal gebraucht – wenn man einen dritten etwas zweifelhaften Fall nicht mitzählt. Das erstemal zwei Monate nach unserer Heirat, gleich nach der Ankunft auf unserem Gut, und nun der jetzige Fall. Und Ihr habt gewiß schon gedacht, ich sei ein Ungeheuer, Rückschrittler und Anhänger der Leibeigenschaft? Übrigens, Rodion Roman-

owitsch, erinnert Ihr Euch, wie man vor einigen Jahren noch, zu den Zeiten der wohlthätigen Pressefreiheit, einen Adligen – ich habe seinen Namen vergessen – öffentlich in allen Blättern beschimpfte, weil er eine Deutsche im Eisenbahnwagen verprügelt hatte! Ich sympathisiere zwar nicht mit diesem Herrn, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß es zuweilen solche aufreizenden ‚Deutschen‘ gibt, bei denen, wie mir scheint, kein einziger Fortschrittler für sich eintreten könnte. Von diesem Standpunkt aus hat damals niemand die Sache betrachtet, und dabei ist er der eigentlich menschliche, es ist wirklich so.“

Swidrigailow lachte wieder, und Raskolnikow war es klar, daß dieser zu irgend etwas fest entschlossen und ein ganz geriebener Mann war.

„Ihr habt wahrscheinlich während einiger Tage mit niemand gesprochen?“ fragte er ihn.

„Ja, beinahe. Warum? Ihr wundert Euch wohl, daß ich ein so umgänglicher Mensch bin.“

„Nein, ich wundere mich darüber, daß Ihr ein zu umgänglicher Mensch seid.“

„Weil ich mich durch die Grobheit Eurer Fragen nicht beleidigt fühle? Wie Ihr mich gefragt habt, so habe ich auch geantwortet“, fügte er mit erstaunlicher Treuherzigkeit hinzu. „Ich habe ja eigentlich gar keine Interessen“, fuhr er etwas ernster fort, „besonders jetzt bin ich mit nichts beschäftigt. Übrigens ist es selbstverständlich, wenn Ihr denkt, daß ich mich aus Berechnung bei Euch einschmeicheln will, da ich ein Anliegen an Eure Schwester habe, wie ich schon erklärte. Aber ich sage Euch offen: Ich langweile mich sehr, besonders in diesen drei Tagen, so daß ich mich sogar freute, mit Euch zusammenzukommen. Seid mir nicht böse, Rodion Romanowitsch, aber Ihr kommt mir furchtbar sonderbar vor. Es ist etwas an Euch, gerade jetzt, das heißt, nicht gerade in diesem Augenblick, sondern überhaupt jetzt. Nun, nun, ich rede nicht weiter, macht kein so böses Gesicht! Ich bin doch nicht so ein Bär, wie Ihr glaubt.“

Raskolnikow blickte ihn finster an.

„Ihr seid vielleicht gar kein Bär“, sagte er. „Mir scheint sogar, daß Ihr zur besten Gesellschaft gehört oder es wenigstens versteht, bei Gelegenheit ein anständiger Mensch zu sein.“

„Ich interessiere mich nicht besonders für die Meinung der Menschen über mich“, antwortete Swidrigailow trocken, mit einem Anflug von Hochmut, „und deswegen – warum soll man nicht einmal auch schlampig sein, wenn dieses Gewand sich in unserem Klima so bequem trägt, und besonders, wenn man auch eine natürliche Neigung dazu hat“, fügte er wieder lachend hinzu. „Ich habe jedoch gehört, daß Ihr hier viele Bekannte habt. Ihr seid doch, wie man zu sagen pflegt, ein ‚Mann mit Verbindungen‘. Wozu braucht Ihr also mich, wenn nicht zu einem bestimmten Zweck?“ fragte Raskolnikow.

„Gewiß habe ich hier zahlreiche Bekannte“, bestätigte Swidrigailow, ohne auf die Hauptfrage einzugehen, „ich habe auch schon mehrere getroffen, denn ich treibe mich ja schon den dritten Tag ziellos herum. Gewiß, ich bin anständig angezogen und werde nicht für einen armen Menschen gehalten; uns hat ja auch die Bodenreform nicht berührt; Wälder, Wiesen geben einen guten Ertrag. – Aber ich werde meine Bekannten nicht aufsuchen, die sind mir schon früher zum Überdruß geworden. Ich gehe schon den dritten Tag umher und gebe mich niemandem zu erkennen. Ist das eine Stadt! Sagt mir nur: Wie ist die entstanden? Eine Stadt von Kanzlisten und allerhand Seminaristen. Vor acht Jahren, als ich mich hier herumtrieb, habe ich das gar nicht bemerkt. Jetzt hoffe ich nur noch auf die Anatomie!

Und was diese Klubs und Bünde und vielleicht noch den Fortschritt anlangt, damit will ich nichts zu tun haben“, fuhr er fort, wiederum ohne die Frage zu beantworten. „Und was ist das auch für ein Vergnügen, Falschspieler zu sein?“

„Ihr wart auch Falschspieler?“

„Wie konnte es anders sein? Wir waren eine ganze Gesellschaft, eine höchst anständige, so vor acht Jahren. Wir hatten eine lustige Zeit. Es waren alles Leute mit Manieren, darunter Dichter und Kapitalisten. Überhaupt haben bei uns in der russischen Gesellschaft die Menschen die besten Manieren, die manchmal verprügelt werden, habt Ihr das auch bemerkt? Ich bin ja erst jetzt auf dem Lande so heruntergekommen. Und doch hätte man mich damals beinahe ins Gefängnis gesperrt wegen Schulden. Da tauchte Marfa Petrowna auf; sie handelte ein wenig und löste mich für dreißigtausend Silberrubel aus –

im ganzen war ich siebzigtausend schuldig. Wir schlossen darauf einen gesetzlichen Ehebund, und sie nahm mich sofort mit auf ihr Gut, wie irgendeinen Schatz. Sie war fünf Jahre älter als ich und hat mich sehr geliebt. Sieben Jahre kam ich nicht aus dem Dorf hinaus. Aber bedenkt: Sie hielt zeit ihres Lebens das Dokument gegen mich in Händen; es war auf einen fremden Namen ausgestellt, über diese Dreißigtausend, so daß ich ganz in ihrer Macht war und sofort eingesperrt worden wäre, wenn ich mich gegen sie empört hätte. Und sie hätte mich einsperren lassen! Bei Frauen hat das alles nebeneinander Platz.“ „Und wäre der Schuldschein nicht dagewesen, hättet Ihr Euch dann aus dem Staube gemacht?“

„Ich weiß nicht recht, mich hat dieses Dokument fast gar nicht gestört, ich hatte keine Lust, irgendwohin zu fahren. Marfa Petrowna hat mir selber zweimal vorgeschlagen, ins Ausland zu reisen, weil ich mich so langweilte. Aber wozu? Im Ausland war ich vorher gewesen und habe nichts davon gehabt. Sonnenuntergang, Bucht von Neapel, das Meer, alles schön und gut, aber es hat mich immer traurig gestimmt. Daheim ist es besser, da kann man wenigstens die Schuld an allem anderen zuschieben und sich selber freisprechen. Ich würde jetzt vielleicht mit einer Expedition zum Nordpol fahren, denn j'ai le vin mauvais* und ich mag nicht trinken. – Übrigens wird nächsten Sonntag Berg im Jussupow-Garten mit einem riesigen Ballon aufsteigen. Er sucht noch Mitreisende.“

„Was, Ihr wollt mitfliegen?“

„Ich? Nein – aber ...“, murmelte Swidrigailow vor sich hin und wurde wirklich ganz nachdenklich.

Was mag er nur wollen? dachte Raskolnikow.

„Nein, der Schuldschein hat mich durchaus nicht gestört“, fuhr Swidrigailow fort. „Ich habe das Gut freiwillig nicht verlassen. Es mag nun ein Jahr her sein, daß Marfa Petrowna mir an meinem Namenstag den Schein zurückgab und noch eine beträchtliche Summe dazuschenkte. Sie besaß ja ein Kapital. „Seht, wie ich Euch vertraue, Arkadij Iwanowitsch“, hat sie damals gesagt. Glaubt Ihr nicht, daß sie so gesagt hat? Ich bin dort ein recht tüchtiger Landwirt geworden, man kennt mich in der ganzen Umgegend. Auch Bücher habe ich mir

* Im Rausch bin ich übelläunig.

kommen lassen. Marfa Petrowna ermunterte mich anfangs dazu, dann aber fürchtete sie, ich könnte mich durch zu vieles Lesen überanstrengen.“

„Mir scheint, Ihr trauert Marfa Petrowna nach?“

„Ich? Kann wohl sein. Ist möglich. Glaubt Ihr übrigens an Gespenster?“

„An was für Gespenster?“

„Nun, an gewöhnliche Gespenster!“

„Glaubt Ihr dran?“

„Vielleicht auch nicht, *pour vous plaire**, das heißt nicht, daß ich gar nicht glaubte . . .“

„Sie erscheint Euch wohl?“

Swidrigailow schaute befremdet auf.

„Marfa Petrowna besucht mich“, sagte er und verzog den Mund zu einem eigentümlichen Lächeln.

„Wie kann sie Euch besuchen?“

„Sie ist bereits dreimal bei mir gewesen. Zum erstenmal sah ich sie am Begräbnistag, eine halbe Stunde nachdem sie auf dem Friedhof bestattet war. Das war am Vorabend meiner Abreise nach Petersburg. Zum zweitenmal vorgestern im Dämmerlicht auf der Station Malaja Wischera – und zum drittenmal heute, vor zwei Stunden, in der Wohnung, wo ich abgestiegen bin. Ich war allein.“

„In wachem Zustande?“

„Vollkommen. Dreimal in wachem Zustande. Sie kommt, spricht eine Minute und verschwindet wieder durch die Tür, immer durch die Tür. Ja, es ist, als ob ich sie sogar hörte.“

„Warum habe ich mir gleich gedacht, daß mit Euch irgend etwas Derartiges vorgehen muß“, sagte Raskolnikow plötzlich, wunderte sich aber sogleich über seine Worte. Er war in großer Erregung.

„Was? Ihr habt es Euch gedacht?“ fragte Swidrigailow erstaunt. „Habe ich nicht gleich gesagt, daß zwischen uns etwas Gemeinsames ist?“

„Das habt Ihr nicht gesagt!“ wehrte Raskolnikow entschieden ab.

„Nicht?“

„Nein!“

* Euch zuliebe.

„Mir schien aber, als hätte ich es doch gesagt. Als ich vorhin eintrat und sah, daß Ihr mit geschlossenen Augen dalagt und Euch schlafend stelltet – da sagte ich mir: Das ist derjenige!“

„Was heißt das, derjenige? Was meint Ihr?“ schrie Raskolnikow.

„Was ich meine? Wirklich, ich weiß nicht, was...“, murmelte Swidrigailow offenherzig und offenbar selber verwirrt.

Es folgte ein minutenlanges Schweigen; beide blickten einander in die Augen.

„Das ist ja lauter Unsinn!“ sagte Raskolnikow ärgerlich. „Was spricht sie denn mit Euch, wenn sie erscheint?“

„Sie? Denkt nur, die geringfügigsten Dinge, und – Ihr werdet Euch vielleicht wundern – gerade das reizt mich. Das erstemal erschien sie, ich war vom Leichenbegängnis, der Messe und dem Totenmahl müde, war endlich allein, zündete mir eine Zigarre an und saß in Gedanken. Da kam sie zur Tür herein: ‚Arkadij Iwanowitsch‘, sagte sie, ‚wo seid Ihr mit Euren Gedanken? Ihr habt vergessen, die Uhr im Speisesaal aufzuziehen!‘ – Diese Uhr hatte ich sieben Jahre hindurch jede Woche selbst aufgezogen. Ich hatte es tatsächlich vergessen, sonst hatte ich stets daran gedacht. Am anderen Tage war ich schon hierher nach Petersburg unterwegs. Ich trete in der Morgendämmerung auf den Bahnsteig, noch halb im Traum, matt, mit verschlafenen Augen. Ich trinke meinen Kaffee – da sehe ich Marfa Petrowna plötzlich neben mir sitzen, ein Kartenspiel in der Hand: ‚Arkadij Iwanowitsch, soll ich Euch mal für die Reise die Karten legen?‘

Darin war sie nämlich Meisterin. Nein, ich werde es mir nicht verzeihen, daß ich mir nicht die Karten legen ließ. Ich stürzte davon, entsetzt ... Da läutete die Bahnhofsglocke. – Heute sitze ich nach einem miserablen Mittagessen aus dem Gasthause mit schwerem Magen ein wenig – und rauche, da tritt wieder Marfa Petrowna herein, in einem neuen grünseidenen Kleid mit langer Schleppe: ‚Guten Tag, Arkadij Iwanowitsch! Wie gefällt Euch mein neues Kleid? Aniska hätte es nicht so genäht.‘ – Aniska war nämlich die Schneiderin bei uns auf dem Dorfe, eine frühere Leibeigene, ein hübsches Mädchen. – Sie steht also vor mir, dreht sich, ich betrachte das Kleid und schaue ihr dann forschend ins Gesicht: ‚Wie könnt Ihr Euch, Marfa Petrowna, wegen solcher Kleinigkeiten zu mir be-

mühen? – „Ach, mein Gott, Arkadij Iwanowitsch, darf man Euch denn nicht besuchen? – Ich sagte ihr, um sie zu ärgern: „Ich will wieder heiraten!“ – „Das sieht Euch ähnlich, Arkadij Iwanowitsch. Es bringt Euch keine große Ehre. Kaum, daß die Frau unter der Erde ist, schon wieder heiraten zu wollen! Wenn Ihr nur wenigstens noch eine gute Wahl treffen wolltet; aber ich weiß ja – weder für sie noch für Euch wird was Gutes dabei herauskommen –, nur die Leute werden lachen.“ – Sie verschwand, und mir war es, als hätte ich ihre Schleppe rauschen hören. Das ist doch alles Unsinn, he?“

„Vielleicht lügt Ihr das alles?“ warf Raskolnikow ein.

„Ich lüge selten“, sagte Swidrigailow nachdenklich und schien die Grobheit der Frage gar nicht gehört zu haben.

„Habt Ihr früher noch nie Gespenster gesehen?“

„Doch, aber nur einmal in meinem Leben, vor sechs Jahren. Ich hatte damals einen Diener mit Namen Filka; gleich nach seiner Beerdigung rief ich in Gedanken: Filka, meine Pfeife! Da kommt er herein und tritt geradeswegs an den Ständer, wo sich meine Pfeifen befinden. Ich sitze und denke: Jetzt wird er sich an mir rächen! Vor seinem Tode hatten wir uns nämlich arg gestritten. „Wie wagst du es, mit zerrissener Jacke zu mir zu kommen? Hinaus, du Nichtsnutz!“ rief ich. Und siehe da, er verschwand und ist nicht wiedergekommen. Ich habe damals Marfa Petrowna nichts erzählt. Ich wollte schon eine Seelenmesse für ihn lesen lassen, aber dann genierte ich mich.“

„Geht doch zu einem Arzt.“

„Ich weiß auch ohne Euch, daß ich nicht gesund bin, obgleich ich nicht weiß, was mir eigentlich fehlt. Immerhin bin ich sicher fünfmal gesünder als Ihr. Ich habe Euch nicht danach gefragt, ob Ihr glaubt, daß Gespenster erscheinen; ich frage Euch: Glaubt Ihr oder glaubt Ihr nicht, daß es Gespenster gibt?“

„Nie und nimmer!“ rief Raskolnikow sogar mit einer gewissen Wut.

„Wie sagt man doch gewöhnlich?“ murmelte Swidrigailow, zur Seite blickend und den Kopf etwas neigend. „Man sagt: „Du bist krank, also ist, was dir erscheint, nur eine krankhafte Vorstellung.“ – Aber das ist doch nicht streng logisch. Ich gebe zu, daß Gespenster nur Kranken erscheinen; aber das beweist

doch nur, daß sie ausschließlich Kranken erscheinen, nicht, daß es sie überhaupt nicht gibt.“

„Natürlich gibt es keine Gespenster“, beharrte Raskolnikow gereizt.

„Nicht? Denkt Ihr wirklich so?“ fuhr Swidrigailow fort und sah ihn an. „Nun, wenn man es sich so überlegt: Gespenster, das sind sozusagen Bruchstücke aus einer anderen Welt, ihr Anfang. Ein gesunder Mensch hat es natürlich nicht nötig, sie zu sehen, denn er ist erdgebunden und soll nur das Erdenleben leben, um ein Naturgesetz zu erfüllen. Kaum aber ist der Mensch krank geworden und sein irdisches Gleichgewicht gestört, so beginnt sich die Möglichkeit einer anderen Welt bemerkbar zu machen. Je kränker der Mensch ist, um so enger ist seine Fühlung mit der anderen Welt, und wenn er stirbt, so geht er geradeswegs in die andere Welt über. Ich habe viel darüber nachgedacht. Wenn Ihr an ein zukünftiges Leben glaubt, so muß Euch dieser Gedanke ganz einleuchtend erscheinen.“

„Ich glaube nicht an ein künftiges Leben“, sagte Raskolnikow.

Swidrigailow saß nachdenklich da. „Und was, wenn es dort nur Spinnen oder dergleichen gibt?“ fing er plötzlich an.

Er muß verrückt sein, dachte Raskolnikow.

„Die Ewigkeit erscheint uns immer als eine Idee, die nicht zu fassen ist, als etwas ungeheuer Großes! Ja, warum soll sie denn unbedingt ungeheuer groß sein? Und nun stellt Euch einmal vor: statt dessen wird dort nur ein kleines Zimmer sein, ähnlich wie eine Badestube auf dem Lande, verräuchert und voller Spinnen. Das wird die ganze Ewigkeit sein. Ich stelle mir bisweilen etwas in dieser Art vor.“

„Stellt Ihr Euch wirklich nichts Tröstlicheres und Gerechteres vor?“ rief Raskolnikow schmerzlich.

„Gerechteres? Was weiß man; vielleicht ist das auch das Gerechte? Ich würde es unbedingt absichtlich so machen“, antwortete Swidrigailow mit unbestimmtem Lächeln.

Raskolnikow packte eine Kälte bei dieser scheußlichen Antwort. Swidrigailow hob den Kopf, schaute ihn aufmerksam an und brach plötzlich in Lachen aus:

„Nein, überlegt Euch: Vor einer halben Stunde hatten wir uns noch nie gesehen, wir stehen uns als Feinde gegenüber,

zwischen uns liegt noch eine ungeklärte Frage; wir haben alles beiseite gelassen und sind ins Abstrakte geraten! Nun, habe ich nicht recht, wenn ich sage, daß wir aus demselben Holz geschnitzt sind?“

„Nun, kommt endlich zur Sache und teilt mir mit, warum Ihr mir eigentlich die Ehre Eures Besuches erwiesen habt; ich – ich habe Eile, ich muß fort“, sagte Raskolnikow gereizt.

„Bitte, bitte. Eure Schwester Awdotja Romanowna wird also den Herrn Luschin, Peter Petrowitsch, heiraten?“

„Kann meine Schwester nicht ganz aus dem Spiel bleiben? Ich begreife nicht, wie Ihr es wagen könnt, ihren Namen vor mir zu nennen, wenn Ihr wirklich Swidrigailow seid!“

„Und gerade, um über sie zu sprechen, bin ich gekommen; wie soll ich sie also unerwähnt lassen?“

„Gut, sprecht, aber beeilt Euch!“

„Ich bin überzeugt, daß Ihr Euch über Herrn Luschin, einen Verwandten meiner Frau, Euer Urteil bereits gebildet habt, falls Ihr ihn auch nur eine halbe Stunde gesehen habt oder irgend etwas Bestimmtes über ihn gehört habt. Er paßt jedenfalls nicht zu Awdotja Romanowna. Nach meiner Meinung opfert sie sich großmütig und unbedacht für – für ihre Familie. Mir scheint es nach allem, was ich über Euch gehört habe, daß Ihr zufrieden sein müßtet, wenn diese Heirat nicht zustande käme, ohne daß dadurch die materiellen Interessen der Familie verletzt werden. Nachdem ich Euch jetzt persönlich kennengelernt habe, fühle ich mich in dieser Meinung noch bestärkt.“

„Das ist wirklich sehr naiv von Euch, entschuldigt, ich wollte sagen – unverschämt“, sagte Raskolnikow.

„Ihr wollt also damit sagen, daß ich bloß auf meinen Vorteil bedacht bin. Seid ohne Sorge, Rodion Romanowitsch, wenn das der Fall wäre, würde ich nicht so offen mit Euch reden, ich bin doch nicht solch ein Narr. Ich will Euch auf ein psychologisches Phänomen hinweisen. Ich rechtfertigte vorhin meine Liebe zu Awdotja Romanowna, indem ich sagte, daß ich selber das Opfer war. Nun sollt Ihr wissen: Ich empfinde jetzt keine Liebe mehr, gar keine; es erscheint mir selber sonderbar, da ich früher tatsächlich anders empfunden habe.“

„Aus Müßiggang und Lasterhaftigkeit“, unterbrach ihn Raskolnikow.

„Tatsächlich bin ich ein lasterhafter und müßiger Mensch; aber Eure Schwester hat so viel Vorzüge, daß auch ich mich eines gewissen Eindrucks nicht erwehren konnte. Doch das ist ja alles Unsinn. Ich sehe es ja selber ein.“

„Habt Ihr das schon früher eingesehen?“

„Ich begann es schon früher zu begreifen, habe mich aber erst seit vorgestern, nach meiner Ankunft in Petersburg, endgültig davon überzeugt. In Moskau dachte ich noch, ich reise nur, um Awdotja Romanowna zu gewinnen und um mit Herrn Luschin zu wetteifern.“

„Entschuldigt, wenn ich Euch unterbreche. Könnt Ihr Euch nicht kürzer fassen und endlich zum Zweck Eures Besuches kommen? Ich habe Eile und muß fort . . .“

„Mit Vergnügen. Ich bin jetzt hier und habe mich entschlossen, ein Vorhaben auszuführen, eine gewisse Reise. Ich möchte aber noch die nötigen Verfügungen treffen. Meine Kinder sind bei ihrer Tante; sie haben Vermögen und haben mich nicht nötig. Was bin ich auch für ein Vater! Mir selbst habe ich nur genommen, was mir Marfa Petrowna im vorigen Jahre geschenkt hat; es reicht für mich. Entschuldigt, ich werde sofort zur Sache kommen! Vor meiner Reise muß ich aber noch mit Herrn Luschin abrechnen. Nicht etwa, daß ich ihn nicht ausstehen kann, aber seinetwegen hat der ganze Streit mit Marfa Petrowna angefangen, als ich erfuhr, daß sie diese Ehe zu stiften versuchte. Jetzt wünsche ich nun, mit Awdotja Romanowna zusammenzutreffen, durch Eure Vermittlung und in Eurem Beisein vielleicht. Ich werde ihr erklären, daß sie erstens von Herrn Luschin nie den geringsten Vorteil, wahrscheinlich vielmehr den größten Schaden haben wird. Sodann möchte ich sie wegen jener bedauernswerten Vorfälle unter meinem Dache um Verzeihung bitten. Auch möchte ich ihr zehntausend Rubel anbieten, um ihr auf diese Weise den Bruch mit Luschin zu erleichtern, einen Bruch, der ihr selber, wie ich glaube, nicht unangenehm wäre, wenn er sich nur ermöglichen ließe.“

„Ihr seid tatsächlich verrückt!“ schrie Raskolnikow, mehr erstaunt als ärgerlich. „Wie könnt Ihr es wagen, so zu sprechen?“

„Ich wußte ja, daß Ihr mich anschreien würdet. Wenn ich auch nicht reich bin, habe ich doch diese zehntausend Rubel übrig, das heißt, ich brauche sie nicht. Sollte Awdotja Romanowna sie nicht annehmen, so würde ich sie vielleicht noch törichter verwenden. Mein Gewissen ist völlig ruhig, und ich mache diesen Vorschlag ohne jeden Hintergedanken. Glaubt mir oder glaubt mir nicht, später werdet Ihr und Awdotja Romanowna es erfahren. Es handelt sich für mich nur darum, daß ich Eurer verehrten Schwester einige Sorgen und Unannehmlichkeiten bereitet habe. Im Gefühl meiner aufrichtigen Reue wünsche ich nun sehnlich – ich will mich nicht sozusagen loskaufen oder für die Unannehmlichkeiten bezahlen –, ihr ganz einfach etwas Gutes zu tun, weil ich doch nicht einen Freibrief darauf habe, nur Böses zu tun.

Wenn bei meinem Anerbieten die geringste Berechnung wäre, so würde ich es nicht so offenkundig machen, ich würde ihr auch nicht bloß zehntausend Rubel anbieten, während ich ihr noch vor fünf Wochen mehr angeboten habe. Außerdem heirate ich vielleicht bald, sehr bald ein junges Mädchen, und folglich fallen alle Verdachtsmomente für einen neuerlichen Anschlag auf Awdotja Romanowna fort. Schließlich muß ich noch bemerken, daß Awdotja Romanowna, falls sie Luschin heiratet, ebenfalls Geld nimmt, nur von anderer Seite. Ärgert Euch nicht, Rodion Romanowitsch, überlegt Euch die Sache ruhig und kaltblütig.“

Dies alles hatte Swidrigailow selber sehr ruhig und kaltblütig gesagt.

„Ich bitte Euch, Schluß zu machen“, sagte Raskolnikow. „Jedenfalls ist das alles unverzeihlich frech.“

„Durchaus nicht. Demnach dürfte ein Mensch seinem Nächsten nur Böses tun und hätte kein Recht, ihm ein wenig Gutes zu erweisen, lediglich wegen leerer Anstandsregeln. Das ist unsinnig. Wenn ich zum Beispiel stürbe und diese Summe Eurer Schwester testamentarisch vermachte, würde Awdotja Romanowna sie auch dann ausschlagen?“

„Das könnte sein.“

„Nein, das glaube ich nicht. Übrigens, wenn sie das Geld nicht will, nun, dann nicht; mag es so sein. Zehntausend Rubel sind unter Umständen immerhin eine schöne Sache. Jedenfalls bitte

ich Euch, meinen Vorschlag an Awdotja Romanowna weiterzugeben.“

„Nein, das werde ich nicht tun.“

„Dann sehe ich mich gezwungen, Rodion Romanowitsch, ein persönliches Zusammentreffen mit ihr herbeizuführen, muß Euch also belästigen.“

„Und wenn ich ihr alles mitteile, werdet Ihr dann auf eine persönliche Zusammenkunft verzichten?“

„Ich weiß nicht, wie ich Euch darauf antworten soll. Sehr gern möchte ich sie noch einmal sehen.“

„Hofft bloß das nicht!“

„Schade. Übrigens kennt Ihr mich noch nicht. Vielleicht werden wir einander näherkommen.“

„Glaubt Ihr wirklich?“

„Warum nicht?“ lächelte Swidrigailow, erhob sich und griff nach seinem Hut. „Es war natürlich nicht meine Absicht, Euch zu stören, und ich hatte mir das auf meinem Wege hierher nicht so überlegt. Übrigens ist mir Euer Gesicht schön heute morgen aufgefallen.“

„Wo habt Ihr mich heute früh gesehen?“ fragte Raskolnikow unruhig.

„Zufällig. Mir scheint noch immer, daß in Euch etwas zu mir Passendes ist. Regt Euch nicht auf, meiner ist bis jetzt noch niemand überdrüssig geworden; ich bin mit Falschspielern ausgekommen, mit Fürst Swirbey, einem Verwandten von mir und sehr großen Herrn, stand ich in guten Beziehungen, ich habe es verstanden, der Frau Prilukow etwas von der Raffaelischen Madonna ins Album zu schreiben, habe mit Marfa Petrowna sieben Jahre eng zusammen gelebt; im Hause des Fürsten Wjasemskij habe ich seinerzeit übernachtet und steige vielleicht doch noch mit Berg im Luftballon auf.“

„Gut, gut; gestattet mir die Frage, werdet Ihr schon bald Eure Reise antreten?“

„Meine Reise? Ach ja – ich sprach davon. Nun, das ist ein langes Kapitel . . . Wenn Ihr wüßtet, wonach Ihr fragt!“ fügte er plötzlich kurz auflachend hinzu. „Ich werde möglicherweise, anstatt zu reisen, heiraten; man hat mir schon eine Braut ausgesucht.“

„Hier?“

„Ja!“

„Wann habt Ihr denn dazu Zeit gefunden?“

„Ich möchte aber vorher noch unbedingt mit Awdotja Romanowna zusammentreffen. Ich bitte Euch allen Ernstes . . . Nun, auf Wiedersehen! Doch, ja – das hätte ich beinahe vergessen! Rodion Romanowitsch, sagt Eurer Schwester noch, daß sie im Testament Marfa Petrownas mit dreitausend Rubel bedacht worden ist. Marfa Petrowna hat das eine Woche vor ihrem Tode angeordnet; es war in meiner Anwesenheit. In zwei bis drei Wochen wird Awdotja Romanowna das Geld erhalten.“

„Ist das wirklich wahr?“

„Gewiß, sagt es ihr nur. Nun – ich empfehle mich; ich wohne übrigens gar nicht weit von hier.“

Beim Hinausgehen stieß Swidrigailow auf Rasumichin.

II

Es war schon fast acht Uhr. Raskolnikow und Rasumichin eilten nun zum Hause Bakalejews, um noch vor Luschin dort zu sein.

„Wer war denn das?“ fragte Rasumichin, sobald sie auf die Straße hinaustraten.

„Das war Swidrigailow, derselbe Gutsbesitzer, in dessen Hause meine Schwester beleidigt wurde, als sie dort Erzieherin war. Weil der Mann Dunja nachstellte, hat die Frau, Marfa Petrowna, sie entlassen. Sie hat Dunja später um Verzeihung gebeten; sie ist jetzt plötzlich gestorben. Wir haben vorhin von ihr gesprochen. Ich weiß nicht warum, aber ich fürchte diesen Menschen. Er ist sofort nach dem Begräbnis seiner Frau hergekommen – ein sonderbarer Mensch, und wie es scheint, führt er etwas im Schilde. Er scheint etwas zu wissen! Man muß Dunja vor ihm schützen, das wollte ich dir auch sagen, hörst du?“

„Beschützen? Was kann er gegen Awdotja Romanowna tun? Aber ich danke dir, Rodja, daß du mir das anvertraut hast. Wir werden sie hüten, wir werden ihn nicht aus den Augen lassen! Wo wohnt er denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Warum hast du nicht gefragt? Schade; nun, ich werde es schon herauskriegen!“

„Hast du ihn gesehen?“ fragte Raskolnikow nach einer Pause.

„Ja, ich habe ihn mir gemerkt, gut gemerkt!“

„Hast du ihn wirklich gesehen, deutlich gesehen?“ beharrte Raskolnikow.

„Ich besinne mich genau; unter Tausenden würde ich ihn wiederkennen, ich habe ein gutes Personengedächtnis.“

Beide schwiegen.

„Hm, das ist gut“, murmelte Raskolnikow, „weißt du, mir ist manchmal, als wäre alles nur ein Phantasiespiel!“

„Was meinst du damit, ich verstehe nicht.“

„Nun, ihr sagt doch alle“, Raskolnikow kräuselte den Mund zu einem Lächeln, „ich sei verrückt; da schien es mir auch jetzt, daß ich vorhin bloß ein Gespenst gesehen habe.“

„Wie kommst du darauf?“

„Wer weiß! Ich bin vielleicht wirklich verrückt, und alles, was sich in diesen Tagen ereignet hat, ist nur in meiner Einbildung vor sich gegangen.“

„Ach, Rodja, hat man dich wieder aufgeregt? Was hat er denn gesagt, warum ist er denn überhaupt gekommen?“

Raskolnikow antwortete nicht, und Rasumichin wurde nachdenklich.

„Nun, so höre meinen Bericht“, begann er. „Als ich zu dir kam, schiefst du noch, da habe ich denn zu Mittag gegessen und bin dann zu Porfirij gegangen. Sametow war noch immer da. Ich wollte mit der Sache herausrücken, aber ich brachte nichts Vernünftiges vor. Sie schienen nicht zu begreifen und wollten nicht begreifen, wurden aber gar nicht verlegen. Ich führte Porfirij zum Fenster und wollte wieder anfangen, aber es kam wieder nichts heraus. Er schaute zur Seite, ich auch. Endlich setzte ich ihm die Faust unter die Nase und sagte, daß ich ihn kaputtschlagen würde. Er blickte mich erstaunt an, ich spuckte aus und ging fort. Das war alles. Es ist sehr dumm. Mit Sametow habe ich kein Wort gesprochen. Siehst du, ich dachte, ich hätte die Sache verschlimmert, aber während ich die Treppe hinabstieg, kam mir der Gedanke: Warum sorgen wir beide uns überhaupt darum? Wenn du

wirklich in Gefahr wärest! Aber was bedroht dich? Geht's dich nichts an, so mach dir auch nichts draus! Wir lachen sie einfach aus, und ich an deiner Stelle würde sie auch noch ein bißchen zum Narren halten! Wie peinlich wird das ihnen hinterher sein! Mach dir nichts daraus, wir können sie später auch verprügeln, jetzt aber wollen wir sie auslachen!“

„Natürlich!“ stimmte Raskolnikow bei. – Was wirst du morgen sagen? dachte er. Seltsam, es war ihm noch gar nicht der Gedanke gekommen: Was wird Rasumichin denken, wenn er es erfährt? Raskolnikow starrte auf den Freund; er war an dessen jetzigem Bericht über seinen Besuch bei Porfirij wenig interessiert. So vieles war inzwischen verschwunden und hinzugekommen.

Im Flur trafen sie mit Luschin zusammen. Er war pünktlich um acht Uhr erschienen und suchte das Zimmer; so daß sie alle drei zusammen eintraten, ohne sich anzusehen und ohne einander zu grüßen. Die jungen Leute gingen voran, Peter Petrowitsch zögerte anstandshalber noch eine Weile im Vorzimmer und legte seinen Überzieher ab. Pulcheria Alexandrowna trat sofort heraus, ihn auf der Schwelle zu begrüßen, während sich Dunja ihrem Bruder zuwandte.

Peter Petrowitsch trat ein und verneigte sich ziemlich liebenswürdig, aber gewichtig vor den Damen. Er sah übrigens so aus, als wäre er ein wenig verwirrt und nicht imstande, sich sogleich zu sammeln. Pulcheria Alexandrowna, ebenfalls unsicher, beeilte sich, alle zum Platznehmen an dem runden Tisch aufzufordern. Der Samowar brodelte. Dunja und Luschin saßen einander gegenüber an den Tischenden, Rasumichin und Raskolnikow gegenüber Pulcheria Alexandrowna, Rasumichin bei Luschin, Raskolnikow neben seiner Schwester.

Eine Verlegenheitspause entstand, Peter Petrowitsch zog bedächtig ein parfümiertes Batistaschentuch hervor und schneuzte sich mit dem Ausdruck eines tugendhaften, aber in seinem Selbstgefühl gekränkten Menschen, der fest entschlossen ist, Erklärungen zu verlangen. Noch im Vorzimmer war er fast versucht gewesen, den Überzieher gar nicht abzulegen, sogleich wieder zu gehen und beide Damen dadurch empfindlich zu strafen. Doch gewann er es nicht über sich. Dieser Mensch

liebte die Ungewißheit nicht. Wenn sein Befehl so offenbar mißachtet worden war, so mußte ein Grund vorliegen, und es war vielleicht besser, diesen Grund rechtzeitig zu erfahren. Für die Strafe war ja immer noch Zeit. Es hing ja alles bloß von ihm ab.

„Ich hoffe, Eure Reise ist glücklich verlaufen?“ wandte er sich förmlich an Pulcheria Alexandrowna.

„Gott sei gedankt, ja, Peter Petrowitsch.“

„Sehr erfreulich. Und Awdotja Romanowna fühlt sich auch nicht angegriffen?“

„Ich bin jung und kräftig und werde nicht so leicht müde, aber meine Mutter hatte es nicht leicht“, antwortete Dunja.

„Was soll man machen! Das Reisen in Rußland ist immer eine Strapaze. Es ist groß, das sogenannte ‚Mütterchen Rußland‘. Ich konnte gestern beim besten Willen nicht zu Eurer Begrüßung erscheinen, hoffe aber, daß alles ohne besondere Ungelegenheiten vonstatten gegangen ist?“

„O nein, Peter Petrowitsch, wir waren recht entmutigt“, beeilte sich Pulcheria Alexandrowna zu widersprechen. „Und hätte uns nicht der Himmel selbst den Dmitrij Prokofjitsch gesandt, wir wären einfach verloren gewesen. Darf ich bekannt machen? Dies hier ist Herr Dmitrij Prokofjitsch Rasumichin.“

„Ach ja, ich hatte bereits das Vergnügen – gestern“, murmelte Herr Luschin feindselig zu Rasumichin hin, zog ein säuerliches Gesicht und schwieg. Peter Petrowitsch gehörte zu jener Art Menschen, die in Gesellschaft nach außen hin höchst liebenswürdig sind und einen förmlichen Anspruch auf die Liebenswürdigkeit anderer erheben; sobald aber etwas nicht nach ihrem Wunsche geht, haben sie plötzlich alle gesellschaftlichen Fähigkeiten verloren und gleichen eher Mehlsäcken als unterhaltsamen Kavalieren. Allgemeines Schweigen folgte. Rasolnikow brütete vor sich hin; Awdotja Romanowna wollte das Schweigen nicht vorzeitig brechen. Rasumichin wußte ebenfalls nichts zu sagen, so daß Pulcheria Alexandrowna aufs neue in Unruhe geriet.

„Marfa Petrowna ist gestorben. Habt Ihr davon gehört?“ begann sie mit ihrem Lieblingsthema.

„Ich hörte davon. Ich wurde sofort benachrichtigt und komme,

Euch mitzuteilen, daß Arkadij Iwanowitsch Swidrigailow nach dem Tode seiner Gattin unverzüglich nach Petersburg gekommen ist. So lauten sichere Nachrichten, die ich erhalten habe.“

„Nach Petersburg? Hierher?“ rief Dunja erschrocken und wechselte einen Blick mit ihrer Mutter.

„Natürlich kommt er nicht ohne Absicht, wenn man die recht eilige Reise und die vorhergegangenen Umstände in Betracht zieht.“

„Herr Gott! Er wird doch hoffentlich Dunja mit seiner Anwesenheit verschonen?“ rief Pulcheria Alexandrowna.

„Mir scheint, daß kein Grund zur Beunruhigung vorliegt, weder für Euch noch für Awdotja Romanowna, wenn Ihr nicht selbst mit ihm in irgendwelche Beziehungen treten wollt. Ich werde ihn auf alle Fälle im Auge behalten und festzustellen suchen, wo er abgestiegen ist.“

„Ach, Peter Petrowitsch, Ihr glaubt gar nicht, wie sehr Ihr mich erschreckt habt!“ fuhr Pulcheria Alexandrowna fort.

„Ich habe diesen Herrn Swidrigailow nur zweimal gesehen, und da ist er mir abscheulich erschienen, abscheulich! Ich bin überzeugt, daß er schuld am Tode der Marfa Petrowna ist.“

„Das läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Ich habe zuverlässige Nachrichten. Allerdings will ich nicht bestreiten, daß er vielleicht den Lauf der Dinge beeinflußt hat durch die moralische Wirkung der Beleidigung. Was sein Wesen und besonders seinen sittlichen Charakter anlangt, bin ich ganz Eurer Meinung. Ich weiß nicht, ob er jetzt noch Vermögen besitzt und was Marfa Petrowna ihm hinterlassen hat – doch werde ich in allernächster Zeit auch darüber unterrichtet sein. Er ist jedenfalls hier in Petersburg, hat wahrscheinlich noch einige Mittel und wird wohl sein früheres Leben wieder aufnehmen. Er ist ein ausschweifender, lasterhafter Mensch, sogar unter seinesgleichen. Ich habe triftigen Grund zu vermuten, daß Marfa Petrowna, die das Unglück hatte, diesen Mann liebzugewinnen und ihn vor acht Jahren aus der Schuldhaft loskaufte, ihm auch in anderer Hinsicht geholfen hat. Lediglich durch ihre Bemühungen und Opfer war es möglich, daß ein von ihm begangenes Verbrechen mit sadistischen Be-

gleiterscheinungen vertuscht wurde, für das er leicht einen Spaziergang nach Sibirien hätte unternehmen können. So ist dieser Mensch, wenn Ihr es wissen wollt.“

„O Gott!“ schrie Pulcheria Alexandrowna auf. Raskolnikow hatte aufmerksam zugehört.

„Ist es auch wahr, daß Ihr hierüber genaue Nachrichten habt?“ fragte Dunja streng und nachdrücklich.

„Ich sage nur, was ich selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Marfa Petrowna erfahren habe. Ich muß bemerken, daß vom juristischen Standpunkt aus die Sache sehr dunkel war. Hier lebte oder lebt noch eine gewisse Röslich. Sie ist Ausländerin, Wucherin in kleinem Maßstabe, gibt sich aber auch noch mit gewissen anderen Geschäften ab. Mit dieser Röslich stand Herr Swidrigailow schon lange in geheimnisvollen und vertrauten Beziehungen. Bei ihr lebte eine entfernte Verwandte, wohl eine Nichte. Sie war taubstumm und fünfzehn oder gar erst vierzehn Jahre alt. Die Röslich haßte sie grenzenlos und rechnete ihr jedes Stück Brot vor; auch prügelte sie das Mädchen unmenschlich. Dieses Mädchen nun fand man eines Tages erhängt auf dem Speicher. Es wurde Selbstmord festgestellt. Damit wurde die Sache abgeschlossen, aber in der Folge tauchte das Gerücht auf, das Kind sei von Swidrigailow vergewaltigt worden. Dieses Gerücht war freilich nur dunkel, es rührte von einem anderen öffentlichen Frauenzimmer her, die kein Vertrauen beanspruchen konnte. Endlich verstummte das Gerücht – dank den Bemühungen und dem Gelde Marfa Petrownas. Es wurde nur noch geflüstert, aber auch das war bezeichnend genug. Ihr, Awdotja Romanowna, habt wahrscheinlich dort auch von der Geschichte mit dem Diener Filka gehört, der an Mißhandlung gestorben ist. Das war vor sechs Jahren, als noch die Leibeigenschaft bestand.“

„Ich hörte im Gegenteil, daß dieser Filka sich aufgehängt hätte!“

„Allerdings, aber es blieb ihm kein anderer Ausweg als der Selbstmord. Die unausgesetzten Verfolgungen und körperlichen Mißhandlungen des Herrn Swidrigailow waren die eigentliche Ursache.“

„Davon weiß ich nichts“, antwortete Dunja ruhig, „ich habe nur eine äußerst seltsame Geschichte gehört. Dieser Filka soll

ein Hypochonder, eine Art Hausphilosoph gewesen sein. Die Leute sagten, er habe sich ‚überlesen‘, und so hat er sich mehr der ewigen Spöttereien wegen erhängt als wegen der Mißhandlungen des Herrn Swidrigailow! Als ich dort war, ging er sehr freundlich mit seinen Leuten um, und sie liebten ihn sogar, obwohl auch sie ihn für nicht ganz unschuldig an dem Tode Filkas hielten.“

„Mir scheint, Awdotja Romanowna, als ob Ihr jetzt plötzlich diesen Herrn Swidrigailow in Schutz nehmen wolltet“, bemerkte Luschin, den Mund zu einem vielsagenden Lächeln verziehend. „Er ist ein geriebener Mensch und ein Schwere-nöter, wofür ja als beklagenswertes Beispiel Marfa Petrowna dient, die auf so seltsame Weise ums Leben gekommen ist. Ich wollte Euch und Eurer Frau Mutter nur mit meinem Rate dienen im Hinblick darauf, daß er zweifellos neue Annäherungsversuche machen wird. Was mich betrifft, so bin ich fest davon überzeugt, daß dieser Kerl bald wieder im Schuldgefängnis verschwinden wird. Marfa Petrowna hatte durchaus nicht die Absicht, ihm irgend etwas testamentarisch zu hinterlassen, da sie ihre Kinder im Auge hatte; und sollte sie ihm etwas vermacht haben, so dürfte es nur das Notwendigste sein, kaum nennenswert, was für einen Menschen mit seinen Gewohnheiten auch nicht für ein Jahr ausreichen wird.“

„Peter Petrowitsch, ich bitte Euch“, begann Dunja, „lassen wir nun das Thema Swidrigailow fallen. Es weckt schmerzliche Erinnerungen.“

„Er ist soeben bei mir gewesen“, sagte Raskolnikow unvermittelt, indem er zum erstenmal sein Schweigen brach.

Von allen Seiten kamen Rufe der Überraschung, und man wandte sich ihm zu. Auch Peter Petrowitsch wurde aufgeregt. „Vor anderthalb Stunden etwa, als ich noch schlief, trat er bei mir ein, weckte mich und stellte sich vor“, begann Raskolnikow. „Er war ziemlich ungezwungen und heiter gelaunt und hoffte, daß wir uns näherkommen würden. Unter anderem wünscht er sehnlichst eine Zusammenkunft mit dir, Dunja. Er ersuchte mich, diese Zusammenkunft zu vermitteln. Er will dir einen Vorschlag machen. Worum es sich dabei handelt, hat er mir auch mitgeteilt. Außerdem hat er mir noch eröffnet, daß Marfa Petrowna eine Woche vor ihrem Tode dir, Dunja,

dreitausend Rubel vermacht hat; das Geld kannst du binnen kürzester Zeit erhalten.“

„Gott sei gedankt!“ rief Pulcheria Alexandrowna und bekreuzigte sich. „Bete für sie, Dunja, bete!“

„Ist das wirklich wahr?“ platzte Luschin heraus.

„Nun, und was weiter?“ fragte Dunja ihren Bruder.

„Darauf hat er gesagt, er selbst sei nicht vermögend, alles sei seinen Kindern vermacht worden, die jetzt bei der Tante sind. Ferner sagte er, daß er nicht weit von mir wohne, aber wo, weiß ich nicht; ich habe ihn nicht danach gefragt.“

„Aber was für einen Vorschlag will er Dunja machen?“ rief Pulcheria Alexandrowna voll Angst. „Hat er es dir gesagt?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ich werde es dir nachher sagen.“ Raskolnikow schwieg und beschäftigte sich mit seinem Tee. Peter Petrowitsch zog seine Uhr.

„Ich muß sogleich in dringenden Geschäften fort und will nicht länger stören“, sagte er pikiert und erhob sich.

„Oh, bleibt doch, Peter Petrowitsch“, sagte Dunja, „Ihr wolltet uns doch den ganzen Abend schenken. Ihr habt doch selbst geschrieben, daß Ihr mit Maminka über etwas sprechen wollt!“

„So ist es, Awdotja Romanowna“, erwiderte Peter Petrowitsch bedeutsam und setzte sich wieder, behielt aber den Hut in der Hand. „Ich wünschte allerdings mit Euch und Eurer sehr verehrten Frau Mutter zu reden, und zwar über eine sehr wichtige Angelegenheit. Aber wie Euer Bruder in meiner Gegenwart sich bezüglich des erwähnten Vorschlags von Swidrigailow nicht äußern will, so wünsche ich nicht und vermag ich auch nicht, vor anderen über einige sehr wichtige Punkte zu sprechen. Zudem ist meine dringende briefliche Bitte nicht erfüllt worden...“

Luschin machte ein verdrossenes Gesicht und schwieg würdevoll.

„Eure Bitte, daß mein Bruder nicht bei unserem Zusammensein anwesend sein sollte, ist eigens auf meinen Wunsch hin nicht erfüllt worden“, begann Dunja. „Ihr schreibt, mein Bruder habe Euch beleidigt. Ich denke, die Sache muß sofort klargestellt werden. Wenn Rodja Euch wirklich zu nahe getreten ist,

so *muß* er Euch um Entschuldigung bitten und *wird* es auch tun!“

Peter Petrowitsch war sofort wieder obenauf.

„Es gibt Beleidigungen, Awdotja Romanowna, die sich beim besten Willen nicht vergessen lassen. Bei allem gibt es eine Grenze, die zu überschreiten gefährlich ist; hat man die überschritten, so gibt es kein Zurück mehr.“

„Davon rede ich jetzt nicht, Peter Petrowitsch“, unterbrach ihn Dunja ungeduldig. „Bedenkt, unsere ganze Zukunft hängt jetzt davon ab, ob eine Erklärung und eine Versöhnung jetzt möglich sind oder nicht! Ich sage offen, daß ich mich nicht anders dazu stellen kann, und wenn Ihr mich auch nur ein wenig schätzt, so muß die ganze Angelegenheit, so schwer es fällt, noch heute ins reine gebracht werden. Ich wiederhole: Wenn mein Bruder im Unrecht ist, wird er Euch um Entschuldigung bitten.“

„Ich wundere mich, daß Ihr die Frage so stellt, Awdotja Romanowna“, antwortete Luschin, immer gereizter werdend.

„Ich schätze Euch sehr hoch, ja, vergöttere Euch, kann aber gleichzeitig gegen einen Eurer Familienangehörigen ganz andere Gefühle hegen. Indem ich auf Eure Hand Anspruch erhebe, kann ich nicht zu gleicher Zeit Verpflichtungen auf mich nehmen, die unvereinbar sind.“

„Ach, laßt doch alle Empfindlichkeit beiseite, Peter Petrowitsch“, rief Dunja dazwischen. „Gebt Euch weiter als der verständige und edle Mensch, für den ich Euch stets gehalten habe und auch weiter halten will. Ich habe Euch ein schwerwiegendes Versprechen gegeben, ich bin Eure Braut. Vertraut mir in der Angelegenheit, vertraut auch darauf, daß ich leidenschaftslos urteilen kann. Daß ich die Rolle des Richters auf mich nehme, ist für meinen Bruder eine ebensolche Überraschung wie für Euch. Als ich ihn heute nach Empfang Eures Briefes bat, zu unserer Zusammenkunft zu kommen, habe ich ihn nichts von meinen Absichten wissen lassen. Versteht doch: Solltet Ihr Euch nicht einigen können, dann muß ich eben zwischen Euch wählen: entweder Ihr oder er. So lautet die Frage. Ich will und darf mich in der Wahl nicht irren. Euretwegen müßte ich mit dem Bruder brechen, des Bruders wegen mit Euch. Ich will jetzt klar sehen, ob er mir wirklich ein

Bruder ist. Auch Euch muß ich prüfen, ob Ihr mich schätzt, ob Ihr mir Gatte sein könnt.“

„Awdotja Romanowna“, begann Luschin gekränkt, „Eure Worte sind für mich bedeutungsvoll oder, richtiger gesagt, beleidigend in Anbetracht der Stellung, die ich die Ehre habe Euch gegenüber einzunehmen. Ich spreche nicht von der kränkenden und sonderbaren Wahl zwischen mir und einem hochfahrenden Jüngling, aber Eure Worte lassen schon die Möglichkeit einer Auflösung des mir gegebenen Versprechens durchklingen. Ihr sagt: Ihr oder er? Damit zeigt Ihr, wie wenig ich Euch wert bin. Das kann ich angesichts der Beziehungen und – Verpflichtungen, die zwischen uns bestehen, nicht zulassen.“

„Wie?“ rief Dunja erregt, „ich stelle Eure Interessen auf eine Stufe mit allem, was mir bis jetzt im Leben teuer gewesen ist, was bisher mein ganzes Sein erfüllt hat, und Ihr seid darüber beleidigt, daß ich Euch zuwenig Wert beimesse?“

Raskolnikow lächelte höhnisch, Rasumichin gab es einen Ruck, aber Peter Petrowitsch war durch diese Erwiderung nicht befriedigt, im Gegenteil, mit jedem Wort wurde er ausfallender und gereizter, als käme er allmählich auf den Geschmack.

„Die Liebe zum künftigen Lebensgefährten, zum Gatten, muß größer sein als die Liebe zum Bruder“, sagte Luschin hochtrabend, „jedenfalls kann ich nicht auf einer Stufe stehen. – Obwohl ich vorhin darauf bestand, daß ich in Gegenwart Eures Bruders nicht wünsche, alles zu erklären, so bin ich jetzt dennoch entschlossen, mit Eurer hochverehrten Frau Mama über einen sehr bedeutenden und für mich höchst verletzenden Punkt zu reden. Euer Sohn“, wandte er sich an Pulcheria Alexandrowna, „hat mich gestern in Gegenwart des Herrn Rassudkin – oder – nicht wahr? Entschuldigt, ich entsinne mich nicht genau Eures Namens“ – er verbeugte sich höflich gegen Rasumichin – „durch die Entstellung eines Gedankens von mir beleidigt, den ich Euch einmal in einem Gespräch beim Kaffee mitteilte. Es geht um meine Überzeugung, daß die Heirat mit einem armen Mädchen, das die Bitterkeit des Lebens bereits kennengelernt hat, für die ehelichen Beziehungen ersprießlicher ist als die Verbindung mit einem in Luxus aufgewachsenen; es ist für das sittliche Ver-

halten nützlicher. Ihr Sohn hat nun den Sinn meiner Worte absichtlich bis zur Unverständlichkeit verdreht, mich schlechter Absichten beschuldigt und sich dabei, wie ich glaube, auf Euren eigenen Brief gestützt. Ich würde mich glücklich schätzen, Pulcheria Alexandrowna, wenn Ihr mich zur entgegengesetzten Ansicht bekehren und dadurch beruhigen könntet. Sagt mir, in welchen Ausdrücken Ihr Rodion Romanowitsch meine Worte in Eurem Briefe wiedergegeben habt.“

„Ich weiß es nicht mehr“, antwortete Pulcheria Alexandrowna schwankend, „ich schrieb so, wie ich es verstanden hatte. Ich weiß nicht, wie Rodja sich Euch gegenüber ausgedrückt hat, vielleicht hat er auch ein wenig übertrieben.“

„Ohne Eure Beeinflussung konnte er das nicht.“

„Peter Petrowitsch“, sagte Pulcheria Alexandrowna mit Würde, „der Beweis dafür, daß wir, ich und Dunja, Eure Worte nicht falsch aufgefaßt haben, liegt doch schon in der Tatsache, daß wir überhaupt hier sind.“

„Sehr gut, Maminka!“ ermutigte Dunja.

„Dann bin ich also vielleicht auch da schuld!“ sagte Luschin gekränkt.

„Ihr beschuldigt immer Rodion, Peter Petrowitsch, und habt uns doch vorhin die Unwahrheit über ihn geschrieben in dem Briefe“, fügte Pulcheria Alexandrowna ermutigt hinzu.

„Ich wüßte nicht, welche Unwahrheit ich hätte schreiben können.“

„Ihr habt geschrieben“, warf Raskolnikow scharf ein, ohne sich Luschin zuzuwenden, „ich hätte gestern mein Geld nicht der Witwe eines Verunglückten gegeben, wie es sich tatsächlich verhielt, sondern deren Tochter, die ich vor dem gestrigen Tage nie gesehen habe. Ihr habt es geschrieben, um mich mit den Meinigen zu entzweien, und macht auch deshalb üble Andeutungen über die Lebensführung des Mädchens, das Ihr gar nicht kennt. Alles Verleumdungen und Gemeinheiten.“

„Entschuldigt, mein Herr“, antwortete Luschin zornbeugend, „in meinem Briefe habe ich Eure Eigenschaften und Handlungen ausführlich dargestellt in Erfüllung der ausdrücklichen Bitte Eurer Mutter und Schwester, die gerne wissen wollten, wie ich Euch angetroffen habe und welchen Eindruck Ihr auf mich gemacht habt. Was nun das in meinem Briefe Angedeutete

anlangt, so werdet Ihr die Tatsache nicht bestreiten können: Ihr habt Euer Geld verausgabt für eine zwar unglückliche Familie, in der sich aber unwürdige Personen befinden.“

„Nach meiner Ansicht seid Ihr mit allen Euren Vorzügen nicht den kleinen Finger dieses unglücklichen Mädchens wert, auf das Ihr Steine werft.“

„Also würdet Ihr Euch entschließen, sie mit Eurer Mutter und Schwester bekannt zu machen?“

„Das ist bereits geschehen, damit Ihr es wißt. Ich habe sie heute neben meine Mutter und Dunja gesetzt.“

„Rodja!“ rief Pulcheria Alexandrowna aus.

Dunja errötete, Rasumichin runzelte die Brauen, Luschin lächelte boshaft und hochmütig.

„Ihr seht selber, Awdotja Romanowna, daß hier eine Verständigung nicht möglich ist. Ich hoffe jetzt, daß hiermit diese Angelegenheit erledigt und geklärt ist. Ich gehe nun, um das weitere trauliche verwandtschaftliche Zusammensein und die Mitteilung von Geheimnissen nicht zu stören.“ Er erhob sich und griff nach seinem Hute. „Ich hoffe, künftig von ähnlichen Begegnungen verschont zu bleiben, ebenso von etwaigen Versöhnungsversuchen. Ich möchte Euch darum ganz besonders bitten, verehrte Pulcheria Alexandrowna, um so mehr, als auch mein Brief an Euch gerichtet war und an niemand anders.“

Pulcheria Alexandrowna fühlte sich etwas beleidigt.

„Ihr nehmt uns, wie mir scheint, schon ganz in Eure Macht, Peter Petrowitsch. Dunja hat Euch den Grund, warum sie Euren Wunsch nicht erfüllte, mitgeteilt; sie hatte wirklich die besten Absichten. Ihr schreibt mir aber, als wenn Ihr mir befehlen wolltet! Soll uns etwa jeder Eurer Wünsche Befehl sein? Ihr solltet Euch uns gegenüber besonders zartfühlend und zuvorkommend verhalten, weil wir uns im Vertrauen auf Euch von allem losgerissen haben und hierhergekommen sind. Wir sind schon ohnehin genügend in Eurer Gewalt.“

„Das entspricht wohl nicht ganz den Tatsachen, Pulcheria Alexandrowna, besonders nicht im gegenwärtigen Augenblick, da Euch laut Testament der Marfa Petrowna dreitausend Rubel in Aussicht stehen, die, nach dem neuen Ton zu urteilen, den Ihr plötzlich anzuschlagen beliebt, Euch sehr willkommen zu sein scheinen“, antwortete Luschin bissig.

„Nach dieser Bemerkung muß man wirklich glauben, Ihr hättet nur auf unsere Hilflosigkeit gerechnet“, sagte Dunja entrüstet.

„Aber jetzt kann ich es nicht mehr; ich wünsche auch nicht bei der Mitteilung der geheimen Botschaft des Arkadij Iwanowitsch Swidrigailow zu stören, die, wie ich sehe, für Euch eine große und möglicherweise sehr angenehme Bedeutung haben dürfte.“

„Mein Gott!“ rief Pulcheria Alexandrowna.

Rasumichin konnte nicht mehr ruhig auf seinem Stuhle sitzen.

„Schämst du dich nicht, Schwester?“ fragte Raskolnikow.

„Ja, ich schäme mich, Rodja!“ antwortete Dunja bleich vor Entrüstung. „Peter Petrowitsch, ich ersuche Euch, uns sofort zu verlassen!“

Peter Petrowitsch schien einen solchen Ausgang nicht erwartet zu haben; er hatte zu sehr auf seine persönliche Macht und auf die Hilflosigkeit seiner Opfer gerechnet. Jetzt wurde er blaß, und seine Lippen fingen an zu zittern.

„Awdotja Romanowna, wenn ich jetzt durch diese Türe gehe, dann – überlegt es Euch gut – dann werde ich niemals wiederkommen. Bedenkt das wohl! Mein Wort gilt unwider-ruflich.“

„Welch eine Frechheit!“ rief Dunja aus, sich hastig von ihrem Stuhl erhebend. „Ich will ja auch gar nicht, daß Ihr jemals wiederkommt!“

„Was? So steht es!“ schrie Luschin, der bis zum letzten Augenblick eine solche Entwicklung der Dinge nicht für möglich gehalten hatte und nun völlig die Fassung verlor.

„So steht es! Aber wißt Ihr nicht, Awdotja Romanowna, daß ich protestieren könnte?“

„Welches Recht habt Ihr, so mit meiner Tochter zu sprechen?“ trat ihm Pulcheria Alexandrowna hitzig entgegen. „Wogegen wollt Ihr protestieren? Worin bestehen Eure Rechte? Soll ich Euch nach dem Vorgefallenen noch meine Dunja anvertrauen? Geht und verlaßt uns für immer! Wir haben uns selbst die Schuld zuzuschreiben, daß wir uns in eine so unrechte Sache überhaupt eingelassen haben, und ich will es hier gern zugeben, daß ich ...“

„Pulcheria Alexandrowna“, schrie Luschin außer sich vor Wut, „Ihr habt mich durch das gegebene Wort gebunden, von dem Ihr Euch jetzt lossagt! Dann – dann habt Ihr mich sozusagen . . . Ich habe Unkosten gehabt!“ –

Diese letzten, für Peter Petrowitsch so bezeichnenden Worte brachten Raskolnikow in Wut. Jetzt konnte er nicht mehr an sich halten und brach in lautes Gelächter aus. Pulcheria Alexandrowna verlor vollständig die Fassung.

„Unkosten habt Ihr gehabt? Wofür denn Unkosten? Sprecht Ihr von unserem Koffer? Den hat Euch ja der Beamte unentgeltlich befördert! Und wir sollen Euch gebunden haben! Kommt zur Besinnung, Peter Petrowitsch! Ihr seid es, der uns an Händen und Füßen gebunden hat, nicht wir Euch!“

„Genug, Maminka, genug!“ bat Awdotja Romanowna. „Peter Petrowitsch, habt die Güte, uns zu verlassen!“

„Ich werde gehen. Nur noch ein letztes Wort!“ antwortete Luschin, unfähig, sich noch zu beherrschen. „Eure Mutter hat, scheint's, vollständig vergessen, daß ich Euch nach den Gerüchten in der Stadt nähergetreten bin, die in der ganzen Umgegend über Euren Ruf umliefen. Euretwegen beachtete ich die öffentliche Meinung nicht und stellte Euren Ruf wieder her. Ich konnte somit auf Eure Erkenntlichkeit hoffen, ja sogar Dankbarkeit verlangen. Jetzt erst gehen mir die Augen auf. Ich sehe jetzt selbst, daß ich damals vielleicht sehr voreilig gehandelt habe, indem ich die öffentliche Stimme nicht beachtete.“

„Er ist ja toll geworden!“ schrie Rasumichin, von seinem Stuhl aufspringend und bereit, sich auf den Sprecher zu stürzen.

„Wie niedrig und gemein Ihr doch seid!“ sagte Dunja.

„Kein Wort mehr! Keine Bewegung!“ schrie Raskolnikow, Rasumichin zurückhaltend und dann ganz nahe an Luschin herantretend:

„Wollt Ihr augenblicklich gehen!“ Seine Worte klangen gedämpft und drohend. „Kein Wort mehr, oder . . .“

Peter Petrowitsch starrte ihn einige Sekunden mit bleichem, wutverzerrtem Gesicht an, drehte sich um und ging. Sicher hat selten ein Sterblicher einen solchen Haß auf einen Mitmenschen im Herzen gehabt wie dieser Mann auf Raskolnikow. Ihn allein machte er für alles verantwortlich.

Gleichwohl sagte sich Luschin bereits auf der Treppe, daß noch nicht alles verloren sei und, was die Damen allein betraf, alles „sehr, sehr leicht“ wieder in das rechte Gleis kommen würde.

III

Die Hauptsache war, daß er bis zur letzten Minute nicht im entferntesten mit einem solchen Ausgang der Dinge gerechnet hatte. Er hatte bis zuletzt aufgetrumpft, ohne mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich zwei arme und schutzlose Frauen seiner Macht entziehen könnten. In dieser Überzeugung hatten ihn seine Eitelkeit und sein aufs äußerste gesteigertes Selbstvertrauen bestärkt.

Peter Petrowitsch, kleinen Verhältnissen entstammend, von einer krankhaften Selbstbewunderung beseelt, schätzte seinen Verstand wie seine Fähigkeiten außerordentlich hoch ein, bisweilen liebäugelte er, wenn er sich unbeobachtet wußte, mit sich im Spiegel. Mehr aber als alles liebte er sein Geld, das er durch Arbeit und andere Mittel erworben hatte, es stellte ihn, wie er meinte, allem gleich, was gesellschaftlich höher stand als er.

Als er jetzt Dunja voll Bitterkeit daran erinnerte, daß er es über sich gebracht, sie zur Gattin zu erwählen, ungeachtet der schlechten Gerüchte, meinte es Peter Petrowitsch durchaus aufrichtig, ja empfand sogar einen tiefen Unwillen über solch schwarzen Undank. Als er damals um Dunja warb, war er schon von der Nichtigkeit all jener Verleumdungen, die ja durch Marfa Petrowna selber öffentlich widerlegt waren, vollkommen überzeugt, und auch das ganze Städtchen rechtfertigte Dunja längst in wärmster Weise. Er verhehlte sich selbst nicht, daß er das bereits damals gewußt hatte. Aber nichtsdestoweniger wertete er seinen Entschluß, Dunja zu sich „emporzuziehen“, außerordentlich hoch. Er hielt ihn sogar für eine Art Heldentat. Als er sich Raskolnikow vorstellte, war er im Gefühl eines Wohltäters gekommen, der die Früchte seiner Taten zu ernten und den schmeichelhaftesten Empfang huldvollst entgegenzunehmen hat. Selbst jetzt noch, als er die

Treppe hinabstieg, hielt er sich für im höchsten Grade beleidigt und verkannt.

Dunja war ihm unentbehrlich; von ihr zu lassen, erschien ihm undenkbar. Schon seit mehreren Jahren hatte er mit Entzücken ans Heiraten gedacht, aber immer noch mehr Geld gespart und gewartet. In träumerischen Augenblicken schwebte ihm dann ein wohlgesittetes und armes Mädchen vor – unbedingt ein armes –, noch sehr jung, sehr hübsch, aus guter Familie, gebildet, schüchtern, das viel Unglück erfahren hatte und sich vollkommen vor ihm beugen, ihn für ihren Retter halten, ihn mit Andacht ansehen und bewundern würde – ihn, nur ihn allein. Wieviel Szenen, wieviel süße Bilder malte er sich aus, wenn er in der Stille von seinen Geschäften ausruhte! Und jetzt hatte sich dieser Gedanke endlich nach so vielen Jahren fast verwirklicht. Die Schönheit und Bildung Awdotja Romanownas hatten ihn beeindruckt; ihre hilflose Lage war ein besonderer Ansporn. Hier fand er mehr, als er erträumt hatte; er fand ein stolzes, charakterfestes, tugendhaftes Mädchen, an Erziehung und Bildung höherstehend als er – er fühlte es. Und solch ein Wesen würde in knechtischer Dankbarkeit wegen seiner Heldentat sich in Andacht vor ihm auflösen, und er würde uneingeschränkt und allmächtig herrschen! Nach langem Überlegen und Warten hatte er sich endlich entschlossen, in einen größeren Wirkungskreis einzutreten und damit zugleich auch Zutritt zur höheren Gesellschaft zu erlangen, von der er schon lange mit Schmachten geträumt hatte. Mit einem Wort, er hatte sich entschlossen, seine Tätigkeit nach Petersburg zu verlegen, um dort Karriere zu machen. Er wußte, daß man durch Frauen sehr viel erreichen kann. Der Zauber einer reizenden, tugendhaften und gebildeten Frau konnte seinen Weg wunderbar verschönen, auf ihn aufmerksam machen, einen Glorienschein um ihn schaffen. Und nun war das alles mit einem Schlage vorbei! Das konnte doch nur ein blöder Scherz, ein dummes Mißgeschick sein. Er hatte sich doch nur ein bißchen wichtig gemacht, er hatte nicht einmal Zeit gehabt, alles zu sagen, er hatte einfach gescherzt, sich hinreißen lassen, und es hatte so ernst geendet! Er liebte Dunja in seiner Weise, er herrschte schon in Gedanken über sie – und plötzlich ...! Nein, morgen schon muß das alles gutgemacht, geheilt werden.

Vor allem galt es, diesen hochfahrenden Milchbart, der an allem schuld war, zu vernichten. Mit starkem Unbehagen dachte er auch an Rasumichin; doch in dieser Hinsicht beruhigte er sich sehr bald: Es fehlte noch, daß auch dieser mit ihm auf eine Stufe gestellt würde. Wen er aber tatsächlich allen Ernstes fürchtete, das war Swidrigailow. Mit einem Wort, es standen ihm viel Plackereien bevor.

„Nein, ich bin am meisten schuld“, sagte Dunja, die Mutter umarmend. „Ich habe mich von seinem Gelde verblenden lassen; aber ich schwöre dir, Rodja, mein Bruder, ich habe nicht geahnt, daß er solch unwürdiger Mensch ist. Verurteile mich nicht, mein Rodja.“

„Gott hat uns bewahrt! Gott hat uns bewahrt!“ murmelte Pulcheria Alexandrowna, halb unbewußt, als hätte sie die ganze Tragweite des Vorfalles noch gar nicht recht erfaßt.

Alle kamen nun in heitere Stimmung, und nach fünf Minuten hörte man lustiges Lachen. Nur bisweilen erblaßte Dunja und zog die Brauen zusammen, wenn ihr das Geschehene wieder in den Sinn kam. Pulcheria Alexandrowna hatte sich gar nicht vorgestellt, daß sie sich auch freuen würde. Noch am Morgen war ihr der Bruch mit Luschin als großes Unglück erschienen. Rasumichin aber war begeistert. Er wagte freilich nicht, es zu zeigen, bebte aber wie im Fieber, und ihm war, als hätte sich eine Zentnerlast von seinem Herzen gewälzt. Jetzt hatte er das Recht, diesen da sein ganzes Leben zu weihen, ihnen zu dienen, und nicht nur das! Übrigens verscheuchte er alle weiteren Gedanken, er fürchtete sich vor seiner eigenen Phantasie.

Nur Raskolnikow saß ruhig auf seinem alten Platz, düster und sogar zerstreut. Er, der besonders auf den Bruch mit Luschin gedrungen hatte, interessierte sich jetzt wenig für das, was vor sich ging. Dunja glaubte erst, er zürne ihr noch, und Pulcheria Alexandrowna schaute ängstlich nach dem Sohne.

„Was hat dir Swidrigailow noch gesagt?“ fragte Dunja.

„Ach ja, ja“, rief Pulcheria Alexandrowna.

Raskolnikow hob den Kopf.

„Er will dir durchaus zehntausend Rubel schenken und äußerte dabei den Wunsch, dich noch einmal in meiner Gegenwart zu sehen!“

„Zu sehen? Nicht um alles in der Welt!“ rief Pulcheria Alexandrowna. „Wie kann er es wagen, ihr Geld anzubieten!“

Raskolnikow berichtete hierauf in ziemlich dünnen Worten über sein Gespräch mit Swidrigailow, ließ aber die Gespenstererscheinungen der Marfa Petrowna weg, um nicht zur Unterhaltung unnötig Stoff zu geben.

„Und was hast du ihm geantwortet?“ fragte Dunja.

„Ich habe ihm anfangs gesagt, daß ich dir von der Sache überhaupt nichts mitteilen würde. Darauf aber erklärte er, daß er in dem Fall mit allen Mitteln selbst eine Zusammenkunft anstreben würde. Er versicherte mir, daß seine Leidenschaft für dich Verblendung gewesen sei und er jetzt nichts mehr für dich empfinde. Er will nur das eine nicht, daß du Luschin heiratest. Übrigens sprach er reichlich verworren!“

„Wie erklärst du dir das, Rodja? Was hältst du von alledem?“

„Ich vermute nicht viel Gutes. Er bietet dir zehntausend Rubel an und sagt selbst, daß er arm sei. Er erklärt, daß er fortreisen will, und vergißt nach zehn Minuten, daß er davon gesprochen hat. Plötzlich sagt er dann, er wolle heiraten, man habe für ihn bereits eine Braut. – Irgend etwas wird schon hinter all dem stecken, nur nichts Gutes. Aber sollte er andererseits so töricht zu Werke gehen, falls er schlimme Absichten gegen dich hegt? Ich habe ihn in deinem Namen wegen des Geldes abschlägig beschieden. Er schien wirklich ein wenig verrückt zu sein. – Doch kann ich mich ja auch irren, es ist vielleicht einfach Gaunerei. Der Tod Marfa Petrownas scheint ihn immerhin stark beeindruckt zu haben.“

„Der Herr schenke ihr die ewige Ruhe“, sagte Pulcheria Alexandrowna, „ich will ewig, ewig für sie beten. Was würde aus uns, Dunja, ohne die dreitausend Rubel? Mein Gott, sie sind uns vom Himmel geschenkt! Rodja, heute morgen hatten wir nur noch drei Silberrubel, und ich und Dunja beratschlagten schon, wo wir am besten ihre Uhr verpfänden könnten.“

Dunja hatte das Anerbieten Swidrigailows gänzlich aus der Fassung gebracht; sie stand noch immer in Nachdenken versunken.

„Er muß etwas Furchtbares vorhaben“, flüsterte sie vor sich hin und schauderte zusammen.

Raskolnikow bemerkte ihr großes Erschrecken.

„Ich glaube, ich werde ihn noch öfter zu Gesicht bekommen“, sagte er zu Dunja.

„Wir wollen ihn beobachten! Ich werde ihn aufspüren!“ rief der energische Rasumichin. „Die Augen will ich nicht von Euch lassen, Rodja hat es mir erlaubt. Er hat mir kürzlich gesagt: ‚Beschütze meine Schwester!‘ – Gestattet Ihr es auch, Awdotja Romanowna?“

Dunja lächelte und streckte ihm die Hand hin, aber ihre Besorgnis wollte nicht schwinden. Pulcheria Alexandrowna schaute ihn freundlich an; die dreitausend Rubel hatten sie augenscheinlich beruhigt.

Nach einer Viertelstunde saßen alle in lebhafter Unterhaltung. Auch Raskolnikow hörte aufmerksam zu, wenn er sich auch selbst nicht an der Unterhaltung beteiligte. Rasumichin hielt eine lange Rede.

„Aber warum wollt Ihr eigentlich wieder fort von hier!“ rief er schwungvoll. „Was wollt Ihr in Eurem Städtchen? Die Hauptsache ist, daß Ihr hier alle beisammen seid, denn einer braucht den anderen notwendig – und wie notwendig! Versucht es wenigstens eine Zeitlang! Mich nehmt unter Eure Freunde auf; ich versichere Euch, wir können dann ein ausgezeichnetes Unternehmen gründen. Hört, ich werde Euch alles genau erklären. Der ganze Plan ist mir schon heute früh durch den Kopf gegangen! Also: Ich habe einen Onkel – ich werde euch mit ihm bekannt machen –, er ist ein sehr jovialer alter Herr. Er besitzt tausend Rubel Kapital, lebt aber von seiner Pension und ist von diesem Kapital unabhängig. Schon seit zwei Jahren drängt er mich, ich möchte doch diese tausend Rubel nehmen und sechs Prozent dafür zahlen. Ich durchschaue ihn natürlich: Er will mir einfach unter die Arme greifen. Im vergangenen Jahr habe ich das Angebot nicht angenommen. Diesmal habe ich bloß auf seine Ankunft gewartet, und nun bin ich entschlossen, zuzugreifen. Ihr schießt von Euren drei eintausend in die gemeinsame Kasse dazu, und wir tun uns zusammen, genug für den Anfang.“

Rasumichin begann nun, seinen Plan zu entwickeln. Er sprach davon, daß fast alle Buchhändler und Autoren den Wert ihrer Ware zu wenig kennen, und darum seien sie auch schlechte

Verleger. Er kannte sich in diesem Fach aus, da er schon zwei Jahre darin gearbeitet hatte.

„Warum sollen wir unseren eigenen Nutzen außer acht lassen, da wir doch eines der wichtigsten Mittel in Händen haben – unser eigenes Kapital?“ ereiferte sich Rasumichin. „Gewiß, es kostet viel Mühe, einen neuen Verlag zu gründen und zu halten, aber wir müssen uns eben mühen, Ihr, Awdotja Romanowna, ich und Rodja – manche Unternehmen werfen jetzt einen beachtlichen Gewinn ab. Die Hauptsache für unser Unternehmen ist, daß wir die richtige Nase haben und wissen, welche Übersetzungen heute gefragt sind. Wir werden übersetzen und drucken, und dabei wird jeder vom anderen lernen. Ich habe immerhin einige graphische Erfahrung. Schon seit zwei Jahren verkehre ich mit den Buchhändlern und kenne die Sparte! Es ist keine Hexerei. Weshalb soll man sich einen fetten Happen entgehen lassen! Ich kenne selbst zwei oder drei Werke – und habe sie mir heimlich vorgemerkt –, bei denen allein der Gedanke, sie zu übersetzen und herauszugeben, schon hundert Rubel wert ist, und davon haben diese dummen Verleger keine Ahnung! Was die Besorgung des Drucks, des Papiers und Vertriebs anlangt, so überlaßt das ruhig mir! Ich kenne mich da aus! Klein fangen wir an und vergrößern uns allmählich. Jedenfalls wird uns das Geschäft ernähren, und wir werden uns eine Zukunft gründen.“

Dunjas Augen glänzten.

„Was Ihr da sagt, gefällt mir, Dmitrij Prokofjitsch.“

„Ich freilich verstehe nichts davon“, bemerkte Pulcheria Alexandrowna. „Vielleicht ist es so richtig, aber Gott weiß. Etwas Neues ist immer unsicher. Freilich werden wir wohl hier in Petersburg bleiben müssen, wenigstens für die nächste Zeit.“ Sie blickte auf Rodja.

„Wie denkst du, Bruder?“ fragte Dunja.

„Ich bin der Meinung, daß das ein guter Gedanke ist“, sagte Raskolnikow. „Von einer Firma soll man selbstverständlich nicht im voraus träumen, aber fünf oder sechs Bücher kann man zweifellos mit Erfolg herausgeben. Ich kenne selbst ein Werk, das unbedingt sehr gut gehen wird. Dmitrij versteht das Geschäft! Übrigens werdet Ihr noch Zeit haben, Euch zu besprechen!“

„Hurra!“ rief Rasumichin. „Halt! Hier im Hause und beim selben Wirt ist noch eine Wohnung frei, sie liegt ein wenig abseits, hängt mit diesen Räumen nicht zusammen, ist möbliert, und die Miete ist nicht hoch. Es sind drei Zimmer. Die könntet Ihr fürs erste nehmen. Die Uhr werde ich morgen verpfänden und Euch das Geld bringen, und so ist alles gut. Hauptsache ist, Ihr müßt alle drei zusammen wohnen; auch Rodja! Wo willst du denn hin, Rodja?“

„Willst du schon fort, Rodja?“ fragte Pulcheria Alexandrowna erschrocken.

„In einem solchen Augenblick!“ rief Rasumichin.

Dunja blickte den Bruder mit mißtrauischer Verwunderung an. Er hatte schon seine Mütze in der Hand und war im Begriff zu gehen.

„Ihr tut, als wenn Ihr mich zu Grabe trüget, als wolltet Ihr auf ewig Abschied von mir nehmen“, sagte er in seltsamem Ton. Er lächelte, und doch war es wieder kein Lächeln.

„Wer weiß, vielleicht sehen wir uns auch wirklich zum letztenmal“, fügte er unvermutet hinzu. Er hatte es nur für sich gedacht, aber wie von selbst war es ihm jetzt entschlüpft.

„Aber was ist mit dir?“ rief die Mutter.

„Wohin willst du, Rodja?“ fragte Dunja in sonderbarem Tone.

„Ich muß – es ist notwendig ...“, antwortete er unklar, als sei er im Zweifel, was er sagen wollte; aber auf seinem blassen Gesicht lag eiserne Entschlossenheit.

„Ich wollte sagen ... Als ich hierherkam ... wollte ich mit Euch etwas besprechen, Maminka, und auch mit dir, Dunja. Es ist nämlich besser, daß wir uns trennen. Ich fühle mich nicht wohl, ich habe keine Ruhe ... Ich will später wieder herkommen, wenn – wenn es mir noch möglich sein wird. Ich denke an Euch und liebe Euch! Laßt mich, laßt mich allein! Ich habe es so beschlossen, schon früher ... ich habe es fest beschlossen. Was auch mit mir geschehen mag, ob ich zugrunde gehe oder nicht, ich will allein sein! Vergeßt mich ganz! Es ist besser so! Fragt auch nicht nach mir. Wenn es nötig ist, werde ich von selbst wiederkommen, oder – Euch rufen lassen! Vielleicht wird noch alles gut. Aber jetzt, wenn Ihr mich liebhabt, sagt Euch von mir los – oder ich muß Euch hassen, ich fühle es ... Lebt wohl!“

„Herr, mein Gott!“ schrie Pulcheria Alexandrowna. Mutter und Schwester, auch Rasumichin hatte Entsetzen gepackt.

„Rodja, Rodja! Sei wieder gut, wir wollen wie früher miteinander sein!“ rief die unglückliche Mutter.

Raskolnikow kehrte sich langsam zur Tür und verließ das Zimmer. Dunja eilte ihm nach.

„Bruder, was tust du unserer Mutter an!“ raunte sie ihm zornfunkelnd zu.

Er schaute sie geistesabwesend an.

„Es ist nichts; ich komme wieder, ich werde wiederkommen!“ murmelte er, als ob er selbst nicht wüßte, was er sagen wollte; dann ging er hinaus.

„Du Mensch ohne Gefühl, Egoist!“ rief Dunja aus.

„Er ist wahnsinnig, aber nicht gefühllos! Er ist geistesgestört, seht Ihr es denn nicht? Ihr selber seid ohne Gefühl!“ flüsterte Rasumichin Dunja ins Ohr und drückte ihr heftig die Hand.

„Ich komme bald wieder!“ rief er der halb ohnmächtigen Pulcheria Alexandrowna zu und stürzte aus dem Zimmer.

Raskolnikow erwartete ihn am Ende des Korridors.

„Ich wußte, daß du kommen würdest“, sagte Raskolnikow hastig, „geh zurück und bleibe bei ihnen, auch morgen – immer. Ich werde vielleicht kommen, wenn ich kann ... Leb wohl!“

Ohne dem Freunde die Hand zu reichen, wandte er sich zum Gehen.

„Wohin willst du? Was hast du? Was ist mit dir? Ja, kann man denn so ...?“ stammelte Rasumichin fassungslos.

Raskolnikow blieb noch einmal stehen.

„Ein für allemal: Frage mich nie und über nichts! Ich habe dir nichts zu antworten. Komm auch nicht mehr zu mir. Vielleicht werde ich von selber kommen. Laß mich – und – verlaß die beiden nicht! Sei morgen bei ihnen und immer! Verstehst du?“

Auf dem Flur war es dunkel; sie standen neben der Lampe. Eine Minute sahen sie einander schweigend an; Rasumichin blieb dieser Augenblick sein Leben lang unvergeßlich. Der glühende, starre Blick Raskolnikows bohrte sich ihm in die Seele und ins Bewußtsein. Plötzlich zuckte Rasumichin zu-

sammen. Etwas Seltsames schwebte gleichsam zwischen ihnen hin. Ein Gedanke drängte sich ans Licht, etwas wie eine Andeutung: Etwas Grauenhaftes, Ungeheuerliches war plötzlich von beiden verstanden worden. – Rasumichin wurde bleich wie der Tod.

„Verstehst du jetzt?“ fragte Raskolnikow mit krankhaft verzerrtem Gesicht. „Kehre nun zurück zu ihnen!“ Er wandte sich dann schnell um und verließ das Haus.

Es läßt sich schwer schildern, was an diesem Abend bei Pulcheria Alexandrowna vor sich ging, wie Rasumichin zu den beiden Frauen zurückkehrte, wie er sie beruhigte, wie er schwor, er würde unbedingt kommen, man müsse Rodja Zeit lassen, sich von seiner Krankheit zu erholen, er sei aber sehr, sehr angegriffen, und man dürfe ihn nicht aufregen. Er, Rasumichin, wolle auf ihn achtgeben, für einen guten Arzt sorgen, für den besten, ja für einen ganzen Stab von Ärzten. Mit einem Worte, von diesem Abend an war Rasumichin ihnen Sohn und Bruder geworden.

IV

Raskolnikow begab sich geradeswegs zum Hause am Kanal, wo Sonja wohnte. Das Haus hatte drei Stockwerke, war alt und verwittert. Er suchte den Pförtner und erhielt Auskunft, daß hier irgendwo der Schneider Kapernaumow wohne. Als er endlich in einem Winkel den Ausgang zu der engen, dunklen Treppe gefunden hatte, begab er sich in den ersten Stock und ging die Galerie entlang, die diesen nach dem Hofe zu umgab. Während er noch in der Dunkelheit, ungewiß, wo er sich eigentlich befand, umhertappte, öffnete sich plötzlich, nur drei Schritte entfernt von ihm, eine Tür.

„Wer ist da?“ fragte schüchtern eine weibliche Stimme.

„Ich – ich will zu Euch“, sagte Raskolnikow und trat in das kleine Vorzimmer. Hier stand auf einem wackeligen Stuhle in einem zerbeulten kupfernen Leuchter ein Licht.

„Ihr seid es, Gott“, rief Sonja mit schwacher Stimme und stand wie versteinert.

„Wo geht es zu Eurer Stube, hier?“

Raskolnikow trat schnell ins Zimmer und vermied es, sie anzusehen.

Gleich darauf erschien Sonja mit Licht, stellte den Leuchter hin und trat verwirrt näher. Sie stand in unbeschreiblicher Erregung vor ihm und war offensichtlich durch seinen unerwarteten Besuch bestürzt. Ihr bleiches Gesicht hatte plötzlich Farbe angenommen, sogar Tränen waren ihr in die Augen getreten. Sie empfand Scham und Seligkeit. Raskolnikow wandte sich schnell ab und setzte sich an den Tisch. Mit einem Blick überflog er den Raum.

Es war eine große, aber sehr niedrige Kammer, die einzige, die Kapernaumow vermietete. Zu des Schneiders Wohnung führte eine verschlossene Tür in der linken Wand. In der entgegengesetzten Wand war rechts eine zweite, ganz fest verschlossene Tür; dahinter befand sich die Nachbarwohnung. Das Zimmer Sonjas glich einer Scheune, sie war als unregelmäßiges Viereck gebaut, was ihr ein absonderliches Aussehen gab. Die dreifenstrige Wand an der Kanalseite war so schräg, daß der spitze Winkel, den sie mit dem Fußboden bildete, ganz im Dunkel lag. Mit der anderen Wand bildete sie einen großen, häßlichen stumpfen Winkel. In dem ganzen großen Raume befanden sich fast gar keine Möbel. In der Ecke rechts stand ein Bett, daneben bei der Tür ein Stuhl. An der Tür, die in die fremde Wohnung führte, stand ein rohgezimmerter Tisch, mit einer blauen Decke darauf, und um den Tisch standen zwei geflochtene Stühle. An der gegenüberliegenden Wand stand einsam und verlassen eine kleine Kommode von rohem Holz. Das war alles. Gelbliche zerrissene Tapeten hatten in den Ecken schwarze Flecken; hier mußte es im Winter feucht sein. Die Armut war offenkundig, das Bett hatte nicht einmal einen Vorhang.

Schweigend blickte Sonja auf ihren Besucher, der so aufmerksam und ungeniert ihr Zimmer betrachtete. Sie begann vor Furcht zu zittern, als stände sie vor dem Richter und Herrn ihres Schicksals.

„Ich komme spät – es ist bereits elf Uhr“, sagte Raskolnikow entschuldigend und hob noch immer nicht die Augen zu ihr.

„Ja, es ist spät“, flüsterte Sonja. „Jaja“, rief sie plötzlich, als

gälte es, diese Tatsache zu unterstreichen, „soeben hat beim Wirt die Uhr geschlagen, ich habe es selbst gehört. Ja!“

„Ich bin heute zum letzten Male hier“, fuhr Raskolnikow düster fort, obwohl es das erstemal war. „Ich sehe Euch vielleicht nicht wieder.“

„Fahrt Ihr fort?“

„Ich weiß nicht. – Morgen wird es sich entscheiden...“

„Dann werdet Ihr also morgen nicht bei Katharina Iwanowna sein?“ Sonjas Stimme klang unsicher.

„Ich weiß noch nicht, das wird sich morgen früh zeigen. Ich bin gekommen, ein Wort mit Euch zu reden.“

Raskolnikow hob seinen nachdenklichen Blick und bemerkte plötzlich, daß er saß, sie aber noch immer vor ihm stand.

„Warum steht Ihr? Setzt Euch doch!“ sagte er mit plötzlich veränderter, freundlicher Stimme.

Sie nahm Platz, während er sie aufmerksam und fast mitleidig ansah.

„Wie angegriffen Ihr aussieht! Und was Ihr für eine Hand habt – ganz schmal, durchsichtig; die Finger wie abgestorben.“

Er nahm ihre Hand, und Sonja lächelte matt.

„Ich war immer so“, sagte sie.

„Auch, als Ihr noch zu Hause wohntet?“

„Ja!“

„Nun, ja, natürlich“, antwortete er kurz, und der Ausdruck seiner Züge, der Klang seiner Stimme wechselten von neuem.

„Habt Ihr dieses Zimmer von Kapernaumow gemietet?“

„Ja.“

„Er wohnt wohl dort hinter der Tür?“

„Ja! Sie haben auch eine solche Stube.“

„Alle in einem Zimmer?“

„Ja, in einem.“

„Ich würde mich des Nachts in Eurer Stube fürchten“, fuhr er ernst fort.

„Meine Wirtsleute sind gut und freundlich“, antwortete Sonja, die noch immer nicht Ruhe und Fassung wiedererlangt hatte.

„Alle die Möbel, alles gehört ihnen. Sie sind sehr gut, und ihre Kinder kommen häufig zu mir herüber.“

„Ist das nicht die Stotterfamilie?“

„Ja. Er stottert und ist lahm, seine Frau stottert ebenfalls. Sie stottert eigentlich nicht richtig, sie kann nur nicht fließend sprechen. Die Frau ist sehr gut. Er war früher Diener, aber als Vater von sieben Kindern . . . Übrigens stottert nur das älteste, die anderen sind alle krank. Woher wißt Ihr denn das?“ fügte sie befremdet hinzu.

„Euer Vater hat mir das alles früher erzählt; er hat mir auch alles über Euch berichtet; wie Ihr damals um sechs Uhr fortgegangen seid und um neun Uhr wieder heimkamt und wie Katharina Iwanowna vor Eurem Bett auf den Knien gelegen hat.“

Sonja wurde verlegen.

„Mir war es heute, als sähe ich ihn“, flüsterte sie unsicher.

„Wen?“

„Meinen Vater. Ich ging auf der Straße, dort, nebenan an der Ecke, um neun Uhr; da ging er plötzlich vor mir. Ich wollte schon zu Katharina Iwanowna gehen. . .“

„Ihr gingt so ein bißchen ‚spazieren‘?“

„Ja“, flüsterte Sonja, verfärbte sich und senkte den Kopf.

„Katharina Iwanowna hat Euch doch manchmal beinahe geschlagen, als Ihr noch zu Hause wohntet?“

„O nein, was Ihr denkt, nein, nein!“ rief Sonja erschrocken.

„Ihr liebt sie also?“

„Sie? Ja gewiß“, versetzte sie klagend und gedehnt und faltete plötzlich ihre Hände. „Ach, Ihr würdet sie auch . . . wenn Ihr wüßtet! Sie ist wie ein Kind. Ihr Verstand ist jetzt ganz verwirrt; das kommt von ihrem Leid. Wie klug ist sie gewesen, wie großherzig und voll Güte! Ihr wißt nichts von alledem, nichts! Ach. . .!“

Sonja hatte erregt und leidenschaftlich gesprochen; sie rang die Hände. Ihr blasses Gesicht war jetzt stark gerötet, in ihren Augen lag tiefer Schmerz.

„Geschlagen! Was denkt Ihr! Mein Gott, geschlagen! Und hätte sie mich auch geschlagen, was täte das! Nicht der Rede wert! Ihr wißt nichts, gar nichts! Sie ist so unglücklich, ach, so unglücklich! Und dazu krank; sie sucht Gerechtigkeit. – Sie ist rein und glaubt nun, alle Menschen wären so. Und quält man sie, vergilt sie nicht Böses mit Bösem. Sie faßt es eben nicht, daß es unter den Menschen das Gute nicht mehr gibt,

und erregt sich darüber wie ein Kind, ja, wie ein Kind! Sie ist gerecht, so gerecht!“

„Aber was soll aus Euch werden?“

Sonja blickte ihn fragend an.

„Sie sind doch auf Euch angewiesen. Es hat freilich schon bisher alles auf Euren Schultern gelegen. Der Verstorbene ist sogar zu Euch gekommen, um sich Geld zum Trinken zu erbitten. Was soll jetzt werden?“

„Ich weiß es nicht“, seufzte Sonja.

„Werden sie wenigstens die Wohnung behalten können?“

„Ich weiß nicht; sie schulden die Miete; die Hauswirtin hat heute laut gesagt, sie würde kündigen; und Katharina Iwanowna sagt selbst, sie wolle keine Minute länger dort wohnen bleiben.“

„Wie kann sie denn so energisch tun? Baut sie auf Euch?“

„Ach, spricht nicht so! Wir leben einer für den anderen.“ Plötzlich geriet sie in Erregung, sie wurde eifrig wie ein Kanarienvogel, den man ärgert. „Ja, was sollte sie denn tun? Oh, wie hat sie heute geweint! Ihre Sinne verwirren sich, habt Ihr's nicht gemerkt? Sie wird irrsinnig; wie ein Kind ist sie außer sich darüber, ob morgen alles klappen wird; daß es zu essen gibt . . . Sie ringt die Hände, spuckt Blut, weint und stößt plötzlich mit dem Kopf gegen die Wand. Dann beruhigt sie sich wieder. Sie hofft nur auf Euch! Sie sagt, daß Ihr jetzt ihr Helfer wäret. Sie würde sich etwas Geld zu leihen suchen, um in ihre Heimat zurückzukehren. Sie will mit mir ein vornehmes Mädchenpensionat aufmachen, ich soll die Aufsichts-dame sein. Dann finge für uns ein schöneres Leben an. Sie küßt, umarmt und tröstet mich und glaubt fest an das alles! Sie glaubt an ihre Phantasien – darf man ihr ihre Luftschlösser zerstören? Heute hat sie schon den ganzen Tag gewaschen, geputzt und geordnet. Sie hat mit ihren schwachen Kräften den großen Waschtrog selbst in die Stube gezerrt. Atemlos ist sie aufs Bett gesunken. Heute früh bin ich mit ihr ausgegangen, um Schuhe für Polenka und Lida zu kaufen. Die Schuhe sind total kaputt. Doch hat unser Geld natürlich lange nicht gereicht, und sie hatte doch ein Paar so niedliche Schuhchen ausgewählt. Sie hat Geschmack, Ihr glaubt es gar nicht! Da hat sie im Laden vor allen Leuten laut losgeweint, weil das Geld nicht langte. Oh, es war zu traurig anzusehen.“

„Dann verstehe ich, daß Ihr – so – lebt“, sagte Raskolnikow bitter.

„Tut sie Euch denn nicht auch leid?“ warf Sonja ein. „Ihr habt doch Euer Letztes fortgegeben, ohne von etwas zu wissen. Aber wenn Ihr das sähet, o Gott! Und wie oft habe ich sie zu Tränen gekränkt! Sogar noch in der Woche vor seinem Tode! Oh, wie oft, wie oft habe ich das getan, und wie schmerzte es mich den ganzen Tag, daran denken zu müssen.“

Sonja rang die Hände in bitterer Erinnerung.

„Ihr seid lieblos gewesen?“

„Jaja! Ich kam damals hin“, fuhr sie fort und weinte. „Der Vate aber sagte: – ‚Lies mir etwas vor, Sonja, ich habe Kopfschmerzen, lies mir vor...!‘ – Er hatte ein Buch, das ihm Andrej Semjonowitsch Lebesjatnikow geliehen hatte, der solche Bücher verleiht. Ich antwortete, ich müsse nun fortgehen. Ich hatte einfach keine Lust, vorzulesen. Ich war hauptsächlich zu ihnen gekommen, um Katharina Iwanowna einen Kragen zu zeigen. Lisaweta, die Händlerin, hatte mir einen billigen Kragen und Manschetten gebracht, sehr hübsch, neu und mit Muster. Auch Katharina Iwanowna gefiel der Kragen, sie legte ihn an und besah sich im Spiegel, er gefiel ihr gar zu sehr! – ‚Schenk ihn mir, Sonja‘ – sagte sie – ‚bitte!‘ – Sie bat mich so und wünschte sich den Kragen, aber bei welcher Gelegenheit hätte sie ihn tragen sollen? Sie dachte eben nur an ihre frühere, glücklichere Zeit. Sie guckte in den Spiegel und liebäugelte mit sich. Sie hatte kein einziges neues Kleid, gar keine Sachen, seit vielen Jahren schon. Und dabei hatte sie sonst noch nie jemand um etwas gebeten. Sie war eben zu stolz und gab lieber selbst das Letzte hin. Aber mich hat sie dieses eine Mal gebeten – so sehr gefiel ihr der Kragen! Mir tat es leid, daß ich ihn weggeben sollte, und so fragte ich sie, wozu sie ihn überhaupt brauchen könne. Ach, das hätte ich nicht fragen sollen. Sie war dann bitter und enttäuscht, weil ich ihr den Kragen nicht gab; ach, es war recht traurig. Nicht wegen des Kragens war es ihr schwer ums Herz, sondern weil ich ihn ihr nicht gab. Ich merkte das wohl. Ach, wie möchte ich jetzt alles wiedergutmachen, alles hingeben und alle jene Worte zurücknehmen. Oh, ja, ja – aber – Euch wird das alles nicht interessieren!“

„Ihr kanntet die Händlerin Lisaweta?“

„Ja, habt Ihr sie auch gekannt?“ fragte Sonja verwundert.

„Katharina Iwanowna ist schwindsüchtig, sie wird bald sterben“, wich Raskolnikow der Frage aus.

„O nein, nein, nein!“ Sonja faßte mit unbewußter Bewegung seine Hände.

„Aber es wäre doch besser.“

„Nein, nein; nicht besser, nicht besser!“ wiederholte sie halb von Sinnen.

„Und Eure kleinen Geschwister, was wollt Ihr mit den Kindern tun? Ihr müßt sie zu Euch nehmen.“

„Oh, das weiß ich gar nicht!“ rief Sonja, sich verzweifelt an den Kopf greifend. Offenbar war ihr selber dieser Gedanke schon oft gekommen, und er hatte ihn nur wieder aufgescheucht.

„Und wenn Ihr nun noch bei Lebzeiten Katharina Iwanownas selber krank würdet und ins Krankenhaus müßtet, was dann?“ fragte er unbarmherzig.

„Ach, was sagt Ihr, was sagt Ihr! Das kann doch nicht sein!“ Sonjas Gesicht verzog sich in größtem Entsetzen.

„Warum kann es nicht sein?“ fuhr Raskolnikow mit einem harten Lächeln fort. „Ihr seid doch nicht versichert? Dann müssen sie alle auf die Straße gehen, Katharina Iwanowa wird husten und betteln und mit dem Kopf an die Wand schlagen wie heute, und die Kinder werden weinen . . . Dann wird sie zusammenbrechen, man wird sie auf die Polizei bringen, dann ins Krankenhaus, sie wird sterben und die Kinder . . .“

„Ach nein! – Gott wird es nicht zulassen!“ entrang es sich Sonjas beengter Brust. Sie sah ihn flehend an, die Hände in stummer Bitte gefaltet, als hinge es von ihm ab.

Raskolnikow erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Sonja stand mit gesenktem Kopf in schrecklicher Beklemmung.

„Läßt sich denn gar nichts sparen? Für die Zeit der Not etwas aufheben?“ fragte er, plötzlich vor ihr stehenbleibend.

„Nein“, flüsterte sie.

„Natürlich nicht! Habt Ihr es schon versucht?“ fügte er fast spöttisch hinzu.

„Ich habe es versucht.“

„Und es ist nicht gelungen! Nun ja, freilich, was ist da noch zu fragen!“

Er wanderte wieder im Zimmer auf und nieder. Es verging eine Minute.

„Verdient Ihr nicht alle Tage Geld?“

Sonja geriet noch mehr in Verwirrung, die Röte stieg wieder in ihr Gesicht. „Nein“, flüsterte sie mit qualvoller Anstrengung.

„Mit Polenka wird es wahrscheinlich genauso werden“, sagte er plötzlich.

„Nein, nein, das kann nicht sein, nein!“ rief sie laut und verzweifelt, als hätte man ihr einen Messerstich versetzt. „Gott, Gott wird so etwas Schreckliches nicht zulassen!“

„Bei anderen läßt er es doch zu.“

„Nein, nein! Gott wird sie schützen, Gott ...!“ wiederholte sie außer sich.

„Vielleicht gibt es gar keinen Gott“, antwortete Raskolnikow mit einer gewissen Schadenfreude, lachte und sah sie an.

Sonjas Gesicht veränderte sich plötzlich in erschreckender Weise; mit unsagbarem Vorwurf blickte sie ihn an und wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor; sie brach in Tränen aus, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Ihr sagt, Katharina Iwanowna sei nicht recht bei Verstande; Ihr selber seid es auch nicht“, sagte er nach einigem Schweigen.

Es vergingen etwa fünf Minuten; er ging rastlos auf und nieder, ohne sie anzublicken. Endlich trat er zu ihr hin; seine Augen funkelten. Er nahm sie mit beiden Händen bei den Schultern und schaute ihr in das tränenüberströmte Gesicht. Sein Blick war trocken, durchdringend, scharf, und seine Lippen zuckten heftig. – Plötzlich beugte er sich schnell zu Boden und küßte ihren Fuß. Sonja fuhr entsetzt zurück wie vor einem Wahnsinnigen; und er sah auch wirklich aus wie ein Wahnsinniger.

„Was ist mit Euch? Was tut Ihr? Vor mir!“ murmelte sie erbleichend, und ihr Herz schlug in ungeheurem Weh.

„Ich habe mich nicht vor dir gebeugt, ich habe mich vor dem Leide der ganzen Menschheit gebeugt“, sagte er wie verstört und trat von ihr zum Fenster. „Höre“, fügte er hinzu, als er

nach einer Minute zu ihr zurückkehrte, „ich habe vorhin einem Menschen, der sich beleidigend über dich geäußert hatte, gesagt, daß er deinen kleinen Finger nicht wert sei und daß ich meiner Schwester heute die Ehre erwiesen habe, neben dir sitzen zu dürfen.“

„Ach, was habt Ihr da gesagt! Und in ihrer Gegenwart?“ rief Sonja erschrocken aus. „Neben mir zu sitzen! Eine Ehre! Ich bin doch ehrlos! Ach, was habt Ihr da gesagt!“

„Ich habe das nicht wegen deiner Ehrlosigkeit und deiner Sünde von dir gesagt, sondern um deines großen Leidens willen. Daß du eine große Sünderin bist, ist wahr“, fügte er schwärmerisch hinzu, „und am meisten bist du deswegen eine Sünderin, weil du dich vergeblich getötet und geopfert hast. Ist das nicht entsetzlich? Ist es nicht schrecklich, daß du in diesem Schmutz lebst, den du so hassest, und dabei genau weißt – du brauchst nur die Augen zu öffnen –, daß du niemandem damit hilfst und niemanden vor seinem Schicksal rettest! Ja, sage mir doch endlich“, fuhr er fast außer sich fort, „wie kann solche Schande und Schmach in dir neben den anderen widersprechenden und heiligen Gefühlen Platz haben? Es wäre doch gerechter, tausendmal gerechter und vernünftiger, sich kopfüber ins Wasser zu stürzen und mit einem Male ein Ende zu machen!“

„Und was würde dann aus ihnen?“ fragte Sonja matt, ihn mit einem Märtyrerblick ansehend; sie schien aber über seinen Vorschlag gar nicht erstaunt zu sein. Raskolnikow sah sie seltsam an.

Er hatte alles in ihrem Blick gelesen. Sie hatte also tatsächlich schon selber diesen Gedanken gehabt. Vielleicht hatte sie in ihrer Verzweiflung oft und ernstlich überlegt, wie sie mit einemmal ein Ende machen könnte, so ernstlich, daß sie jetzt gar nicht über seinen Vorschlag erstaunt war. Auch die Härte seiner Worte, den Sinn seiner Vorwürfe, seine Einstellung zu ihrer Lebensweise hatte sie nicht bemerkt; das konnte er sehen. Aber er begriff vollkommen, bis zu welchem ungeheuerlichen Schmerz der Gedanke an ihre Lage sie schon seit langem gemartert hatte. Was, was konnte bis jetzt ihren Entschluß, allem ein Ende zu machen, aufgehalten haben? Und erst jetzt begriff er völlig, was für sie diese armen kleinen Waisenkinder und

die beklagenswerte, halbverrückte Katharina Iwanowna mit ihrer Schwindsucht und ihrer Raserei bedeuteten.

Aber ebenso klar war es ihm, daß Sonja mit ihrem Charakter und ihrer Herzensbildung in keinem Fall in dieser Umgebung bleiben konnte. Dennoch blieb für ihn die Frage offen, wie sie es so lange in diesen Verhältnissen hatte aushalten können, ohne verrückt zu werden, wenn sie schon nicht die Kraft hatte, sich ins Wasser zu stürzen. Er begriff natürlich, daß Sonjas Lage eine zufällige soziale Erscheinung war, wenn auch unglücklicherweise keine einzig dastehende; doch gerade diese Zufälligkeit, ihre seelische Entwicklung und ihr ganzes vorheriges Leben hätten sie sofort, gleich beim ersten Schritt auf dieser widerwärtigen Bahn, töten müssen. Was hielt sie also aufrecht? Doch nicht das Laster? Diese ganze Schande hatte sie offenbar nur äußerlich berührt, das wirkliche Laster war noch mit keinem Tropfen in ihr Herz gedrungen. Er sah es, er durchschaute sie.

Sie hat drei Wege, dachte er, sich in den Kanal zu stürzen, ins Irrenhaus zu kommen oder – oder sich schließlich wirklich dem Laster zu ergeben, das den Verstand umnebelt und das Herz verhärtet. –

Der letzte Gedanke war ihm am widerwärtigsten; aber er war schon ein Skeptiker, er war jung, Verstandesmensch und somit grausam, und darum mußte er auch glauben, daß der letzte Ausweg, das heißt das Laster, am wahrscheinlichsten war.

Aber ist es denn möglich, rief es in ihm, daß auch dieses Geschöpf, das sich die Reinheit des Herzens bewahrt hat, sich schließlich bewußt an diese ekelhafte, stinkende Grube gewöhnt? Hat diese Gewöhnung schon begonnen, und konnte sie nur deswegen bis jetzt aushalten, weil das Laster ihr schon nicht mehr widerwärtig erscheint? – Wie vorhin Sonja, rief er jetzt: „Nein, nein, das kann nicht sein!“ Nein, vom Wasser hielt sie bis jetzt der Gedanke an die Sünde zurück und an sie, an jene ... Wenn sie aber bis jetzt nicht verrückt geworden ist – aber vielleicht ist sie auch schon verrückt. Kann man denn so sprechen, wie sie es tut? Kann man bei gesundem Verstande so urteilen wie sie? Kann man so am Rande des Verderbens, der stinkenden Grube, in die man schon hineingezogen wird, hocken und mit den Händen abwehren, sich die Ohren zu-

stopfen, wenn von Gefahr die Rede ist? Erwartet sie etwa ein Wunder? Wahrscheinlich ist es so. Sind das nicht alles Anzeichen von Geistesverwirrung?

Er hatte sich in diesen Gedanken verbissen. Dieser Ausweg gefiel ihm sogar besser als jeder andere. Er begann sie noch aufmerksamer zu betrachten. „Du betest sehr viel zu Gott, Sonja?“ fragte er sie.

Sonja schwieg; er stand neben ihr und wartete auf die Antwort.

„Was wäre ich ohne Gott?“ flüsterte sie schnell und entschieden, indem sie ihn flüchtig mit leuchtenden Augen ansah und seine Hand fest drückte.

Das ist es also! dachte er.

„Und was tut Gott dir dafür?“ forschte er weiter.

Sonja schwieg lange, als könnte sie nicht antworten. Ihre zarte Brust hob und senkte sich vor Aufregung.

„Schweigt, fragt nicht! Ihr seid es nicht wert!“ rief sie plötzlich, ihn streng und zornig anblickend.

„Das ist es, das ist es!“ wiederholte er beharrlich für sich.

„Alles tut er!“ flüsterte sie schnell und senkte wieder die Augen.

„Da ist der Ausweg! Da ist die Erklärung!“ entschied er für sich und betrachtete sie mit Spannung.

Mit einem neuen, seltsamen, fast schmerzhaften Gefühl betrachtete er dieses blasse, magere, unregelmäßige, eckige Gesichtchen, diese sanften blauen Augen, die mit so einem Feuer, mit so einer beseelten Kraft blitzen konnten, diesen kleinen, vor Empörung und Zorn bebenden Körper – und dies alles erschien ihm immer wunderlicher, fast unmöglich. „Eine Verzückte! Eine Närrin in Christo!“ wiederholte er für sich.

Auf der Kommode lag ein Buch. Er hatte es schon bemerkt, als er im Zimmer umherging; jetzt nahm er es und sah es an. Es war das Neue Testament. Das Buch war alt, abgegriffen, in Leder gebunden.

„Woher hast du es?“ rief er ihr durch das Zimmer zu. Sie stand noch auf demselben Fleck, drei Schritte vom Tisch entfernt.

„Man hat es mir gebracht“, antwortete sie widerwillig und ohne ihn anzublicken.

„Wer hat es gebracht?“

„Lisaweta hat es gebracht, ich hatte sie darum gebeten.“

Lisaweta! Merkwürdig! dachte er. Alles bei Sonja erschien ihm mit jeder Minute seltsamer und wunderlicher. Er nahm das Buch mit ans Licht und blätterte darin.

„Wo steht die Auferstehung des Lazarus?“

Sonja blickte hartnäckig zu Boden und antwortete nicht.

„Die Auferstehung des Lazarus, wo steht die? Schlage sie auf, Sonja.“

Sie sah ihn von der Seite an.

„Nicht dort – im vierten Evangelium“, flüsterte sie streng und ohne sich ihm zu nähern.

„Schlage sie auf und lies mir vor“, sagte er, setzte sich, stützte die Ellenbogen auf den Tisch, legte den Kopf in die Hände und starrte mit finsterem Ausdruck zur Seite, bereit zuzuhören.

Sonja trat unentschlossen an den Tisch und ergriff das Buch.

„Habt Ihr es noch nicht gelesen?“ fragte sie ihn über den Tisch mit gesenkter Stirn. Ihre Stimme wurde immer strenger.

„Vor langer Zeit – als ich zur Schule ging. Lies!“

„Und habt Ihr es in der Kirche nicht gehört?“

„Ich bin nicht in die Kirche gegangen. Und du, gehst du oft in die Kirche?“

„Nein“, flüsterte Sonja. Raskolnikow lächelte.

„Ich verstehe ... Du wirst also morgen auch nicht zum Begräbnis des Vaters gehen?“

„Ich werde hingehen. Ich war auch vorige Woche in der Kirche – habe eine Totenmesse lesen lassen.“

„Für wen?“

„Für Lisaweta. Sie ist mit einem Beil erschlagen worden.“

Seine Nerven wurden immer gereizter. Der Kopf schwindelte ihm.

„Warst du mit Lisaweta befreundet?“

„Ja – sie war rechtschaffen –, sie kam selten, sie konnte nicht oft kommen. Wir lasen zusammen und sprachen. Sie wird Gott schauen!“

Sonderbar klangen ihm diese biblischen Worte, und da war ja wieder eine Bestätigung: diese geheimnisvollen Zusammenkünfte mit Lisaweta – und sie beide – Verzückte.

Hier kann man ja selber zum Narr in Christo und geisteskrank werden! Es ist ansteckend! dachte er. „Lies!“ rief er plötzlich befehlend und gereizt.

Sonja schwankte noch immer. Ihr Herz pochte. Sie wagte es irgendwie nicht, ihm vorzulesen. Fast mit Qual sah er die „unglückliche Närrin“ an.

„Wozu? Ihr glaubt doch nicht ...“, flüsterte sie leise und schwer atmend.

„Lies! Ich will es haben“, beharrte er, „du hast doch Lisaweta vorgelesen.“

Sonja öffnete das Buch und suchte die Stelle. Ihre Hände zitterten, ihre Stimme versagte. Zweimal setzte sie an und konnte kein Wort herausbringen.

„Es lag aber einer krank mit Namen Lazarus aus Bethanien“, brachte sie endlich mit Anstrengung hervor, aber bei dem dritten Wort erbebt plötzlich ihre Stimme, wie eine zu straff gespannte Saite. Der Atem versagte ihr und die Brust preßte sich zusammen.

Raskolnikow hatte wohl geahnt, warum Sonja sich nicht entschließen konnte, ihm vorzulesen, und je mehr er es begriff, um so rauher und gereizter bestand er auf seinem Verlangen. Er verstand nur zu gut, wie schwer es ihr jetzt fiel, ihr innerstes Wesen zu enthüllen. Er hatte begriffen, daß diese Gefühle tatsächlich ihr eigentliches und vielleicht seit langer Zeit gehegtes Geheimnis bildeten, vielleicht schon seit der frühesten Jugend, schon in der Familie neben dem unglücklichen Vater und der vor Kummer fast irrsinnigen Stiefmutter, mitten unter den hungernden Kindern, dem gräßlichen Geschrei und den Vorwürfen. Gleichzeitig erkannte er jetzt, erkannte er mit Sicherheit, daß sie, wenn sie sich auch grämte und vor dem Vorlesen fürchtete, dennoch selber brennend gern vorlesen wollte, trotz aller Beklemmung und aller Befürchtungen, und zwar gerade ihm, damit er es höre und unbedingt jetzt – wie er sich auch später dazu stellen mochte. Er hatte das in ihren Augen gelesen und aus ihrer verzückten Aufregung ersehen.

Sie überwand den Krampf im Halse, der ihr die Stimme benommen hatte, und fuhr im Lesen des elften Kapitels des Evangeliums Johannis fort. So kam sie bis zum neunzehnten Vers:

„Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder. Als Martha nun hörte, daß Jesus kommt, gehet sie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim

sitzen. Da sprach Martha zu Jesu: „Herr, wärest du hier gewesen; mein Bruder wäre nicht gestorben! Aber ich weiß auch noch, daß, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.“

Hier hielt sie wieder an, da sie ahnte, daß ihre Stimme wieder versagen würde, und sie sich deswegen schämte.

„Jesus spricht zu ihr: ‚Dein Bruder soll auferstehen.‘ Martha spricht zu ihm: ‚Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage.‘ Jesus spricht zu ihr: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das?‘ Sie spricht zu ihm: . . .“

Wie mit Schmerz holte sie tief Atem und las dann deutlich und mit Kraft, als lege sie selber öffentlich ein Glaubensbekenntnis ab:

„Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.“

Sie hielt wiederum inne, hob schnell die Augen zu ihm auf, überwand sich aber und las weiter. Raskolnikow saß und hörte unbeweglich zu, ohne sich umzuwenden, auf den Tisch gestützt und zur Seite blickend. Sie kam bis zum 32. Vers:

„Als nun Maria kam, da Jesus war, und sah ihn, fiel sie zu seinen Füßen und sprach zu ihm: ‚Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.‘ Als Jesus sie sah weinen und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geist und betrübte sich selbst. Und sprach: ‚Wo habt ihr ihn hingelegt?‘ Sie sprachen zu ihm: ‚Herr, komm und sieh es.‘ Und Jesu gingen die Augen über. Da sprachen die Juden: ‚Siehe, wie hat er ihn so liebgehabt!‘ Etliche aber unter ihnen sprachen: ‚Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat, nicht verschaffen, daß auch dieser nicht stürbe?‘“

Raskolnikow wandte sich zu ihr und sah sie erregt an: Ja, das ist es! Sie bebte schon am ganzen Körper, wie in einem wirklichen Fieber. Er hatte es erwartet. Sie kam jetzt zu der Stelle von dem erhabensten und unerhörten Wunder, und das Gefühl eines hohen Triumphes ergriff sie. Ihre Stimme wurde klangvoll wie Metall; Triumph und Freude ertönten darin und

stärkten sie. Die Zeilen flossen ihr durcheinander, weil es vor ihren Augen dunkel wurde, aber sie wußte auswendig, was sie las. Bei dem letzten Vers: „Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat...“, senkte sie die Stimme und gab heiß und leidenschaftlich den Zweifel, den Vorwurf und die Lästerei der ungläubigen, verblendeten Juden wieder, die gleich, nach einer Minute, wie vom Donner gerührt, niedersinken, schluchzen und glauben werden... Auch er, er – auch verblendet und ungläubig, auch er wird gleich hören, auch er wird glauben, ja, ja! Gleich, in diesem Augenblick, durchzuckte es sie, und sie erbehte in freudiger Erwartung.

„Jesus aber ergrimmte abermals in sich selbst und kam zum Grabe. Es war aber eine Kluft und ein Stein darauf gelegt. Jesus sprach: ‚Hebet den Stein ab.‘ Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: ‚Herr, er stinkt schon, denn er ist vier Tage gelegen.‘“

Sie betonte das Wort „vier“ besonders.

„Jesus spricht zu ihr: ‚Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?‘ Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: ‚Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast; doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest; aber um des Volkes willen, das umher stehet, sage ich’s, daß sie glauben, du habest mich gesandt.‘ Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: ‚Lazarus, komm heraus!‘ Und der Verstorbene kam heraus.“

Sie las laut und begeistert, zitternd und erstarrend, als sähe sie es selber mit eigenen Augen.

„Gebunden mit Grabtüchern, an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweiß Tuch. Jesus spricht zu ihnen: ‚Löset ihn auf, und lasset ihn gehen.‘ Viele nunder Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubten an ihn.“

Weiter konnte sie nicht lesen; sie schloß das Buch und erhob sich schnell von ihrem Stuhl.

„Es handelt sich nur um die Auferstehung des Lazarus“, flüsterte sie herb und kurz und blieb unbeweglich, zur Seite abgekehrt, stehen, ohne es zu wagen, zu ihm aufzublicken, so, als schämte sie sich, es zu tun. Noch immer zitterte sie wie im

Fieber. Der Kerzenstumpf im schiefen Leuchter war im Verlöschen und beleuchtete trübe in diesem armseligen Raume den Mörder und die Dirne, die sich so seltsam beim Lesen des ewigen Buches zusammengefunden hatten. Es vergingen fünf Minuten oder mehr.

„Ich bin gekommen, um etwas mit dir zu bereden“, sagte Ras-kolnikow plötzlich laut und mit finsterem Gesicht, erhob sich und trat zu Sonja. Sie schaute ihn schweigend an. Sein Blick war besonders hart, und eine wilde Entschlossenheit lag darin. „Ich habe heute meine Verwandten verlassen“, sagte er, „meine Mutter und meine Schwester. Ich werde nicht mehr zu ihnen gehen. Ich habe mich ganz von ihnen losgesagt.“

„Warum?“ fragte Sonja bestürzt. Ihre Begegnung mit seiner Mutter und Schwester hatte ihr einen ungewöhnlichen Eindruck hinterlassen, den sie sich aber nicht recht erklären konnte. Die Nachricht von dem Bruch hörte sie fast mit Entsetzen.

„Ich habe jetzt nur dich allein“, fügte er hinzu. „Wir wollen zusammen gehen. – Ich bin zu dir gekommen. Wir sind zusammen verdammt, wollen wir auch zusammen gehen!“ Seine Augen blitzten. – Wie ein Halbwahnsinniger, dachte sie.

„Wohin sollen wir gehen?“ fragte sie voll Angst und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Wie kann ich das wissen! Ich weiß nur, daß wir ein und denselben Weg haben, ich weiß es bestimmt – und weiter nichts. Ein gemeinsames Ziel.“

Sie blickte ihn an und verstand gar nichts. Sie begriff nur, daß er furchtbar, grenzenlos unglücklich sein mußte.

„Niemand von ihnen wird etwas verstehen, wenn du es ihnen sagen wirst“, fuhr er fort, „ich aber habe es verstanden. Ich brauche dich, darum bin ich auch zu dir gekommen.“

„Ich verstehe nicht“, flüsterte Sonja.

„Du wirst später verstehen. Hast du denn nicht dasselbe getan? Du bist auch hinweggeschritten – du hast es vermocht. Du hast Hand an dich gelegt, du hast ein Leben vernichtet – dein eigenes – das ist einerlei. Du hättest dich zu den Höhen emporschwingen können und wirst auf dem Kehrlichthausen enden.

Aber du kannst es nicht aushalten, und wenn du allein bleibst, wirst du den Verstand verlieren, wie auch ich. Du bist schon

jetzt wie eine Wahnsinnige; also müssen wir zusammen gehen, ein und denselben Weg! Gehen wir!“

„Warum das alles? Warum?“ rief Sonja, seltsam erregt durch seine Worte.

„Warum? Weil man so nicht weiterleben kann – das ist der Grund! Man muß doch endlich einmal ernst und offen alles bedenken und nicht wie ein Kind weinen und schreien, daß Gott es nicht zulassen wird. Was wird sein, wenn man dich morgen tatsächlich ins Krankenhaus bringt? Katharina Iwanowna ist halbverrückt und hat die Schwindsucht, wird bald sterben, und die Kinder? Wird denn Polenka nicht zugrunde gehen? Hast du denn nicht hier Kinder an den Straßenecken gesehen, die von ihren Müttern betteln geschickt werden? Ich habe erfahren, wo diese Mütter leben und unter welchen Verhältnissen. Dort können die Kinder nicht Kinder bleiben. Dort ist ein Siebenjähriger schon lasterhaft und diebisch. Und Kinder sind doch die Ebenbilder Christi. ‚Ihrer ist das Himmelreich.‘ Er hat befohlen, sie zu achten und zu lieben, sie sind die Zukunft des Menschengeschlechts.“

„Aber was, was kann man da tun?“ wiederholte Sonja, krampfhaft schluchzend und die Hände ringend.

„Was man tun kann? Zerschlagen, was zerbrochen werden muß, ein für allemal, und weiter nichts – und das Leiden auf sich nehmen! Was? Du verstehst nicht? Du wirst es später verstehen! – Freiheit und Macht, hauptsächlich Macht! Über alle zitternden Kreaturen, über den ganzen Ameisenhaufen! – Das ist das Ziel! Denke daran! Das ist mein Vermächtnis für dich! Vielleicht spreche ich mit dir zum letztenmal. Wenn ich morgen nicht komme, wirst du selber von allem hören, und dann denke an meine jetzigen Worte. Und irgendwann, später, mit der Zeit wirst du vielleicht auch verstehen, was sie bedeuten. Wenn ich aber morgen komme, werde ich dir sagen, wer Lisaweta ermordet hat. Leb wohl!“

Sonja zuckte vor Schreck zusammen.

„Ja, wißt Ihr denn, wer es getan hat?“ fragte sie, starr vor Entsetzen, und sah ihn verstört an.

„Ich weiß es und werde es sagen. – Dir, dir allein! Ich habe dich erwählt. Ich werde nicht zu dir kommen, um Verzeihung zu bitten, ich werde es einfach sagen. Ich habe dich seit langem

erwählt, um es dir zu sagen, damals schon, als dein Vater von dir erzählte und als Lisaweta noch lebte, habe ich daran gedacht. Leb wohl! Gib mir nicht die Hand. Morgen.“

Er ging hinaus. Sonja sah ihm wie einem Wahnwitzigen nach; aber auch sie war halb von Sinnen und fühlte es. Der Kopf schwindelte ihr.

„Mein Gott, wie weiß er, wer Lisaweta ermordet hat? Was bedeuten diese Worte? Entsetzlich ist das!“

Aber was die Worte wirklich bedeuteten, wurde ihr nicht im entferntesten klar.

Oh, er muß furchtbar unglücklich sein! Er hat Mutter und Schwester verlassen. Warum? Was ist geschehen? Was für Absichten hat er? Was hat er gesagt? Er hat mir den Fuß geküßt und gesagt – gesagt – er hat es deutlich gesagt –, daß er ohne mich nicht leben kann. – O Gott!

Fiebernd und phantasierend verbrachte Sonja die Nacht. Sie sprang zuweilen auf, weinte und rang die Hände, dann versank sie wieder in fieberhaften Schlaf; die kleine Polja, Katharina Iwanowna, Lisaweta, die Lesung des Evangeliums tauchten vor ihr auf und er... Er mit dem bleichen Gesicht und den flammenden Augen. – Er küßt ihr die Füße – weint. O Gott!

Hinter der Tür, die Sonjas Zimmer von der Wohnung der Gertrud Karlowna Röslich schied, war ein Durchgangszimmer, das schon lange leerstand und zur Wohnung der Frau Röslich gehörte. Zettel an dem Tore und an den Scheiben der Fenster kündigten an, daß es zu vermieten war. Sonja hatte seit langem dieses Zimmer für leerstehend gehalten. Indessen aber hatte diese ganze Zeit an der Tür in dem leeren Zimmer Herr Swidrigailow gestanden und heimlich gelauscht. Als Raskolnikow fortgegangen war, blieb er noch eine Weile stehen, dachte nach, ging dann auf Zehenspitzen in sein Zimmer, das an das leere stieß, holte einen Stuhl und stellte ihn geräuschlos an die Tür, die zu Sonjas Zimmer führte. Das Gespräch war ihm interessant und bedeutungsvoll und hatte ihm so sehr gefallen, daß er einen Stuhl hinbrachte, um künftig, etwa morgen, nicht wieder eine ganze Stunde mühsam stehen zu müssen, sondern es recht bequem und in jeder Beziehung den vollen Genuß zu haben.

V

Als Raskolnikow am anderen Morgen um Punkt elf Uhr in das Polizeikommissariat des X. Bezirkes in die Abteilung des Untersuchungsrichters kam und bat, ihn bei Porfirij Petrowitsch anzumelden, war er erstaunt, daß man ihn so lange warten ließ; es vergingen wohl zehn Minuten, ehe man ihn rief. Seiner Erwartung nach hätte man sofort über ihn herfallen müssen. Er stand indessen im Warteraum, Menschen kamen und gingen, die ihn nicht im geringsten beachteten. Im anderen Raume, der einer Kanzlei ähnlich war, saßen und arbeiteten einige Schreiber, und es war augenscheinlich, daß niemand von ihnen eine Ahnung hatte, wer und was Raskolnikow sei. Mit unruhigen und argwöhnischen Blicken spähte er umher, ob sich nicht neben ihm irgendeine Wache befinde, um achtzugeben, daß er nicht davongehe. Aber nichts von alledem war zu bemerken; er sah nur Kanzleigesichter voll kleinlicher Sorgen und allerlei Leute, und niemand kümmerte sich um ihn. Er hätte nach allen vier Himmelsrichtungen verschwinden können. Immer mehr befestigte sich in ihm der Gedanke, daß man ihn hier nicht so ruhig stehenlassen würde, wenn dieser geheimnisvolle Mensch von gestern, der wie ein Gespenst aufgetaucht war, tatsächlich alles wußte und alles gesehen hatte. Und hätte man denn bis elf Uhr auf ihn gewartet, bis er selber geruhte zu erscheinen? Offenbar hatte dieser Unbekannte noch nichts ausgesagt, oder er wußte auch nichts und hatte mit eigenen Augen nichts gesehen – und wie konnte er es auch gesehen haben? Folglich war alles, was gestern mit ihm, Raskolnikow, vorgefallen war, ein Trugbild gewesen, das seine krankhafte Phantasie ihm vorgespiegelt hatte. Diese Vermutung war ihm schon gestern während der stärksten Aufregung und Verzweiflung gekommen. Nachdem er das alles jetzt noch einmal überdacht hatte und sich für einen neuen Kampf vorbereitete, fühlte er plötzlich, daß er zitterte, und eine Wut packte ihm bei dem Gedanken, daß Furcht vor dem verhaßten Porfirij Petrowitsch der Grund dafür war. Nichts schien ihm gräßlicher, als mit diesem Menschen zusammen-

zutreffen; er haßte ihn grenzenlos und fürchtete sogar, sich durch seinen Haß irgendwie zu verraten. Seine Empörung war so stark, daß sogar das Zittern aufhörte; er wappnete sich, um mit einer kalten, frechen Miene hineinzugehen, und nahm sich vor, möglichst viel zu schweigen, zu beobachten, zuzuhören und wenigstens dieses Mal seine krankhaft gereizte Natur unbedingt zu zügeln. In diesem Augenblick wurde er zu Porfirij Petrowitsch gerufen.

Es erwies sich, daß Porfirij Petrowitsch in seinem Arbeitszimmer allein war. Der Raum war weder groß noch klein; es standen darin: ein großer Schreibtisch vor einem mit Wachtuch überzogenen Sofa, ein Schreibpult, ein Schrank in einer Ecke und einige Stühle – alles Staatseigentum aus gelbem poliertem Holz. In der Ecke der Hinterwand, oder vielmehr Scheidewand, war eine verschlossene Tür, dahinter mochte sich, wie es schien, noch eine ganze Reihe Zimmer befinden. Nach Raskolnikows Eintreten schloß Porfirij sofort die Tür, durch die er gekommen war, und sie blieben allein. Er begrüßte seinen Gast scheinbar mit der heitersten und freundlichsten Miene, und erst nach einigen Minuten merkte Raskolnikow aus verschiedenen Anzeichen etwas wie Verwirrung, als sei Porfirij plötzlich aus der Fassung geraten und als hätte man ihn bei etwas sehr Verborgenen und Heimlichem ertappt. „Ah, mein Verehrtester! Da seid Ihr ja – in unserem Bereich“, begann Porfirij Petrowitsch, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Nun setzt Euch, mein Lieber! Oder vielleicht habt Ihr es nicht gern, daß ich Euch ‚mein Verehrtester‘ oder ‚mein Lieber‘ nenne – so tout court*? Haltet es bitte nicht für zu große Vertraulichkeit. – Bitte, hier auf dem Sofa.“

Raskolnikow setzte sich, ohne den Blick von ihm zu wenden.

„In unserem Bereich“, Entschuldigungen wegen Vertraulichkeit, das französische Wort „tout court“ und ähnliches, das sind alles charakteristische Anzeichen, dachte Raskolnikow argwöhnisch. Er hat mir wohl beide Hände entgegengestreckt, aber keine gereicht, hat sie rechtzeitig zurückgezogen. – Beide beobachteten einander; aber kaum trafen sich ihre Blicke, wandten sie sich wieder ab.

„Ich habe Euch das Schriftstück – über die Uhr gebracht. –

* So ganz kurz, d. h. ohne Umstände

Hier, bitte. Ist es richtig geschrieben, oder muß ich es noch einmal umschreiben?“

„Was? Das Schriftstück? Ach ja... Seid ohne Sorge, ganz richtig“, sagte Porfirij Petrowitsch hastig, als hätte er es eilig, nahm das Papier und sah es durch. „Schon gut, mehr ist nicht nötig“, bemerkte er geschäftig und legte das Papier auf den Tisch. Dann, nach einer Weile, als er schon über andere Dinge sprach, nahm er es wieder vom Tisch und legte es auf das Schreibpult.

„Mir scheint, Ihr sagtet gestern, daß Ihr mich – in aller Form – über meine Bekanntschaft mit dieser – Ermordeten befragen wolltet“, begann wieder Raskolnikow. – Warum habe ich „mir scheint“ gesagt? ging es ihm durch den Kopf. Warum beunruhigt es mich so, daß ich „mir scheint“ gesagt habe? Er fühlte plötzlich, daß sein Argwohn schon durch die Nähe Porfirijs, durch wenige Worte und Blicke ins Ungeheuerliche gewachsen war – und das konnte gefährlich werden: die Nerven werden gereizt, die Aufregung nimmt zu. – Schlimm, schlimm, ich werde mich verplappern!

„Jaja, macht Euch keine Sorgen! Das hat keine Eile, keine Eile!“ murmelte Porfirij Petrowitsch und ging vor dem Tisch auf und ab, aber scheinbar ohne Ziel; bald stürzte er zum Fenster, dann wieder zum Tisch, bald mied er den Blick Raskolnikows, bald sah er ihm gerade ins Gesicht. Ein seltsamer Anblick war diese kleine, feiste, runde Gestalt, die wie ein Gummiball überallhin rollte und von allen Wänden und Ecken zurückprallte.

„Wir haben ja Zeit, wir haben viel Zeit! Wollt Ihr nicht rauchen? Habt Ihr was bei Euch? Bitte, hier ist eine Zigarette“, fuhr er fort, dem Gast eine Zigarette anbietend. „Ich empfange Euch hier, meine richtige Wohnung aber ist hinter dieser Scheidewand, eine Dienstwohnung, im Augenblick wohne ich in diesen Räumen, weil dort noch ausgebaut wird. Jetzt ist sie fast fertig. – Eine Dienstwohnung ist eine angenehme Sache, was? Wie denkt Ihr darüber?“

„O ja, eine sehr angenehme Sache“, antwortete Raskolnikow, ihn fast spöttisch anblickend.

„Eine angenehme Sache“, wiederholte Porfirij Petrowitsch, als denke er über etwas ganz anderes nach. „Ja, eine angenehme

Sache!“ rief er laut, richtete plötzlich den Blick auf Raskolnikow und blieb zwei Schritte vor ihm stehen.

Die alberne Wiederholung, daß eine Dienstwohnung eine angenehme Sache sei, stand wegen ihrer Platttheit zu sehr im Gegensatz zum ernsten, gedankenvollen, rätselhaften Blick, den er jetzt auf seinen Besucher heftete. Das aber reizte Raskolnikows Wut noch mehr, und er konnte sich einer spöttischen und etwas unvorsichtigen Herausforderung nicht enthalten.

„Wißt Ihr“, fragte er plötzlich, indem er ihn frech anblickte, diese Frechheit selbst genießend, „mir scheint, es gibt so eine juristische Regel, einen juristischen Kniff für alle Untersuchungsrichter: zuerst beginnen sie mit weit abliegenden Kleinigkeiten oder auch mit etwas Ernstem, aber ganz Fernliegendem, um den zu Befragenden zu ermutigen, zu zerstreuen, seine Vorsicht einzuschläfern, und dann überrumpeln sie ihn ganz unerwartet mit einer verhängnisvollen und gefährlichen Frage, wie mit einem Hieb auf den Schädel, ist es nicht so? An alle diese Regeln und Kunstgriffe hält man sich wohl auch heute noch eisen?“

„So, so. – Ihr denkt also, daß ich Euch durch die Dienstwohnung... Ja?“ Bei diesen Worten kniff er die Augen zusammen und blinzelte ihm zu; ein lustiger und verschlagener Zug huschte über sein Gesicht, die Falten auf seiner Stirn glätteten sich, die Augen wurden ganz klein, das Gesicht zog sich in die Breite, und er brach plötzlich in ein nervöses, langanhaltendes Gelächter aus, wobei sein ganzer Körper bebte und wogte; dabei schaute er Raskolnikow gerade in die Augen. Dieser begann ebenfalls zu lachen, wenn auch etwas gezwungen. Als Porfirij das sah, verfiel er in einen solchen Lachkrampf, daß er blaurot im Gesicht wurde; nun überwog in Raskolnikow der Widerwille alle Vorsicht: er hörte auf zu lachen, sein Gesicht wurde finster, und er sah Porfirij lange haßerfüllt an, während der ganzen Zeit dieses wie absichtlich nicht aufhörenden Lachens. Übrigens waren beide unvorsichtig: Porfirij lachte seinem Gast offen ins Gesicht und kümmerte sich wenig darum, daß dieser das Lachen mit Haß beantwortete; für Raskolnikow wiederum war dieser Punkt sehr wichtig, denn er zeigte ihm, daß Porfirij vorhin gar nicht verlegen ge-

wesen war, daß er vielmehr, Raskolnikow, wahrscheinlich in eine Falle geraten war, daß es hier offenbar etwas gab, was er nicht kannte, irgendeinen vorherigen Plan, daß vielleicht alles schon vorbereitet war und gleich, im nächsten Augenblick, zutage treten und über ihn hereinbrechen würde.

Er beschloß, den Stier bei den Hörnern zu nehmen, stand auf und ergriff seine Mütze.

„Porfirij Petrowitsch“, begann er in entschiedenem, aber stark gereiztem Ton, „Ihr habt gestern den Wunsch geäußert, ich möge wegen irgendeines Verhörs zu Euch kommen“ – er betonte das Wort „Verhör“ besonders –, „ich bin gekommen, und wenn Ihr etwas von mir wünscht, so befragt mich, sonst gestattet mir, daß ich mich entferne. Ich habe keine Zeit, ich habe zu tun. Ich muß zum Begräbnis des Beamten, der überfahren wurde, von dem Ihr ja auch wißt“, fügte er hinzu und ärgerte sich sofort über diese Schlußbemerkung und wurde noch gereizter. „Ich habe das Ganze satt, hört Ihr, schon lange... Ich war zum Teil auch deshalb leidend... Mit einem Wort“, schrie er, da er fühlte, daß die Bemerkung über seine Krankheit noch überflüssiger war, „mit einem Wort, befragt mich gefälligst oder entlaßt mich sofort, und wenn Ihr mich befragt, dann nicht anders als in aller Form! Sonst werde ich es nicht erlauben; und darum, lebt wohl, auf ein andermal, da wir beide jetzt doch nicht weiterkommen.“

„Mein Gott! Was wollt Ihr damit sagen? Worüber soll ich Euch denn befragen?“ gackerte auf einmal Porfirij Petrowitsch, änderte sofort Ton und Miene und hörte auf zu lachen.

„Regt Euch doch bitte nicht so auf“, beeilte er sich Raskolnikow zu beschwichtigen, ihn wieder zum Sitzen nötigend. „Es hat Zeit, es hat viel Zeit, das alles sind doch nur Kleinigkeiten! Ich bin im Gegenteil so froh, daß Ihr endlich zu uns gekommen seid, ich empfangen Euch wie einen Gast. Und für dieses verwünschte Lachen bitte ich Euch um Entschuldigung, mein lieber Rodion Romanowitsch. Ich bin ein nervöser Mensch; Ihr hattet mich durch den Scharfsinn Eurer Bemerkung so zum Lachen gebracht; manchmal zittere ich wirklich wie Gummielastikum eine halbe Stunde lang. Ich bin lachlustig; bei meinem Körperbau muß ich sogar fürchten, daß mich einmal der Schlag trifft. Ja, setzt Euch doch, warum steht

Ihr? Ich bitte Euch, sonst muß ich ja denken, daß Ihr mir zürnt.“

Raskolnikow schwieg, hörte zu und beobachtete, noch immer mit finsterem Gesicht und zornig. Er setzte sich, legte aber die Mütze nicht aus der Hand.

„Ich möchte Euch etwas von mir sagen, lieber Rodion Romanowitsch, zur Erklärung meines Charakters“, fuhr er fort, noch immer im Zimmer herumlaufend und den Blick seines Gastes meidend. „Ich bin Junggeselle, nicht weltgewandt, mit wenig Beziehungen, und dazu ein erledigter Mensch, ein verknöchertter Mensch, ein entlaubter Baum und – und – und habt Ihr bemerkt, Rodion Romanowitsch, daß bei uns, das heißt bei uns in Rußland und besonders in den Petersburger Kreisen, wenn sich zwei kluge Menschen treffen, die miteinander nicht sehr gut bekannt sind, aber sich sozusagen gegenseitig achten, so wie jetzt wir, sie eine halbe Stunde lang kein Gesprächsthema finden? Sie sitzen starr und verlegen beieinander und wissen nichts anzufangen. Alle Menschen haben ein Gesprächsthema, Damen zum Beispiel, Menschen der höheren Gesellschaft, weltmännisch erzogen, sie wissen immer, worüber sie sprechen sollen, *c'est de rigueur**, die Menschen aber aus den mittleren Schichten, das heißt denkende Menschen, so wie wir, sind alle gleich verlegen und sind nicht gesprächig. Wie denkt Ihr darüber? Aber legt doch bitte die Mütze weg, es sieht ja so aus, als wolltet Ihr gleich fortgehen, das ist geradezu peinlich. Ich bin im Gegenteil so froh. . .“

Raskolnikow legte die Mütze weg, aber er schwieg weiter und hörte ernst und mit verdrossener Miene dem leeren und verworrenen Geschwätz Porfirij zu. – Will er tatsächlich meine Aufmerksamkeit mit seinem dummen Geschwätz ablenken? dachte er.

„Kaffee biete ich Euch nicht an, es ist hier nicht der Ort dafür; doch warum soll man nicht einige Minuten mit einem guten Bekannten sitzen und sich etwas zerstreuen?“ fuhr Porfirij unermüdlich fort. „Und wißt Ihr, alle diese Amtsgeschäfte. . . Es beleidigt Euch doch nicht, mein Lieber, wenn ich auf und ab gehe? Bewegung ist mir einfach notwendig. Ich sitze den ganzen Tag und bin froh, wenn ich einmal fünf Minuten laufen

* Das versteht sich von selbst.

kann... Hämorrhoiden. – Ich nehme mir immer vor, mich mit Turnen zu behandeln, man sagt, daß Staatsräte, wirkliche Staatsräte und sogar Geheimräte, gerne über das Seil springen; jaja, die Wissenschaft in unserem Jahrhundert... So ist es. – Und was alle diese amtlichen Sachen, Verhöre und die ganzen Formalitäten anlangt... Ihr habt, mein Lieber, soeben etwas von Verhören zu erwähnen geruht. Wißt Ihr – tatsächlich, Rodion Romanowitsch – diese Verhöre verwirren manchmal den Frager selber mehr als den Befragten. Das habt Ihr sehr richtig und scharfsinnig soeben zu bemerken geruht.“ – Ras-kolnikow hatte nichts dergleichen gesagt. – „Man verwirrt sich ganz und gar. Und immer ein und dasselbe, wie ein Trommelwirbel. Eine Reform ist im Anzuge, da sollen wir wenigstens neue Titel erhalten, he, he, he! Und was unsere juristischen Kniffe betrifft, wie Ihr Euch so scharfsinnig ausgedrückt habt, so bin ich vollkommen Eurer Meinung. Wer denn, sagt mir, von allen Angeklagten, sogar von den dümmsten Bauern, wüßte nicht, daß man ihn zuerst durch nebensächliche Fragen einzuschläfern suchen wird, nach Eurem treffenden Ausdruck, um ihn dann plötzlich zu überrumpeln wie mit einem Hieb auf den Schädel, he, he, he! Genau auf den Schädel, nach Eurem treffenden Vergleiche, he, he, he! Also, Ihr habt wirklich gedacht, daß ich Euch durch mein Reden von der Dienstwohnung... Was seid Ihr doch für ein ironischer Mensch! Gut, gut, ich höre schon auf. Doch ein Wort gibt das andere, ein Gedanke ruft den anderen hervor: Ihr habt vorhin auch die gesetzliche Form erwähnt, in bezug auf das Verhör. – Wozu denn nach der gesetzlichen Form? Die Form ist in vielen Fällen ein Unsinn, wißt Ihr! Manchmal spricht man nur freundschaftlich miteinander, und es erweist sich als viel erfolgreicher. Die Form läuft nicht davon, gestattet, daß ich Euch darüber beruhige. Ja, was ist eigentlich die Form? frage ich Euch. Durch die gesetzliche Form darf der Untersuchungsrichter nicht bei jedem Schritt gehemmt werden. Die Arbeit eines Untersuchungsrichters ist doch sozusagen freie Kunst in ihrer Art oder so – he, he!“

Porfirij Petrowitsch hielt für eine kurze Weile inne. Er schüttelte unermüdlich leere Phrasen um sich, flocht dann plötzlich rätselhafte Worte ein und kam sogleich wieder auf Belang-

losigkeiten. Er lief schon beinahe im Zimmer umher, seine dicken, kurzen Beine immer schneller und schneller bewegend, die ganze Zeit zu Boden blickend, die rechte Hand auf dem Rücken und mit der linken unaufhörlich Bewegungen machend, die gar nicht zum Sinn seiner Worte paßten. Raskolnikow bemerkte plötzlich, daß er bei seinem Umherlaufen ein paarmal neben der Tür auf einen Augenblick haltmachte und zu lauschen schien. – Wartet er auf etwas? dachte er.

„Ihr habt vollkommen recht“, fuhr Porfirij heiter fort und blickte Raskolnikow mit ungewöhnlicher Treuherzigkeit an, wobei dieser zusammenzuckte und sich sofort bereit machte.

„Ihr habt vollkommen recht, daß Ihr Euch über die juristischen Formen mit solchem Scharfsinn lustig macht, he, he! Diese tiefsinnigen, psychologischen Methoden – einige natürlich nur – sind äußerst lächerlich und vielleicht auch nutzlos, wenn sie durch die gesetzliche Form zu sehr eingeengt sind. Ja, ich komme wieder auf die gesetzliche Form zurück: Also, nehmen wir an, daß ich den einen oder den anderen sozusagen für den Verbrecher halte oder, besser gesagt, im Verdacht habe in einer Sache, die mir übertragen ist. – Ihr bereitet Euch doch auf den Beruf des Juristen vor, Rodion Romanowitsch?“

„Ja, ich fing an, mich vorzubereiten.“

„Nun, da habt Ihr sozusagen ein kleines Beispiel für die Zukunft. Das heißt, denkt nicht, daß ich es wage, Euch zu belehren, bei dem fabelhaften Artikel, den Ihr geschrieben habt! Nein, ich will Euch nur so als eine Tatsache ein Beispiel vorführen: Also, nehmen wir an, daß ich den einen oder den anderen für den Verbrecher halte, warum, frage ich, soll ich ihn vor der Zeit beunruhigen, auch wenn ich Beweise gegen ihn in der Hand habe? Den einen zum Beispiel muß ich schnell verhaften, der andere ist ein ganz anderer Charakter, warum soll ich ihm denn da nicht gestatten, noch ein wenig in der Stadt herumzuspazieren, he, he, he! Ich sehe, Ihr versteht mich nicht ganz, ich will es Euch deutlicher darstellen. Wenn ich ihn zu früh einsperre, so gebe ich ihm sozusagen eine moralische Stütze, he, he! Ihr lacht?“ – Raskolnikow dachte gar nicht daran zu lachen; er saß mit zusammengepreßten Lippen und wandte seinen glühenden Blick nicht von Porfirij ab. – „Es ist aber so, mit mancher Person besonders, denn die Menschen

sind verschieden, und doch muß für alle ein Modus gefunden werden. Jetzt werdet Ihr sagen: Beweise. Nehmen wir an, es sind Beweise da; aber Beweise haben doch meistens zwei Seiten, und ich bin doch ein Untersuchungsrichter, also ein schwacher Mensch; ich gestehe, daß ich bei der Untersuchung ein mathematisch klares Resultat, ein ‚Zweimal zwei ist vier‘, einen unumstößlichen Beweis haben will. Wenn ich den Mann aber vorzeitig festsetze – und wäre ich noch so überzeugt, daß er es ist –, kann ich mich selber der Mittel zu seiner Überführung berauben. Und warum? Weil ich ihn sozusagen psychologisch auf etwas Bestimmtes einstelle, ihm Zeit zum Nachdenken lasse, und da wird er sich vor mir in seine Schale verkriechen – er wird endlich begreifen, daß er ein Gefangener ist. Man sagt, daß die klugen Leute in Sebastopol nach der Schlacht bei Alma große Angst hatten, der Feind würde die Stadt im Sturm erobern; als sie aber sahen, daß er eine Belagerung vorzog, da haben sich die klugen Leute gefreut und beruhigt, weil sie voraussahen, daß die Sache sich noch wenigstens um zwei Monate verzögern würde: es dauert eine Weile, bevor man eine Stadt durch Belagerung einnehmen kann. Ihr lacht wieder, glaubt mir nicht? Ihr habt natürlich auch recht. Ihr habt recht! Ich gebe zu, es sind alles Einzelfälle, der angeführte Fall ist tatsächlich ein Einzelfall. Aber man darf nicht außer acht lassen, bester Rodion Romanowitsch, daß es den allgemeinen Fall, auf den alle juristischen Formen und Regeln anzuwenden sind, die in den Büchern stehen, gar nicht gibt, weil jede Tat, jedes Verbrechen, sobald es in Wirklichkeit geschehen ist, zu einem vollkommenen Einzelfall wird, der keinem anderen gleicht. Es gibt manchmal sehr komische Fälle dieser Art. Wenn ich manchen Herrn ganz in Frieden lasse, nicht festsetze und nicht beunruhige, er aber jede Stunde und jede Minute weiß oder wenigstens vermutet, daß ich alles bis zum letzten weiß und ihn Tag und Nacht beobachten lasse, und wenn er sich unter ständigem Verdacht und ewig in Angst fühlt, so wird er nicht wissen, wo sich lassen, wird selber kommen und vielleicht obendrein noch etwas anstellen, womit er den mathematisch klaren Beweis liefert – das ist angenehm. Dies kann auch mit einem tölpelhaften Bauern passieren, leichter aber noch mit unsereinem, einem modernen, gebildeten

und noch dazu nach einer bestimmten Richtung hin entwickelten Menschen. Denn, mein Lieber, es ist sehr wichtig zu wissen, nach welcher Richtung hin ein Mensch entwickelt ist. Und die Nerven, die Nerven, die habt Ihr ganz vergessen, die sind doch heutzutage krank, schlecht und gereizt! Und die Galle, die alle Augenblicke überläuft! – Das ist doch bei Gelegenheit geradezu eine Fundgrube, sage ich Euch. Und warum soll ich mich beunruhigen, daß er frei in der Stadt herumläuft? Mag er vorläufig herumspazieren, mag er! Ich weiß ja ohnedies, daß er mein Opfer ist und mir nicht entgehen kann. Wo soll er auch hin? Etwa ins Ausland? Ins Ausland wird ein Polacke entfliehen, aber nicht er, um so weniger, da ich ihn beobachte und meine Vorkehrungen getroffen habe. Wird er etwa ins Innere des Landes entfliehen? Dort leben doch nur ungehobelte russische Bauern; da wird ein moderner, fortschrittlicher Mensch eher das Gefängnis vorziehen, als mit diesen Hinterwäldlern zu leben, wie unsere Bäuerlein es sind, he, he! Aber das ist alles Unsinn, Äußerlichkeiten! Was heißt: entfliehen? Das ist äußere Form, die Hauptsache ist die, daß er mir nicht entfliehen wird, nicht, weil er keinen Ort hat, wohin er entfliehen könnte, sondern weil er mir psychologisch nicht entfliehen wird, he, he! Wie gefällt Euch der Ausdruck? Nach einem Naturgesetz wird er mir nicht entfliehen, wenn er auch die Möglichkeit dazu hätte. Habt Ihr einen Schmetterling um eine Kerze flattern sehen? Nun, so wird auch er die ganze Zeit um mich herumflattern; die Freiheit wird ihm nicht mehr schmecken, er wird sich verwickeln, in ein Netz verwickeln und Tag und Nacht keine Ruhe finden. Und nicht nur das: er wird mir selber ein mathematisches Stückchen in der Art von ‚zweimal zwei ist vier‘ vorbereiten, wenn ich ihm genügend Zeit lasse. Die ganze Zeit wird er immer engere und engere Kreise um mich ziehen und – bauz, fliegt er mir direkt in den Mund, und ich werde ihn verschlucken! Das ist schon sehr angenehm, he, he! Ihr glaubt es nicht?“

Raskolnikow antwortete nicht. Er saß starr und unbeweglich da und starrte Porfirij ins Gesicht. – Die Lehre ist gut, dachte er erschauernd. Das ist schon nicht mehr das „Katze-und-Maus-Spiel“ von gestern. Er zeigt mir doch nicht ohne Absicht seine Macht, reibt sie mir unter die Nase – dazu ist er zu klug. Er

hat einen anderen Zweck. Aber was für einen? Unsinn, Bruder, du willst mich schrecken und machst Mätzchen. Du hast gar keine Beweise, und der Mann von gestern existiert nicht. Du willst mich nur verwirren, mich reizen und, wenn ich in diesem Zustande bin, zupacken; aber du wirst den kürzeren ziehen. Warum legt er mir alles so in den Mund, warum? Rechnet er auf meine kranken Nerven? Nein, Bruder, du wirst den kürzeren ziehen, obgleich du etwas vorbereitet hast! –

Und er nahm alle Kraft zusammen, um sich gegen die furchtbare, unbekannte Katastrophe zu wappnen. Dazwischen verspürte er Lust, sich auf Porfirij zu stürzen und ihn zu erwürgen. Schon beim Eintreten hatte er sich vor dieser Wut gefürchtet. Er fühlte, daß sein Herz pochte, daß auf seinen Lippen Schaum eingetrocknet war. Aber er beschloß doch zu schweigen, kein Wort vorzeitig auszusprechen. Er begriff, daß dies in seiner Lage die beste Taktik war, weil er sich dann nicht verplappern, sondern im Gegenteil den Gegner noch mehr reizen würde und der sich ihm vielleicht selber verraten könnte. Jedenfalls hoffte er darauf.

„Nein, ich sehe, daß Ihr mir nicht glaubt, Ihr denkt, daß ich harmlose Späße erzähle“, fuhr Porfirij, immer lustiger werdend, fort. Er kicherte unausgesetzt und begann wieder im Zimmer zu kreisen. „Ihr habt natürlich ein Recht dazu, meine Erscheinung ist nun einmal so, daß sie komische Gedanken bei anderen weckt. Ich bin ein Bajazzo. Aber ich will Euch was sagen und wiederhole es noch einmal, lieber Rodion Romanowitsch, entschuldigt mich alten Mann: Ihr seid noch ein junger Mensch, sozusagen in der ersten Jugend, darum schätzt Ihr am höchsten den menschlichen Verstand, wie alle jungen Menschen. Geistvoller Witz und abstrakte Argumente blenden Euch. Und das ist genau wie zum Beispiel mit dem früheren österreichischen Kriegsrat, das heißt, soweit ich militärische Dinge beurteilen kann. Auf dem Papier hatten sie Napoleon geschlagen und gefangengenommen, in ihrem Arbeitszimmer alles aufs scharfsinnigste berechnet und durchgeführt, und siehe da – MacMahon ergibt sich mit seiner ganzen Armee. He, he! Ich sehe, ich sehe, lieber Rodion Romanowitsch, Ihr lacht über mich, daß ich als Zivilist immer Beispiele aus der Kriegsgeschichte nehme. Ich habe nun einmal eine Vorliebe für Kriegswissen-

schaft, lese so gern alle diese Kriegsberichte. Ich habe entschieden meinen Beruf verfehlt, ich hätte Offizier werden sollen. Ein Napoleon wäre ich wahrscheinlich nicht geworden, aber vielleicht hätte ich es bis zum Major gebracht, he, he! Jetzt will ich Euch die ganze Wahrheit über den Einzelfall auseinandersetzen, mein Lieber. Die Wirklichkeit und die Natur sind wichtige Dinge, oh, wie sie manchmal die allerscharfsinnigste Berechnung umstürzen! Hört auf einen alten Mann, ich spreche im Ernst“ – der fünfunddreißigjährige Porfirij sah in diesem Augenblick wirklich wie ein alter Mann aus, sogar seine Stimme hatte sich verändert, und er war irgendwie zusammengesunken –, „außerdem bin ich ein aufrichtiger Mensch. Bin ich ein aufrichtiger Mensch oder nicht? Was meint Ihr? Mir scheint, ich bin es, teile Euch solche Dinge umsonst mit und verlange keinen Gegendienst dafür, he, he! Ich fahre also fort: Scharfsinn ist, meiner Meinung nach, etwas sehr Schönes, er ist sozusagen die Zierde der Natur und der Trost des Lebens, und er kann solche Scherzfragen aufgeben, daß irgendein armer Untersuchungsrichter sie nicht zu beantworten vermag, besonders wenn er von seiner Phantasie hingerissen wird, wie es immer geschieht, denn er ist ja auch nur ein Mensch. Aber die Natur hilft dem armen Untersuchungsrichter aus der Klemme, das ist das Pech! Daran aber denkt die von Scharfsinn verblendete Jugend nicht, die – die über alle Hindernisse hinwegschreitet – wie Ihr Euch gestern so treffend und geistvoll auszudrücken geruhtet. Er wird, nehmen wir an, lügen, nämlich der Mensch, der Einzelfall, gewandt und ausgezeichnet lügen; nun müßte er, sollte man annehmen, triumphieren, die Früchte seines Scharfsinns ernten, er aber – fällt bauz in Ohnmacht, und noch dazu an der allerunpassendsten Stelle. Natürlich Krankheit; schlechte Luft ist manchmal in den Zimmern, aber trotzdem! Gelogen hat er fabelhaft, aber nicht verstanden, mit der Natur zu rechnen. Darin liegt die Tücke! Ein ander Mal läßt er sich von seinem neckischen Scharfsinn hinreißen und fängt an, den Menschen, der ihn im Verdacht hat, zum Narren zu halten, erbleicht wie absichtlich, wie im Spaß, aber erbleicht schon zu natürlich, zu echt – und wieder steigt ein neuer Verdacht auf. Wenn der Betrug auch im Augenblick gelingt, über Nacht aber wird dem anderen

alles klar, wenn er nicht ganz dumm ist. Und so geht es doch auf Schritt und Tritt. Das ist nicht alles: Er wird angelaufen kommen, sich ganz unnütz vordrängen, das Gespräch unentwegt auf Dinge lenken, über die er im Gegenteil schweigen müßte, allerhand Allegorien zum besten geben, he, he! Er wird selber kommen und fragen, warum man ihn noch immer nicht einsperrt, he, he, he! Und das kann dem scharfsinnigsten Menschen, dem Psychologen und dem Schriftsteller passieren. Die Natur ist ein Spiegel, der allerdurchsichtigste Spiegel. Schau hinein und habe deinen Spaß! So ist es. Ja, warum seid Ihr so blaß geworden, Rodion Romanowitsch? Ist es hier zu dumpf, soll ich ein Fenster öffnen?“

„Bitte beunruhigt Euch nicht!“ rief Raskolnikow und lachte laut auf. „Bitte bemüht Euch nicht!“

Porfirij blieb vor ihm stehen, wartete eine Weile und lachte dann selber los. Raskolnikow erhob sich vom Sofa, sein krampfartiges Lachen mit einem Ruck abbrechend.

„Porfirij Petrowitsch“, sagte er laut und fest, obgleich die Beine unter ihm zitterten, „ich sehe endlich klar, daß Ihr mich im Verdacht habt, die Alte und ihre Schwester Lisaweta ermordet zu haben. Ich erkläre Euch hiermit, daß ich schon längst genug davon habe. Wenn Ihr findet, daß Ihr das Recht habt, mich gesetzlich zu verfolgen, so verfolgt mich, mich zu verhaften, so verhaftet mich. Aber ich lasse nicht mit mir spielen und erlaube Euch nicht, mich zu quälen!“

Seine Lippen begannen plötzlich zu zittern, seine Augen flammten vor Wut, die bis jetzt gemäßigte Stimme wurde laut.

„Ich erlaube es Euch nicht!“ schrie er plötzlich und schlug aus voller Kraft mit der Faust auf den Tisch. „Hört mich, Porfirij Petrowitsch, ich erlaube es Euch nicht!“

„Ach Gott, was ist denn schon wieder los!“ rief Porfirij, scheinbar ganz erschrocken. „Lieber, guter Rodion Romanowitsch, was ist Euch?“

„Ich erlaube es Euch nicht!“ rief Raskolnikow noch einmal.

„Leiser, mein Lieber! Man wird es hören und herkommen, was werden wir ihnen dann sagen? Bedenkt!“ flüsterte Porfirij und näherte sein Gesicht dem Raskolnikows.

„Ich erlaube es Euch nicht! Ich erlaube es Euch nicht!“ wiederholte dieser mechanisch, und jetzt auch im Flüsterton.

Porfirij drehte sich um und lief, das Fenster zu öffnen.

„Frische Luft tut not, und einen Schluck Wasser müßt Ihr trinken. Das ist ja ein richtiger Anfall.“ Er stürzte zur Tür, um Wasser zu verlangen, fand aber in der Ecke eine Karaffe mit Wasser und ein Glas.

„Trinkt“, flüsterte er, mit der Karaffe zu Raskolnikow eilend, „vielleicht hilft es!“ Sein Schreck und seine Teilnahme waren so natürlich, daß Raskolnikow verstummte und ihn verstört und neugierig betrachtete. Das Wasser lehnte er ab.

„Rodion Romanowitsch, Lieber, auf diese Weise werdet Ihr Euch ganz zugrunde richten; ich versichere Euch. Trinkt wenigstens einen Tropfen.“ Er zwang Raskolnikow, das Glas zu nehmen, das der mechanisch an die Lippen führte, aber sofort wieder mit Ekel auf den Tisch stellte.

„Ja, das war ein kleiner Anfall“, gackerte Porfirij mit freundschaftlicher Teilnahme, aber scheinbar noch immer fassungslos.

„So werdet Ihr wieder in die alte Krankheit fallen. Ihr wollt Euch gar nicht schonen. Gestern war Dmitrij Prokofjitsch bei mir – ich gebe zu, ich habe einen giftigen, gräßlichen Charakter, aber was er daraus für Schlüsse gezogen hat, Herr Gott! Er ist gestern gekommen, nach Euch, wir speisten zusammen, und er redete, redete! Kam er in Eurem Auftrage? Ja, setzt Euch doch, um Gottes willen.“

„Nein, er kam nicht in meinem Auftrage, aber ich wußte, daß er zu Euch ging und warum“, antwortete Raskolnikow scharf.

„Ihr wußtet es? Ja, was ist denn dabei? Ja, mein Lieber, ich weiß noch ganz andere Heldentaten von Euch, alles weiß ich! Ich weiß, daß Ihr ausgingt, um eine Wohnung zu mieten, spät-abends, und daß Ihr an der Schelle gezogen und die Arbeiter über das Blut ausgefragt und den Pförtnern den Kopf verwirrt habt. Ich verstehe ja Euren damaligen Seelenzustand. Aber Ihr werdet Euch auf diese Weise zugrunde richten, bei Gott. Eine gerechte Entrüstung kocht in Euch über die erlittenen Kränkungen, die Euch das Schicksal und dann die Polizeibeamten beifügten, darum rennt Ihr auch hierhin und dorthin, um alle sozusagen schneller zum Sprechen zu bringen und damit allem mit einem Schlage ein Ende zu machen, weil dieser ganze Unsinn und diese Verdächtigungen Euch schon zum Halse heraushängen. Ist es nicht so? Habe ich Eure Stimmung

erraten? Auf diese Weise werdet Ihr aber nicht nur Euch selber, sondern auch meinen Rasumichin total verwirren, und er ist doch dafür ein zu guter Mensch, das wißt Ihr ja selber. Bei Euch ist es Krankheit, bei ihm Tugend; aber die Krankheit kann ihn auch erfassen. Ich will Euch, mein Lieber, wenn Ihr Euch beruhigt habt, etwas erzählen. – Setzt Euch, um Gottes willen, ruht Euch aus, Ihr seid ja ganz verstört.“

Raskolnikow setzte sich. Das Frösteln ging vorüber und Fieberhitze verbreitete sich über seinen ganzen Körper. Mit tiefer Bestürzung und mit Spannung hörte er dem ängstlich um ihn bemühten Porfirij zu. Aber er glaubte ihm auch nicht ein Wort, obwohl er die seltsame Neigung fühlte zu glauben. Die unerwarteten Worte über die Wohnung hatten ihm einen furchtbaren Stoß versetzt. – Wie ist das möglich, er weiß also von der Wohnung, dachte er plötzlich, und erzählt es mir selber?

„Ja, es gab einmal einen psychologisch ganz ähnlichen Fall in unserer Gerichtspraxis, einen krankhaften Fall“, fuhr Porfirij fort. „Da hat auch einer behauptet, einen Mord begangen zu haben, hat eine ganze Wahnvorstellung vorgeführt, Tatsachen und Umstände berichtet, alles und alle durcheinandergebracht und verwirrt. Und aus welchem Grunde? Er selber war ganz ohne Absicht zum Teil die Ursache des Mordes, aber nur zum Teil; und als er das erfuhr, fing er an, sich zu grämen, hatte Erscheinungen, verlor den Verstand und redete sich ein, daß er der Mörder sei. Aber der Oberste Gerichtshof klärte die Sache, der Unglückliche wurde freigesprochen und in einer Anstalt untergebracht. Ja, wie soll denn das weitergehen mit Euch, mein Lieber? Auf diese Weise kann man sich ja ein Nervenfieber holen, wenn man schon dazu neigt, seine Nerven zu reizen, nachts an Türen zu klingeln und über Blut Auskunft zu fordern. Ich habe doch diese ganze Psychologie in der Praxis studiert. In dieser Weise fühlt ein Mensch sich auch versucht, sich aus dem Fenster oder von einem Glockenturm zu stürzen, weil es ein so verführerisches Gefühl ist. Eine Krankheit ist es, Rodion Romanowitsch, eine Krankheit! In der letzten Zeit vernachlässigt Ihr Eure Krankheit zu sehr. Ihr solltet Euch mit einem erfahrenen Arzt beraten; denn der Dickwanst, der ist nichts für Euch. Fieberphantasien sind es bei Euch, Ihr tut alles nur im Fieberwahn...“

Einen Augenblick drehte sich Raskolnikow alles im Kreise. – Ist es möglich, daß er jetzt lügt? ging es ihm durch den Kopf. Unmöglich, unmöglich! – Er stieß diesen Gedanken von sich, da er im voraus fühlte, bis zu welcher Wut und Raserei er ihn bringen würde und daß er darob den Verstand verlieren könnte.

„Das tat ich nicht im Fieberwahn, sondern bei vollem Bewußtsein!“ rief er mit Anspannung aller seiner Verstandeskräfte, um das Spiel Porfirij zu durchschauen. „Bei vollem Bewußtsein, hört Ihr?“

„Ich verstehe und höre es! Ihr sagtet auch gestern, daß Ihr nicht im Fieberwahn wart, Ihr betontet es sogar besonders. Ich begreife alles, was Ihr sagt, ach... Aber hört, Rodion Romanowitsch, mein Teurer, mich an: Solltet Ihr wirklich schuldig oder in diese verfluchte Sache irgendwie verwickelt sein, dann würdet Ihr doch nicht selber so eisern darauf bestehen, daß Ihr das alles bei vollem Bewußtsein getan habt. Ist denn das möglich? Meiner Meinung nach ist nur das Gegenteil denkbar. Wenn Ihr kein reines Gewissen hättet, so müßtet Ihr doch gerade betonen, daß Ihr es im Fieberwahn getan habt. Nicht wahr, es ist doch so?“

Es lag etwas Hinterlistiges in dieser Frage. Raskolnikow wich vor Porfirij, der sich wieder über ihn gebeugt hatte, ganz in die Sofaecke zurück und betrachtete ihn schweigend und voll Ungewißheit.

„Oder, was Herrn Rasumichin anlangt, ob er gestern aus eigenem Antriebe oder in Eurem Auftrag gekommen ist, Ihr müßtet doch natürlich sagen, daß er aus eigenem Antrieb gekommen ist, und verheimlichen, daß Ihr ihn beauftragt habt. Ihr aber verheimlicht das nicht, sondern betont ausdrücklich, daß er in Eurem Auftrag gekommen ist.“

Raskolnikow hatte das niemals betont. Ein Schauer lief über seinen Rücken. „Lauter Lügen“, sagte er langsam und schwach mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ihr wollt mir wieder zeigen, daß Ihr mich durchschaut habt, daß Ihr alle meine Antworten im voraus wißt“, sagte er und fühlte selber, daß er seine Worte nicht mehr gebührend abwog. „Ihr wollt mich einschüchtern oder Euch einfach über mich lustig machen.“ Er fuhr fort, Porfirij durchbohrend anzublicken, als er das

sagte, und plötzlich flammte wieder eine grenzenlose Wut in seinen Augen auf.

„Lauter Lügen!“ schrie er. „Ihr wißt selber, daß es das klügste für einen Verbrecher ist, nach Möglichkeit bei der Wahrheit zu bleiben und nichts zu verheimlichen, was nicht verheimlicht werden muß. Ich glaube Euch nicht!“

„Ihr seid mir ein Schlaukopf! Mit Euch wird man nicht fertig! Eine fixe Idee hat sich bei Euch festgesetzt. Ihr glaubt mir nicht? Ich aber sage Euch, daß Ihr mir schon glaubt, schon zu einem Viertel glaubt, und ich werde es so weit bringen, daß Ihr mir ganz glauben werdet; denn ich habe Euch wirklich gern und will nur Euer Bestes.“

Raskolnikows Lippen begannen zu beben.

„Ja, das will ich und sage es Euch eindringlich“, fuhr er fort und faßte freundschaftlich Raskolnikows Arm etwas über dem Ellbogen. „Ich sage Euch eindringlich: Laßt Eure Krankheit nicht außer acht. Außerdem sind ja Eure Verwandten zu Euch gekommen. Denkt auch an sie. Ihr müßt ihnen Ruhe gönnen, sie verwöhnen, und Ihr erschreckt sie nur.“

„Was geht das Euch an? Woher wißt Ihr es? Warum interessiert Ihr Euch dafür? Ihr beobachtet mich also und wollt es mir zeigen.“

„Mein Lieber, ich habe es doch von Euch, von Euch selber erfahren. Ihr bemerkt nicht einmal, daß Ihr in Eurer Aufregung alles mir und auch anderen erzählt. Auch von Herrn Rasumichin habe ich gestern allerlei interessante Einzelheiten erfahren. Nein, Ihr habt mich unterbrochen: Ich wollte sagen, daß Ihr durch Euren Argwohn bei allem Eurem Scharfsinn den gesunden Blick für die Dinge verloren habt. Nun, zum Beispiel, wieder dasselbe Thema, die Glocke betreffend: eine solche Kostbarkeit, eine solche Tatsache – es spricht doch Bände – liefere ich Euch ohne weiteres aus, ich der Untersuchungsrichter! Und Ihr begreift das gar nicht! Wenn ich auch nur einen kleinen Verdacht gegen Euch hätte, könnte ich dann so handeln? Im Gegenteil, ich hätte zuerst Euren Argwohn eingeschläfert und mir gar nicht anmerken lassen, daß mir diese Tatsache schon bekannt ist, ich hätte Euch auf eine andere Fährte gelenkt, um Euch dann plötzlich, wie mit einem Hieb auf den Schädel – nach Eurem Ausdruck –, mit der Frage

zu überfallen: Was, mein Herr, habt Ihr in der Wohnung der Ermordeten zu tun um zehn oder gar elf Uhr abends? Warum habt Ihr an der Schelle gezogen? Warum habt Ihr die Arbeiter über das Blut ausgefragt? Warum die Pförtner kopfscheu gemacht und sie aufgefordert, mit auf die Polizei zu kommen? Seht, so hätte ich gehandelt, wenn ich auch nur eine Spur Verdacht gegen Euch hätte. Ich hätte Euch in aller Form verhören müssen, eine Haussuchung durchführen und Euch verhaften. – Da ich das nicht getan habe, kann ich also keinen Verdacht gegen Euch hegen. Ihr habt ja den vernünftigen Blick verloren und seht gar nichts, sage ich nochmals.“

Raskolnikow zuckte mit dem ganzen Körper, so daß Porfirij es nur zu deutlich merkte. „Lauter Lügen!“ rief er aus. „Ich kenne Eure Absichten nicht, aber ich weiß, daß Ihr lügt. Vorhin habt Ihr ganz anders geredet, und ich irre mich nicht. Ihr lügt!“

„Ich lüge?“ entgegnete Porfirij, sich scheinbar ereifernd, jedoch seine heiter-spöttische Miene bewahrend. Es schien ihm ganz gleichgültig zu sein, welche Meinung Raskolnikow von ihm hatte. „Ich lüge? Habe ich Euch nicht vorhin alle Mittel zur Verteidigung in die Hand gegeben – ich, der Untersuchungsrichter? Habe ich Euch nicht diese ganze Psychologie vorgeführt: Krankheit, Fieberwahn, Gekränktsein, Schwermut, Polizeibeamten und so weiter? He, he, he! Obwohl, nebenbei gesagt, alle diese psychologischen Verteidigungsmittel, Ausreden und Ausflüchte im Grunde sehr nichtssagend sind und zwei Seiten haben: Krankheit – Fieberwahn – Phantasieren – es schien mir – ich erinnere mich nicht –, das ist alles sehr schön, aber warum, mein Lieber, kommen in der Krankheit gerade nur solche Träume und nicht andere? Es hätten doch auch andere sein können, he, he, he? Nicht wahr?“

Raskolnikow blickte ihn stolz und mit Verachtung an.

„Mit einem Wort“, sagte er laut und entschieden, indem er aufstand und Porfirij ein wenig von sich stieß, „ich will jetzt endlich wissen: Haltet Ihr mich für frei von jedem Verdacht oder nicht? Sagt es klar und deutlich und schnell, jetzt gleich!“

„Das ist eine Wirtschaft mit Euch!“ rief Porfirij mit einer sehr lustigen, verschlagenen Miene und in keiner Weise beunruhigt.

„Wozu braucht Ihr das zu wissen? Wozu wollt Ihr es auch wissen, da man Euch gar nicht belästigt? Ihr seid ja wie ein

Kind: Gebt mir Feuer in die Hand! Weshalb beunruhigt Ihr Euch? Warum drängt Ihr Euch uns auf? Aus welchen Gründen, he, he, he?“

„Ich wiederhole Euch“, schrie Raskolnikow in größter Wut, „daß ich es nicht länger ertragen kann...!“

„Was denn, die Ungewißheit?“ unterbrach ihn Porfirij.

„Reizt mich nicht, ich ertrage es nicht! Ich sage Euch, daß ich es nicht ertrage! Ich kann und will es nicht! Hört Ihr?“ rief er und schlug wieder mit der Faust auf den Tisch.

„Aber leiser doch, leiser, man wird uns hören. Ich warne Euch ernstlich, schont Euch. Ich spaße nicht!“ sagte Porfirij im Flüsterton, aber diesmal hatte sein Gesicht nicht mehr den weibisch-gutmütigen und erschrockenen Ausdruck. Im Gegenteil, jetzt befahl er streng, mit zusammengezogenen Brauen, und als sei es ihm nicht mehr um Geheimnisse und Zweideutigkeiten zu tun. Der anfangs bestürzte Raskolnikow geriet jetzt ganz außer Fassung, gehorchte aber seltsamerweise dem Befehl, leiser zu sprechen, obgleich er sich auf dem Gipfel der Raserei befand.

„Ich lasse mich nicht quälen“, flüsterte er auf einmal und empfand mit Haß und Schmerz, daß er sich gezwungen fühlte, dem Befehl nachzukommen, was ihn noch wütender machte.

„Verhaftet mich, durchsucht mich, aber handelt nach der gesetzlichen Form und spielt nicht mit mir! Wagt es nicht!“

„Kümmert Euch doch nicht um die gesetzliche Form“, unterbrach ihn Porfirij mit demgleichen verschmitzten Lächeln und sah Raskolnikow geradezu mit Genuß an, „ich habe Euch doch eingeladen, damit wir ganz unter uns und freundschaftlich plaudern können!“

„Ich schere mich einen Dreck um Eure Freundschaft! Versteht Ihr? Schau her! Ich nehme meine Mütze und gehe! Wie wirst du das aufnehmen, wenn du mich wirklich verhaften willst?“

Er ergriff seine Mütze und ging zur Tür.

„Und die Überraschung wollt Ihr nicht sehen?“ kicherte Porfirij, indem er Raskolnikow wieder am Arm faßte und ihn an der Tür zurückhielt. Er wurde immer lustiger und neckischer, was Raskolnikow ganz außer sich brachte.

„Was für eine Überraschung? Was ist das?“ fragte er plötzlich und blickte erschrocken auf Porfirij.

„Die Überraschung sitzt da hinter der Tür, he, he!“ – Er wies auf die Tür in der Scheidewand, die in seine Dienstwohnung führte. „Ich habe sie eingeschlossen, damit sie nicht fortläuft.“

„Was ist das? Wo? Was?“ Raskolnikow trat zur Tür und wollte sie öffnen, aber sie war verschlossen.

„Sie ist verschlossen, und da ist der Schlüssel!“ Und Porfirij zog einen Schlüssel aus der Tasche.

„Du lügst!“ brüllte Raskolnikow los, sich nicht mehr zurückhaltend. „Du lügst, verfluchter Bajazzo“, und er stürzte sich auf den zur Tür zurückweichenden, aber keinerlei Furcht zeigenden Porfirij.

„Ich verstehe jetzt alles, alles!“ fuhr Raskolnikow auf ihn los.

„Du lügst, du neckst mich, damit ich mich verrate!“

„Ja, mehr kann man sich doch nicht verraten, mein lieber Rodion Romanowitsch. Ihr seid ja ganz rasend. Schreit nicht so, sonst rufe ich meine Leute!“

„Du lügst, nichts wird geschehen! Rufe deine Leute! Du wußtest, daß ich krank bin, und wolltest mich zur Raserei bringen, damit ich mich verrate, das war deine Absicht! Nein, Tatsachen sollst du mir vorlegen! Ich verstehe nur zu gut: du hast keine Tatsachen, bloß elende, nichtige Vermutungen, von Sametow dir zugetragen! – Du kanntest meinen Charakter, wolltest mich an den Rand der Verzweiflung bringen, um mich dann plötzlich mit deinen Helfershelfern zu überfallen! Worauf wartest du? Her mit ihnen!“

„Was Euch nicht alles einfällt! Auf diese Weise kann man nicht nach der gesetzlichen Form verfahren, wie Ihr sagt; Ihr wißt nicht, wie es dabei zugehen muß, mein Teurer. Die gesetzliche Form läuft nicht davon, das werdet Ihr selber sehen“, murmelte Porfirij und lauschte nach der Tür hin.

Tatsächlich war jetzt hinter der Tür ein Lärm zu hören.

„Sie kommen!“ rief Raskolnikow aus, „du hast nach ihnen geschickt, du hast sie erwartet! Mögen sie alle kommen, Helfershelfer, Zeugen und was noch alles! Her mit ihnen! Ich bin bereit! Bin bereit!“

Aber da ereignete sich ein seltsamer Vorfall, etwas nach dem Gang der Dinge so Unerwartetes, daß weder Raskolnikow noch Porfirij Petrowitsch im entferntesten auf eine solche Lösung gefaßt sein konnten.

VI

Später, bei der Erinnerung an diesen Augenblick, stellte sich dieses alles Raskolnikow folgendermaßen dar: Der Lärm hinter der Tür wurde plötzlich stärker, und die Tür wurde etwas geöffnet.

„Was ist los?“ rief Porfirij ärgerlich. „Ich habe doch gesagt ...“

Einen Augenblick wurde es still, es schien, daß sich hinter der Tür einige Leute befanden und jemanden zurückstießen.

„Ja, was ist denn da?“ wiederholte Porfirij aufgeregt.

„Man hat den Gefangenen Nikolai gebracht“, antwortete eine Stimme.

„Nicht nötig! Fort! Wartet! Warum ist er hier? Was ist das für eine Unordnung!“ rief Porfirij und stürzte zur Tür.

„Ja, er ...“, begann dieselbe Stimme und brach plötzlich ab.

Etwa zwei Sekunden währte ein starkes Handgemenge, dann schien es, als ob jemand sich mit einem Stoß den Weg bahnte, und gleich darauf trat ein sehr bleicher Mann in Porfirij Petrowitschs Arbeitszimmer.

Auf den ersten Blick sah dieser Mensch sehr eigentümlich aus. Er starrte vor sich hin, schien aber niemanden zu sehen. In seinen Augen blitzte Entschlossenheit, dabei war sein Gesicht totenbleich, als hätte man ihn zur Hinrichtung gebracht. Seine farblosen Lippen bebten.

Er war noch sehr jung, gekleidet wie ein Mann aus dem Volke, mittelgroß, mager, mit rund um den Kopf geschnittenen Haaren und feinen, doch starren Gesichtszügen. Der von ihm unerwartet zurückgestoßene Mensch, ein Gefängniswärter, stürzte ihm als erster ins Zimmer nach und packte ihn an der Schulter, aber Nikolai zog seinen Arm zurück und riß sich noch einmal los. In der Tür erschienen Neugierige, von denen einige sich hereinzudrängen suchten. Alles das geschah in einem Augenblick.

„Fort, es ist zu früh! Warte, bis man dich ruft! Warum hat man ihn schon jetzt hergeführt?“ murmelte Porfirij ärgerlich und schien ganz aus der Fassung gebracht.

Aber Nikolai warf sich plötzlich auf die Knie.

„Was willst du?“ rief Porfirij verwundert.

„Ich bin schuldig! Ich habe gesündigt! Ich bin der Mörder!“ stieß Nikolai plötzlich hervor, atemlos, aber mit ziemlich lauter Stimme.

Zehn Sekunden etwa herrschte Schweigen, als wären alle vom Starrkrampf befallen, selbst der Gefängniswärter wich zurück, näherte sich Nikolai nicht mehr und postierte sich an der Tür.

„Was bedeutet das?“ rief Porfirij, aus seiner Erstarrung erwachend.

„Ich bin der Mörder“, wiederholte Nikolai nach kurzem Schweigen.

„Wieso – du ...? Wen hast du ermordet?“

Porfirij Petrowitsch war offenbar fassungslos, Nikolai schwieg wieder eine Weile.

„Aljona Iwanowna und ihre Schwester Lisaweta Iwanowna. Ich habe sie erschlagen mit dem Beil ... Verblendung war über mich gekommen ...“, fügte er plötzlich hinzu und schwieg wieder. Er lag noch immer auf den Knien.

Porfirij Petrowitsch stand einige Augenblicke wie in Gedanken, dann faßte er sich plötzlich wieder und machte den Neugierigen an der Tür ein Zeichen, zu verschwinden. Daraufhin wurde die Tür geschlossen. Dann sah er zu Raskolnikow hinüber, der in einer Ecke stand und Nikolai verstört anblickte. Er ging auf ihn zu, blieb aber auf halbem Wege stehen, schaute von ihm auf Nikolai und wieder zurück auf ihn und stürzte sich dann plötzlich wie hingerissen auf Nikolai.

„Was kommst du mir hier von deiner Verblendung erzählen?“ rief er ihm fast im Zorne zu. „Ich habe dich nicht danach gefragt. – Sprich: Hast du gemordet?“

„Ich habe gemordet. Ich mache mein Geständnis ...“, sagte Nikolai.

„Ach was! Womit hast du gemordet?“

„Mit einem Beil. Ich hatte es mir vorher verschafft.“

„Ach du! Nicht so hastig! Allein?“

Nikolai verstand die Frage nicht.

„Hast du allein gemordet?“

„Allein. Mitjka hatte nichts damit zu tun.“

„Warte mit Mitjka! Ach du ...! Wie bist du denn damals die

Treppe hinuntergekommen? Die Pförtner sind doch Euch beiden begegnet?“

„Ich bin damals absichtlich mit Mitjka gelaufen“, sagte Nikolai hastig, als hätte er die Antwort vorbereitet.

„Da haben wir's“, rief Porfirij wütend. „Diese Worte hat er sich zurechtgelegt“, murmelte er scheinbar für sich und sah wieder zu Raskolnikow hin.

Offenbar war er so mit Nikolai beschäftigt, daß er Raskolnikow für einen Augenblick vergessen hatte. Jetzt fiel er ihm plötzlich wieder ein, und er wurde sogar verlegen.

„Rodion Romanowitsch, Lieber, entschuldigt“, wandte er sich hastig an ihn. „Das geht nicht. Ich muß Euch bitten, Euch zu entfernen ... Ihr seht, welche Überraschungen ... Bitte ...!“ Er nahm ihn am Arm und wies auf die Tür.

„Das habt Ihr wohl nicht erwartet?“ fragte Raskolnikow, der zwar die Sache noch nicht ganz übersah, aber schon bedeutend mutiger geworden war.

„Auch Ihr habt es nicht erwartet, he, he! Wie Eure Hand zittert!“

„Ihr zittert ja auch, Porfirij Petrowitsch.“

„Ja, auch ich zittere. Habe es nicht erwartet.“

Sie standen schon an der Tür, Porfirij wartete ungeduldig, daß Raskolnikow sich entferne.

„Und die Überraschung wollt Ihr mir nicht zeigen?“ sagte plötzlich Raskolnikow.

„Die Zähne klappern Euch ja im Munde, während Ihr sprecht, he, he! Ihr seid wirklich ein spaßhafter Mensch! Also, auf Wiedersehen!“

„Wenn es nach mir ginge: auf Nimmerwiedersehen!“

„Wie Gott will, wie Gott will!“ murmelte Porfirij mit verzerrtem Lächeln.

Als Raskolnikow durch die Kanzleiräume schritt, bemerkte er, daß viele ihn aufmerksam anblickten. Im Vorzimmer sah er unter der Menge die beiden Pförtner aus jenem Hause, die er damals aufgefordert hatte, mit ihm zum Polizeileutnant zu gehen. Sie standen wartend da. Kaum war er auf die Treppe hinausgetreten, als er die Stimme Porfirijs hinter sich hörte. Er wandte sich um und sah, daß dieser ihm ganz atemlos nachgelaufen kam.

„Auf ein Wort, Rodion Romanowitsch; was alles übrige betrifft, wie's Gott gibt, aber ich muß Euch doch in aller Form über einiges befragen. – So sehen wir uns wieder, ja?“ Porfirij blieb lächelnd vor ihm stehen. „Ja?“ fügte er noch einmal hinzu. Es schien, daß er noch etwas sagen wollte, es aber nicht herausbrachte.

„Ich bitte Euch, Porfirij Petrowitsch, mich wegen meines Aufbrausens von vorhin zu entschuldigen“, begann Raskolnikow, der schon ganz obenauf war und den unwiderstehlichen Wunsch verspürte aufzutrumphen.

„Tut nichts, tut nichts“, fiel Porfirij fast freudig ein. „Ich selber habe einen scheußlichen Charakter, das gebe ich zu. Wir werden uns ja noch sehen; so Gott will, werden wir uns noch oft sehen!“

„Und einander endgültig kennenlernen?“

„Ja, endgültig kennenlernen“, pflichtete Porfirij bei, kniff die Augen zusammen und sah Raskolnikow ernsthaft an. „Jetzt geht Ihr zum Namenstage?“

„Zum Begräbnis.“

„Richtig, zum Begräbnis. Denkt an Eure Gesundheit, Eure Gesundheit ...“

„Ich weiß wirklich nicht, was ich Euch meinerseits wünschen soll!“ erwiderte Raskolnikow und begann die Treppe hinabzusteigen. „Ich würde Euch guten Erfolg wünschen, aber Ihr seht ja, wie lächerlich Euer Amt ist!“

„Ja, warum denn lächerlich?“ fragte Porfirij, der sich auch zum Gehen gewandt hatte, aber nun sofort die Ohren spitzte.

„Nun ja, Ihr habt wohl diesen armen Nikolai auf alle Weise bearbeitet, psychologisch, solange er nicht gestand, ihm Tag und Nacht bewiesen: Du bist der Mörder, du bist der Mörder! – Und jetzt, da er gestanden hat, werdet Ihr ihn wieder schinden: Du lügst, du bist nicht der Mörder! Du konntest es nicht sein! Die Worte kommen nicht von dir! Demnach ist doch Euer Amt lächerlich.“

„He, he, he! Ihr habt also bemerkt, daß ich soeben zu Nikolai gesagt habe, die Worte kämen nicht von ihm?“

„Wie sollte ich es nicht bemerkt haben!“

„He, he! Ihr seid ein scharfsinniger Mensch! Alles bemerkt Ihr! Ein neckischer Geist und habt Sinn für Humor. – Von

den Schriftstellern hatte, so heißt es, Gogol diese Gabe in hohem Maße.“

„Ja, Gogol.“

„Ja, Gogol. Auf angenehmstes Wiedersehen!“

„Auf angenehmstes Wiedersehen . . .“

Raskolnikow ging geradeswegs nach Hause. Er war so verwirrt, daß er, in seinem Zimmer angekommen, sich auf das Sofa warf und eine Viertelstunde dasaß, nur um sich zu erholen und seine Gedanken zu ordnen. Die Geschichte mit Nikolai zu verstehen, versuchte er gar nicht; er fühlte nur, daß er erschüttert war, daß in Nikolais Geständnis etwas Unbegreifliches, Erstaunliches lag, das er auf keine Weise erfassen konnte. Aber dieses Geständnis war eine wirkliche Tatsache. Die Folgen dieser Tatsache wurden ihm sofort klar: die Lüge mußte offenbar werden, und dann würde man sich wieder an ihn halten. Aber bis dahin war er frei und mußte irgend etwas unternehmen gegen diese unvermeidliche Gefahr. Aber wie groß war diese Gefahr? Die Lage begann sich zu klären. Als er sich in großen Zügen das ganze Zusammensein mit Porfirij vergegenwärtigte, fuhr er wieder vor Schreck zusammen. Gewiß kannte er noch nicht alle Absichten Porfirij's, konnte auch nicht seine Berechnungen durchschauen. Aber ein Teil des Spieles war aufgedeckt, und natürlich konnte niemand besser als Raskolnikow selber verstehen, wie unheimlich für ihn dieses „Schachspiel“ Porfirij's war. Noch ein wenig, und er wäre so weit gewesen, sich endgültig zu verraten. Da Porfirij die krankhafte Reizbarkeit seines Charakters kannte und ihn mit einem Blick durchschaut hatte, ging er zwar etwas zu energisch vor, aber doch mit fast sicherem Erfolge. Zweifellos hatte sich Raskolnikow schon neulich stark kompromittiert, aber bis zu klaren Tatsachen war es noch nicht gekommen, bis jetzt war alles in der Schwebe. Aber faßte er auch alles richtig auf? Irrte er sich nicht? Zu welchem Ergebnis wollte Porfirij heute kommen? Hatte er etwas vorbereitet? Und was? Wartete er tatsächlich auf etwas oder nicht? Wie hätten sie sich getrennt, wenn die Sache mit Nikolai nicht so unerwartet dazwischengekommen wäre?

Porfirij hatte fast sein ganzes Spiel aufgedeckt, es war ein Wagnis, aber er hatte es doch getan, und so schien es Ras-

kolnikow die ganze Zeit – wenn er wirklich noch mehr Trümpfe gehabt hätte, so hätte er auch die gezeigt. Aber was war die Überraschung? War sie etwa nur ein Spott? Bedeutete sie irgend etwas oder nicht? Konnte es sich dabei um irgend etwas handeln, was einer Tatsache oder einer wirklichen Belastung ähnlich sah? Der Mann von gestern? Hatte der Erdboden ihn verschluckt? Wo war er heute? Falls Porfirij etwas Positives in Händen hatte, so hing es sicher mit dem Mann von gestern zusammen. –

Er saß auf seinem Sofa mit gesenktem Kopf, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen vergraben. Ein nervöser Schauer lief über seinen ganzen Körper. Endlich stand er auf, nahm seine Mütze und ging zur Tür. Er hatte das Gefühl, daß er wenigstens den heutigen Tag einigermaßen ungefährdet verbringen könnte. Auf einmal fühlte er etwas wie Freude in seinem Herzen: er wünschte so schnell wie möglich zu Katharina Iwanowna zu gehen. Zum Begräbnis kam er freilich zu spät, aber zur Gedenkfeier konnte er noch rechtzeitig dasein, und dort würde er Sonja sehen.

Er blieb stehen, sann eine Weile nach, und ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Heute! Heute!“ wiederholte er für sich. „Ja, heute noch! Es muß sein.“

Er wollte gerade die Tür öffnen, da ging sie plötzlich von selber auf. Erschrocken sprang er zurück. Die Tür öffnete sich langsam und leise, und da stand sie – die Gestalt von gestern, wie aus dem Boden gestampft.

Der Mann blieb auf der Schwelle stehen, blickte schweigend auf Raskolnikow und tat einen Schritt in das Zimmer. Er sah genauso aus wie gestern, dieselbe Gestalt und Kleidung, nur in seinem Gesicht und in seinem Blick war eine starke Veränderung zu bemerken. Er schaute jetzt fast bekümmert drein, stand eine Weile und seufzte dann tief. Es fehlte nur, daß er die Wange auf die Hand stützte und den Kopf zur Seite neigte, um genau auszusehen wie ein altes Weib.

„Was wünscht Ihr?“ fragte Raskolnikow.

Der Unbekannte schwieg und verbeugte sich auf einmal tief bis zur Erde, wobei er mit dem Finger der rechten Hand den Boden berührte.

„Was wollt Ihr?“ rief Raskolnikow aus.

„Verzeiht mir!“ antwortete der Unbekannte leise.

„Was soll ich Euch verzeihen?“

„Meine bösen Gedanken.“

Sie blickten einander an.

„Es hat mich gewurmt. Als Ihr damals kamt, Ihr wart vielleicht betrunken, und mit den Pförtnern auf die Polizei gehen wolltet und nach dem Blut fragtet, da hat es mich gewurmt, daß man Euch so laufen ließ. Es hat mich so gewurmt, daß ich nicht schlafen konnte, und da ich mich Eurer Adresse erinnerte, bin ich gestern hierhergekommen und habe gefragt . . .“

„Haben Sie damals im Torweg gestanden?“ unterbrach ihn Raskolnikow, der sich sofort zu erinnern begann.

„Ja. Ich habe Euch fälschlich beschuldigt.“

„Ihr seid also aus jenem Hause?“

„Ja, ich wohne dort und stand damals mit den anderen im Torweg, entsinnt Ihr Euch? Wir haben dort unsere Werkstatt, ich bin Kürschner, Kleinbürger, arbeite zu Hause. – Am meisten aber hat es mich gewurmt . . .“

Raskolnikow entsann sich jetzt deutlich der ganzen Szene von vorgestern im Torweg; er erinnerte sich, daß außer den Pförtnern noch mehrere Personen da waren, auch Frauen. Er erinnerte sich an eine Stimme, die vorschlug, ihn sogleich auf die Polizei zu bringen. Das Gesicht des Sprechenden konnte er sich nicht vergegenwärtigen und erkannte es auch jetzt nicht wieder, aber er wußte noch, daß er ihm geantwortet und sich ihm zugewandt hatte.

So also löste sich das ganze Entsetzen des gestrigen Tages. Am furchtbarsten war ihm der Gedanke, daß er fast zugrunde gegangen wäre, sich fast zugrunde gerichtet hätte wegen einer so nichtigen Begebenheit. Also konnte dieser Mensch außer vom Mieter der Wohnung und dem Gespräch über das Blut auch nichts erzählen. Also hat auch Porfirij nichts außer dem Bericht über diese Handlung im Fieber, keine Tatsachen, außer der Psychologie, die zwei Seiten hat, nichts Greifbares. Wenn also keine weiteren Tatsachen mehr auftauchen, und das darf nicht sein – das darf nicht sein, was könnte man ihm anhaben? Wodurch ihn endgültig überführen, selbst wenn man ihn

verhaften sollte! Also hat Porfirij erst jetzt, soeben von der Wohnung erfahren und bisher noch nichts davon gewußt.

„Habt Ihr es heute Porfirij gesagt, daß ich dort gewesen bin?“ rief er aus, von einem plötzlichen Einfall überrascht.

„Was für einem Porfirij?“

„Dem Untersuchungsrichter.“

„Ja, ich habe es gesagt. Die Pförtner sind damals nicht hingegangen, und da ging ich.“

„Heute?“

„Ich war eine Minute vor Euch dort und habe gehört, wie er Euch gequält hat.“

„Wo denn? Was? Wann?“

„Dort bei ihm, hinter der Scheidewand, da habe ich die ganze Zeit gesessen.“

„Also Ihr wart die Überraschung? Aber wie konnte das möglich sein?“

„Als ich sah, daß die Pförtner trotz meiner Worte nicht hingehen wollten, weil, wie sie sagten, es schon zu spät wäre und er sich nur ärgern würde, daß sie nicht damals gleich gekommen waren, da wurmte es mich, und ich konnte nicht mehr schlafen und begann mich zu erkundigen. Darum fragte ich gestern, und heute bin ich hingegangen. Als ich das erstemal kam, war er nicht da, als ich nach einer Stunde wiederkam, wurde ich nicht vorgelassen, als ich das drittemal kam, ließ man mich vor. Ich meldete ihm alles, wie es sich verhielt, und er fing an, im Zimmer auf und ab zu rennen und sich mit der Faust auf die Brust zu schlagen. – ‚Was macht ihr mit mir, ihr Räuber!‘ rief er. ‚Hätte ich das gewußt, so hätte ich ihn von Polizisten zu mir bringen lassen!‘ – Dann lief er hinaus und rief jemand und tuschelte mit ihm in einer Ecke, darauf kam er wieder zu mir und fragte und schimpfte. Er machte mir viele Vorwürfe. Ich berichtete ihm alles genau und sagte auch, daß Ihr nicht gewagt hättet, mir auf meine gestrigen Worte zu antworten, und mich auch nicht erkannt hättet. Darauf lief er wieder umher, schlug sich gegen die Brust und war wütend. Und als man Euch anmeldete, sagte er: ‚Kriech hinter die Wand, bleib da, ohne dich zu rühren, was du auch hören solltest!‘ – Er brachte mir selber einen Stuhl hin und schloß mich ein. ‚Vielleicht werde ich dich noch befragen‘, sagte er.

Als man aber den Nikolai hereinbrachte, da hat er mich hinausgeführt, nachdem Ihr fort wart. – „Ich werde dich noch einmal rufen lassen und befragen“, sagte er.“

„Hat er den Nikolai in deiner Gegenwart befragt?“

„Nachdem er Euch hinausgeführt hatte, hat er auch mich sogleich hinausgeführt und begann dann Nikolai zu verhören.“

Der Kleinbürger hielt inne und verneigte sich wieder bis zur Erde, mit einem Finger den Boden berührend.

„Verzeiht mir wegen meiner Beschuldigung und meiner Bosheit.“

„Gott wird dir verzeihen“, antwortete Raskolnikow, und kaum hatte er das gesagt, verneigte sich der Mann nochmals, aber nicht mehr bis zur Erde. Dann wandte er sich um und verließ das Zimmer.

„Alles hat zwei Seiten, jetzt hat alles zwei Seiten“, wiederholte Raskolnikow und ging mutiger denn je aus seinem Zimmer.

„Jetzt wollen wir noch kämpfen!“ fuhr er mit ingrimmigem Spott fort, als er die Treppe hinabstieg. Der Ingrim richtete sich gegen ihn selber; mit Scham und Verachtung dachte er an seinen „Kleinmut“.

FÜNFTER THEIL

I

Der Morgen, der auf die für Peter Petrowitsch so verhängnisvolle Unterredung mit Dunja und Pulcheria Alexandrowna folgte, übte auch auf ihn seine ernüchternde Wirkung aus. Zu seinem größten Mißvergnügen mußte er das Ereignis als eine vollendete und nicht mehr rückgängig zu machende Tatsache ansehen, dieses Ereignis, das ihm gestern noch als etwas ganz Unwahrscheinliches und, obgleich es geschehen war, dennoch als ein Ding der Unmöglichkeit erschien. Die schwarze Schlange der verletzten Eigenliebe hatte die ganze Nacht an seinem Herzblut gesogen. Als er von seinem Bett aufgestanden war, besah er sich als erstes im Spiegel; er fürchtete, die Galle wäre ihm übergelaufen, aber in dieser Hinsicht war alles in Ordnung. Nachdem er sein weißes und in der letzten Zeit etwas feist gewordenes Gesicht betrachtet hatte, tröstete er sich sogar für einen Augenblick mit der festen Überzeugung, irgendwo anders eine neue Braut zu finden und vielleicht noch eine bessere. Aber er kam sogleich wieder zur Besinnung und spuckte energisch auf den Fußboden, wodurch er bei seinem jungen Freunde und Zimmergenossen ein stummes, aber spöttisches Lächeln hervorrief. Peter Petrowitsch bemerkte dieses Lächeln und stellte es dem jungen Mann sofort in Rechnung. Er hatte ihm die letzte Zeit schon vieles in Rechnung gestellt. Sein Ärger wuchs, als er plötzlich zu der Einsicht kam, daß er Andrej Semjonowitsch das gestrige Geschehnis besser verschwiegen hätte. Das war der zweite Fehler, den er gestern im Eifer, aus unnötigem Mitteilungsbedürfnis begangen hatte. Weiter folgte den ganzen Morgen hindurch eine Unannehmlichkeit auf die andere. Sogar im Senat hatte er einen Mißerfolg

in einer Angelegenheit, die er betrieb. Besonders aber ärgerte ihn der Hauswirt, von dem er, im Hinblick auf seine baldige Heirat, eine Wohnung gemietet hatte, die er auf eigene Kosten herrichten ließ. Dieser Hauswirt, ein reich gewordener deutscher Handwerker, weigerte sich, den soeben abgeschlossenen Kontrakt aufzuheben, und verlangte die ganze im Kontrakt vorgesehene Abstandssumme, obgleich ihm Peter Petrowitsch die Wohnung fast völlig renoviert zurückgab. Ebenso wollte man ihm im Möbelgeschäft keinen Rubel von der Anzahlung für die gekauften, aber noch nicht abgeholten Möbel zurückerstatten. „Ich kann mich doch nicht um der Möbel willen verheiraten“, knirschte Peter Petrowitsch, und noch einmal tauchte eine verzweifelte Hoffnung in ihm auf: Ist denn wirklich alles unwiderruflich verloren und zu Ende? Sollte man nicht noch einen Versuch wagen? – Verführerisch schwebte Dunja ihm vor, und dieser Augenblick war ihm eine Qual. Hätte sein bloßer Wunsch Raskolnikow jetzt gleich töten können, er hätte nicht gezögert, diesen Wunsch auszusprechen. – Der Fehler lag darin, daß ich ihnen kein Geld gegeben habe, dachte er, betrübt in das Zimmer Lebesjatnikows zurückkehrend. Warum, zum Teufel, bin ich so ein Geizhals gewesen? Hier war es nicht angebracht! Ich wollte sie recht knapp halten und sie so weit bringen, daß sie mich als ihre Vorsehung ansähen, und sie ... Pfui! Hätte ich während dieser Zeit etwa anderthalbtausend Rubel für die Aussteuer und Geschenke ausgegeben – Schächtelchen, Schmuck, Stoffe und all den Plunder –, so wäre die Sache besser gewesen und sicherer. Man hätte mir nicht so leicht die Tür gewiesen. Sie gehören zu den Leuten, die es bei einer Auflösung der Verlobung für ihre Pflicht gehalten hätten, Geschenke und Geld zurückzugeben, und das wäre ihnen schwierig und schmerzlich gewesen. Das Gewissen hätte sie auch gemahnt: Wie kann man einen Menschen zurückweisen, der so freigebig und auch zartfühlend war! Hm, da habe ich mir die Pfoten verbrannt! – Und wieder mit den Zähnen knirschend, nannte sich Peter Petrowitsch einen Esel, selbstverständlich nur für sich.

Und da er zu diesem Schluß gekommen war, kehrte er doppelt so gereizt und ärgerlich nach Hause zurück, wie er fortgegangen war. Die Vorbereitungen für die Gedenkfeier in Katharina

Iwanownas Zimmer lenkten ein wenig seine Gedanken ab. Er hatte gestern schon einiges über dieses Totenmahl gehört und erinnerte sich sogar dunkel, daß er auch eingeladen wurde, doch hatte er bei seinen eigenen Sorgen dem keine Beachtung geschenkt. Er erkundigte sich also gleich bei Frau Lippewechsel, die, während der Abwesenheit Katharina Iwanownas auf dem Friedhof, mit dem Decken des Tisches beschäftigt war, und erfuhr von ihr, daß das Gedächtnismahl sehr feierlich sein würde, daß alle Mitbewohner des Hauses, auch solche, die der Verstorbene nicht gekannt hatte, eingeladen seien, und sogar Herr Lebesjatnikow, trotz seines kürzlichen Streites mit Katharina Iwanowna; auch er, Peter Petrowitsch, sei nicht nur eingeladen, sondern man erwarte ihn mit großer Freude als den Vornehmsten unter allen Mietern. Amalia Iwanowna selber war, trotz aller vorangegangenen Mißhelligkeiten, mit allen Ehren eingeladen worden und schaltete und waltete darum jetzt mit einem gewissen Genuß; außerdem hatte sie sich mächtig herausgeputzt, wenn auch ganz in Schwarz, und war begierig, sich in ihrer ganzen Pracht zu zeigen. Alle diese Tatsachen und Mitteilungen brachten Peter Petrowitsch auf einen bestimmten Gedanken, den er weiter ausspann, während er in sein, das heißt vielmehr Andrej Semjonowitsch Lebesjatnikows Zimmer zurückkehrte. Er hatte nämlich erfahren, daß Raskolnikow auch zu den geladenen Gästen gehörte. Andrej Semjonowitsch hatte sich aus irgendwelchen Gründen den ganzen Vormittag zu Hause aufgehalten. Zwischen diesem Herrn und Peter Petrowitsch bestanden eigentümliche, zum Teil übrigens erklärliche Beziehungen: Peter Petrowitsch haßte und verachtete ihn sogar über alle Maßen fast von dem Tage an, an dem er bei ihm einzog, gleichzeitig hatte er aber auch etwas Angst vor ihm. Er war bei seiner Ankunft in Petersburg nicht nur aus Sparsamkeit bei dem jungen Mann abgestiegen, wenn das auch vielleicht den Hauptgrund bildete; es war da noch eine andere Ursache. Schon in der Provinz hatte er von Andrej Semjonowitsch, seinem früheren Mündel, gehört, als einem der ersten jungen Fortschrittler, der sogar eine bedeutende Rolle in manchen interessanten und mystischen Kreisen spielte. Das hatte Peter Petrowitsch beeindruckt. Diese mächtigen, alles wissenden, alles verachtenden und alles enthüllenden

Kreise flößten Peter Petrowitsch schon lange eine unbestimmte Furcht ein. Natürlich konnte er sich selber, und noch dazu in der Provinz, keinen annähernd richtigen Begriff von etwas in dieser Art machen. Wie alle Leute, so hatte auch er gehört, daß es besonders in Petersburg irgendwelche Fortschrittler, „Enthüller“, Nihilisten und so weiter gebe, aber gleich vielen übertrieb und verdrehte er den Sinn und die Bedeutung dieser Benennungen bis ins Ungeheuerliche. Am meisten fürchtete er schon seit einigen Jahren die Enthüllungen, die Bekämpfung der Mißbräuche und Übergriffe, und das war die Hauptursache seiner beständigen übertriebenen Unruhe, besonders wenn er davon träumte, das Feld seiner Tätigkeit nach Petersburg zu verlegen. In dieser Beziehung war er geradezu verängstigt, wie es manchmal kleine Kinder sind. Vor einigen Jahren, als er in der Provinz seine Laufbahn begann, erlebte er zwei Fälle grausamer Enthüllungen; es handelte sich dabei um hohe Beamte, an die er sich bis dahin geklammert hatte und die ihm wohlgesinnt waren. Der eine Fall endete für den Überführten besonders beschämend, der zweite hätte auch ein ganz schlimmes Ende nehmen können. Das war der Grund, warum Peter Petrowitsch beschlossen hatte, gleich nach seiner Ankunft in Petersburg zu erforschen, worum es sich handelte, und sich, wenn nötig, auf alle Fälle bei „unserer jungen Generation“ einzuschmeicheln. Dafür war ihm Andrej Semjonowitsch der richtige Mann. Peter Petrowitsch hatte, wie er bei dem Besuche Raskolnikows bewies, auch schon gelernt, gewisse aufgeschnappte Phrasen einigermaßen geschickt wiederzugeben.

Allerdings hatte er Andrej Semjonowitsch sehr bald als einen außerordentlich oberflächlichen und törichten Menschen erkannt, was aber weder auf seinen Glauben an die Sache noch auf seine Furcht irgendwelchen Einfluß hatte. Selbst wenn er zu der Überzeugung gekommen wäre, daß alle Fortschrittler solche Narren waren wie Andrej Semjonowitsch, auch dann hätte sich seine Unruhe nicht gelegt. Im Grunde interessierten ihn alle diese Lehren, Gedanken und Systeme, mit denen Andrej Semjonowitsch ihn überschüttete, nicht im geringsten. Er hatte sein eigenes Ziel. Er wollte nur so schnell wie möglich erfahren, was sich hier tat. Hatten diese Leute irgend etwas zu

sagen oder nicht? Hatte er für seine Person etwas zu befürchten oder nicht? Würden sie ihn bespitzeln bei seinen Unternehmungen oder nicht? Und wenn ja, worauf hatten sie es dabei besonders abgesehen und wogegen richtete sich jetzt eigentlich ihr Feldzug? Und nicht nur dies: Konnte man sich nicht auf irgendeine Weise mit ihnen anfreunden und sie gleichzeitig damit übers Ohr hauen, wenn sie wirklich Macht haben sollten? War das erforderlich oder nicht? Konnte man nicht gerade durch ihre Vermittlung seine Karriere fördern? Mit einem Wort, es drängten sich Hunderte von Fragen auf.

Dieser Andrej Semjonowitsch war ein schwächlicher, skrofulöser Mensch von kleinem Wuchs, der irgendwo einen Beamtenposten bekleidete; er war auffallend blond und hatte einen Backenbart in Kotelettenform, auf den er sehr stolz war. Seine Augen waren ständig entzündet. Er hatte ein ziemlich weiches Herz, redete aber in selbstbewußtem, zuweilen sogar herausforderndem Ton, was bei seiner kleinen Gestalt fast immer lächerlich wirkte. Amalia Iwanowna rechnete ihn übrigens zu ihren angesehensten Mietern, weil er nicht trank und pünktlich die Miete bezahlte. Trotz all dieser guten Eigenschaften war Andrej Semjonowitsch wirklich recht töricht. Dem Fortschritt und „unserer jungen Generation“ hatte er sich aus Leidenschaft angeschlossen. Er gehörte zu jener großen buntscheckigen Menge dünkelfhafter Hohlköpfe, verfehlter Existenzen, halbgebildeter Alleswisser, die eiligst zu Anhängern der modernsten, gangbarsten Idee werden, um sie sofort zu verflachen und alle Ziele, die sie manchmal in aufrichtigster Weise erstreben, in ein Zerrbild zu verwandeln.

Übrigens begann Herr Lebesjatnikow bei aller Gutmütigkeit seines Stubengenossen und früheren Vormunds Peter Petrowitsch recht überdrüssig zu werden. Dieses beiderseitige Mißfallen hatte sich unversehens herausgebildet. Wie töricht Andrej Semjonowitsch auch war, begann er doch zu bemerken, daß Peter Petrowitsch ihn beschwindelte und im geheimen verachtete, daß er „gar nicht so ein Mensch“ war. Er hatte versucht, ihm Fouriers System und Darwins Theorie zu erklären, aber Peter Petrowitsch hörte in der letzten Zeit gar zu spöttisch zu und fing sogar einige Male an zu schimpfen. Peter Petrowitsch fühlte instinktiv, daß Lebesjatnikow ein ober-

flächlicher, dummer Mensch, vielleicht sogar ein Aufschneider war, daß er keinerlei bedeutende Verbindungen, nicht einmal in seinem Kreise, besaß und nur die Glocken von ferne hatte läuten hören; sein Propagandageschäft verstand er auch nicht ordentlich, denn er redete nur wirres Zeug; wie konnte so einer ein Bekämpfer von Mißbräuchen sein! Nebenbei bemerkt hörte sich Peter Petrowitsch in diesen anderthalb Wochen, besonders in der ersten Zeit, ganz gern die sonderbaren Lobsprüche des jungen Mannes an, das heißt, er widersprach nicht, wenn dieser ihm die Bereitwilligkeit zuschrieb, die Gründung einer neuen Kommune irgendwo in einer Vorstadtstraße zu fördern oder zum Beispiel Dunja zu erlauben, sich im ersten Monat ihrer Ehe einen Liebhaber zu nehmen, oder seine künftigen Kinder nicht taufen zu lassen und so weiter. Ihm war eben jedes Lob angenehm.

Peter Petrowitsch, der an diesem Morgen zu irgendeinem Zweck einige fünfprozentige Papiere verkauft hatte, saß am Tisch und zählte sein Geld. Andrej Semjonowitsch, der fast nie Geld hatte, ging im Zimmer auf und ab und gab sich den Anschein, als blicke er mit Gleichmut, ja mit Verachtung auf all die Geldscheine. Peter Petrowitsch glaubte natürlich nicht, daß Andrej Semjonowitsch so viel Geld wirklich gleichgültig betrachtete; und Andrej Semjonowitsch seinerseits dachte mit Bitterkeit, daß Peter Petrowitsch vielleicht wirklich fähig sei, in dieser Weise von ihm zu denken, und ihn womöglich mit den nebeneinandergelegten Banknotenpäckchen necken und reizen, ihm seine Minderwertigkeit und den angeblich zwischen ihnen vorhandenen Abstand vor Augen führen wollte.

Er fand Peter Petrowitsch heute ganz besonders unaufmerksam und reizbar, obwohl er, Andrej Semjonowitsch, gerade dabei war, ihm seine Lieblingsidee, die Gründung einer neuen, eigenartigen „Kommune“, auseinanderzusetzen. Die Bemerkungen, die Peter Petrowitsch dazwischenwarf, während er auf seinem Rechenbrett klapperte, klangen betont spöttisch und unhöflich. Aber der „humane“ Andrej Semjonowitsch schrieb diese Stimmung Peter Petrowitschs dem Bruch mit Dunja zu und brannte darauf, sich über dieses Thema zu äußern. Er hatte etwas Fortschrittliches und Propagandistisches darüber zu sagen, was seinen ehrenwerten Freund

trösten und seiner weiteren Entwicklung „zweifellos“ förderlich sein würde.

„Was ist das für eine Gedenkfeier, die diese Witwe veranstaltet?“ fragte plötzlich Peter Petrowitsch, den jungen Mann bei der interessantesten Stelle unterbrechend.

„Als ob Ihr das nicht wüßtet! Ich habe doch gestern mit Euch über dieses Thema gesprochen und Euch meine Gedanken über alle diese Gebräuche klargelegt. Sie hat Euch ja auch eingeladen; ich habe gehört, wie Ihr gestern selber mit ihr gesprochen habt.“

„Ich hätte niemals gedacht, daß diese bettelarme Närrin das ganze Geld, das sie von diesem Esel Raskolnikow bekommen hat, für eine Gedenkfeier verschleudern würde. Ich habe mich wirklich gewundert, als ich dort vorüberging, was für Vorbereitungen getroffen werden: Weine und so weiter! Eine Menge Menschen sind eingeladen – weiß der Teufel, was sie sich dabei denkt.“ Peter Petrowitsch schien mit einer bestimmten Absicht bei diesem Gegenstand zu verweilen und fuhr fort:

„Was sagt Ihr, ich bin auch eingeladen? Wann war das? Ich erinnere mich nicht. Übrigens werde ich nicht hingehen. Was soll ich dort? Ich habe nur gestern im Vorbeigehen mit der Frau über die Möglichkeit gesprochen, daß sie vielleicht als arme Witwe eines Beamten sein Jahresgehalt als einmalige Unterstützung bekommt. Ob sie mich wohl deswegen eingeladen hat? He, he, he!“

„Ich habe auch nicht die Absicht hinzugehen“, sagte Lebesjatnikow.

„Das wäre ja noch schöner, wo Ihr sie eigenhändig durchgeprügelt habt. Begreiflich, daß Ihr Euch geniert, he, he, he!“

„Wer hat wen geprügelt?“ fuhr Lebesjatnikow auf und errötete sogar.

„Ihr habt doch Katharina Iwanowna vor ungefähr einem Monat verprügelt! Das habe ich gestern gehört. – Jaja, so ist's mit den Überzeugungen! – Auch die Frauenfrage ist nicht so ernst gemeint, he, he, he!“

Und Peter Petrowitsch begann jetzt etwas fröhlicher auf dem Rechenbrett zu klappern.

„Das ist alles Unsinn und Verleumdung!“ fuhr Lebesjatnikow auf, dem die Erwähnung dieser Geschichte immer sehr peinlich

war. „Das war gar nicht so, es war ganz anders. – Ihr habt nicht recht zugehört; es ist alles Klatsch. Ich habe mich damals einfach gewehrt, denn sie stürzte mit Zähnen und Krallen auf mich los; sie hat mir den ganzen Backenbart ausgerissen. Jedem Menschen ist es doch hoffentlich noch erlaubt, sich zu verteidigen. Außerdem gestatte ich niemand, mir Gewalt anzutun. Aus Prinzip. Das ist schon beinahe Despotismus. Was hätte ich tun sollen: einfach vor ihr stehen? Ich habe sie nur zurückgestoßen.“

„He, he, he!“ kicherte Luschin gehässig.

„Ihr hackt nur auf mir herum, weil Ihr selber gereizt und wütend seid. – Die Geschichte mit Katharina Iwanowna ist Unsinn und hat überhaupt nichts mit der Frauenfrage zu tun. Ihr habt das ganz falsch verstanden. Ich meine, wenn man annimmt, daß die Frau dem Mann in allem gleich ist, auch in der Körperkraft – was jetzt bereits behauptet wird –, dann muß auch hier Gleichheit herrschen. Natürlich habe ich mir nachher überlegt, daß es so eine Frage eigentlich nicht geben sollte und daß Prügeleien in der künftigen Gesellschaft undenkbar sind und daß es sonderbar ist, bei Prügeleien von Gleichberechtigung zu reden. So dumm bin ich gar nicht. – Wenn es auch Prügeleien gibt, das heißt später nicht mehr geben wird, aber jetzt noch gibt... Pfui Teufel! Bei Euch wird man ganz wirr! Diese unangenehme Geschichte ist nicht der Grund, warum ich nicht zu diesem Leichenschmaus gehe. Aus Prinzip gehe ich nicht hin. Um nicht an diesem widerlichen Brauch teilzunehmen, darum. Übrigens könnte man auch hingehen, nur so, um sich lustig zu machen. – Nur schade, daß keine Popen da sein werden, sonst würde ich bestimmt hingehen.“

„Das heißt auf die Gastfreundschaft spucken und auf die Menschen, die Euch eingeladen haben. Ist es so?“

„Durchaus nicht spucken, sondern protestieren. Das hat ein nützliches Ziel. Ich kann indirekt zur Aufklärung und Propaganda beitragen. Jeder Mensch hat die Verpflichtung, die Entwicklung zu fördern und Propaganda zu treiben, und je energischer es geschieht, desto besser. Ich kann eine Idee bringen, ein Korn austreuen, und aus diesem Korn wird eine Tat erwachsen. Womit beleidige ich sie da? Anfangs werden sie beleidigt sein, und hernach werden sie einsehen, daß ich

ihnen Nutzen gebracht habe. Man tadelte eine Zeitlang die Terebjewa – dieselbe, die jetzt in der Kommune ist –, weil sie, als sie ihre Familie verließ und – sich hingab, ihren Eltern schrieb, sie wolle nicht mehr in Vorurteilen leben und werde daher eine freie Ehe schließen; man fand, sie sei zu rücksichtslos den Eltern gegenüber gewesen, sie hätte sie schonen und in milderem Tone schreiben sollen. Meiner Ansicht nach ist das alles Unsinn, man soll gar nicht milder schreiben, sondern, im Gegenteil, erst recht protestieren. Nehmen wir zum Beispiel die Warenz, die sieben Jahre mit ihrem Mann gelebt hat und dann ihn und ihre zwei Kinder verließ. Sie schrieb ihrem Mann ohne Umschweife: Ich werde Dir nie verzeihen, daß Du mich betrogen hast, indem Du mir verheimlichtest, daß es noch eine andere Gesellschaftsordnung gibt, in der Kommune. Ich habe es kürzlich von einem großherzigen Mann erfahren, dem ich mich auch hingegeben habe, und mit ihm zusammen begründe ich eine Kommune. Ich rede offen, weil ich es für ehrlos halte, Dich zu betrügen. Tu, was Du für richtig hältst, aber hoffe nicht auf meine Rückkehr, es ist zu spät. Lebe wohl. – So muß man derartige Briefe schreiben.“

„Diese Terebjewa ist doch dieselbe, die, nach Euren Worten, in der dritten wilden Ehe lebt?“

„Genaugenommen in der zweiten. Aber wenn sie auch in der vierten oder fünfzehnten Ehe lebte – das ist alles Unsinn! Und wenn ich jemals bedaure, daß meine Eltern gestorben sind, so ist es sicher jetzt der Fall. Ich habe mir manchmal ausgemalt, wie das wäre, wenn sie noch am Leben wären, und ich käme ihnen mit meinem Protest. In Erstaunen hätte ich sie gesetzt. Es ist wirklich schade, daß ich niemand mehr habe!“

„Um ihn in Erstaunen zu setzen? He, he! Nun darüber hat jeder seine Ansicht“, unterbrach ihn Peter Petrowitsch. „Sagt mir lieber, Ihr kennt doch die Tochter des Verstorbenen, so eine kleine knusprige? Ist das alles wahr, was man von ihr erzählt?“

„Und was ist dabei? Meiner Ansicht, das heißt, meiner persönlichen Überzeugung nach ist das der normale Stand der Frau. Warum denn nicht? Das heißt – distinguons.* In der jetzigen Gesellschaft ist das natürlich nicht ganz normal, weil es eine

* Wir müssen unterscheiden

erzwungene Lage ist; in der künftigen Gesellschaft ist es vollkommen normal, weil es eine freiwillige sein wird. Auch jetzt hatte sie das Recht dazu: Sie litt Not und hatte das volle Recht, über ihren sozusagen eigensten Besitz, ihr Kapital zu verfügen. Selbstverständlich wird in der künftigen Gesellschaft kein Kapital mehr nötig sein, und ihre Rolle wird dann in anderer Hinsicht festgesetzt werden, nach vernünftigen und wohlgeordneten Grundsätzen. Was Sofja Semjonowna persönlich anlangt, so betrachte ich ihre Handlungsweise als einen energischen und personifizierten Protest gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und habe deswegen große Achtung vor ihr. Ja, ich freue mich immer, sie zu sehen!“

„Aber man hat mir doch erzählt, daß Ihr sie hier herausgeekelt habt?“

Lebesjatnikow geriet in Wut.

„Das ist wieder ein blöder Klatsch!“ schrie er. „Die Sache war gar nicht so! Die Sache verhielt sich ganz anders! Das hat damals Katharina Iwanowna alles zusammengelogen, weil sie nichts begriffen hat! Ich habe mich gar nicht an Sofja Semjonowna herangemacht! Ich habe versucht, sie zu entwickeln, ganz uneigennützig; ich wollte ihren Protest wecken, nur darum war mir zu tun. Sie konnte ohnedies nicht mehr hierbleiben.“

„Habt Ihr sie in die Kommune eingeladen?“

„Ihr spottet immer, aber ganz ohne Erfolg; gestattet mir, daß ich dies bemerke, Ihr versteht gar nichts. Solche Rollen gibt es in der Kommune nicht. Eine Kommune wird gegründet, damit es solche Rollen nicht mehr gibt. In der Kommune wird dieser Beruf etwas völlig anderes sein; was hier sinnlos ist, wird dort sinnvoll sein, was bei den jetzigen Verhältnissen unnatürlich ist, wird dort ganz natürlich sein. Alles hängt davon ab, in welcher Umgebung, in welchem Milieu ein Mensch lebt. Das Milieu ist alles, der Mensch selber ist nichts. Und mit Sofja Semjonowna stehe ich jetzt in den besten Beziehungen, was Euch als Beweis dafür dienen kann, daß sie mich niemals als ihren Feind und Beleidiger betrachtet hat. Ich versuche, sie für eine Kommune zu gewinnen, aber auf ganz anderen Grundlagen. Worüber lacht Ihr? Wir wollen eine eigene, besondere Kommune gründen, aber auf breiteren Grundlagen, als alle

früheren sie haben. Wir sind in unseren Überzeugungen weitergegangen. Wir verneinen mehr! Vorläufig fahre ich fort, Sofja Semjonowna zu entwickeln. Sie ist eine wunderbare Natur!“

„Nun, und Ihr macht Euch diese wunderbare Natur zunutze? Was? He, he!“

„Nein! Nein! O nein! Im Gegenteil!“

„Im Gegenteil! Also sogar im Gegenteil! Ha, ha, ha! Das ist gut gesagt!“

„Ihr könnt mir glauben! Aus welchen Gründen sollte ich es Euch verheimlichen, sagt selber? Im Gegenteil, es kommt mir sogar komisch vor, sie ist mir gegenüber besonders schüchtern und schamhaft.“

„Und Ihr klärt sie selbstverständlich auf – he, he! Beweist ihr, daß die ganze Schamhaftigkeit Unsinn ist ...?“

„Durchaus nicht, durchaus nicht! Wie brutal Ihr doch seid; wie beschränkt, mit Verlaub zu sagen, Ihr das Wort ‚Aufklärung‘ versteht! Nichts, rein gar nichts versteht Ihr! O Gott, wie wenig Ihr auf der Höhe seid! Wir erstreben Freiheit für die Frau, und Ihr habt nur das eine im Sinn. – Ich lasse die Frage nach der Keuschheit und der weiblichen Schamhaftigkeit ganz beiseite als Dinge, die an und für sich nutzlos sind und Vorurteilen entspringen; dennoch lasse ich ihre Keuschheit mir gegenüber voll und ganz gelten, weil sie da nach ihrem Willen und ihrem Recht handelt. Natürlich, wenn sie selber zu mir sagte: Ich will dich – so würde ich mir das als großen Gewinn anrechnen, denn das Mädchen gefällt mir; aber jedenfalls jetzt behandelt sie niemand höflicher, zuvorkommender und mit mehr Achtung als ich. Ich warte und hoffe – und weiter nichts!“

„Schenkt ihr lieber etwas! Ich wette, daß Ihr daran nicht gedacht habt.“

„Ihr versteht nichts, gar nichts! Ich habe es Euch schon gesagt! Gewiß ist ihre Lage danach, aber hier handelt es sich doch um etwas anderes, ganz anderes! Ihr verachtet sie einfach. Weil Ihr eine Tatsache seht, die Euch fälschlicherweise verachtungswürdig erscheint, haltet Ihr ein menschliches Wesen nicht für vollwertig. Ihr wißt noch nicht, was für eine Natur sie ist! Es tut mir nur leid, daß sie in der letzten Zeit gänzlich aufgehört hat zu lesen und keine Bücher mehr von mir nimmt. Früher

hat sie Bücher von mir geliehen. Ein Jammer, daß sie bei all ihrer Energie und Entschlossenheit, zu protestieren, die sie schon einmal bewiesen hat, immer noch zuwenig selbstständig und unabhängig ist, um sich von einigen Vorurteilen und Dummheiten loszureißen. Trotzdem hat sie viel Verständnis für manche Fragen. Die Frage des Handkusses zum Beispiel hat sie glänzend begriffen, das heißt, daß der Mann die Frau durch ungleiche Behandlung beleidigt, wenn er ihr die Hand küßt. Wir haben bei uns über diese Frage debattiert, und ich habe es ihr sofort mitgeteilt. Auch meinen Bericht über die Arbeiterverbände in Frankreich hat sie aufmerksam angehört. Jetzt setze ich ihr die Frage des freien Eintritts in alle Zimmer in der künftigen Gesellschaft auseinander.“

„Was ist denn das schon wieder?“

„In letzter Zeit wurde die Frage besprochen, ob ein Mitglied der Kommune das Recht hat, jederzeit in das Zimmer eines anderen Mitgliedes, Mann oder Frau, einzutreten, und es wurde entschieden, daß es das Recht dazu hat.“

„Wenn aber sie oder er in diesem Augenblick mit einem natürlichen Bedürfnis beschäftigt ist, he, he!“

Andrej Semjonowitsch wurde wieder ganz böse.

„Ihr kommt immer mit diesen verfluchten natürlichen Bedürfnissen!“ rief er haßerfüllt. „Pfui, wie mich das ärgert und verstimmt, daß ich damals, als ich Euch das System erklärte, vorzeitig diese verfluchten Bedürfnisse erwähnt habe. Das ist der Stein des Anstoßes für Euresgleichen, Ihr macht Eure Witze darüber, bevor Ihr überhaupt begriffen habt, wovon die Rede ist. Und Ihr tut noch, als ob Ihr recht hättet, als ob Ihr auf etwas stolz sein könntet. Pfui! Ich behaupte immer wieder, daß man diese Frage Neulingen erst zum Schluß vorlegen soll, wenn sie schon von dem System überzeugt, schon entwickelt und auf dem richtigen Wege sind. Bitte, sagt mir, was findet Ihr Schimpfliches und Verachtungswürdiges zum Beispiel an einer Abortgrube? Ich bin als erster bereit, eine Abortgrube auszuräumen. Und da ist nicht einmal Selbstaufopferung dabei. Es ist einfach eine Arbeit, die wie jede andere ihren Wert hat, eine edle, nutzbringende Betätigung, die, eben weil sie nutzbringend ist, weit höher steht als zum Beispiel die Tätigkeit eines Raffael oder Puschkin.“

„Und edler, viel edler, ha, ha, ha!“

„Was heißt edler? Ich verstehe solche Ausdrücke nicht im Sinne einer Bezeichnung für menschliche Betätigung. – ‚Edler‘, ‚erhabener‘ – das ist alles Unsinn, Abgeschmacktheit, – das sind mit Vorurteilen belastete Worte, die ich ablehne. Was der Menschheit nützlich ist, das ist auch edel. Ich lasse nur das eine Wort gelten: nützlich! Lacht meinetenwegen, aber es ist doch so!“

Peter Petrowitsch lachte aus vollem Halse. Er hatte seine Berechnungen abgeschlossen und das Geld eingesteckt. Doch war ein Teil auf dem Tisch liegengeblieben. Diese Fragen der Abortgruben war trotz ihrer Witzlosigkeit schon mehrmals der Grund zu Zerwürfnissen und Meinungsverschiedenheiten zwischen Peter Petrowitsch und seinem jungen Freunde gewesen. Dumm war, daß Andrej Semjonowitsch jedesmal böse wurde, was Luschin großen Spaß machte, und heute hatte er es besonders darauf abgesehen, Lebesjatnikow zu ärgern.

„Ihr seid wegen Eures gestrigen Mißerfolges so gereizt und sucht Streit“, brach dieser endlich los. Trotz seiner „Unabhängigkeit“ und seiner „Proteste“ wagte er es nicht recht, Peter Petrowitsch energisch entgegenzutreten, da er von früher her ihm gegenüber gewohnheitsmäßig noch einen gewissen Respekt wahrte.

„Sagt mir lieber folgendes“, unterbrach Peter Petrowitsch ihn ärgerlich und hochfahrend, „könnt Ihr – oder vielmehr seid Ihr mit der erwähnten jungen Person tatsächlich so gut bekannt, daß Ihr sie sofort für einen Augenblick hierher ins Zimmer bitten könnt? Mir scheint, sie sind jetzt alle vom Friedhof zurückgekehrt. Ich höre Geräusch und Schritte. – Ich möchte sie sehen, diese Person.“

„Wozu denn?“ fragte Lebesjatnikow erstaunt.

„Nun so, weil ich es haben will. Heute oder morgen ziehe ich aus dieser Wohnung fort und möchte ihr etwas mitteilen. Übrigens könnt Ihr ruhig bei der Unterredung dabeisein. Es ist sogar besser, sonst werdet Ihr noch weiß Gott was denken.“

„Ich werde gar nichts denken. – Ich habe nur so gefragt. Wenn Ihr etwas zu besprechen habt, so ist nichts leichter, als sie herzurufen. Ich werde gleich hingehen. Seid überzeugt, daß ich Euch nicht stören werde.“

Lebesjatnikow kehrte auch wirklich nach fünf Minuten mit Sonja zurück. Sie trat äußerst erstaunt und wie gewöhnlich schüchtern ein. In solchen Fällen war sie immer schüchtern und fürchtete neue Gesichter und Bekanntschaften; sie hatte sich auch früher gefürchtet, schon als Kind, und jetzt um so mehr. – Peter Petrowitsch empfing sie freundlich und höflich, doch mit einem Anflug von jovialer Vertraulichkeit, die, seiner Meinung nach, bei einem ehrenwerten und soliden Menschen wie ihm einem so jungen und in gewissem Sinne interessanten Geschöpf gegenüber angebracht war. Er beeilte sich, sie zu ermutigen, und bot ihr einen Platz am Tisch ihm gegenüber an. Sonja setzte sich, blickte um sich, auf Lebesjatnikow, auf das Geld, das auf dem Tische lag, dann plötzlich wieder auf Peter Petrowitsch, von dem sie die Augen dann nicht mehr abwandte. Lebesjatnikow ging zur Tür; Peter Petrowitsch stand auf, machte Sonja ein Zeichen sitzen zu bleiben und hielt Lebesjatnikow in der Tür zurück.

„Ist dieser Raskolnikow dort? Ist er gekommen?“ fragte er im Flüsterton.

„Raskolnikow? Ja, er ist soeben gekommen. Warum fragt Ihr? Ich habe ihn gesehen. – Warum?“

„Nun, dann bitte ich Euch dringend, hierzubleiben und mich nicht mit dieser – jungen Dame allein zu lassen. Es ist ohne Belang, aber man kann weiß Gott was daraus schließen. Ich will nicht, daß Raskolnikow es dort erzählt. Ihr versteht, was ich meine?“

„Ich verstehe, ich verstehe!“ begriff Lebesjatnikow plötzlich.

„Ja, Ihr habt das Recht. – Meiner Ansicht nach geht Ihr zu weit in Euren Befürchtungen, aber – Ihr habt das Recht. Gut, ich bleibe. Ich stelle mich hier ans Fenster und werde Euch nicht stören.“

Peter Petrowitsch kehrte zum Sofa zurück, setzte sich Sonja gegenüber, schaute sie aufmerksam an und gab sich auf einmal ein äußerst solides, ja sogar strenges Aussehen, als wollte er sagen: Bilde dir nur nichts darauf ein, Verehrteste. Sonja wurde noch verlegener.

„Erstens bitte ich Euch, mich bei Eurer verehrten Frau Mutter zu entschuldigen, Sofja Semjonowna. – Nicht wahr, es stimmt doch, daß Katharina Iwanowna bei Euch Mutterstelle

vertritt?“ begann Peter Petrowitsch in würdigem, aber doch ziemlich freundlichem Ton.

„Jawohl, ja, sie vertritt mir die Mutter“, antwortete Sonja eilig und verschüchtert.

„Nun, also entschuldigt mich bei ihr, daß ich wegen unvorhergesehener Umstände nicht zum Essen – das heißt nicht zur Gedenkfeier kommen kann, trotz der liebenswürdigen Einladung.“

„Ja, ich werde es ausrichten – gleich werde ich es ausrichten“, sagte Sonja und sprang schnell auf.

„Das ist noch nicht alles“, hielt sie Peter Petrowitsch zurück, über ihre Einfalt und Unkenntnis der Umgangsformen lächelnd. „Ihr kennt mich wenig, liebste Sofja Semjonowna, wenn Ihr glaubt, daß ich wegen einer so unbedeutenden und mich allein angehenden Ursache einen Menschen wie Euch persönlich bemühen und zu mir bitten würde. Ich habe einen anderen Zweck.“

Sonja setzte sich hastig nieder. Die grauen und regenbogenfarbenen Geldscheine, die noch auf dem Tische lagen, flimmerten wieder vor ihren Augen, aber sie wandte sie schnell ab und erhob ihren Blick zu Peter Petrowitsch. Es kam ihr plötzlich sehr unschicklich vor, fremdes Geld so anzuschauen. Sie heftete ihren Blick auf das goldene Lorgnon, das Peter Petrowitsch in der Hand hielt, und zugleich auf den großen massiven Ring mit einem gelben Stein, den er am Mittelfinger trug; aber plötzlich wandte sie den Blick auch davon ab und sah Peter Petrowitsch wieder gerade in die Augen. Nach kurzem Schweigen fuhr er noch würdevoller als vorher fort:

„Ich habe gestern im Vorbeigehen einige Worte mit der unglücklichen Katharina Iwanowna gewechselt. Wenige Worte genügen, um zu erfahren, daß sie sich in einem widernatürlichen Zustande befindet, wenn man sich so ausdrücken kann ...“

„Ja, in einem widernatürlichen“, beilte sich Sonja beizupflichten.

„Oder, um es einfacher und klarer zu sagen, in einem kranken Zustande.“

„Ja, einfacher und klarer. – Ja, sie ist krank.“

„So ist es. Nun also, aus dem Gefühl der Menschlichkeit und

sozusagen des Mitleides möchte ich ihr meinerseits, ihr unvermeidlich trauriges Schicksal voraussehend, irgendwie behilflich sein. Mir scheint, die ganze unglückliche Familie hängt jetzt von Euch ab.“

„Erlaubt mir zu fragen“, Sonja stand plötzlich auf, „was Ihr gestern mit ihr über die Möglichkeit einer Pension gesprochen habt. Sie hat mir gestern gesagt, daß Ihr es übernommen hättet, ihr eine Pension zu erwirken. Ist das wahr?“

„Keineswegs. Das ist ja gewissermaßen eine Sinnlosigkeit. Ich habe nur andeutungsweise von einer einmaligen Unterstützung an die Witwe eines im Dienst gestorbenen Beamten – falls Protektion da ist – gesprochen, aber mir scheint, daß Euer verstorbener Vater nicht nur das pensionsberechtigende Alter nicht erreicht hat, sondern die letzte Zeit überhaupt nicht mehr im Dienst gewesen ist. Die Hoffnung wäre in diesem Fall nur sehr gering, da keine Rechte auf Unterstützung bestehen, sondern sogar im Gegenteil ... Und sie dachte schon an eine Pension, he, he, he! Eine hurtige Dame!“

„Ja, an eine Pension. – Sie ist leichtgläubig und gut, und aus Güte glaubt sie alles, und – und – sie hat so einen Verstand ... Ja – entschuldigt“, sagte Sonja und erhob sich zum Gehen.

„Erlaubt, Ihr habt mich noch nicht zu Ende gehört.“

„Ja, ich habe noch nicht zu Ende gehört“, murmelte Sonja.

„Also setzt Euch bitte wieder.“

Sonja wurde furchtbar verlegen und setzte sich zum drittenmal. „Da ich sehe, in welcher Lage sie sich mit den unglücklichen kleinen Kindern befindet, möchte ich, wie schon gesagt, irgendwie meinen Kräften gemäß helfen, das heißt, was man den Kräften gemäß nennt, nicht mehr. Man könnte zum Beispiel zu ihren Gunsten eine Sammlung veranstalten, sozusagen eine Lotterie oder etwas in dieser Art, wie es auch stets in ähnlichen Fällen von Angehörigen oder auch von Fremden, überhaupt von hilfsbereiten Menschen gemacht wird. Das wollte ich Euch mitteilen. Man könnte es tun.“

„Ja, es wäre gut. Gott wird Euch dafür ...“, stammelte Sonja, Peter Petrowitsch unverwandt anblickend.

„Man könnte es, aber – darüber können wir nachher sprechen, das heißt, man könnte auch heute abend schon die Sache in Angriff nehmen. Wir werden uns heute abend sehen und besprechen

und sozusagen den Grundstein legen. Kommt so gegen sieben Uhr zu mir her. Ich hoffe, Andrej Semjonowitsch wird sich auch beteiligen. – Aber – hier gibt es einen Umstand, der unbedingt erwähnt werden muß, und deshalb habe ich Euch, Sofja Semjonowna, hierherbemüht. Nämlich meine Ansicht ist, daß man Katharina Iwanowna kein Geld in die Hand geben darf, es ist gefährlich; ein Beweis dafür ist die heutige Gedenkfeier. Es fehlt am täglichen Brot, und statt Schuhe und anderes wird heute Jamaika-Rum und, wie mir scheint, sogar Madeira und Kaffee eingekauft. Ich habe es im Vorbeigehen gesehen. Morgen wird wieder alles von Euch verlangt werden, bis auf das letzte Stück Brot, das ist doch sinnlos. Darum muß die Sammlung, meiner Ansicht nach, so vor sich gehen, daß die unglückliche Witwe sozusagen nichts von dem Gelde ahnt, sondern nur Ihr davon wißt. Habe ich recht?“

„Ich weiß nicht. Sie ist nur heute so ... Es ist einmal im Leben ... Sie wollte so gern sein Andenken feiern, ihm die Ehre erweisen ... Sie ist aber sehr klug. Aber natürlich, wie Ihr wollt, ich werde Euch sehr, sehr ... Wir alle werden Euch sehr ... Und Gott wird Euch ... Und die Waisen ...“

Weiter kam sie nicht und begann zu weinen.

„So, behaltet das im Auge, jetzt aber habt die Güte, zur Unterstützung Eurer Familie von mir persönlich eine meinen Möglichkeiten entsprechende Summe entgegenzunehmen, für den ersten Notfall. Ich wünsche ausdrücklich, daß mein Name nicht erwähnt wird. Bitte ... Da ich selber allerlei Sorgen habe, bin ich nicht imstande, mehr ...“

Peter Petrowitsch reichte Sonja einen sorgfältig auseinandergefalteten Zehnrubelschein. Sonja nahm ihn, errötete, sprang hastig auf, murmelte etwas und begann sich zu verabschieden. Peter Petrowitsch begleitete sie feierlich bis zur Tür. Ganz aufgeregt und abgequält schlüpfte sie endlich aus dem Zimmer und kehrte in größter Verlegenheit zu Katharina Iwanowna zurück.

Während dieser ganzen Szene hatte Andrej Semjonowitsch am Fenster gestanden oder war im Zimmer auf und ab gegangen, da er das Gespräch nicht unterbrechen wollte; jetzt trat er an Peter Petrowitsch heran und reichte ihm feierlich die Hand.

„Ich habe alles gehört und alles gesehen“, sagte er, wobei er das letzte Wort besonders betonte. „Das war edel, das heißt, ich wollte sagen human! Ihr wolltet die Danksagungen vermeiden, ich habe es gesehen! Und obwohl ich, offen gestanden, prinzipiell gegen die private Wohltätigkeit bin, weil sie das Übel nicht mit der Wurzel ausrottet, sondern es sogar noch verschlimmert, so muß ich nichtsdestoweniger bekennen, daß Eure Handlungsweise mir gefallen hat – ja, sie hat mir sehr gefallen.“

„Ach was, Unsinn!“ murmelte Peter Petrowitsch ein wenig aufgeregt und sah Andrej Semjonowitsch forschend an.

„Nein, es ist kein Unsinn! Wenn ein Mensch wie Ihr, durch den gestrigen Vorfall gekränkt und bedrückt, gleichzeitig fähig ist, an das Unglück anderer zu denken, so muß man ihn hochachten, auch wenn er durch seine Handlung einen sozialen Fehler begeht. Ich hätte das sogar nicht von Euch erwartet, Peter Petrowitsch, um so weniger, als nach Euren Begriffen . . . oh, wie Eure Begriffe Euch noch hinderlich sind! Wie Euch zum Beispiel der gestrige Mißerfolg aufgeregt hat!“ rief der gutherzige Andrej Semjonowitsch, der wieder eine verstärkte Sympathie für Peter Petrowitsch empfand. „Wozu braucht Ihr unbedingt diese Ehe, eine gesetzliche Ehe, mein teurer, edler Peter Petrowitsch? Wozu unbedingt diese Gesetzlichkeit in der Ehe? Prügelt mich, wenn Ihr wollt, aber ich freue mich, freue mich, daß diese Ehe nicht zustande gekommen ist, daß Ihr frei und für die Menschheit noch nicht ganz verloren seid. Ich freue mich . . . So, jetzt habe ich mich ausgesprochen.“

„Darum, weil ich in Eurer freien Ehe keine Hörner tragen will und keine fremden Kinder aufziehen. Aus diesem Grunde brauche ich die gesetzliche Ehe“, antwortete Luschin, um irgend etwas zu sagen. Er war mit irgendwelchen Gedanken sehr beschäftigt.

„Kinder? Ihr erwähntet Kinder?“ fuhr Andrej Semjonowitsch auf, wie ein Schlachtroß, das die Trompete hört. „Kinder – das ist eine soziale Frage und eine Frage von größter Wichtigkeit, das gebe ich zu; aber die Kinderfrage wird anders gelöst werden. Manche lehnen Kinder sogar vollständig ab – wie jede Art von Familie. Über die Kinder wollen wir später reden,

jetzt wollen wir uns mit den Hörnern beschäftigen. Ich muß gestehen, das ist mein Steckenpferd. Dieser blöde Husaren-ausdruck von Puschkin wird im künftigen Wörterbuch nicht stehen. Ja, und was sind Hörner? Welche Verirrung! Was für Hörner? Wozu Hörner? So ein Unsinn! Im Gegenteil, gerade in der freien Ehe wird es keine geben. Die Hörner sind nur die natürliche Folge jeder gesetzlichen Ehe, sozusagen ihre Korrektur, ein Protest, so daß sie in diesem Sinne nicht einmal beschämend sind. – Und wenn ich irgendwann – eine solche Sinnwidrigkeit angenommen – gesetzlich verheiratet sein sollte, so wäre ich sogar froh über Eure verpönten Hörner; ich würde dann meiner Frau sagen: „Liebste Freundin, bis jetzt habe ich dich bloß geliebt, nun aber achte ich dich auch, weil du verstanden hast zu protestieren!“ – Ihr lacht? Das kommt daher, weil Ihr nicht imstande seid, Euch von den Vorurteilen loszureißen! Teufel auch, ich begreife schon, worin die Unannehmlichkeit besteht, wenn man in der gesetzlichen Ehe betrogen wird; aber das ist doch schließlich nur die niederträchtige Folge einer niederträchtigen Tatsache, bei der beide Teile entwürdigt sind. Wenn aber die Hörner einem offen aufgesetzt werden, wie in der freien Ehe, dann sind sie eben nicht mehr, sind undenkbar und verlieren sogar die Bezeichnung Hörner. Im Gegenteil, Eure Frau zeigt Euch nur, wie hoch sie Euch stellt, indem sie Euch für unfähig hält, daß Ihr Euch ihrem Glück in den Weg stellt, und für zu fortschrittlich, um Euch an ihr wegen ihres neuen Mannes zu rächen. Hol’s der Teufel, ich träume manchmal davon, daß, wenn man mich verheiraten sollte – pfui, ich meine, wenn ich heiraten würde –, einerlei, ob frei oder gesetzlich, ich meiner Frau selber einen Liebhaber zuführen würde, wenn sie sich zu lange keinen anlegte. Teure Freundin, würde ich sagen, ich liebe dich, aber außerdem wünsche ich noch, daß du mich achtest – da nimm ihn! Ist es so? Habe ich recht?“

Peter Petrowitsch grinste zwar, aber ohne besonderes Vergnügen. Er hörte sogar kaum zu. Er dachte an andere Dinge, und selbst Lebesjatnikow bemerkte es schließlich. Peter Petrowitsch war sogar in Aufregung, rieb sich die Hände, in Gedanken versunken. Später erinnerte sich Andrej Semjonowitsch an dies alles und begriff, womit es zusammenhing.

II

Es ist schwer, die Gründe genau anzugeben, aus denen die Idee dieser sinnlosen Gedenkfeier im verstörten Gehirn Katharina Iwanownas entstanden war. Es wurden tatsächlich beinahe zehn Rubel verschleudert von den mehr als zwanzig, die sie von Raskolnikow für das Begräbnis Marmeladows bekommen hatte. Vielleicht hielt Katharina Iwanowna sich dem Verstorbenen gegenüber für verpflichtet, sein Andenken, „wie es sich gehört“, zu ehren, damit alle Hausgenossen und besonders Amalia Iwanowna wüßten, daß er „nicht nur gar nicht schlechter, sondern vielleicht auch noch weit besser war“ als sie und daß niemand von ihnen das Recht hätte, über ihn „die Nase zu rümpfen“. Vielleicht hatte hierzu am meisten jener Bettlerstolz beigetragen, der manche Arme bei gewissen gesellschaftlichen Gebräuchen, durch die jeder und alle ans Althergebrachte gebunden sind, veranlaßt, ihre letzten Spargroschen auszugeben, um nur nicht schlechter dazustehen als andere und um nicht von jemandem bekrittelt zu werden. Es war auch sehr wahrscheinlich, daß Katharina Iwanowna das Verlangen hatte, gerade bei dieser Gelegenheit, gerade in diesem Augenblick, da sie anscheinend von aller Welt verlassen war, allen diesen „schäbigen Mietern“ zu zeigen, daß sie sich nicht nur auf Lebensart und Empfänge verstand, sondern gar nicht für ihr jetziges armes Leben erzogen war, daß sie „aus einem vornehmen, man kann sogar sagen, einem aristokratischen Hause, dem eines Obersten, stammte“ und nicht darauf vorbereitet war, den Fußboden zu kehren und des Nachts Kinderlumpen zu waschen. Diese Anfälle von Stolz und Ehrgeiz suchen manchmal die ärmsten und zermürbtesten Menschen heim und verwandeln sich mitunter bei ihnen in ein quälendes, unbändiges Verlangen. Außerdem gehörte Katharina Iwanowna nicht zu den Zermürbten: die Verhältnisse konnten sie umbringen, aber sie moralisch zermürben, das heißt, sie einschüchtern oder ihren Willen brechen, das konnten sie nicht. Außerdem sagte Sonja mit vollem Recht, daß ihr Verstand sich verwirrte. Man konnte es freilich noch nicht

ganz endgültig sagen, aber in der letzten Zeit, schon im ganzen letzten Jahr, wurde ihr armer Kopf so stark zerquält, daß er Schaden nahm. Schwindsucht in vorgerücktem Stadium trägt auch, wie die Ärzte sagen, zur Störung der geistigen Fähigkeiten bei.

Weine in Unmenge und in großer Auswahl waren nicht da, auch kein Madeira, das war übertrieben, aber es gab Branntwein, Rum und Lissaboner, alles von der schlechtesten Qualität, aber reichlich. An Speisen gab es außer der beim Totenmahl üblichen Reisschüssel noch drei oder vier Gerichte, darunter auch Pfannkuchen; alles war in der Küche von Amalia Iwanowna zubereitet. Außerdem waren noch zwei Samoware aufgestellt für Tee und Punsch, die nach dem Essen gereicht werden sollten. Die Einkäufe hatte Katharina Iwanowna selber mit Hilfe eines anderen Mieters, eines kläglichen kleinen Polacken, gemacht, der, weiß Gott warum, bei Frau Lippe-wechsel wohnte. Er wurde sofort angestellt, alle Gänge zu machen, und lief den ganzen Morgen, Zunge aus dem Halse, herum, wobei er anscheinend darauf bedacht war, daß seine Anstrengungen von allen bemerkt würden. Wegen jeder Kleinigkeit kam er zu Katharina Iwanowna gestürzt, lief ihr sogar in die Kaufläden nach, nannte sie unaufhörlich „Frau Hauptmann“ und begann schließlich, ihr äußerst lästig zu werden, obwohl sie anfangs gesagt hatte, daß sie ohne diesen diensteifrigen und großmütigen Menschen rein verloren wäre. Es lag im Charakter Katharina Iwanownas, den ersten besten, der ihr in den Weg lief, anfangs mit den schönsten, glänzendsten Farben auszuschnücken, ihn so zu loben, daß es manchem sogar peinlich wurde, allerhand Umstände einzuflechten, die sie sich einfach ausdachte, an die sie selber aber glaubte, und dann plötzlich mit einem Schlage sich enttäuscht zu fühlen, alles abzubrechen, den Menschen zu beschimpfen und hinauszwerfen, den sie noch vor wenigen Stunden buchstäblich vergöttert hatte. Von Natur war sie lachlustig, heiter und friedliebend, aber infolge der Schicksalsschläge und Mißerfolge hatte sie angefangen, derart grimmig zu wünschen und zu fordern, alle Menschen möchten in Frieden und Freude leben und sich nicht unterstehen, anders zu leben, daß der geringste Mißklang im Leben, das kleinste Mißgeschick sie

sofort in Raserei versetzte; dann begann sie, unmittelbar nach den schönsten Hoffnungen und Phantasien, ihr Schicksal zu verfluchen, alles, was ihr in die Hände kam, zu zerreißen und umherzuwerfen und mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Amalia Iwanowna hatte auch plötzlich in Katharina Iwanownas Augen eine außerordentliche Bedeutung erlangt, wohl deshalb, weil sie von ganzem Herzen bereit war, bei der Ausrichtung der Gedenkfeier an allen Mühen und Sorgen teilzunehmen: sie hatte es übernommen, den Tisch zu decken, die Wäsche, das Geschirr und alles übrige zu beschaffen und in ihrer Küche das Essen zu bereiten. Katharina Iwanowna hatte ihr alles überlassen und ging selber auf den Friedhof. Und wirklich war alles aufs beste hergerichtet, der Tisch sogar ziemlich sauber gedeckt; das Geschirr, Gabel, Messer, Gläser, Tassen, war freilich buntscheckig und verschiedenartig von den Mietern zusammengeborgt, aber alles stand zur bestimmten Stunde auf seinem Platz. Amalia Iwanowna, im Gefühl, daß sie ihre Sache sehr gut gemacht hatte, begrüßte die Zurückkehrenden sogar mit einem gewissen Stolz, festlich gekleidet, in einer Haube mit Trauerbändern und einem schwarzen Kleid. Dieser Stolz, obwohl berechtigt, mißfiel aus irgendeinem Grunde Katharina Iwanowna, als ob man ohne Amalia Iwanowna nicht auch verstanden hätte, den Tisch zu decken. Auch die Haube mit den neuen Bändern mißfiel ihr. Am Ende ist diese dumme Deutsche noch stolz darauf, daß sie die Wirtin ist und sich aus Gnade bereit erklärt hat, den armen Mietern zu helfen? Aus Gnade! Da muß ich doch bitten! Bei meinem Papa, der Oberst und beinahe Gouverneur war, wurde der Tisch manchmal für vierzig Personen gedeckt, und eine Amalia Iwanowna oder, besser gesagt, Ludwigowna hätte man dort nicht einmal in die Küche gelassen. – Doch nahm Katharina Iwanowna sich vor, ihre Gefühle nicht vor der Zeit zu zeigen, war aber fest entschlossen, Amalia Iwanowna noch heute in ihre Schranken zu weisen, sonst würde sie sich Gott weiß was einbilden; vorläufig behandelte sie sie kühl. Noch andere Unannehmlichkeiten hatten zur Gereiztheit Katharina Iwanownas beigetragen: zum Begräbnis war von den dazu eingeladenen Hausbewohnern niemand erschienen außer dem kleinen Polen, der es sich nicht hatte nehmen lassen, noch im letzten Augenblick hinzulaufen;

zum Gedächtnismahl hatten sich nur die ärmsten und unbedeutendsten eingefunden, viele von ihnen sogar nicht ganz nüchtern, „nur so das Pack“. Die älteren und angesehenen waren alle wie auf Verabredung ferngeblieben. Auch Peter Petrowitsch Luschin, man kann sagen, der allervornehmste der Mieter, war nicht erschienen, während Katharina Iwanowna noch am Abend vorher jedem, das heißt Amalia Iwanowna, Polenka, Sonja sowie dem Polacken, erzählt hatte, daß dieser edle und großherzige Mann mit bedeutenden Verbindungen und mit Vermögen, ein Freund ihres ersten Mannes, der im Hause ihres Vaters aus und ein ging, ihr versprochen habe, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um ihr eine gute Pension zu erwirken. Wir wollen hier bemerken, daß Katharina Iwanowna, wenn sie mit den Verbindungen und dem Vermögen eines Menschen prahlte, es ohne jede Berechnung ganz selbstlos tat, nur aus dem Bedürfnis heraus, ihn zu loben und seinen Wert zu erhöhen. Neben Luschin, und wahrscheinlich „seinem Beispiel folgend“, war auch „dieser elende Wicht“ Lebesjatnikow nicht erschienen. Was bildet er sich eigentlich ein? Man hat ihn nur aus Gnade eingeladen, weil er in einem Zimmer mit Peter Petrowitsch wohnt und sein Bekannter ist, so daß man ihn nicht übergehen konnte. Nicht erschienen waren auch die feine Dame und ihre Tochter, „ein altes Mädchen“, die sich, obwohl sie erst zwei Wochen bei Amalia Iwanowna wohnten, schon mehrmals über den Lärm und das Geschrei bei den Marmeladows beklagt hatten, besonders wenn der Verstorbene betrunken nach Hause gekommen war. Das hat Katharina Iwanowna von der Wirtin erfahren, als diese sie beschimpfte, ihr drohte, sie hinauszuerwerfen, und aus voller Kehle schrie, daß sie vornehme Mieter störe, „denen sie nicht einmal zum Schuheputzen gut genug sei“. Katharina Iwanowna hatte absichtlich beschlossen, diese Dame und ihre Tochter, „denen sie angeblich nicht einmal zum Schuheputzen gut genug war“, einzuladen, um so mehr, weil sie sich jetzt bei zufälligen Begegnungen hochmütig abwandten. Sie sollten wissen, daß man hier „edler denkt und fühlt und einlädt, ohne sich des Bösen zu erinnern“, sie sollten sehen, daß Katharina Iwanowna gewohnt war, in anderen Verhältnissen zu leben. Sie hatte die Absicht, ihnen das unbedingt bei Tisch auseinanderzusetzen und ihnen

auch zu sagen, daß ihr seliger Papa beinahe Gouverneur geworden wäre, und gleichzeitig anzudeuten, daß es töricht und überflüssig sei, sich bei Begegnungen abzuwenden. Auch der dicke Oberstleutnant, eigentlich Stabskapitän außer Dienst, war nicht gekommen, weil er noch an den Folgen eines Saufgelages litt. Kurz, es waren nur erschienen: der kleine Pole, dann ein greulicher, schweigsamer Kanzlist in einem schmierigen Frack, mit Pusteln im Gesicht und einem widerlichen Geruch; dann noch ein tauber, fast blinder Mann, der einmal in einem Postamt gedient hatte und den jemand vor undenklichen Zeiten und aus unbekannten Gründen bei Amalia Iwanowna einquartiert hatte. Es war auch ein betrunkenener Leutnant außer Dienst, eigentlich Proviantbeamter, erschienen, mit einem höchst anstößigen, lauten Lachen und – stellt Euch vor – ohne Weste! Einer von den Gästen setzte sich gleich an den Tisch, ohne Katharina Iwanowna zu begrüßen, und schließlich erschien noch ein Wesen in Ermangelung anderer Kleider im Schlafrock, aber das war denn doch derart unanständig, daß es den Bemühungen Katharina Iwanownas und des Polen gelang, ihn hinauszubefördern. Der Pole hatte übrigens noch zwei Freunde, auch Polen, mitgebracht, die niemals bei Amalia Iwanowna gewohnt hatten und die niemand vorher in ihrem Hause gesehen hatte. Alles das hatte Katharina Iwanowna sehr aufgeregt. Für wen sind denn schließlich alle Vorbereitungen getroffen? Man hatte sogar die Kinder, um Platz zu gewinnen, nicht an den Tisch gesetzt, sondern für sie in der hinteren Ecke auf einem Koffer gedeckt, wobei die beiden Kleinen auf einem Bänkchen saßen. Polenka, als die älteste, mußte die Aufsicht führen, sie füttern und ihnen „wie vornehmen Kindern“ die Näschen putzen. Katharina Iwanowna fühlte sich unwillkürlich veranlaßt, alle mit doppelter Würde, ja mit Hochmut zu begrüßen. Manche blickte sie besonders streng an und forderte sie von oben herab auf, sich an den Tisch zu setzen. Da sie aus irgendeinem Grunde Amalia Iwanowna für schuldig am Nichterscheinen der besseren Mieter hielt, begann sie plötzlich, sie äußerst nachlässig zu behandeln; die merkte es sofort und war pikiert. Ein solcher Anfang versprach keinen guten Ausgang. Endlich war es so weit, daß man sich zu Tisch setzte. Raskolnikow war fast in demselben Augenblick gekommen,

da man vom Friedhof zurückkehrte. Katharina Iwanowna hatte sich über seine Ankunft ganz besonders gefreut, erstens, weil er der einzige gebildete Gast war und, „wie bekannt, nach zwei Jahren eine Professur an der hiesigen Universität bekommen würde“, und zweitens, weil er sich sofort und ehrerbietig entschuldigte, daß er, trotz seines Wunsches, zum Begräbnis nicht hatte kommen können. Sie hatte sich geradezu auf ihn gestürzt, ihm am Tisch den Platz zu ihrer Linken angewiesen – rechts von ihr saß Amalia Iwanowna –; und jetzt wandte sie sich ununterbrochen an ihn, trotz der beständigen Sorge und Unruhe, daß das Essen richtig herumgereicht werde, trotz des quälenden Hustens, der alle Augenblicke wiederkehrte und sie fast erstickte und sich in den letzten zwei Tagen sehr verschlimmert zu haben schien. Sie beeilte sich, halb flüsternd alle Gefühle, die sich in ihr gesammelt hatten, und ihre ganze gerechte Entrüstung über die mißlungene Gedenkfeier vor Raskolnikow auszuschütten, wobei ihr Unmut oft von lustigem, unbezwingbarem Lachen über die versammelten Gäste und besonders über die Wirtin abgelöst wurde.

„An allem ist diese alte Eule schuld. Ihr wißt, wen ich meine – die da, die da!“ Und Katharina Iwanowna wies mit dem Kopf nach der Wirtin. „Seht doch, was sie für Augen macht, sie merkt, daß wir von ihr sprechen, kann aber nichts verstehen. Pfui, so eine Eule! Ha, ha, ha! Kche, kche, kche! Und was soll diese Haube bedeuten? Sie will alle glauben machen, daß sie meine Gönnerin ist und mir mit ihrer Anwesenheit eine Ehre erweist. Ich hatte sie gebeten, wie man eine anständige Person bittet, die besseren Leute und vor allem die Bekannten des Verstorbenen einzuladen, und seht, wen sie hergebracht hat: Hanswürste und Schmurgel! Seht, diesen da, mit den Pusteln, das ist doch ein Rotzkerl auf zwei Beinen! Und diese Polacken ... Ha, ha, ha! Kche, kche, kche! Kein Mensch hat sie jemals hier gesehen, auch ich nicht! Wozu sind sie hergekommen, frage ich Euch? Wie sie brav in einer Reihe sitzen! – Pane, hei“, rief sie plötzlich einem von ihnen zu, „habt Ihr auch schon Pfannkuchen genommen? Nehmt noch, nehmt Bier! Wollt Ihr Schnaps? – Seht, wie er aufspringt, sich verbeugt, seht, seht! Sie sind anscheinend ganz ausgehungert, die Armen. Tut nichts, mögen sie essen! Sie machen wenigstens

keinen Lärm, aber ich fürchte für die silbernen Löffel der Wirtin. – Amalia Iwanowna“, wandte sie sich plötzlich an diese, fast laut, „wenn Eure Löffel gestohlen werden, so hafte ich nicht dafür, das sage ich Euch im voraus. – Ha, ha, ha“, lachte sie auf, sich wieder an Raskolnikow wendend und auf die Wirtinweisend, „sie hat nichts verstanden, wieder nichts verstanden. Sitzt und sperrt das Maul auf, seht nur, eine richtige Eule, ein Kauz mit neuen Bändern, ha, ha, ha, kche.“ Ihr Lachen ging abermals in einen unerträglichen Husten über, der fünf Minuten anhielt. Auf ihrem Taschentuch zeigte sich Blut, und auf ihre Stirn traten Schweißtropfen. Schweigend zeigte sie Raskolnikow das Blut, und kaum etwas zu Atem gekommen, begann sie wieder, ihm mit der größten Lebhaftigkeit, rote Flecken auf den Wangen, zuzuflüstern:

„Seht, ich hatte ihr den, man kann sagen, sehr heiklen Auftrag gegeben, diese Dame und ihre Tochter einzuladen. Ihr wißt, wen ich meine? Da mußte man in der feinführendsten und geschicktesten Weise vorgehen; sie aber hat es so gemacht, daß diese zugereiste dumme Pute, diese aufgeblasene Kreatur, diese unbedeutende Provinzlerin nicht gekommen ist. Nur weil sie die Witwe irgendeines Majors ist, die hierherkam, um sich eine Pension zu erwirken, die sich mit ihren fünf und fünfzig Jahren noch die Augenbrauen färbt, sich pudert und schminkt, hat sie nicht geruht zu erscheinen und sich nicht einmal entschuldigen lassen, wie es doch in solchen Fällen der Anstand verlangt. Ich verstehe auch nicht, warum Peter Petrowitsch nicht gekommen ist. Aber wo ist Sonja? Wo ist sie hingegangen? Ah, da kommt sie endlich! Sonja, wo warst du? Merkwürdig, daß du sogar zur Gedenkfeier deines Vaters so unpünktlich kommst. Sie soll sich neben Euch setzen, Rodion Romanowitsch. Da ist dein Platz, Sonja, lang nur zu! Nimm von der Sülze, die ist besser; gleich kommen noch Pfannkuchen. Hat man den Kindern gegeben? Polenka, habt ihr alles? Kche, kche, kche! Nun, gut. Sei artig, Lida; Kolja, halt die Beine ruhig, sitz, wie ein vornehmes Kind sitzen muß. Was sagst du, Sonja?“

Sonja beeilte sich, die Entschuldigung Peter Petrowitschs auszurichten, wobei sie bemüht war, recht laut zu sprechen, damit alle es hören konnten, und recht höfliche und ehrerbietige

Ausdrücke zu gebrauchen. Sie fügte hinzu, Peter Petrowitsch ließe ihr sagen, er würde so bald wie möglich kommen, um die geschäftlichen Angelegenheiten unter vier Augen mit ihr zu besprechen und zu beraten, was man weiter unternehmen könnte.

Sonja wußte, daß solche Worte Katharina Iwanowna friedlicher stimmen und beruhigen würden, da sie ihr schmeichelten und ihren Stolz befriedigten. Sie setzte sich neben Raskolnikow, den sie flüchtig begrüßte, und blickte ihn neugierig an. Die ganze übrige Zeit vermied sie aber, ihn anzusehen und mit ihm zu sprechen. Sie schien sogar zerstreut, obwohl sie Katharina Iwanowna nicht aus den Augen ließ, um ihrer Wünsche gewärtig zu sein. Weder sie noch Katharina Iwanowna war in Schwarz, weil sie nicht die entsprechenden Kleider hatten. Sonja hatte ein dunkelbraunes Kleid an, Katharina Iwanowna das einzige, das sie besaß, ein dunkles gestreiftes Kattunkleid. Die Nachricht von Peter Petrowitsch machte sich ausgezeichnet; nachdem Katharina Iwanowna Sonja würdevoll angehört hatte, erkundigte sie sich mit gewichtiger Miene nach Peter Petrowitschs Befinden. Darauf flüsterte sie Raskolnikow ziemlich laut zu, daß es allerdings für einen so ehrsam und angesehenen Mann wie Peter Petrowitsch sonderbar gewesen wäre, in eine so ungewöhnliche Gesellschaft zu geraten, trotz aller seiner Hochachtung vor der Familie und der alten Freundschaft mit ihrem Vater.

„Darum bin ich Euch besonders dankbar, Rodion Romanowitsch, daß Ihr meine Gastfreundschaft nicht verschmäht habt, trotz dieser Umgebung“, fügte sie ziemlich laut hinzu. „Ich bin auch überzeugt, daß nur die große Freundschaft mit meinem armen seligen Mann Euch bewogen hat, Euer Wort zu halten.“

Darauf musterte sie noch einmal stolz und würdevoll ihre Gäste und erkundigte sich laut und mit besonderer Fürsorge bei dem tauben alten Mann, ob er nicht vom Braten nehmen möchte und ob er vom Lissaboner bekommen habe. Der Alte antwortete nicht und konnte lange nicht begreifen, was man von ihm wollte, obgleich ihn seine Nachbarn spaßeshalber anstießen. Er blickte nur mit offenem Munde um sich, wodurch er die allgemeine Heiterkeit noch steigerte.

„So ein Tölpel! Schaut ihn nur an! Wozu hat man den hergebracht? Was Peter Petrowitsch anlangt, so bin ich seiner immer sicher gewesen“, redete Katharina Iwanowna weiter auf Raskolnikow ein. „Er gleicht selbstverständlich nicht“, wandte sie sich laut und scharf mit strenger Miene an Amalia Iwanowna, so daß diese darüber erschrak, „jenen aufgedonnerten Frauenzimmern, die man bei uns zu Hause nicht einmal als Köchinnen genommen hätte und denen mein seliger Mann nur deshalb die Ehre erwiesen hatte, sie zu empfangen, weil er von unerschöpflicher Güte war.“

„Ja, er liebte es, ein Gläschen zu trinken, das liebte er!“ rief plötzlich der verabschiedete Proviantbeamte, das zwölfte Glas Schnaps leerend.

„Mein seliger Mann hatte allerdings diese Schwäche, das wissen alle“, stürzte sich Katharina Iwanowna augenblicklich auf ihn, „aber er war ein guter, edler Mensch, der seine Familie liebte und achtete; er hatte nur den Fehler, daß er in seiner Güte allerhand lasterhaften Leuten zu sehr traute und weiß Gott mit wem alles trank, sogar mit solchen, die nicht soviel wert waren wie seine Stiefelsohle. Stellt Euch vor, Rodion Romanowitsch, in seiner Tasche wurde ein Lebkuchenhähnchen gefunden – er kommt stockbetrunken heim und denkt noch an die Kinder.“

„Ein Hähnchen! Ihr sagtet, ein Hähnchen!“ rief der Herr Proviantbeamte. Katharina Iwanowna würdigte ihn keiner Antwort. Sie war in Gedanken versunken und seufzte.

„Ihr denkt vielleicht, wie so viele, daß ich zu streng mit ihm war“, fuhr sie, zu Raskolnikow gewendet, fort. „Das ist aber nicht so. Er hat mich geachtet, er hat mich sehr, sehr geachtet. Er war ein guter Mensch, und so leid hat er mir manchmal getan! Er saß oft in der Ecke und sah mich an, dann tat er mir so leid, ich wollte gern lieb zu ihm sein. Aber dann dachte ich, was nützt es, lieb zu sein, er betrinkt sich doch wieder. Nur mit Strenge konnte man ihn einigermaßen zurückhalten.“

„Ja, er wurde tüchtig an den Haaren gezerrt, das kam oft vor“, brüllte der Proviantmeister und goß noch ein Glas Schnaps in sich hinein.

„Manche Dummköpfe sollte man nicht nur an den Haaren zerren, sondern auch mit dem Besenstiel bearbeiten. Ich spreche

jetzt nicht von dem Verstorbenen“, schnitt Katharina Iwanowna ihm das Wort ab.

Die roten Flecken auf ihren Wangen traten immer stärker hervor, ihre Brust hob sich. Noch eine Minute, und sie war bereit, einen Krach zu machen. Viele kicherten und fanden es unterhaltend. Man begann den Proviantbeamten zu stoßen und ihm etwas zuzuflüstern; offenbar wollte man sie aufeinanderhetzen.

„Erlaubt mir die Frage, was habt Ihr gemeint“, begann der Proviantbeamte, „das heißt, auf wessen – ehrenwerte Rechnung – habt Ihr soeben geruht ...? Übrigens, nicht nötig, Unsinn! Eine Witwe! Eine arme Wittib! Ich verzeihe ... Schluß!“

Und er goß sich wieder ein Gläschen ein.

Raskolnikow hörte schweigend und mit Ekel zu. Er aß nur aus Höflichkeit, rührte die Stücke, die Katharina Iwanowna ihm alle Augenblicke auf den Teller legte, kaum an und tat auch das nur, um sie nicht zu kränken. Er blickte aufmerksam auf Sonja. Sonja aber wurde immer unruhiger und besorgter; sie ahnte, daß die Gedenkfeier kein friedliches Ende nehmen würde, und beobachtete mit Schrecken die wachsende Erregung Katharina Iwanownas. Sie wußte, daß sie die Hauptursache war, warum die beiden zugereisten Damen die Einladung so verächtlich abgelehnt hatten. Sie hatte von Amalia Iwanowna gehört, daß die Mutter sich durch die Einladung sogar beleidigt gefühlt und die Frage gestellt hätte, wie sie wohl ihre Tochter neben ein solches Mädchen setzen könnte. Sonja ahnte, daß Katharina Iwanowna das bereits irgendwie erfahren hatte, und eine Beleidigung Sonjas bedeutete für Katharina Iwanowna mehr als eine persönliche, mehr als eine Beleidigung ihrer Kinder und ihres Papas; mit einem Wort, es war eine tödliche Beleidigung, und es war sicher, daß Katharina Iwanowna sich nicht eher beruhigen würde, bis sie diesen Frauenzimmern bewiesen hatte, daß sie beide und so weiter und so weiter ...

Wie zum Torte hatte in diesem Augenblick jemand Sonja einen Teller zugesandt mit zwei aus Schwarzbrot gekneteten, von einem Pfeil durchbohrten Herzen. Katharina Iwanowna fuhr auf und bemerkte sofort laut über den Tisch weg, daß der

Übersender gewiß ein „betrunkenes Esel“ sei. Amalia Iwanowna, die auch nichts Gutes ahnte und außerdem durch Katharina Iwanownas hochfahrendes Benehmen bis auf den Grund ihrer Seele gekränkt war, begann plötzlich, um die unangenehme Stimmung abzulenken und um sich in der Meinung der Anwesenden zu heben, ohne jede Veranlassung zu erzählen, daß ein Bekannter von ihr, „Karl aus der Apotheke“, eines Nachts in einer Droschke fuhr und daß der Kutscher ihn ermorden wollte. Woraufhin Karl ihn anflehte, es nicht zu tun, weinte, die Hände faltete und so erschrak, daß „er aus Angst sein Herz durchbohrte“. Katharina Iwanowna lächelte zwar, bemerkte aber gleichzeitig, daß Amalia Iwanowna lieber keine Anekdoten auf russisch erzählen sollte. Amalia Iwanowna fühlte sich dadurch noch mehr gekränkt und erwiderte, daß ihr Vater in Berlin ein sehr angesehener Mann gewesen sei und daß er „immer die Hände in Taschen steckte“. Katharina Iwanowna konnte das nicht anhören, ohne in schallendes Gelächter auszubrechen, so daß Amalia Iwanowna die letzte Geduld verlor und sich kaum noch beherrschen konnte.

„Nein, diese närrische Person!“ flüsterte Katharina Iwanowna, jetzt ganz lustig geworden, Raskolnikow zu. „Sie wollte sagen, daß er immer die Hände in den Hosentaschen hatte, und in ihrem Russisch kam es so heraus, als ob er in fremde Taschen gegriffen hätte. Habt Ihr bemerkt, Rodion Romanowitsch, daß alle die Ausländer in Petersburg und hauptsächlich die Deutschen, die von irgendwoher zu uns kommen, dümmer sind als wir? Sagt selber, wie kann man erzählen, daß Karl aus der Apotheke ‚aus Angst sein Herz durchbohrte‘ und daß er, statt sich zu wehren – so ein Feigling –, weinte und die Hände faltete. So eine Gans! Sie findet es sehr rührend und ahnt nicht, wie dumm sie ist. Meiner Ansicht nach ist dieser betrunkenes Proviantbeamte viel klüger als sie; bei ihm sieht man wenigstens, daß er ein liederlicher Mensch ist und seinen letzten Verstand vertrunken hat, aber diese sind immer so zierlich, manierlich. – Seht, wie sie dasitzt und die Augen aufreißt! Sie platzt vor Ärger! Ha, ha, ha! Kche, kche, kche!“

Katharina Iwanowna, die nun in guter Stimmung war, schwatzte munter drauflos und begann auf einmal zu erzählen,

daß sie mit Hilfe der erwirkten Pension in ihrem Geburtsort unbedingt ein Pensionat für adlige Töchter eröffnen wolle. Sie hatte mit Raskolnikow noch nicht darüber gesprochen, und so erging sie sich alsbald in der Beschreibung der verlockendsten Einzelheiten. Auf rätselhafte Weise tauchte plötzlich das Ehrendiplom in ihren Händen auf, das der verstorbene Marmeladow Raskolnikow gegenüber in der Schenke erwähnt hatte, als er erzählte, daß seine Gattin bei der Entlassung aus dem Institut vor dem Gouverneur und anderen Persönlichkeiten getanzt habe. Dieses Ehrendiplom sollte jetzt offenbar als Zeugnis für die Befähigung Katharina Iwanownas dienen, ein Pensionat zu eröffnen; hauptsächlich aber war es mit der Absicht bereitgehalten worden, den beiden „aufgedonnerten Frauenzimmern“, wenn sie zur Gedächtnisfeier gekommen wären, heimzuleuchten und ihnen klar zu beweisen, daß Katharina Iwanowna aus einem vornehmen, „man kann sogar sagen, aus einem aristokratischen Hause“ stamme und als Tochter eines Obersten sicher mehr sei als manche Abenteuererinnen, „von denen es in der letzten Zeit wimmelte“. Das Ehrendiplom ging nun von Hand zu Hand unter den betrunkenen Gästen, was Katharina Iwanowna nicht verhinderte, weil darin schwarz auf weiß stand, daß sie die Tochter eines Hofrats und Ordensritters und folglich beinahe die Tochter eines Obersten war. Katharina Iwanowna, in Eifer geraten, breitete sich unverzüglich über alle Einzelheiten ihres künftigen glücklichen und ruhigen Lebens in T. aus, sprach von den Gymnasiallehrern, die sie zum Unterrichten im Pensionat auffordern würde, von einem sehr ehrenwerten alten Herrn, dem Franzosen Mangot, der sie selber im Institut unterrichtet hätte und jetzt seinen Lebensabend in T. verbringe, der gewiß für ein mäßiges Gehalt als Lehrer zu ihr kommen würde. Endlich kam sie auch auf Sonja zu sprechen, die als ihre Gehilfin mit ihr zusammen nach T. ziehen sollte. Aber hier prustete jemand am Ende des Tisches. Katharina Iwanowna gab sich zwar den Anschein, als bemerke sie das Lachen nicht, begann aber sogleich mit absichtlich erhobener Stimme in Begeisterung über Sofja Semjonownas unzweifelhafte Fähigkeiten als Gehilfin zu reden, ihre Sanftmut, vornehme Gesinnung und Bildung zu preisen, wobei sie Sonja die Wange

streichelte, aufstand und sie zweimal innig küßte. Sonja wurde feuefrot, und Katharina Iwanowna brach plötzlich in Tränen aus, nannte sich selber eine dumme, nervöse Person und sagte, daß es Zeit sei, das Essen zu beenden und den Tee zu reichen. In diesem Augenblick wagte Amalia Iwanowna, die sehr gekränkt war, daß sie an der Unterhaltung nicht teilgenommen hatte und daß man sie nicht anhörte, einen letzten Versuch, indem sie mit einer Leidensmiene Katharina Iwanowna gegenüber die äußerst sachliche und tiefsinnige Bemerkung machte, daß man im zukünftigen Pensionat besonders auf die Sauberkeit der Wäsche bei den jungen Mädchen achten müsse, daß dafür unbedingt eine ordentliche Dame dasein müsse und daß ferner die jungen Mädchen nicht heimlich Romane lesen dürften. Katharina Iwanowna, die wirklich sehr angegriffen und erschöpft war und von der Gedächtnisfeier gründlich genug hatte, versetzte Amalia Iwanowna sogleich, daß sie „Unsinn quatsche“ und nichts verstehe: die Sorge für die Wäsche sei Sache der Kastellanin und nicht der Leiterin eines vornehmen Pensionats, und was das Lesen der Romane betreffe, so sei ihre Bemerkung einfach unanständig, und sie ersuche sie zu schweigen. Amalia Iwanowna geriet in Wut und entgegnete, daß sie es nur gut gemeint habe und daß sie schon lange kein Geld für die Wohnung bekommen habe. Katharina Iwanowna antwortete darauf, daß Amalia Iwanowna lüge, wenn sie behaupte, es gut gemeint zu haben; denn gestern, als der Tote noch auf dem Tische lag, habe sie sie mit der Wohnungsmiete geplagt. Darauf erwiderte Amalia Iwanowna äußerst logisch, daß sie jene Damen eingeladen habe, daß sie aber nicht gekommen seien, weil es feine Damen seien, die nicht zu unfeinen Damen gehen könnten. Katharina Iwanowna meinte, daß Amalia Iwanowna ein Abschaum sei und nicht beurteilen könne, was wirklich gute Herkunft bedeute. Amalia Iwanowna konnte das nicht auf sich sitzen lassen und erklärte sofort, daß ihr Vater in Berlin ein sehr angesehener Mann gewesen sei, „beide Hände in Taschen gesteckt und so ‚puff-puff‘ gemacht habe“. Um ihren Vater deutlicher darzustellen, sprang Amalia Iwanowna vom Tisch auf, steckte die Hände in die Taschen und begann mit dem Munde unbestimmte, „puff-puff“-ähnliche Töne hervorzubringen unter dem

lauten Gelächter der Anwesenden, die Amalia Iwanowna absichtlich anspornten, weil sie sich eine Balgerei erhofften. Das konnte nun wieder Katharina Iwanowna nicht ertragen, sie rief so laut, daß alle es hören konnten, Amalia Iwanowna hätte vielleicht nie einen Vater gehabt und wäre einfach eine betrunkene Petersburger Finnin, die früher als Köchin gedient hätte, vielleicht aber noch etwas viel Schlimmeres. Amalia Iwanowna wurde puterrot und kreischte, daß Katharina Iwanowna vielleicht gar keinen Vater gehabt hätte, sie aber hätte einen Vater in Berlin gehabt mit einem langen Rock. Katharina Iwanowna bemerkte mit Verachtung, daß ihre Herkunft allen bekannt sei und daß in diesem Ehrendiplom ausdrücklich stünde, daß ihr Vater ein Oberst war, daß aber Amalia Iwanownas Vater, falls sie überhaupt einen gehabt habe, gewiß ein finnischer Milchverkäufer gewesen sei; wahrscheinlich habe sie aber gar keinen Vater gehabt, da man bis jetzt noch nicht wisse, wie ihr Vatersname laute: Iwanowna oder Ludwigowna. Jetzt geriet Amalia Iwanowna vollends in Wut, schlug mit der Faust auf den Tisch und kreischte, daß sie Amalia Iwanowna und nicht Ludwigowna heiße, daß ihr Vater Johann geheißen habe und Bürgermeister gewesen sei und daß Katharina Iwanownas Vater niemals Bürgermeister gewesen sei. Katharina Iwanowna erhob sich von ihrem Stuhl und sagte streng und mit scheinbar ruhiger Stimme – obgleich sie bleich war und ihre Brust keuchte –, daß sie, wenn Amalia Iwanowna es noch einmal wagen sollte, ihren dreckigen Vater mit ihrem Papa auf eine Stufe zu stellen, sie ihr die Haube vom Kopf reißen und mit den Füßen zertrampeln würde. Als Amalia Iwanowna das hörte, begann sie im Zimmer umherzulaufen und aus vollem Halse zu zetern, daß sie die Wirtin sei und Katharina Iwanowna solle in dieser Minute die Wohnung räumen; dann stürzte sie zum Tisch und raffte die silbernen Löffel zusammen. Lärm und Geschrei erhob sich, die Kinder begannen zu weinen. Sonja eilte zu Katharina Iwanowna, um sie zurückzuhalten; als aber Amalia Iwanowna etwas vom „gelben Schein“ schrie, stieß Katharina Iwanowna Sonja von sich und stürzte sich auf Amalia Iwanowna, um ihre Drohung wegen der Haube auszuführen. In dem Augenblick öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle erschien Peter Petrowitsch

Luschin. Er stand und überschaute die Gesellschaft mit strengem, aufmerksamem Blick. Katharina Iwanowna eilte auf ihn zu.

III

„Peter Petrowitsch“, rief sie, „schützt Ihr uns wenigstens! Macht dieser blöden Kreatur klar, daß sie eine Dame von Stand in ihrem Unglück nicht so behandeln darf, daß es ein Gericht gibt. – Ich werde zum Generalgouverneur selber gehen ... Sie wird sich verantworten müssen! – Beschützt die Waisen im Andenken an die Gastfreundschaft, die Ihr bei meinem Vater genossen habt.“

„Erlaubt, meine Dame, erlaubt, erlaubt“, winkte Peter Petrowitsch ab. „Ich habe nicht, wie Euch bekannt sein dürfte, die Ehre gehabt, Euren Herrn Papa zu kennen“ – jemand lachte laut auf –, „und ich habe nicht die Absicht, an Euren ständigen Streitigkeiten mit Amalia Iwanowna teilzunehmen. Ich komme in eigener Angelegenheit und wünsche mich unverzüglich mit Eurer Stieftochter Sofja – Iwanowna – so heißt sie doch? – zu besprechen. Laßt mich bitte vorbei, damit ich zu ihr gehen kann.“

Peter Petrowitsch machte einen Bogen um Katharina Iwanowna und steuerte auf Sonja zu, die in der gegenüberliegenden Ecke saß.

Katharina blieb, wie vom Donner gerührt, auf demselben Platz stehen. Es war ihr unfasslich, wie Peter Petrowitsch die Gastfreundschaft ihres Papas verleugnen konnte. Nachdem sie sich diese Geschichte einmal ausgedacht hatte, glaubte sie selber fest daran. Auch konnte sie sich den geschäftlichen, trockenen Ton Peter Petrowitschs, in dem sogar etwas Verächtliches, Drohendes lag, nicht erklären. Die ganze Tafelrunde war bei seinem Erscheinen etwas ruhiger geworden. Abgesehen davon, daß dieser ernste Geschäftsmann einen zu scharfen Gegensatz zur übrigen Gesellschaft bildete, merkte man, daß er in einer wichtigen Angelegenheit gekommen war, daß wahrscheinlich nur eine ungewöhnliche Ursache ihn in eine solche Umgebung geführt hatte und daß somit gleich etwas vorfallen würde.

Raskolnikow, der neben Sonja stand, trat zur Seite und ließ Peter Petrowitsch, der ihn gar nicht zu bemerken schien, vorüber. Bald zeigte sich Lebesjatnikow auf der Schwelle, aber er trat nicht in das Zimmer, sondern blieb in großer Neugier, beinahe mit Verwunderung, dort stehen; er hörte zu, schien aber lange nichts zu begreifen.

„Entschuldigt, wenn ich störe, aber es handelt sich um eine ziemlich wichtige Angelegenheit“, bemerkte Peter Petrowitsch, ohne sich an jemand im besonderen zu wenden. „Ich freue mich sogar, ein Publikum zu haben. Amalia Iwanowna, ich bitte Euch in Eurer Eigenschaft als Hauswirtin ergebenst, meinem Gespräch mit Sofja Iwanowna Eure Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sofja Iwanowna“, fuhr er fort, sich direkt an die äußerst erstaunte und schon im voraus erschrockene Sonja wendend, „von meinem Tisch im Zimmer meines Freundes Andrej Semjonowitsch Lebesjatnikow ist eine Banknote im Wert von hundert Rubel verschwunden, was ich sofort nach Eurem Besuch bemerkte. Ich gebe Euch mein Ehrenwort und nehme alle Anwesenden zu Zeugen, daß die Sache abgetan ist, wenn Ihr mir sagt, wo die Banknote sich befindet. Andernfalls bin ich gezwungen, sehr ernste Maßnahmen zu ergreifen, und dann habt Ihr Euch den Schaden selber zuzuschreiben.“

Im Zimmer wurde es totenstill, sogar die Kinder verstummten. Sonja stand leichenblaß da, schaute Luschin an, ohne ein Wort hervorzubringen, und schien gar nicht zu begreifen, worum es sich handelte. So vergingen einige Sekunden.

„Nun, wie ist es?“ fragte Luschin und sah sie unverwandt an.

„Ich weiß nicht ... Ich weiß nichts ...“, stammelte Sonja mit erloschener Stimme.

„Nichts? Ihr wißt nichts?“ fragte Luschin noch einmal und schwieg wieder einige Sekunden. „Denkt nach, Mademoiselle“, begann er dann streng, aber immer noch in ermahnendem Ton. „Überlegt es Euch, ich bin bereit, Euch noch eine Bedenkzeit zu lassen. Seht, wenn ich nicht so fest überzeugt wäre, hätte ich bei meiner Erfahrung nicht gewagt, Euch so offen zu beschuldigen, denn für eine solche öffentliche, aber falsche oder auch nur irrtümliche Anklage bin ich selber in gewissem Sinne verantwortlich. Ich weiß es. Heute morgen verkaufte ich für besondere Zwecke einige fünfprozentige Staatspapiere in der

Höhe von nominal dreitausend Rubel; die Berechnung habe ich in mein Taschenbuch eingetragen. Nach Hause gekommen, habe ich – Zeuge dafür ist Andrej Semjonowitsch – das Geld nachgezählt, zweitausenddreihundert Rubel in meine Brieftasche getan und die Brieftasche in die Seitentasche meines Rockes gesteckt. Auf dem Tisch blieben gegen fünfhundert Rubel in Banknoten liegen und unter ihnen drei Scheine zu je hundert Rubel. In diesem Augenblick kamt Ihr auf meine Aufforderung hin; Ihr wart während der ganzen Zeit Eures Besuches außerordentlich verlegen und aufgeregt, so daß Ihr sogar dreimal im Gespräch aufsprangt und fortgehen wolltet, obgleich unsere Unterredung noch nicht beendet war. Andrej Semjonowitsch kann das alles bezeugen. Ihr selber, Mademoiselle, werdet Euch wahrscheinlich nicht weigern, zuzugeben und zu erklären, daß ich Euch durch Andrej Semjonowitsch einzig zu dem Zweck rufen ließ, um mit Euch über die schlechte, hoffnungslose Lage Katharina Iwanownas, deren Einladung zur Gedenkfeier ich nicht Folge leisten konnte, zu beratschlagen und außerdem mit Euch darüber zu sprechen, wie man am besten zu ihren Gunsten eine Sammlung, Lotterie oder dergleichen veranstalten könnte. Ihr habt mir gedankt und sogar Tränen vergossen. – Ich erzähle dies alles so, wie es war, um Euch daran zu erinnern und um Euch zu zeigen, daß nicht das geringste aus meinem Gedächtnis entschwunden ist. Darauf nahm ich vom Tisch einen Zehnrubelschein und gab ihn Euch für Eure Stiefmutter als erste Beihilfe. Das alles hat Andrej Semjonowitsch gesehen. Dann begleitete ich Euch zur Tür, wobei Ihr noch immer stark verlegen wart. Ich blieb mit Andrej Semjonowitsch allein und unterhielt mich mit ihm etwa zehn Minuten lang. Dann ging Andrej Semjonowitsch fort, und ich trat wieder an den Tisch, auf dem noch das Geld lag, mit der Absicht, es nachzuzählen und, wie ich beschlossen hatte, gesondert zu verwahren. Zu meinem großen Erstaunen fehlte unter den Banknoten ein Hundertrubelschein. In der Berechnung kann ich mich nicht geirrt haben, denn eine Minute vor Eurem Kommen hatte ich die Rechnung abgeschlossen, und die Gesamtsumme stimmte. Ihr werdet selber zugeben, daß ich, in Anbetracht Eurer Verlegenheit, Eurer Eile, fortzukommen, des Umstandes, daß Ihr Eure Hände eine Zeitlang

auf dem Tische hieltet, ferner in Anbetracht Eurer gesellschaftlichen Lage und der damit verknüpften Gepflogenheiten, sozusagen mit Entsetzen und gegen meinen Willen gezwungen bin, bei meinem Verdacht zu bleiben, der gewiß grausam, aber gerechtfertigt ist. Ich füge noch hinzu und wiederhole, daß trotz meiner sicheren Überzeugung dennoch in meiner jetzigen Beschuldigung ein gewisses Risiko für mich liegt. Aber, wie Ihr seht, will ich die Sache nicht auf sich beruhen lassen, es widerstrebt mir, und ich werde euch sagen warum: einzig und allein wegen Eures schamlosen Undanks. Wie ist das möglich? Ich lade Euch ein, im Interesse Eurer bettelarmen Stiefmutter, ich überreiche Euch eine meinen Verhältnissen entsprechende Gabe von zehn Rubel, und Ihr dankt mir gleich darauf mit einer solchen Handlung. Nein, das ist nicht mehr schön! Eine Lehre ist notwendig. Überlegt es Euch, ich spreche als aufrichtiger Freund. Kommt zur Einsicht, sonst werde ich unerbittlich sein. Nun, wie ist es?“

„Ich habe nichts von Euch genommen“, flüsterte Sonja entsetzt. „Ihr habt mir zehn Rubel gegeben, bitte nehmt sie zurück.“

Sonja nahm ihr Tuch aus der Tasche, suchte den Knoten, löste ihn, zog den Zehnrubelschein hervor und reichte ihn Luschin.

„Und mit den hundert Rubel wollt Ihr nicht herausrücken?“ fragte er vorwurfsvoll und eindringlich, ohne den Schein zu nehmen.

Sonja blickte umher. Alle schauten sie mit so schrecklich ernstesten, spöttischen, haßerfüllten Gesichtern an. Sie blickte auf Raskolnikow; der stand an der Wand mit gekreuzten Armen und sah sie mit flammenden Augen an.

„Mein Gott!“ entrang es sich ihren Lippen.

„Amalia Iwanowna, wir werden die Polizei benachrichtigen müssen, darum bitte ich Euch ergebenst, nach dem Hauswart zu schicken“, sagte Luschin halblaut und liebenswürdig.

„Gott der Barmherzige, ich wußte ja, daß sie stiehlt!“ Amalia Iwanowna schlug die Hände zusammen.

„Ihr wußtet es?“ fiel Luschin ein. „Habt Ihr schon früher Grund zu dieser Annahme gehabt? Ich bitte Euch, verehrte Amalia Iwanowna, Euch dieser Worte zu erinnern, die Ihr übrigens in Gegenwart von Zeugen geäußert habt.“

Von allen Seiten erhob sich jetzt plötzlich lautes Gerede, alle gerieten in Bewegung.

„Was!“ rief plötzlich Katharina Iwanowna, die zu sich gekommen war, und stürzte sich auf Luschin. „Was? Ihr beschuldigt sie des Diebstahls? Sonja? Ach, ihr Schufte! Ihr Gauner!“

Sie eilte zu Sonja und drückte sie in ihren mageren Armen.

„Sonja, wie konntest du von ihm die zehn Rubel nehmen! Oh, du Dumme! Gib her! Gib gleich die zehn Rubel her! Da, nehmt sie!“

Katharina Iwanowna entriß Sonja den Schein, ballte ihn zu einem Knäuel zusammen und warf ihn Luschin direkt ins Gesicht. Der Knäuel traf ihn ins Auge und fiel auf den Fußboden. Amalia Iwanowna stürzte sich darauf. Peter Petrowitsch wurde böse.

„Haltet diese Wahnsinnige!“ rief er.

In der Tür erschienen jetzt neben Lebesjatnikow noch einige Personen, darunter auch die beiden zugereisten Damen.

„Wie? Eine Wahnsinnige? Ich soll wahnsinnig sein? Dummkopf!“ kreischte Katharina Iwanowna. „Du bist ein Dummkopf, ein Rechtsverdrehler, ein niederträchtiger Kerl! Sonja, Sonja soll dein Geld genommen haben! Sonja eine Diebin? Sie würde dir noch welches geben, du Esel!“ Katharina Iwanowna brach in ein hysterisches Lachen aus. „Habt ihr schon so einen Dummkopf gesehen?“ wandte sie sich nach allen Seiten und zeigte auf Luschin. „Was, auch du?“ Ihr Blick fiel auf die Wirtin. „Auch du, deutsche Wurstfresserin, behauptest, daß sie gestohlen hat, du niederträchtiges preußisches Hühnerbein in Krinoline! Ach ihr! Sie ist nicht aus dem Zimmer gegangen, seit sie von dir, Schuft, zurückkehrte, sie hat sich gleich zwischen mich und Rodion Romanowitsch gesetzt, das haben alle gesehen. Durchsucht sie! Da sie nicht fortgegangen ist, muß das Geld bei ihr sein! Suche, suche! Wenn du aber nichts findest, Freundchen, dann wirst du das zu verantworten haben! Zum Kaiser, zum Kaiser, zum Zaren selber, dem mildherzigen, laufe ich, werde mich ihm zu Füßen werfen, heute noch! Ich habe niemand! Man wird mich vorlassen! Du denkst, man wird mich nicht vorlassen? Du irrst, ich werde gehen, und ich werde zu ihm gelangen! Du hast wohl damit gerechnet, daß sie so sanft ist? Darauf hast du

gehofft! Dafür, mein Lieber, bin ich um so mutiger! Aber du wirst hereinfallen! Vorwärts, durchsuche sie, suche nur!“

Und Katharina Iwanowna, außer sich, zerrte Luschin zu Sonja. „Ich bin bereit und verantworte es . . . Aber beruhigt Euch, Verehrteste, beruhigt Euch! Ich sehe nur zu gut, daß Ihr mutig seid! Ich bin bereit, aber wie?“ murmelte Luschin. „Das muß in Gegenwart der Polizei geschehen, obgleich genügend Zeugen da sind. – Ich bin bereit – aber es ist schwierig für einen Mann . . . Wenn Amalia Iwanowna helfen wollte . . . Übrigens, es wird nicht so gemacht . . . Wie soll man . . .?“

„Nehmt, wen Ihr wollt! Mag sie untersuchen, wer will!“ schrie Katharina Iwanowna. „Sonja, wende deine Taschen um! Da, da sieh, Unmensch, da, sie ist leer, hier war das Taschentuch. Da, die andere Tasche, da, da! Siehst du!“

Katharina Iwanowna drehte, besser gesagt, riß die beiden Taschen eine nach der anderen heraus. Aber aus der zweiten, der rechten Tasche, sprang plötzlich ein kleines Papier hervor, beschrieb einen Bogen in der Luft und fiel zu Luschins Füßen nieder. Alle hatten es gesehen. Peter Petrowitsch bückte sich, hob das Papier mit zwei Fingern auf und entfaltete es vor aller Augen. Viele schrien auf. Es war ein Hundertrubelschein, auf ein Achtel seiner Größe zusammengefaltet. Peter Petrowitsch drehte seine Hand nach allen Seiten, damit alle den Schein sehen konnten.

„Diebin! Hinaus aus der Wohnung! Polizei, Polizei!“ kreischte Amalia Iwanowna. „Man muß sie allesamt nach Sibirien schicken! Hinaus!“

Von allen Seiten erschallten Ausrufe. Raskolnikow schwieg, ohne die Augen von Sonja abzuwenden. Dazwischen warf er einen schnellen Blick auf Luschin. Sonja stand noch auf derselben Stelle, wie besinnungslos; sie schien nicht einmal erstaunt zu sein. Plötzlich aber wurde sie über und über rot, schrie auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Nein, ich war es nicht! Ich habe nichts genommen! Ich weiß von nichts!“ rief sie mit einem markerschütternden Schrei und stürzte zu Katharina Iwanowna. Diese umfaßte sie und drückte sie fest an sich, als wollte sie Sonja mit der eigenen Brust schützen.

„Sonja, Sonja, ich glaube es nicht! Siehst du, ich glaube es

nicht!“ rief Katharina Iwanowna, trotz allem Augenschein und schatkelte Sonja in ihren Armen wie ein Kind, küßte sie unzählige Male, faßte ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Du sollst es genommen haben! O Gott, ihr dummen, dummen Menschen!“ rief sie, sich an alle wendend. „Ihr wißt gar nicht, was das für ein Herz, was das für ein Mädchen ist. Sie würde ihr letztes Kleid ausziehen und es verkaufen, barfuß gehen, euch alles hingeben, wenn ihr in Not wäret, so ist sie! Auch den ‚gelben Schein‘ hat sie nur genommen, weil meine Kinder vor Hunger umkamen, unseretwegen hat sie sich verkauft. Ach, du Seliger! Siehst du, siehst du es? So ist deine Gedenkfeier! O Gott, so schützt sie doch! Was steht ihr da herum! Rodion Romanowitsch, warum tretet Ihr nicht für sie ein? Glaubst Ihr auch daran? Ihr seid nicht wert, ihr die Schuhriemen zu lösen, ihr alle, alle! O Gott, schütze sie doch endlich!“

Der Jammer der armen, schwindsüchtigen, verlassenen Katharina Iwanowna schien einen starken Eindruck auf die Umstehenden zu machen. Es war so viel Klage und Leid in diesem von Schmerz entstellten, abgezehrten, schwindsüchtigen Gesicht, in diesen vertrockneten, blutverklebten Lippen, in dieser heisergeschrienem Stimme, in diesem aufschluchzenden Weinen, das dem Weinen von Kindern glich, in diesem zutraulichen, kindlichen und gleichzeitig verzweifelte Flehen um Schutz, daß alle die Unglückliche zu bedauern schienen. Peter Petrowitsch wenigstens hatte sofort Mitleid.

„Meine Dame, meine Dame!“ rief er dazwischen mit Nachdruck. „Euch berührt diese Sache nicht. Niemand wird es wagen, Euch der Anstiftung oder des Einverständnisses zu beschuldigen, um so weniger, als Ihr durch das Umwenden der Taschen bewiesen habt, daß Ihr von nichts wußtet. Ich bin ja auch bereit, Milde walten zu lassen, weil sozusagen die äußerste Armut Sofja Semjonowna dazu bewogen hat. Aber warum wolltet Ihr nicht gestehen, Mademoiselle? Fürchtet Ihr die Schande? War es das erstemal? Ihr wart vielleicht in verzweifelter Stimmung? Wozu sich aber auf solche Dinge einlassen? Es ist begreiflich, sehr begreiflich. – Meine Herrschaften!“ wandte er sich an die Anwesenden. „Da ich bedauere und sozusagen Mitleid habe, bin ich bereit, sogar jetzt

noch, trotz der erlittenen persönlichen Beleidigung, zu verzeihen. Möge Euch, Mademoiselle, die heutige Schande eine Lehre für die Zukunft sein“, wandte er sich an Sonja. „Ich unterlasse alle weiteren Schritte und lasse die Sache auf sich beruhen. Genug!“

Peter Petrowitsch blickte Raskolnikow von der Seite an; ihre Blicke trafen sich. Der flammende Blick Raskolnikows schien ihn zu Asche verbrennen zu wollen. Katharina Iwanowna, die gar nicht mehr zuhörte, umarmte und küßte Sonja wie eine Wahnsinnige. Auch die Kinder umfaßten Sonja von allen Seiten; Polenka, die zwar nicht recht verstanden hatte, worum es sich handelte, war ganz in Tränen gebadet, sie schluchzte krampfhaft und verbarg ihr hübsches, vom Weinen geschwollenes Gesichtchen an Sonjas Schulter.

„Wie gemein!“ ertönte plötzlich eine laute Stimme in der Tür. Peter Petrowitsch blickte sich schnell um. „Wie gemein das ist!“ wiederholte Lebesjatnikow und blickte ihm unverwandt in die Augen. Peter Petrowitsch zuckte zusammen. Alle bemerkten es. Lebesjatnikow trat ins Zimmer.

„Und Ihr habt es gewagt, mich als Zeugen anzurufen?“ fragte er, auf Peter Petrowitsch zutretend.

„Was bedeutet das? Wovon redet Ihr?“ murmelte Luschin.

„Das bedeutet, daß Ihr ein Verleumder seid; das bedeuten meine Worte!“ sagte Lebesjatnikow mit Nachdruck und blickte ihn starr mit seinen kurzsichtigen Augen an.

Er war furchtbar zornig. Raskolnikow saugte sich gleichsam mit den Augen an ihm fest, als wollte er sich kein Wort entgehen lassen. Wieder trat Schweigen ein. Peter Petrowitsch war fürs erste fassungslos.

„Wenn Ihr das mir . . .“, begann er stotternd. „Was ist mit Euch? Seid Ihr von Sinnen?“

„Ich bin bei Sinnen, Ihr aber seid ein Schuft. Ach, wie gemein das ist! Ich habe die ganze Zeit zugehört und absichtlich gewartet, um alles zu begreifen; aber, offen gestanden, ich kann mir auch jetzt noch keinen Vers daraus machen. Warum Ihr das alles getan habt, verstehe ich nicht.“

„Ja, was habe ich denn getan? Hört doch auf, in blödsinnigen Rätseln zu sprechen. Oder seid Ihr betrunken?“

„Ihr gemeiner Mensch trinkt vielleicht, ich nicht. Ich trinke

auch niemals Schnaps, weil es gegen meine Überzeugung ist. Stellt euch vor, er, er selber hat mit seinen eigenen Händen Sofja Semjonowna diesen Hundertrubelschein gegeben. Ich habe es gesehen, ich bin Zeuge, ich kann es beschwören! Er, er hat es getan!“ wiederholte Lebesjatnikow, sich an alle und jeden wendend.

„Ihr seid wohl verrückt, Ihr Grünschnabel!“ kreischte Luschin. „Da steht sie selber vor Euch. Sie hat soeben vor allen bestätigt, daß sie außer den zehn Rubeln nichts von mir bekommen hat. Wie kann ich ihn ihr da gegeben haben?“

„Ich habe es gesehen, ich habe es gesehen!“ schrie und beteuerte Lebesjatnikow. „Und obwohl es gegen meine Überzeugung ist, bin ich bereit, jeden beliebigen Eid vor Gericht zu leisten, denn ich habe gesehen, wie Ihr Sofja Semjonowna den Schein heimlich zugesteckt habt, nur habe ich Esel gedacht, daß Ihr dem Mädchen eine Wohltat erweisen wolltet. An der Tür, beim Hinausgehen habt Ihr, als sie sich umwandte, ihr mit der einen Hand die Hand gedrückt und ihr mit der anderen Hand, mit der linken, heimlich den Schein in die Tasche gesteckt. Ich habe es gesehen! Ich habe es gesehen!“

Luschin erbleichte.

„Was lügt Ihr da zusammen!“ rief er ihm frech zu. „Und wie konntet Ihr überhaupt vom Fenster aus den Schein erkennen? Ihr habt es geträumt – mit Euren kurzsichtigen Augen. Ihr phantasiert!“

„Nein, ich habe es nicht geträumt! Und obgleich ich weitab stand, habe ich alles gesehen. Es ist tatsächlich schwer, aus der Entfernung einen Schein zu erkennen, da habt Ihr recht; aber ich wußte doch durch einen besonderen Zufall, daß es ein Hundertrubelschein war. Als Ihr nämlich Sofja Semjonowna den Zehnrubelschein gabt – ich habe es selber gesehen –, da nahmst Ihr gleichzeitig vom Tisch einen Hundertrubelschein; ich habe es gesehen, weil ich in dem Augenblick in der Nähe stand, und da mir ein bestimmter Gedanke kam, so vergaß ich es nicht, daß Ihr den Schein in der Hand hattet. Ihr hattet ihn zusammengefaltet und hieltet ihn die ganze Zeit in der geschlossenen Hand. Ich hatte es schon fast vergessen, aber als Ihr Euch erhobt, legtet Ihr den Schein aus der rechten in die linke Hand und hättet ihn beinahe fallen lassen. Da erinnerte ich

mich wieder, weil mir derselbe Gedanke wieder kam, daß Ihr dem Mädchen heimlich vor mir eine Wohltat erweisen wolltet. Ihr könnt Euch vorstellen, wie ich aufpaßte, und da sah ich auch, wie es Euch gelang, ihr den Schein in die Tasche zu stecken. Ich habe es gesehen! Ich habe es gesehen! Ich werde es beschwören!“

Lebesjatnikow war ganz außer Atem geraten. Von allen Seiten ertönten Ausrufe des höchsten Erstaunens, aber es waren auch solche darunter, die einen drohenden Ton annahmen. Alle drängten sich an Peter Petrowitsch heran. Katharina Iwanowna stürzte auf Lebesjatnikow zu.

„Andrej Semjonowitsch, ich habe mich in Euch geirrt! Schützt sie! Ihr allein seid ihr Retter! Sie ist eine Waise, Gott hat Euch gesandt, Andrej Semjonowitsch, Teurer, Lieber!“ Und Katharina Iwanowna, die kaum noch wußte, was sie tat, warf sich vor ihm auf die Knie.

„Blödsinn!“ schrie Luschin, rasend vor Wut. „Blödes Zeug kaut Ihr wieder, mein Herr. ‚Ich hatte vergessen‘, ‚ich erinnerte mich‘, ‚ich vergaß‘ – was soll das heißen? Also, ich soll ihr den Schein vorsätzlich zugesteckt haben? Wozu? Zu welchem Zweck? Was habe ich gemein mit dieser ...“

„Wozu? Das begreife ich ja selber nicht, aber was ich erzähle, ist eine Tatsache, die feststeht. Ich irre mich ganz und gar nicht. Ihr nichtswürdiger Mensch! Ihr Verbrecher! Ich erinnere mich genau, wie aus diesem Anlaß eine Frage in mir auftauchte, und zwar, als ich Euch dankte und Euch die Hand drückte. Warum habt Ihr den Schein heimlich in die Tasche gesteckt? Warum gerade heimlich? Etwa nur deshalb, damit ich es nicht sehen sollte, da Ihr wißt, daß ich anderer Überzeugung bin und die private Wohltätigkeit ablehne, weil sie das Übel nicht heilt? Auch kam mir in den Sinn, daß es Euch vielleicht peinlich sei, vor mir so große Summen zu verschenken; ferner dachte ich, daß Ihr Sofja Semjonowna eine Überraschung bereiten wolltet, sie in Erstaunen setzen, wenn sie plötzlich in ihrer Tasche hundert Rubel finden würde. Dann dachte ich auch, daß Ihr sie vielleicht auf die Probe stellen wolltet, ob sie zurückkommen würde, um sich zu bedanken, nachdem sie das Geld gefunden hatte. Dann, daß Ihr den Dank vermeiden wolltet, damit, wie man bei Euch so sagt, die

rechte Hand nicht wüßte . . . So irgend etwas in dieser Art. – So ging mir vieles durch den Kopf, und ich beschloß, es später zu überdenken, aber ich hielt es für taktlos, Euch merken zu lassen, daß ich Euer Geheimnis kannte. Gleich darauf tauchte jedoch der Gedanke in mir auf, daß Sofja Semjonowna am Ende das Geld verlieren könnte, bevor sie es fand. Deshalb entschloß ich mich, hierherzukommen, sie herauszurufen und ihr mitzuteilen, daß man ihr hundert Rubel in die Tasche gesteckt habe. Unterwegs aber machte ich noch einen Abstecher zu den Damen Kobiljatnikow, um ihnen die ‚Allgemeinen Ergebnisse der positiven Methode‘ zu überbringen und ihnen besonders den Artikel von Piderit und auch den von Wagner zu empfehlen. Dann komme ich hierher und erlebe dies! Könnte ich denn alle diese Gedanken und Überlegungen gehabt haben, wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Ihr Sofja Semjonowna hundert Rubel in die Tasche stecktet?“

Als Andrej Semjonowitsch seine wortreichen Ausführungen mit dieser logischen Folgerung abgeschlossen hatte, war er so erschöpft, daß ihm der Schweiß übers Gesicht rann. Er konnte sich nicht einmal ordentlich auf russisch ausdrücken – er beherrschte aber auch keine andere Sprache –, so daß er nach seiner advokatorischen Heldentat fast zusammenbrach und sogar magerer geworden zu sein schien. Nichtsdestoweniger hatte seine Rede eine außerordentliche Wirkung gehabt. Er hatte mit solchem Schwung und mit so viel Überzeugungskraft gesprochen, daß ihm offensichtlich alle glaubten. Peter Petrowitsch fühlte, daß seine Sache schlecht stand.

„Was geht es mich an, daß Euch irgendwelche dumme Fragen in den Kopf kommen!“ rief er aus. „Das ist noch kein Beweis! Ihr könnt alles geträumt haben, weiter nichts! Und ich sage Euch, daß Ihr lügt, mein Herr! Ihr lügt und verleumdet mich, weil Ihr wütend auf mich seid, und zwar aus Ärger darüber, daß ich Euren freidenkerischen, gottlosen sozialen Plänen nicht zustimme. Das ist es!“

Aber diese Ausrede nützte Peter Petrowitsch nichts. Im Gegenteil, von allen Seiten hörte man dumpfes Grollen.

„Ach, damit kommst du mir!“ rief Lebesjatnikow. „Da irrst du dich! Ruf die Polizei, ich werde einen Eid schwören!“

Nur eins kann ich nicht begreifen: Warum hat er eine so gemeine Handlung gewagt? Welch kläglicher, erbärmlicher Mensch!“

„Ich kann erklären, warum er eine solche Handlung gewagt hat, und werde es, wenn nötig, sogar beschwören“, ertönte eine Stimme, und Raskolnikow trat endlich vor.

Er war nach außen hin fest und ruhig. Bei seinem bloßen Anblick wurde allen klar, daß er tatsächlich wußte, worum es sich handelte, und daß es nun zur Lösung kommen werde.

„Jetzt ist mir alles vollkommen klar“, fuhr Raskolnikow fort und wandte sich dabei direkt an Lebesjatnikow. „Gleich zu Anfang der Geschichte hatte ich schon den Verdacht, daß irgendein gemeiner Betrug dahintersteckt. Dieser Verdacht kam mir infolge gewisser Umstände, die nur mir bekannt sind und die ich jetzt allen Anwesenden auseinandersetzen will – das ist der Kernpunkt der ganzen Sache. Ihr, Andrej Semjonowitsch, habt mir durch Eure wertvolle Aussage alles endgültig erklärt. Dieser Herr“, er wies auf Luschin, „bewarb sich vor kurzem um ein junges Mädchen, und zwar um meine Schwester, Awdotja Romanowna Raskolnikowa. Aber nach seiner Ankunft in Petersburg gab es vorgestern – bei unserem ersten Zusammentreffen – Meinungsverschiedenheiten zwischen uns, und ich habe ihn hinausgeworfen, im Beisein von zwei Zeugen. Damals wußte ich noch nicht, daß er bei Euch wohnt, Andrej Semjonowitsch, und daß er vorgestern, also an dem Tage, an dem wir uns stritten, Zeuge war, wie ich, als Freund des verstorbenen Herrn Marmeladow, seiner Gattin, Katharina Iwanowna, etwas Geld zur Bestreitung der Begräbniskosten gab. Daraufhin schrieb er sofort an meine Mutter einen Brief und teilte ihr mit, daß ich mein ganzes Geld nicht Katharina Iwanowna, sondern Sofja Semjonowna gegeben hätte, wobei er sich in der gemeinsten Weise über die Lage Sofja Semjonownas und über die Art meiner Beziehungen zu ihr äußerte, alles dies, versteht sich, mit der Absicht, mich mit meiner Mutter und meiner Schwester zu entzweien. Er wollte sie glauben machen, daß ich ihr letztes Geld, mit dem sie mich unterstützen, für unedle Zwecke verschwende. Gestern abend stellte ich in Gegenwart meiner Mutter und meiner Schwester und in seiner Anwesenheit die Sache klar und bewies, daß ich das Geld

Katharina Iwanowna für das Begräbniß gegeben hätte und nicht Sofja Semjonowna, mit der ich vorgestern überhaupt noch nicht bekannt war. Ich fügte hinzu, daß er, Herr Luschin, mit allen seinen Vorzügen auch nicht den kleinen Finger Sofja Semjonownas wert sei, über die er sich so häßlich geäußert hatte. Auf seine Frage, ob ich Sofja Semjonowna neben meine Schwester setzen würde, antwortete ich ihm, daß ich dies bereits am selben Tage getan hätte. Da er sich darüber ärgerte, daß meine Angehörigen sich auf seine Verleumdungen hin nicht mit mir überwarfen, begann er ihnen unverzeihliche Frechheiten zu sagen. Es kam zu einem endgültigen Bruch, und er wurde fortgejagt. Alles das ereignete sich gestern abend. Ich bitte jetzt um Eure besondere Aufmerksamkeit: Stellt Euch vor, wenn es ihm jetzt gelungen wäre zu beweisen, daß Sofja Semjonowna eine Diebin ist, so hätte er damit meiner Mutter und meiner Schwester klargemacht, daß er mit seinen Verdächtigungen fast recht gehabt hätte, daß er mit Recht erzürnt sein konnte, weil ich Sofja Semjonowna mit meiner Schwester auf eine Stufe gestellt hatte, und daß er also, mit einem Angriff auf mich, die Ehre meiner Schwester, seiner Braut, verteidigte und schützte. Mit einem Wort, er konnte mich durch diese ganze Sache mit meinen Angehörigen entzweien und hoffte dadurch ihre Neigung wiederzugewinnen. Ich rede gar nicht davon, daß er an mir persönlich Rache nehmen wollte, weil er Grund zu der Annahme hat, daß die Ehre und das Glück Sofja Semjonownas mir teuer sind. Das war seine Berechnung. So fasse ich die Sache auf. Das ist der ganze Grund, einen anderen kann es nicht geben!“

So ungefähr schloß Raskolnikow seine Rede, die oft durch Ausrufe der Zuhörer unterbrochen wurde, die sehr aufmerksam gelauscht hatten. Aber trotz aller Unterbrechungen hatte er fest, ruhig, scharf und klar gesprochen. Seine scharfe Stimme, sein überzeugender Ton und sein strenges Gesicht machten auf alle einen sehr starken Eindruck.

„Jaja, so ist es!“ stimmte Lebesjatinikow ihm begeistert bei. „Es muß wohl so sein, denn gleich nachdem Sofja Semjonowna zu uns ins Zimmer gekommen war, fragte er, ob Ihr schon hier wäret, ob ich Euch unter den Gästen Katharina Iwanownas gesehen hätte. Er rief mich dazu ans Fenster und fragte mich

leise. Folglich war ihm an Eurer Anwesenheit gelegen. Ganz richtig, das ist so!“

Luschin schwieg und lächelte verächtlich. Er sah sehr blaß aus. Er schien zu überlegen, wie er sich am besten herauswinden könnte. Vielleicht hätte er gern alles hinter sich gelassen und wäre fortgegangen, aber das war im gegenwärtigen Augenblick fast unmöglich. Damit hätte er zugegeben, daß die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen richtig waren, daß er Sofja Semjonowna verleumdet hatte. Außerdem war die schon recht betrunkene Tischgesellschaft zu aufgereggt. Der Proviantbeamte, der übrigens nicht mehr alles verstand, schrie am meisten und schlug Maßregeln vor, die für Luschin recht unangenehm gewesen wären. Es gab aber auch Nüchterne, aus allen Zimmern waren die Mieter herbeigeeilt. Die drei Polen waren furchtbar aufgereggt und schrien und schimpften unentwegt auf polnisch. Sonja hatte mit Anstrengung zugehört, doch schien auch sie nicht alles zu begreifen; es war, als erwache sie aus einer Ohnmacht. Sie wandte ihre Augen nicht von Raskolnikow ab, in dem Gefühl, daß er ihr einziger Schutz war. Katharina Iwanowna atmete schwer und keuchend und schien ganz erschöpft zu sein. Am dümmsten stand Amalia Iwanowna da, mit offenem Munde, und begriff gar nichts; sie begriff nur, daß Peter Petrowitsch irgendwie hereingefallen war. Raskolnikow bat wieder ums Wort, aber man ließ ihn nicht zu Ende reden; alle schrien und drangen mit Beschimpfungen und Drohungen auf Luschin ein. Peter Petrowitsch aber ließ sich nicht einschüchtern. Als er sah, daß die Sache mit der Beschuldigung Sonjas verspielt war, versuchte er es mit Unverschämtheit.

„Erlaubt, meine Herrschaften, erlaubt, drängt nicht so“, sagte er, sich durch die Menge zwängend. „Tut mir den Gefallen und laßt Eure Drohungen, Ihr erreicht nichts damit, ich bin kein Hasenfuß, im Gegenteil, meine Herrschaften, Ihr werdet Euch verantworten müssen, daß Ihr durch Gewalt eine Kriminalsache vertuscht habt. Die Diebin ist mehr als überführt, und ich werde die Sache gerichtlich verfolgen. Die Richter sind nicht so blind und nicht betrunken, dort wird man nicht zwei abgefeymten Gottesleugnern, Aufrührern und Freidenkern Glauben schenken, die mich aus persönlicher Rache beschul-

digen, was sie in ihrer Dummheit selber zugeben. – Glaubt mir!“

„Daß Ihr sofort aus meinem Zimmer verduftet! Macht, daß Ihr fortkommt; zwischen uns ist es aus. Und wenn ich bedenke, wie ich mich bemüht habe, um ihm alles klarzumachen – volle zwei Wochen lang ...!“

„Ich habe Euch doch schon vorhin gesagt, daß ich beabsichtige, auszuziehen, und Ihr hieltet mich zurück, Andrej Semjonowitsch. Jetzt möchte ich noch hinzufügen, daß Ihr ein Narr seid. Ich wünsche Euch, daß Ihr Euren Verstand und Eure halbblinden Augen kuriert. Erlaubt, meine Herrschaften!“

Er drängte sich durch, aber der Proviantbeamte wollte ihn nicht so leichten Kaufes, nur so unter Beschimpfungen fortlassen. Er ergriff ein Glas, holte aus und warf damit nach Peter Petrowitsch; das Glas traf aber Amalia Iwanowna. Sie kreischte auf, der Proviantbeamte, der beim Ausholen das Gleichgewicht verloren hatte, fiel schwer unter den Tisch. Peter Petrowitsch ging in sein Zimmer und hatte bereits eine halbe Stunde darauf das Haus verlassen.

Sonja, von Natur aus schüchtern, war sich immer dessen bewußt gewesen, daß man sie leichter zugrunde richten konnte als jeden anderen und daß jeder sie fast straflos beleidigen konnte. Trotzdem hatte sie bis zu diesem Augenblick geglaubt, daß man dem Übel irgendwie durch Vorsicht, Sanftmut und Demut allen und jedem gegenüber ausweichen könnte. Ihre Enttäuschung war zu schwer. Gewiß konnte sie mit Geduld und ohne zu murren auch dies alles ertragen, aber im Augenblick war es zu schwer geworden. Trotz ihres Triumphes und ihrer Rechtfertigung preßte sich ihr Herz im Gefühl ihrer Hilflosigkeit und Demütigung zusammen, nachdem die Erstarrung des ersten Schrecks vorüber war. Sie bekam einen hysterischen Anfall. Schließlich konnte sie es nicht länger aushalten, stürzte aus dem Zimmer und lief in ihre Wohnung. Das geschah gleich nachdem Luschin fortgegangen war.

Als Amalia Iwanowna unter dem lauten Gelächter der Anwesenden vom Glas getroffen wurde, hatte sie genug davon, für fremde Sünden zu büßen. Wie eine Rasende stürzte sie sich auf Katharina Iwanowna, der sie die Schuld für alles zuschrieb.

„Hinaus aus der Wohnung, sofort! Marsch!“ Mit diesen Worten begann sie alles, was ihr an Katharina Iwanownas Sachen in die Hände kam, auf den Fußboden zu schleudern. Die erschöpfte, bleiche Katharina Iwanowna, die einer Ohnmacht nahe war, sprang vom Bett auf, auf das sie in Ermattung hingesunken war, und stürzte sich auf Amalia Iwanowna. Aber der Kampf war zu ungleich, Amalia Iwanowna stieß sie wie eine Feder von sich.

„Nicht genug damit, daß man uns gottlos verleumdet hat, diese Kreatur fällt mich auch noch an! Am Begräbnistag meines Mannes treibt sie mich aus der Wohnung auf die Straße, mit den Waisen, nachdem sie die Gastfreundschaft an meinem Tisch genossen hat! Wohin soll ich denn gehen?“ jammerte die arme Frau schluchzend und keuchend. „O Gott!“ rief sie plötzlich mit funkelnden Augen, „gibt es denn keine Gerechtigkeit? Wen willst du denn schützen, wenn nicht uns verlassene Waisen? Aber wir werden sehen! Es gibt auf der Welt Recht und Wahrheit, ich werde sie finden! Polenka, bleib du bei den Kindern, ich komme bald zurück. Wartet auf mich, meinete wegen auf der Straße. Wir wollen sehen, ob es auf der Welt Gerechtigkeit gibt!“

Katharina Iwanowna warf das grüne Umschlagtuch über den Kopf, das Marmeladow in seiner Erzählung erwähnt hatte, drängte sich durch die betrunkene Menge der Mieter, die noch immer im Zimmer herumstanden, und lief jammernd und weinend auf die Straße, in der unbestimmten Erwartung, irgendwo sofort, unverzüglich, um jeden Preis Gerechtigkeit zu erlangen. Polenka verkroch sich voll Angst mit den Kindern auf den Koffer, am ganzen Körper zitternd, umschlang die beiden Kleinen und erwartete die Rückkehr der Mutter. Amalia Iwanowna rannte im Zimmer umher, kreischte, klagte, tobte und warf alles, was sie zu fassen kriegte, auf den Fußboden. Die Mieter schrien durcheinander, zankten sich und schimpften, einige begannen zu singen.

Jetzt ist es auch für mich Zeit! dachte Raskolnikow. Nun, Sofja Semjonowna, wir wollen sehen, was du jetzt sagen wirst!

Und er begab sich zu Sonjas Wohnung.

IV

Raskolnikow war Sonja ein kühner und geschickter Fürsprecher gewesen, obgleich er selber tiefes Leid und Entsetzen in der Seele mit sich herumtrug. Nachdem er aber am Morgen so viel ausgestanden hatte, empfand er es gewissermaßen als Erleichterung, diese Eindrücke, die ihm unerträglich wurden, durch andere zu ersetzen, abgesehen davon, daß ihm, aus seinen persönlichen Gefühlen für Sonja, von ganzem Herzen daran gelegen war, für sie einzutreten. Außerdem erfüllte ihn die bevorstehende Zusammenkunft mit Sonja mit immer wachsender Unruhe: er mußte ihr sagen, wer Lisaweta ermordet hatte, und wußte doch im voraus, welch schreckliche Qual diese Eröffnung mit sich bringen würde, und suchte sich zu wappnen. Als er Katharina Iwanownas Wohnung verlassen hatte und ausrief: „Was wirst du jetzt sagen, Sofja Semjonowna?“, war er infolge seines Sieges über Luschin nach außen hin noch in gehobener Stimmung und voller Kampflust. Aber es ging ihm seltsam. Bei Kapernaumows Wohnung angelangt, bemächtigte sich seiner eine plötzliche Schwäche und Beklemmung. Nachdenklich blieb er vor der Tür stehen und legte sich eine sonderbare Frage vor: Ist es notwendig, daß ich ihr sage, wer Lisaweta ermordet hat? Die Frage war deshalb sonderbar, weil er gleichzeitig fühlte, daß nicht nur ein Verschweigen, sondern auch ein Aufschub, wenn auch auf kurze Zeit, unmöglich sei. Er wußte noch nicht, warum es unmöglich sei; er fühlte es nur, und diese qualvolle Erkenntnis seiner Schwäche der Notwendigkeit gegenüber drückte ihn nieder. Um diesem Grübeln ein Ende zu machen, riß er schnell die Tür auf und sah Sonja von der Schwelle aus an. Sie saß am Tisch, die Arme aufgestützt, das Gesicht in den Händen vergraben, stand aber schnell auf, als sie Raskolnikow erblickte, und ging ihm entgegen; sie schien ihn erwartet zu haben.

„Was wäre aus mir geworden ohne Euch!“ stieß sie hervor, ihm bis zur Mitte des Zimmers entgegentreten. Offenbar lag ihr daran, ihm das so bald wie möglich zu sagen, und sie hatte deshalb auf ihn gewartet.

Raskolnikow ging zum Tisch und setzte sich auf den Stuhl, von dem sie soeben aufgestanden war. Sie blieb zwei Schritte von ihm entfernt stehen, genau wie gestern.

„Nun, Sonja“, sagte er und fühlte plötzlich, daß seine Stimme zitterte, „die ganze Sache stützte sich doch auf Eure ‚gesellschaftliche Lage und die damit verknüpften Gepflogenheiten‘. Habt Ihr das vorhin verstanden?“

Ein Leidenszug trat in ihr Gesicht.

„Redet nur nicht mit mir wie gestern“, unterbrach sie ihn, „um alles in der Welt, fangt nicht wieder an! Es gibt schon so genug Qualen.“

Sie lächelte schnell, in Sorge, daß ihm der Vorwurf mißfallen könnte.

„Es war dumm von mir, von dort wegzulaufen. Was mag jetzt dort vor sich gehen? Ich wollte gerade wieder hin, dachte aber, Ihr würdet vielleicht kommen.“

Er erzählte ihr, daß die Hauswirtin ihre Familie aus der Wohnung gejagt habe und daß Katharina Iwanowna irgendwohin gelaufen sei, um Gerechtigkeit zu suchen.

„O Gott!“ rief Sonja, „gehen wir schnell hin . . .“

Sie griff nach ihrer Mantille.

„Immer ein und dasselbe!“ fuhr Raskolnikow auf. „Ihr habt nur Gedanken für sie. Bleibt jetzt bei mir.“

„Und – Katharina Iwanowna?“

„Katharina Iwanowna wird nicht von Euch ablassen. Sie wird selber zu Euch kommen, wenn sie schon von Hause wegelaufen ist“, fügte er mürrisch hinzu. „Wenn sie Euch nicht antrifft, werdet doch wieder Ihr schuld daran sein.“

Sonja setzte sich in quälender Unentschlossenheit auf einen Stuhl. Raskolnikow schwieg, starrte zu Boden und überlegte etwas.

„Nehmen wir an, daß Luschin nicht daran gelegen war“, begann er, ohne Sonja anzublicken, „aber falls es seine Absicht gewesen wäre, so hätte er Euch einsperren lassen, wenn Lebesjatinikow und ich nicht zufällig dagewesen wären. Nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie mit schwacher Stimme. „Ja“, wiederholte sie zerstreut und beunruhigt.

„Ich hätte ja auch nicht dasein können, und Lebesjatinikow kam schon ganz zufällig dazu.“

Sonja schwieg.

„Und wenn Ihr ins Gefängnis gekommen wäret, was dann? Erinnert Ihr Euch, was ich gestern gesagt habe?“

Sie antwortete wieder nicht. Er schwieg auch und wartete eine Weile.

„Ich dachte, Ihr würdet wieder schreien: ‚Hört auf damit!‘“ sagte Raskolnikow mit erzwungenem Lachen. „Wieder Schweigen?“ fragte er nach einem Augenblick. „Man muß doch über irgend etwas reden. Ich wüßte gern, wie Ihr jetzt eine Frage – wie Lebesjatnikow sagt – lösen würdet.“ – Er schien den Faden zu verlieren. „Nein wirklich, ich spreche im Ernst. Stellt Euch vor, Sonja, daß Ihr alle Absichten Luschins im voraus wüßtet, Ihr wüßtet – das heißt sicher –, daß durch seine Machenschaften Katharina Iwanowna und die Kinder zugrunde gehen würden, auch Ihr als Zugabe – da Ihr Euch für nichts rechnet, sage ich Zugabe –, auch Polenka, denn ihr steht dasselbe Leben bevor. Wenn nun die Entscheidung in Eure Hand gelegt würde, wer von beiden weiterleben soll, Luschin mit seinem verbrecherischen Tun oder Katharina Iwanowna, wie würde dann Euer Urteilspruch lauten? Ich frage Euch!“

Sonja blickte ihn unruhig an. Es schien ihr irgendeine Absicht hinter diesen ausgefallenen und etwas unsicher vorgebrachten Worten zu liegen.

„Mir ahnte schon, daß Ihr mich so etwas fragen würdet“, sagte sie und sah ihn forschend an.

„Gut. Aber wie soll es entschieden werden?“

„Warum fragt Ihr mich nach etwas, das unmöglich sein kann?“ sagte Sonja mit Abscheu.

„Es ist also besser, daß Luschin weiterlebt und Schändlichkeiten begeht? Auch darüber wagt Ihr nicht zu entscheiden?“

„Ich kenne Gottes Vorsehung nicht. Warum fragt Ihr, was man nicht fragen kann? Wozu die sinnlosen Fragen? Wie kann so etwas von meiner Entscheidung abhängen? Wer hat mich zum Richter gesetzt darüber, wer leben soll und wer nicht leben soll?“

„Wenn schon die göttliche Vorsehung mit im Spiel ist, kann man freilich nichts machen“, brummte Raskolnikow finster.

„Sagt lieber klar und deutlich, was Ihr wollt!“ rief Sonja schmerzlich. „Ihr habt wieder irgendwelche Hintergedanken.“

Seid Ihr denn nur gekommen, um mich zu quälen?“ Sie konnte nicht mehr an sich halten und brach in Tränen aus.

Er sah sie düster und gramvoll an. Es verging etwa eine Minute.

„Du hast recht, Sonja“, sagte er endlich leise. Er war plötzlich verändert; sein gemacht frecher und herausfordernder Ton war verschwunden. Selbst die Stimme war auf einmal schwächer geworden.

„Ich habe dir gestern selber gesagt, ich würde nicht kommen, um Verzeihung zu bitten, und doch habe ich beinahe damit angefangen, um Verzeihung zu bitten. Das von Luschin und der Vorsehung sagte ich für mich selber. Ich hatte dich damit um Verzeihung bitten wollen, Sonja.“ Er wollte lächeln, aber es war etwas Kraftloses, Unfrohes in diesem bleichen Lächeln.

Er senkte den Kopf und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Und plötzlich durchzuckte ihn ein seltsames, unerwartetes Gefühl, eine Art giftiger Haß gegen Sonja. Erstaunt und erschrocken darüber fuhr er in die Höhe und sah sie scharf an; aber er begegnete ihrem unruhigen und schmerzlich besorgten Blick: hier war Liebe. Sein Haß schwand wie ein Gespenst. Es war nicht das; er hatte ein Gefühl für ein anderes gehalten. Das bedeutete nur, daß der entscheidende Augenblick der Reue gekommen war.

Wieder bedeckte er das Gesicht mit den Händen und senkte den Kopf. Plötzlich wurde er blaß, stand vom Stuhl auf, sah Sonja an und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, mechanisch auf ihr Bett.

Dieser Augenblick war in seiner Empfindung schrecklich ähnlich jenem, als er hinter der Alten stand, das Beil schon aus der Schlinge befreit hatte und sich sagte, daß „jetzt kein Augenblick zu verlieren sei“.

„Was ist mit Euch?“ fragte Sonja, ganz in Furcht befangen.

Er konnte kein Wort hervorbringen. Er hatte es ihr ganz, ganz anders sagen wollen und begriff selber nicht, was jetzt mit ihm vorging. Sie ging leise zu ihm hin und ließ sich an seiner Seite auf das Bett nieder, ohne die Augen von ihm zu wenden. Ihr Herz klopfte und setzte aus, es wurde unerträglich. Er wandte ihr sein totenblasses Gesicht zu, seine Lippen verzogen

sich in dem Bestreben, ein Wort hervorzubringen. Entsetzen durchdrang Sonjas Herz.

„Was ist mit Euch?“ wiederholte sie, etwas von ihm abrückend.

„Nichts, Sonja. Erschrick nicht! – Unsinn! Wirklich, wenn man es sich näher überlegt, ist es Unsinn“, murmelte er mit dem Aussehen eines besinnungslosen Fieberkranken. „Warum bin ich bloß gekommen, dich zu quälen?“ fügte er plötzlich hinzu und sah sie an. „Warum nur? Das frage ich mich die ganze Zeit, Sonja.“

Vielleicht hatte er sich diese Frage noch vor einer Viertelstunde vorgelegt, jetzt aber sagte er das alles in völliger Apathie, kaum seiner selbst bewußt, und fühlte ein ständiges Zittern am ganzen Körper.

„Mein Gott, wie Ihr Euch quält!“ sagte Sonja mit Schmerz, indem sie ihn betrachtete.

„Es ist alles Unsinn! Höre, Sonja“, er lächelte plötzlich kraftlos einen kurzen Augenblick, „erinnerst du dich daran, was ich dir gestern sagen wollte?“ Sonja wartete voll Unruhe.

„Ich sagte dir, als ich fortging, daß ich vielleicht für immer von dir Abschied nehme; sollte ich aber heute noch kommen, dann würde ich dir sagen, wer Lisaweta ermordet hat.“

Sie zitterte plötzlich am ganzen Körper.

„Nun also, ich bin gekommen, es zu sagen.“

„Habt Ihr also wirklich gestern ...“, flüsterte sie mit Anstrengung. „Woher wißt Ihr es denn?“ fragte sie schnell, als wäre sie plötzlich zur Besinnung gekommen. Sie atmete schwer, ihr Gesicht wurde immer blasser.

„Ich weiß es.“

Sie schwieg eine Weile.

„Hat man ihn gefunden?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, man hat ihn nicht gefunden.“

„Wie wißt Ihr es denn?“ fragte sie wieder nach fast minutenlangem Schweigen und kaum hörbar.

Er wandte sich ihr zu und sah sie durchdringend an.

„Rate“, sagte er mit dem früheren verzerrten, kraftlosen Lächeln.

Ihr ganzer Körper krampfte sich zusammen.

„Ja, warum ... Warum – schreckt Ihr mich so?“ fragte sie und lächelte wie ein Kind.

„Ich muß wohl mit ihm sehr befreundet sein, wenn ich es weiß“, fuhr Raskolnikow fort und sah sie unverwandt an, als wäre er nicht imstande, die Augen abzuwenden. „Er wollte diese Lisaweta – nicht ermorden. Er hat sie nur zufällig ermordet. Die Alte wollte er ermorden – als sie allein war. Da trat aber Lisaweta ein –, und da hat er auch sie ermordet.“

Es verging noch eine entsetzliche Minute. Sie sahen einander an. „Also du kannst es nicht erraten?“ fragte er plötzlich mit dem Gefühl, als stürze er sich von einem Turm hinab.

„Nein“, flüsterte Sonja kaum hörbar.

„Sieh mich genau an.“

Kaum hatte er das gesagt, als eine ihm von früher bekannte Empfindung seine Seele zu Eis erstarren ließ. Er sah sie an, und ihm war plötzlich, als erblicke er in ihrem Gesicht das Gesicht Lisawetas. Er erinnerte sich deutlich an den Gesichtsausdruck Lisawetas, als er sich ihr damals mit dem Beil näherte und sie vor ihm nach der Wand hin zurückwich mit vorgestreckter Hand, mit einem völlig kindlichen Schrecken im Gesicht – genau wie kleine Kinder, wenn sie zu erschrecken beginnen, den Gegenstand ihrer Furcht unbeweglich und ängstlich anstarren und, jeden Augenblick bereit zu weinen, zurückweichen und ihre Händchen vorstrecken. Fast dasselbe geschah jetzt auch mit Sonja – ebenso machtlos, mit demselben Schrecken sah sie ihn eine Weile an; und plötzlich streckte sie die linke Hand vor, stemmte sich ganz leicht mit den Fingern gegen seine Brust und begann sich langsam vom Bett zu erheben, immer mehr und mehr vor ihm zurückweichend, und immer starrer wurde der Blick, den sie auf ihn richtete. Ihr Entsetzen teilte sich plötzlich auch ihm mit, ganz derselbe Schrecken zeigte sich auch auf seinem Gesicht, auch er begann sie genauso anzusehen und fast mit dem gleichen kindlichen Lächeln.

„Hast du es erraten?“ flüsterte er endlich.

„O Gott!“ Ein furchtbarer Klageruf entrang sich ihrer Brust. Kraftlos fiel sie auf das Bett und mit dem Gesicht in die Kissen. Aber einen Augenblick später erhob sie sich, rückte schnell zu ihm hin, faßte seine beiden Hände, umklammerte sie mit ihren dünnen Fingern und schaute ihm wieder unbeweglich, wie gebannt, ins Gesicht. Mit diesem letzten, verzweifelten Blick wollte sie irgendeine letzte Hoffnung für sich erspähen und er-

haschen. Aber es war keine Hoffnung; es blieb kein Zweifel; alles war so! In späteren Jahren noch, wenn sie sich dieses Augenblicks erinnerte, wurde ihr seltsam und wunderbar zumute: wie hatte sie damals sofort sehen können, daß es keinen Zweifel mehr gab? Dabei konnte sie nicht einmal sagen, daß sie irgend etwas Derartiges vorausgeahnt hätte. Und doch hatte sie jetzt, kaum daß er es ihr offenbart hatte, das Gefühl, als hätte sie gerade das vorausgeahnt.

„Genug, Sonja, genug! Quäle mich nicht!“ sagte er im Tone eines Märtyrers.

Er hatte es ihr ganz, ganz anders sagen wollen, aber es war so gekommen.

Sie sprang auf, ihrer selbst nicht mächtig, und ging händerringend bis zur Mitte des Zimmers, kehrte aber schnell zurück und setzte sich neben ihn, so daß ihre Schultern sich fast berührten. Plötzlich zuckte sie zusammen, wie von einem Stich durchbohrt, schrie auf und warf sich, ohne selber zu wissen warum, vor ihm auf die Knie nieder.

„Was habt Ihr, was habt Ihr Euch angetan!“ sagte sie voll Verzweiflung, sprang wieder auf, warf sich ihm an den Hals und umfing ihn fest mit ihren Armen. Raskolnikow fuhr zurück und blickte sie mit einem traurigen Lächeln an.

„Wie sonderbar du bist, Sonja, umarmst und küßt mich, nachdem ich dir das gesagt habe! Du weißt nicht mehr, was du tust.“

„Nein, es gibt jetzt niemand auf der ganzen Welt, der unglücklicher ist als du!“ rief sie wie von Sinnen, ohne seine Bemerkung gehört zu haben, und brach dann in ein hysterisches Weinen aus. Ein längst vergessenes Gefühl flutete über seine Seele und machte ihn weich. Er sträubte sich nicht dagegen: zwei Tränen quollen aus seinen Augen und blieben an den Wimpern hängen.

„Du wirst mich nicht verlassen, Sonja?“ fragte er und blickte sie fast mit Hoffnung an.

„Nein, nein, niemals, nirgends!“ rief Sonja aus. „Ich werde dir folgen, ich werde dir überallhin folgen! O Gott! – Ach, ich Unglückliche! – Warum, warum habe ich dich nicht früher gekannt! Warum bist du nicht früher gekommen! O Gott!“

„Da bin ich nun gekommen.“

„Jetzt, ja, aber was kann man jetzt machen! – Zusammen, zusammen!“ wiederholte sie wie bewußtlos und umarmte ihn von neuem. „Ich werde mit dir zusammen in die Zwangsarbeit gehen!“

Er zuckte zusammen. Das frühere haßerfüllte, hochmütige Lächeln drängte sich wieder auf seine Lippen.

„Vielleicht will ich noch gar nicht in die Zwangsarbeit gehen, Sonja“, sagte er.

Sonja warf ihm einen Blick zu. Nach dem ersten leidenschaftlichen, quälenden Mitgefühl erschütterte sie wieder die schreckliche Vorstellung des Mordes. Im veränderten Ton seiner Worte hörte sie plötzlich wieder den Mörder. Sie sah ihn erstaunt an; sie wußte ja noch gar nicht warum, noch wie, noch wozu es geschehen war. Jetzt zuckten diese Fragen mit einemmal in ihrem Bewußtsein auf. Und wieder glaubte sie es nicht – er, er ein Mörder? Ja ist denn das möglich? Was bedeutet das?

„Was ist denn mit mir? Wo bin ich eigentlich?“ fragte sie in tiefem Zweifel, als wäre sie noch nicht zu sich gekommen.

„Wie konntet Ihr, Ihr, ein solcher Mensch, sich zu so etwas entschließen? Was bedeutet das?“

„Nun ja, Sonja, um zu rauben. Höre auf!“ antwortete er müde und fast mit Verdruß.

Sonja stand wie betäubt, plötzlich aber rief sie aus: „Du warst hungrig! Du wolltest der Mutter helfen, ja?“

„Nein, Sonja, nein“, murmelte er, sich abwendend, und ließ den Kopf hängen. „So hungrig war ich nicht. – Der Mutter wollte ich wohl helfen, aber ... Auch das ist nicht ganz richtig. – Quäle mich nicht, Sonja!“

Sonja schlug die Hände zusammen.

„Ist das denn wirklich, wirklich alles wahr? O Gott, wie kann das wahr sein? Wer kann denn das glauben? Und Ihr, Ihr gebt das Letzte fort und habt gemordet, um zu rauben! O Gott“, rief sie plötzlich. „Das Geld, das Ihr Katharina Iwanowna gegeben habt, dieses Geld, ist auch das ...? O Gott!“

„Nein, Sonja“, unterbrach er sie hastig, „dieses Geld war nicht von dort, beruhige dich! Dieses Geld hatte mir meine Mutter durch einen Kaufmann geschickt, ich habe es bekommen, während ich krank war, an demselben Tage, an dem

ich es fortgab. Rasumichin ist Zeuge, er hat es für mich empfangen. Dieses Geld war mein eigenes, gehörte wirklich mir.“

Sonja hörte ihm zweifelnd zu und bemühte sich krampfhaft zu begreifen.

„Und jenes Geld ... Ich weiß übrigens nicht, ob überhaupt Geld dabei war“, fuhr er leise und wie in Gedanken fort, „ich habe ihr damals einen Beutel vom Halse genommen, einen sämischledernen, straffgefüllten Beutel, ich habe nicht hineingeschaut, wahrscheinlich hatte ich keine Zeit. Nun, und die Sachen, irgendwelche Hemdenknöpfe und Ketten – all diese Sachen und den Beutel habe ich auf einem fremden Hof am W.-Prospekt unter einem Stein versteckt, am nächsten Morgen. Das liegt alles noch dort.“

Sonja hörte gespannt zu.

„Ja, warum denn das? – Wieso habt Ihr gesagt: um zu rauben – und habt doch nichts genommen?“ fragte sie schnell, wie nach einem Strohalm greifend.

„Ich weiß nicht, ich habe mich noch nicht entschieden, ob ich dieses Geld nehmen werde oder nicht“, sagte er wieder in Gedanken verloren, kam aber plötzlich zu sich und lächelte flüchtig. „Ach, was für Dummheiten habe ich soeben gesprochen!“

Sonja durchfuhr der Gedanke, daß er am Ende verrückt sein könnte, aber sie ließ ihn sofort fallen. Nein, hier war etwas anderes. Sie begriff rein gar nichts.

„Weißt du, Sonja“, sagte er plötzlich, wie einer Eingebung folgend, „ich will dir etwas sagen: Wenn ich nur deshalb gemordet hätte, weil ich hungrig war“, fuhr er fort, jedes Wort betonend und sie rätselhaft, aber aufrichtig ansehend, „dann wäre ich jetzt – glücklich! Das sollst du wissen!“

Sonja wollte wieder etwas sagen, aber sie schwieg.

„Und was hättest du, was hättest du davon“, rief er nach einem Augenblick sogar mit einer gewissen Verzweiflung, „was hättest du davon, wenn ich jetzt zugeben würde, daß ich schlecht gehandelt habe? Was hättest du von diesem witzlosen Triumph über mich? Ach Sonja, bin ich denn deswegen jetzt zu dir gekommen? – Darum bat ich dich auch gestern, mit mir zu gehen, weil du mir als einzige geblieben bist.“

„Wohin gehen?“ fragte Sonja schüchtern.

„Nicht zu stehlen und zu morden, sei unbesorgt, nicht dazu“, lächelte er bissig. „Wir sind zu verschiedene Menschen . . . Und weißt du, Sonja, ich habe erst jetzt, in diesem Augenblick begriffen, wohin ich dich gestern rief, mit mir zu gehen. Gestern aber, als ich dich bat, wußte ich auch selber nicht, wohin. Nur das eine habe ich gebeten, und dieses einen wegen bin ich gekommen: daß du mich nicht verläßt. Du wirst mich nie verlassen, Sonja?“

Sie drückte ihm fest die Hand.

„Und warum, warum habe ich es ihr gesagt, warum habe ich es ihr bekannt?“ rief er einen Augenblick später in Verzweiflung aus und sah sie unsagbar gequält an. „Da erwartest du Erklärungen von mir, Sonja, du sitzt und wartest, ich sehe es; und was soll ich dir sagen? Du wirst ja doch nichts begreifen, wirst nur vor Leid vergehen um meinetwillen. Du weinst und du umarmst mich wieder. Wofür umarmst du mich? Weil ich es selber nicht ertrug und kam, um es einem anderen aufzubürden: leide auch du, dann wird es mir leichter sein? Kannst du denn einen solchen Schuft lieben?“

„Ja, quälst du dich denn nicht auch?“ rief Sonja aus.

Wieder flutete dasselbe Gefühl über seine Seele und machte ihn wieder für einen Augenblick weich.

„Sonja, ich habe ein böses Herz, merk es dir, dadurch erklärt sich vieles. Darum bin ich auch gekommen, weil ich ein böser Mensch bin. Ein anderer wäre vielleicht nicht gekommen. Ich aber bin ein Feigling – ein Schuft! Aber . . . Lassen wir das. Dies alles ist nicht das Eigentliche. Jetzt müssen wir sprechen, und ich weiß nicht, wie anfangen.“

Er hielt inne und versank in Gedanken.

„Ach, wie verschieden sind wir doch!“ rief er wieder aus. „Wir passen nicht zueinander. Ich werde es mir nie verzeihen.“

„Nein, nein, es ist gut, daß du gekommen bist“, rief Sonja.

„Es ist besser, daß ich es weiß! Viel besser!“

Er sah sie schmerzlich an.

„Nun ja, tatsächlich“, sagte er, als wäre er zu einem Schluß gekommen. „Es war ja auch so! Also: Ich wollte ein Napoleon werden, darum habe ich gemordet. Ist es dir jetzt verständlich?“

„Nein“, flüsterte sie naiv und schüchtern, „aber sprich, sprich, ich werde alles verstehen! Ich werde auf meine Weise alles verstehen!“ bat sie inständig.

„Du wirst alles verstehen? Nun, wir wollen sehen!“

Er schwieg und überlegte lange.

„Die Sache ist die: Ich habe mir einmal folgende Frage vorgelegt: Wenn zum Beispiel Napoleon an meiner Stelle gewesen wäre und wenn er, um seine Laufbahn zu beginnen, weder Toulon noch Ägypten, noch den Übergang über den Montblanc gehabt hätte, sondern wenn statt all dieser schönen und monumentalen Dinge einfach eine lächerliche Alte, eine Registratorswitwe dagewesen wäre, die man noch obendrein hätte ermorden müssen, um aus ihrer Truhe Geld zu stehlen, nämlich für die Laufbahn – würde er sich dazu entschlossen haben, falls es keinen anderen Ausweg gegeben hätte? Wäre er davor zurückgeschreckt, weil es schon gar zu wenig monumental ist und weil es sündhaft ist? Nun, ich muß dir sagen, daß ich mich mit dieser Frage furchtbar lange abgequält habe, so daß ich mich sehr schämte, als ich endlich dahinterkam – ganz plötzlich verfiel ich darauf –, daß er nicht bloß nicht davor zurückgeschreckt wäre, sondern daß es ihm nicht einmal in den Sinn gekommen wäre, dies sei nicht monumental. Ja, er hätte gar nicht begriffen, warum man davor zurückscheuen sollte. Und falls ihm kein anderer Ausweg geblieben wäre, so hätte er die Alte erwürgt, bevor sie einen Mucks von sich hätte geben können, ohne alle Bedenken. Nun, und auch ich warf alle Bedenken von mir – und mordete – nach dem Beispiel großer Meister. Und genauso ist es gewesen! Es kommt dir komisch vor? Ja, Sonja, das Komischste dabei ist, daß es vielleicht genauso war.“

Sonja fand es gar nicht komisch.

„Sprecht lieber geradeheraus mit mir – ohne Beispiele“, bat sie noch schüchterner und kaum hörbar.

Er wandte sich ihr zu, sah sie traurig an und nahm ihre beiden Hände.

„Du hast wieder recht, Sonja. Das ist ja alles Unsinn, mehr eitel Geschwätz. Siehst du, du weißt doch, daß meine Mutter bettelarm ist. Meine Schwester hat zufällig eine gute Erziehung erhalten und muß sich als Gouvernante in fremden Häusern

durchschlagen. Alle ihre Hoffnungen setzen sie auf mich allein. Ich studierte, hatte aber nicht die Mittel, mich auf der Universität zu halten, und mußte mein Studium zeitweilig unterbrechen. Selbst wenn es irgendwie weitergegangen wäre, hätte ich im günstigsten Falle hoffen können, in zehn oder zwölf Jahren Lehrer oder Beamter mit tausend Rubel Gehalt zu werden.“ Er sprach, als sagte er etwas Auswendiggelerntes auf. „Bis dahin wäre meine Mutter vor Sorgen und Kummer krank geworden, und ich hätte ihr nicht ein ruhiges Dasein bereiten können, und meine Schwester – nun, der hätte noch Schlimmeres zustoßen können. Und ist es etwa schön, sein ganzes Leben an allem vorbeigehen und auf alles verzichten zu müssen, die Mutter vernachlässigen und die Demütigungen der Schwester wortlos ertragen zu müssen? Wozu? Dazu vielleicht, um dann, wenn man sie begraben hat, sich neue Sorgen aufzuladen, Frau und Kinder, und sie dann auch ohne einen Groschen und ohne ein Stück Brot zu hinterlassen. Nun und . . . Da beschloß ich, mich des Geldes der Alten zu bemächtigen, es für mein Studium und für die ersten Jahre nach dem Studium zu verwenden, um nicht genötigt zu sein, die Mutter zu quälen – und um dies alles großzügig und durchgreifend machen, mir eine vollkommen neue Laufbahn bereiten und einen neuen, unabhängigen Weg betreten zu können. So, das ist alles. – Selbstverständlich ist es schlecht von mir, daß ich die Alte ermordet habe. Und nun genug davon!“

Ganz erschöpft brachte er seine Erzählung zu Ende und ließ den Kopf sinken.

„Ach, es ist nicht das, nicht das!“ rief Sonja gramvoll. „Kann man denn so . . . ? Nein, es ist nicht so, es ist nicht so!“

„Aber siehst du . . . Ich habe doch aufrichtig gesprochen, die reine Wahrheit.“

„Was ist denn das für eine Wahrheit! O Gott!“

„Ich habe doch nur eine Laus getötet, Sonja, eine nutzlose, garstige, schädliche Laus.“

„Wie? Ein Mensch ist eine Laus?“

„Ich weiß selber, daß er keine Laus ist“, antwortete er und sah sie sonderbar an. „Übrigens lüge ich, Sonja“, fügte er hinzu, „ich lüge schon seit langem. – Es ist alles nicht das, du hast es ganz richtig erkannt. Es waren ganz, ganz andere Gründe. Ich

habe schon lange mit niemand gesprochen. Der Kopf tut mir jetzt sehr weh.“

Seine Augen brannten im Fieberglanz; er war nahe daran, zu phantasieren. Ein unruhiges Lächeln irrte um seine Lippen. Die seelische Erregung begann schon in eine furchtbare Schwäche überzugehen. Sonja begriff, welch furchtbare Leiden er durchmachte. Ihr schwindelte: So sonderbar sprach er, einiges anscheinend ganz verständlich, aber... Wie denn? Wie war es nur möglich? O Gott! Verzweifelt rang sie die Hände.

„Nein, Sonja, es ist nicht das!“ begann er wieder und hob den Kopf, als habe ihn eine plötzliche Wendung der Gedanken überrascht und von neuem angeregt. „Es ist nicht das! Besser nimm an – ja, es ist wirklich besser –, nimm an, daß ich ehrgeizig, neidisch, böse, niederträchtig, rachsüchtig bin, nun, und vielleicht auch zum Irrsinn neige. – Mag alles schon auf einmal gesagt werden, vom Irrsinn hat man schon früher gesprochen, ich habe es bemerkt! – Ich habe dir vorhin gesagt, daß ich mich auf der Universität nicht erhalten konnte. Weißt du, vielleicht hätte ich es doch können. Meine Mutter wäre dafür aufgekommen, und das Geld für Kleider, Stiefel und Nahrung hätte ich mir auch selber verdient, sicher. Es fanden sich Unterrichtsstunden für mich, man bot einen halben Rubel für die Stunde. Rasumichin arbeitet doch auch. Aber ich wurde böse und mochte nicht. Richtig böse – das ist ein guter Ausdruck. Ich verkroch mich in meine Ecke; du warst ja in meinem Hundeloch, hast es gesehen. Aber, weißt du, Sonja, daß niedrige Decken und enge Räume die Seele und den Verstand beengen? Oh, wie ich mein Hundeloch haßte, und doch wollte ich nicht ausgehen, absichtlich nicht! Tagelang ging ich nicht aus, wollte nicht arbeiten, nicht einmal essen wollte ich, lag immer nur da. Wenn Nastasja mir was brachte, aß ich, wenn nicht, ging der Tag auch so vorüber. Absichtlich, aus Verbissenheit verlangte ich nichts. Wenn ich nachts kein Licht hatte, lag ich in der Dunkelheit; aber Geld für Kerzen wollte ich mir nicht verdienen. Ich mußte studieren, habe aber die Bücher verkauft; auf dem Tisch, auf meinen Nachschriften und Heften liegt der Staub jetzt fingerdick. Und immer grübelte ich... Und immer hatte ich so sonderbare Träume, alle möglichen, die kann man gar nicht beschreiben. Und damals begann es mir

so vorzuschweben, daß... Nein, es ist nicht das! Ich habe wieder nicht richtig erzählt! Siehst du, ich habe mich damals immer gefragt: Warum bin ich so dumm, daß ich, wenn andere dumm sind und ich genau weiß, daß sie dumm sind, selber nicht klüger sein will? Später erkannte ich, daß es zu lange dauern wird, wenn man wartet, bis alle klug werden. Und noch später begriff ich, daß so etwas niemals sein wird, daß die Menschen sich niemals ändern werden, daß niemand sich ändern kann und daß es nicht der Mühe wert wäre. Ja, so ist es! Das ist ihr Gesetz – das Gesetz, Sonja. So ist es! Und ich weiß jetzt: Wer unbeugsam und stark an Geist und Verstand ist, der ist ein Herrscher über sie! Wer viel wagt, der ist bei ihnen im Recht, wer am meisten herunterreißt, der ist ihnen Gesetzgeber, und wer mehr als alle wagen kann, der ist auch mehr im Recht als alle. So war es bisher, und so wird es immer sein! Nur ein Blinder merkt es nicht!“

Bei diesen Worten sah Raskolnikow Sonja zwar an, doch kümmerte er sich nicht mehr darum, ob sie ihn verstand oder nicht. Das Fieber hatte ihn völlig gepackt, er war wie in einem düsteren Rausch. – Er hatte ja auch allzulange mit niemand gesprochen. – Sonja begriff, daß dieser finstere Katechismus ihm Glaube und Gesetz geworden war.

„Damals wurde es mir klar, Sonja“, fuhr er exaltiert fort, „daß die Macht nur dem zuteil wird, der es wagt, sich zu bücken und sie aufzuheben. Hier gilt nur eines, eines: Man muß wagen. Mir kam damals ein Gedanke zum erstenmal, den noch niemand vor mir gedacht hat. Niemand! Es kam mir plötzlich sonnenklar zum Bewußtsein: Es hat bis jetzt keiner gewagt, angesichts dieses ganzen Unsinns, alles beim Schopf zu packen und über Bord zu werfen. Ich wollte es wagen und mordete... Ich wollte nur wagen, Sonja, das ist der Grund!“

„Oh, schweigt, schweigt!“ rief Sonja und schlug die Hände zusammen. „Ihr habt Euch von Gott losgesagt, und Gott hat Euch gestraft und dem Teufel überantwortet!“

„Nun, Sonja, als ich damals im Dunkel lag und mir die Gedanken kamen, da hat mich wohl der Teufel versucht, was?“

„Schweigt! Spottet nicht, Ihr Gotteslästerer, nichts, nichts begreift Ihr! O Gott, er wird nichts, nichts verstehen!“

„Still, Sonja, ich spotte gar nicht, ich weiß selber, daß mich der Teufel versucht hat. Schweig, Sonja, schweig!“ wiederholte er finster und hartnäckig. „Ich weiß alles. All das habe ich schon durchdacht und mir vorgeflüstert, als ich im Dunkel lag. Alles habe ich bis zum letzten kleinsten Punkt hin und her erwogen, ich weiß alles, alles. Und dieses ganze Geschwätz war mir damals so zum Überdruß geworden, so zum Überdruß! Ich wollte alles vergessen und von neuem anfangen, Sonja, und aufhören zu schwatzen. Und denkst du vielleicht, daß ich wie ein Narr blindlings hingegangen bin? Ich bin wie ein Kluger hingegangen, und das war mein Verderben! Glaubst du, daß ich zum Beispiel nicht gewußt habe, daß das, wenn ich schon anfangen zu fragen und zu forschen, ob ich ein Recht auf Macht habe, ein Zeichen ist, daß ich kein Recht darauf habe? Oder: Wenn ich mir schon die Frage vorlege, ob der Mensch eine Laus ist, dann ist er eben für mich keine Laus mehr; sondern eine Laus ist er für den, dem das gar nicht in den Sinn kommt und der, ohne zu fragen, vorwärts schreitet. Wenn ich mich schon so viele Tage damit abquälte, ob ein Napoleon sich auf so etwas eingelassen hätte oder nicht, so fühlte ich eben deutlich, daß ich kein Napoleon bin. Die ganze Qual dieses ganzen Geschwätzes habe ich ertragen, und ich wollte sie abschütteln. Ich wollte ohne spitzfindige Grundsätze töten, für mich töten, für mich allein! Darin wollte ich auch mich selber nicht belügen. Nicht um meiner Mutter zu helfen, habe ich getötet; das ist Unsinn. Nicht darum habe ich getötet, um Mittel und Macht zu gewinnen und ein Wohltäter der Menschheit zu werden. Unsinn! Ich habe einfach getötet; für mich, für mich allein habe ich getötet; ob ich nun irgendeines Menschen Wohltäter werden würde oder ob ich mein ganzes Leben wie eine Spinne alle in meinem Netz fangen und ihnen die Lebenssäfte aussaugen würde, das mußte mir in jenem Augenblick ganz gleichgültig sein! – Nicht um das Geld war es mir in erster Linie zu tun, als ich tötete, nicht so sehr um das Geld wie um das andere. – Das weiß ich jetzt alles. – Verstehe mich: Wenn ich auf demselben Wege weitergegangen wäre, hätte ich vielleicht nie wieder getötet. Etwas anderes wollte ich erfahren, etwas anderes trieb mich dazu: Ich wollte damals erfahren, so schnell wie möglich erfahren, ob ich eine Laus bin, wie alle,

oder ein Mensch. Ob ich imstande sein würde, über Hindernisse hinwegzuschreiten, oder nicht. Werde ich es wagen, mich zu bücken und zu nehmen, oder nicht? Bin ich eine zitternde Kreatur, oder habe ich ein Recht...“

„Zu töten? Ein Recht zu töten?“ Sonja schlug die Hände zusammen.

„Ach, Sonja!“ rief er gereizt aus, wollte etwas erwidern, schwieg aber verächtlich. „Unterbrich mich nicht, Sonja! Ich wollte dir nur eins beweisen: daß der Teufel mich damals hinschleppte, mir aber nachher erklärte, daß ich kein Recht hätte, dahin zu gehen, weil ich genauso eine Laus bin wie alle. Er hat seinen Spott mit mir getrieben, und da bin ich jetzt zu dir gekommen! Nimm mich als Gast auf! Wenn ich keine Laus wäre, würde ich da zu dir gekommen sein? Höre: Als ich damals zur Alten ging, nur um zu versuchen... Du sollst alles wissen!“

„Und habt getötet! Getötet!“

„Ja, kann man das denn töten nennen? Tötet man in dieser Weise? Geht man denn so hin zu töten, wie ich damals hinging? Habe ich denn die Alte getötet? Mich selber habe ich getötet und nicht die Alte! Mit einem Schlage habe ich mich auf ewig getroffen! – Die Alte da hat der Teufel umgebracht, nicht ich. – Genug, genug, Sonja, genug! Laß mich!“ schrie er plötzlich in krampfhaftem Schmerz auf.

„Laß mich!“

Er stützte die Ellbogen auf die Knie und preßte mit den Handflächen den Kopf zusammen wie mit einer Zange.

„Welch ein Leiden!“ stöhnte Sonja auf.

„Was soll ich jetzt tun? Sprich!“ sagte er, hob plötzlich den Kopf und sah sie mit gramverzerrtem Gesicht an.

„Was du tun sollst?“ rief sie aus und sprang von ihrem Platz auf. Ihre Augen, die bis jetzt voll Tränen waren, blitzten.

„Steh auf!“ Sie packte ihn an den Schultern; er erhob sich und sah sie betroffen an. „Geh sofort, diesen Augenblick, stell dich auf einen Kreuzweg hin, beuge dich nieder, küsse zuerst die Erde, die du besudelt hast, und dann verneige dich vor der ganzen Welt, nach allen vier Windrichtungen, und sage allen laut: Ich habe getötet! Dann wird dir Gott wieder Leben senden. – Wirst du gehen? Wirst du gehen?“ fragte sie, am

ganzen Körper zitternd, wie in einem Anfall, und ergriff dabei seine beiden Hände, drückte sie fest in den ihrigen und sah ihn mit strahlendem Blick an.

Er war erstaunt, ja bestürzt durch ihre plötzliche Verzückerung. „Sprichst du von der Zwangsarbeit, Sonja? Soll ich mich etwa selber anzeigen?“ fragte er düster.

„Das Kreuz auf dich nehmen und dadurch Erlösung finden, das sollst du.“

„Nein! Ich werde nicht zu ihnen gehen, Sonja.“

„Und wie wirst du leben, leben? Was wirst du für ein Leben haben?“ rief Sonja. „Ist denn jetzt ein Leben möglich? Wie wirst du mit deiner Mutter sprechen? Ach, was wird jetzt mit ihnen sein? Aber was rede ich! Du hast ja schon deine Mutter und deine Schwester verlassen. O Gott!“ rief sie, „er weiß ja das alles schon selber. Wie kann man denn ohne einen Menschen leben? Was wird jetzt mit dir sein?“

„Sei kein Kind, Sonja“, sagte er leise. „Welche Schuld habe ich vor denen? Warum soll ich mich anzeigen? Was soll ich ihnen sagen? Das ist bloß ein Hirngespinnst. Sie machen selber Millionen Menschen den Garaus und halten es noch für eine Tugend. Schufte und Gauner sind sie, Sonja! – Ich werde nicht gehen. Und was sollte ich sagen? Daß ich gemordet habe und nicht gewagt, das Geld zu nehmen, sondern es unter einem Stein versteckt habe?“ fügte er mit giftigem Spott hinzu. „Sie werden mich ja auslachen und sagen: So ein Esel, daß er es nicht genommen hat! Ein Feigling und ein Esel! Nichts, gar nichts werden sie begreifen, Sonja, und sie sind auch nicht wert, es zu begreifen. Wozu soll ich hingehen? Ich werde nicht hingehen. Sei kein Kind, Sonja.“

„Du wirst dich zu Tode quälen, zu Tode quälen wirst du dich“, wiederholte sie, ihm in verzweifelttem Flehen die Hände hin-streckend.

„Ich habe mich vielleicht doch verleumdet“, bemerkte er düster und nachdenklich. „Vielleicht bin ich doch ein Mensch und keine Laus und habe es zu eilig gehabt, mich zu verurteilen. Ich werde noch kämpfen.“

Ein hochmütiges Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen.

„Eine solche Qual zu tragen! Dein ganzes Leben, dein ganzes Leben lang!“

„Ich werde mich gewöhnen“, sagte er unfroh und nachdenklich. „Höre“, fuhr er nach einer Weile fort, „genug der Tränen, jetzt müssen wir etwas besprechen. Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß man mich jetzt sucht, verfolgt.“

„Ach!“ rief Sonja erschrocken.

„Nun, warum hast du aufgeschrien? Du willst ja selber, daß ich in die Zwangsarbeit gehe, und jetzt bist du so erschrocken? Aber das sage ich dir: Ich ergebe mich ihnen nicht. Ich will noch mit ihnen kämpfen, und sie werden mir nichts anhaben können. Sie haben keine richtigen Beweise. Gestern war ich in großer Gefahr und dachte schon, ich wäre verloren, heute hat die Sache sich wieder etwas eingerenkt. Alle ihre Beweise haben zwei Seiten, das heißt, ich kann ihre Beschuldigungen zu meinen Gunsten drehen, verstehst du? Und ich werde es tun; denn ich habe es jetzt gelernt. Ins Gefängnis setzen werden sie mich aber sicher. Wenn nicht ein Zufall dazwischengekommen wäre, so hätten sie es wahrscheinlich heute schon getan, vielleicht tun sie es auch noch heute. Aber das macht nichts, Sonja; ich werde eine Zeitlang sitzen, und dann wird man mich freilassen; denn sie haben keinen einzigen wirklichen Beweis und werden ihn auch nicht haben, darauf gebe ich mein Wort. Mit dem, was sie haben, kann man einen Menschen nicht verurteilen. Nun genug, ich sagte es nur, damit du es weißt. Was meine Mutter und Schwester anlangt, so werde ich versuchen, es so einzurichten, daß sie nicht daran glauben und nicht erschrecken. Meine Schwester ist jetzt übrigens, wie es scheint, versorgt, also auch meine Mutter. Nun, das ist alles. Sei aber vorsichtig, Sonja. Wirst du mich im Gefängnis besuchen, wenn ich sitzen werde?“

„O ja, ja!“

Sie saßen nebeneinander, traurig und niedergeschlagen, als wären sie von einem Sturm allein auf ein ödes Gestade geworfen worden. Er sah Sonja an und fühlte ihre große Liebe zu ihm, und, seltsam, es wurde ihm plötzlich schwer und weh ums Herz, daß er so geliebt wurde. Ja, es war ein eigenartiges, furchtbares Gefühl! Als er zu Sonja gegangen war, hatte er gewußt, daß bei ihr seine ganze Hoffnung, seine ganze Zukunft lag. Er hatte gewünscht, wenigstens einen Teil seiner Qual abzuladen, und jetzt, da ihr ganzes Herz sich ihm zugewandt

hatte, fühlte und erkannte er auf einmal, daß er unvergleichlich unglücklicher war als vorher.

„Sonja“, sagte er, „komm lieber nicht zu mir, wenn ich im Gefängnis bin.“

Sie antwortete nicht, sie weinte. Es vergingen einige Minuten.

„Hast du ein Kreuz?“ fragte sie ganz unerwartet, als wäre es ihr soeben eingefallen.

Er verstand zuerst die Frage nicht.

„Nein, gewiß hast du keins. Nimm dies aus Zypressenholz. Ich habe noch ein anderes kupfernes von Lisaweta, wir haben getauscht; sie hat mir ihr Kreuz gegeben und ich ihr mein Heiligenbildchen. Ich werde jetzt Lisawetas Kreuz tragen, und du nimm dieses. Nimm, es ist doch meines“, bat sie inständig.

„Wir werden doch zusammen ins Leiden gehen, werden auch zusammen das Kreuz tragen!“

„Gib her!“ sagte Raskolnikow.

Er wollte sie nicht betrüben, aber er zog sofort die Hand zurück, die er nach dem Kreuz ausgestreckt hatte.

„Nicht jetzt, Sonja. Lieber später“, fügte er hinzu, um sie zu beruhigen.

„Ja, es ist besser, besser“, stimmte sie hingerissen zu. „Wenn du ins Leiden gehst, dann wirst du es umhängen. Du kommst zu mir, ich werde es dir umhängen, wir werden beten und dann gehen.“

In diesem Augenblick klopfte jemand dreimal an die Tür.

„Sofja Semjonowna, darf ich eintreten?“ ertönte eine sehr bekannte, höfliche Stimme.

Sonja stürzte erschrocken zur Tür. Herrn Lebesjatnikows Blondkopf schaute ins Zimmer herein.

V

Lebesjatnikow sah aufgeregt aus.

„Ich komme zu Euch, Sofja Semjonowna. Entschuldigt... Ich dachte mir schon, daß ich Euch hier antreffen würde“, wandte er sich plötzlich an Raskolnikow, „das heißt, ich dachte nichts in dieser Art ... aber ich dachte... Es scheint,

Katharina Iwanowna ist verrückt geworden“, platzte er heraus, sich von Raskolnikow zu Sonja wendend.

Sonja schrie auf.

„Das heißt, es scheint wenigstens so. – Übrigens, wir wissen nicht, was wir tun sollen, das ist es. Sie ist von irgendwo zurückgekommen, man hat sie offenbar dort hinausgeworfen, vielleicht auch geschlagen, so scheint es wenigstens. Sie ist zu Semjon Sacharytschs Vorgesetztem gelaufen, hat ihn nicht zu Hause getroffen; er war bei einem anderen General zum Diner. Stellt Euch vor, sie kam auf den Gedanken, hinzulaufen, wo das Diner stattfand, zu diesem anderen General, und stellt Euch vor, sie bestand darauf, daß der Vorgesetzte Semjon Sacharytschs herausgerufen würde, und noch dazu von der Tafel, wie es scheint. Ihr könnt Euch denken, was daraus entstand! Man jagte sie selbstverständlich hinaus, und sie erzählt, daß sie selber den General beschimpft und mit irgend etwas nach ihm geworfen habe. Das kann man sich ja vorstellen. Unbegreiflich, daß man sie nicht festgenommen hat. Jetzt redet sie auf alle ein, einschließlich Amalia Iwanowna, lauter wirres Zeug, zetert und schlägt um sich. Ach ja, sie sagt, da sie jetzt von allen verlassen ist, wird sie die Kinder nehmen und mit ihnen auf die Straße gehen; sie wird auf einem Leierkasten spielen, die Kinder werden singen und tanzen und sie auch, sie werden Geld sammeln und jeden Tag vor die Fenster des Generals gehen. ‚Mögen alle sehen‘ sagt sie, ‚wie die vornehmen Kinder eines ehrenwerten Beamten als Bettler in den Straßen herumlaufen.‘ Sie prügelt die Kinder, die Kinder weinen. Lida lehrt sie das ‚Landhäuschen‘ singen, den Knaben tanzen, Polenka ebenfalls. Sie reißt alle Kleider entzwei, macht ihnen Clownsmützen daraus. Sie selber will eine Schüssel tragen und darauf schlagen, an Stelle der Musik. Sie will auf nichts hören. Stellt Euch vor, was soll daraus werden? Das geht einfach nicht!“

Lebesjatnikow hätte noch weitergesprochen, aber Sonja, die mit angehaltenem Atem zugehört hatte, ergriff plötzlich ihre Mantille und ihr Hütchen und eilte aus dem Zimmer, sich im Laufen ankleidend. Nach ihr verließen auch zuerst Raskolnikow und dann Lebesjatnikow das Zimmer.

„Sie ist bestimmt verrückt geworden“, sagte er zu Raskolnik-

kow, als sie auf die Straße hinaustraten, „ich wollte nur Sofja Semjonowna nicht erschrecken, darum sagte ich: ‚es scheint‘, aber es besteht kein Zweifel. Man sagt, daß sich bei Schwindsucht solche Knötchen im Gehirn bilden; schade, daß ich nichts von Medizin verstehe. Ich habe übrigens versucht, sie zu überreden, aber sie wollte nichts hören.“

„Habt Ihr von den Knötchen gesprochen?“

„Das heißt, nicht gerade von den Knötchen, sie würde es nicht verstanden haben. Nur meine ich, wenn man einen Menschen logisch davon überzeugt, daß er eigentlich keinen Grund hat zu weinen, so wird er aufhören zu weinen. Das ist klar. Oder ist es Eure Überzeugung, daß er nicht aufhören wird?“

„Dann wäre es zu leicht zu leben“, antwortete Raskolnikow.

„Erlaubt, erlaubt, gewiß würde es Katharina Iwanowna schwerfallen, das zu verstehen; aber ist Euch bekannt, daß man in Paris schon wissenschaftliche Versuche gemacht hat hinsichtlich der Möglichkeit, Irrsinnige lediglich durch logische Überzeugung zu heilen. Einer der Professoren – er ist vor kurzem gestorben –, ein ernsthafter Gelehrter, hat herausgefunden, daß man so heilen kann. Sein Grundgedanke ist, daß eine besondere Störung im Organismus bei Irrsinnigen nicht vorliegt, daß vielmehr der Irrsinn sozusagen ein logischer Fehler ist, ein Fehler im Urteilen, eine falsche Anschauung von den Dingen. Er widerlegte die Äußerungen des Kranken Schritt für Schritt, und denkt Euch, man sagt, er hatte Erfolg! Aber da er gleichzeitig auch Duschen anwandte, so werden die Erfolge dieser Behandlung natürlich angezweifelt. Wenigstens scheint es so.“

Raskolnikow hörte ihn längst nicht mehr an. Bei seinem Hause angelangt, nickte er Lebesjatnikow zu und bog in den Torweg ein. Lebesjatnikow besann sich, schaute sich um und lief weiter.

Raskolnikow betrat seine Kammer und blieb in der Mitte stehen. Warum war er hierher zurückgekehrt? Er ließ seinen Blick über die gelblichen, abgerissenen Tapeten, über den Staub und über seinen Diwan gleiten. Vom Hof her ertönte starkes, ununterbrochenes Klopfen, offenbar wurde irgendwo ein Nagel eingeschlagen. Er trat ans Fenster, hob sich auf die Zehenspitzen und blickte lange, anscheinend mit außerordentlicher Aufmerksamkeit, im Hof umher; aber der Hof war leer,

der Klopffende war nicht zu sehen. Links im Seitengebäude stand hie und da ein Fenster offen; auf den Fensterbrettern standen Töpfe mit kümmerlichen Geranien, vor den Fenstern war Wäsche aufgehängt. Das alles kannte er auswendig. Er wandte sich um und setzte sich auf sein Sofa.

Noch niemals, niemals hatte er sich so einsam gefühlt.

Ja, er fühlte es noch einmal, daß er Sonja vielleicht wirklich hassen werde, und gerade jetzt, da er sie noch unglücklicher gemacht hatte. Warum war er zu ihr gegangen und hatte ihr alles erzählt? Warum mußte er ihr unbedingt das Leben vergiften? Oh, welche Gemeinheit!

„Ich will allein bleiben“, sagte er plötzlich entschlossen, „sie soll nicht zu mir ins Gefängnis kommen!“

Nach einigen Minuten hob er den Kopf und lächelte eigentümlich. Es war ein sonderbarer Gedanke:

Vielleicht ist es in der Zwangsarbeit tatsächlich besser, dachte er plötzlich.

Er wußte nicht, wie lange er so dagesessen hatte mit unklaren Gedanken, die sich in seinem Kopfe drängten. Plötzlich öffnete sich die Tür, und Awdotja Romanowna trat ein. Sie blieb zuerst stehen und blickte ihn von der Schwelle aus an, wie er vorhin Sonja angeblickt hatte; dann trat sie ein und setzte sich ihm gegenüber auf ihren gestrigen Platz. Er sah sie schweigend und anscheinend gedankenlos an.

„Sei mir nicht böse, Bruder, ich komme nur für einen Augenblick“, sagte Dunja. Ihr Gesichtsausdruck war nachdenklich, aber nicht hart. Der Blick war klar und ruhig. Er sah, daß auch sie mit Liebe gekommen war.

„Bruder, ich weiß jetzt alles, alles. Dmitrij Prokofjitsch hat mir alles erklärt und erzählt. Man verfolgt und quält dich auf einen dummen und schändlichen Verdacht hin. Dmitrij Prokofjitsch sagt, daß keinerlei Gefahr besteht, daß du dir die Sache unnütz so zu Herzen nimmst und dich aufregst. Ich denke anders und verstehe vollkommen, daß alles in dir sich empört und daß diese Empörung für immer Spuren in dir hinterlassen kann. Das befürchte ich. Dafür, daß du uns verlassen hast, verurteile ich dich nicht, darf ich dich nicht verurteilen, und verzeih mir, daß ich dir gestern einen Vorwurf gemacht habe. Ich fühle es dir nach, daß man sich von allen zurückziehen will, wenn man

einen so großen Kummer hat. Der Mutter werde ich es nicht erzählen, werde aber immer von dir sprechen und ihr in deinem Namen sagen, daß du sehr bald kommen wirst. Quäle dich nicht ihretwegen, ich werde sie beruhigen; aber quäle sie auch nicht zu sehr, komm wenigstens einmal, denk daran, daß sie deine Mutter ist. Und jetzt bin ich nur gekommen, um dir zu sagen“ – Dunja erhob sich –: „falls ich dir helfen kann. – Mit meinem ganzen Leben oder irgend etwas – so rufe mich, ich werde kommen. Leb wohl!“

Sie wandte sich schnell und ging zur Tür.

„Dunja!“ rief Raskolnikow, stand auf und trat auf sie zu.

„Dieser Rasumichin ist ein sehr guter Mensch.“

Dunja errötete kaum merklich. „Nun, und?“ fragte sie, nachdem sie einen Augenblick gewartet hatte.

„Er ist ein tüchtiger, arbeitsfreudiger, anständiger Mensch und ist starker Liebe fähig. – Leb wohl, Dunja.“

Dunja wurde feuerrot und geriet dann plötzlich in Aufregung.

„Was ist denn das, Bruder, trennen wir uns denn für immer, daß du mir ein solches Vermächtnis machst?“

„Wie dem auch sei. – Lebe wohl!“

Er wandte sich um und ging von ihr fort zum Fenster. Sie stand eine Weile, sah ihn sorgenvoll an und ging in großer Unruhe hinaus.

Nein, er war ihr gegenüber nicht kalt. Es hatte ihn mächtig verlangt, sie innig zu umarmen und Abschied von ihr zu nehmen, ihr sogar alles zu gestehen; aber er konnte sich nicht einmal dazu entschließen, ihr die Hand zu reichen.

Sie würde vielleicht später noch erschauern bei dem Gedanken, daß ich sie umarmt habe, würde sagen, ich hätte ihr den Kuß gestohlen! Und würde sie es ertragen können? fügte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens hinzu. Nein, sie würde es nicht ertragen; solche ertragen es nicht! Solche werden es niemals ertragen. –

Und er dachte an Sonja.

Vom Fenster wehte es kühl. Draußen war es nicht mehr so blendend hell. Er nahm seine Mütze und ging hinaus. Er konnte sich natürlich nicht mehr um seinen krankhaften Zustand kümmern und wollte es auch nicht. Aber die ununterbrochenen Aufregungen und seelischen Erschütterungen konn-

ten nicht ohne Folgen bleiben. Wenn er noch nicht mit einem richtigen Nervenfieber daniederlag, so kam es wohl daher, daß ihn diese ständige innere Unruhe irgendwie auf den Füßen und bei Bewußtsein hielt, wenn auch nur künstlich und vorläufig.

Er irrte ziellos umher. Die Sonne ging unter. Eine eigentümliche Wehmut hatte sich seit einiger Zeit in seine Seele geschlichen, es lag darin nichts Ätzendes, Brennendes, aber sie war immer da, wie ein Vorgefühl endloser Jahre kalten, tödlichen Grams, das Vorgefühl eines ewig auf den „ellenbreiten Raum“ eingegengten Daseins. Diese Vorstellung quälte ihn besonders in den Abendstunden.

„Und bei solcher blöden, rein physischen Schwäche, die von irgendeinem Sonnenuntergang abhängt, soll man sich davor hüten, Dummheiten zu begehen. Da fühlt man sich versucht, nicht nur zu Sonja, sondern auch zu Dunja zu laufen!“ murmelte er haßerfüllt.

Er wurde angerufen. Lebesjatnikow stürzte auf ihn zu.

„Stellt Euch vor... Ich war bei Euch... Ich suchte Euch... Stellt euch vor, sie hat ihre Absicht ausgeführt und die Kinder mitgenommen! Sofja Semjonowna und ich haben sie kaum finden können. Sie schlägt den Takt auf einer Pfanne und läßt die Kinder tanzen. Die Kinder weinen. An den Straßenecken und vor den Läden machen sie halt, das dumme Volk läuft hinter ihnen her. Kommt schnell!“

„Und Sonja?“ fragte Raskolnikow besorgt, Lebesjatnikow nacheilend.

„Sie ist ganz außer sich, das heißt, nicht Sofja Semjonowna, sondern Katharina Iwanowna, übrigens ist auch Sofja Semjonowna außer sich, und Katharina Iwanowna ist ganz außer sich. Ich sage Euch, sie ist endgültig verrückt geworden. Die Polizei wird sie abführen. Ihr könnt Euch denken, wie das auf sie wirken wird. Sie sind jetzt am Kanal bei der Brücke, ganz in der Nähe von Sofja Semjonownas Wohnung. Es ist gar nicht weit.“

Am Kanal, nicht weit von der Brücke, zwei Häuser von Sonjas Wohnung, hatte sich ein kleiner Volkshaufe angesammelt, hauptsächlich kleine Buben und Mädchen. Die heisere, krächzende Stimme Katharina Iwanownas konnte man schon von der Brücke aus hören. Es war wirklich ein sonderbarer An-

blick, dazu angetan, die Schaulust des Straßenpublikums zu reizen. Katharina Iwanowna, in ihrem alten Kleide, mit dem grünen Umschlagtuch, ein zerrissenes Strohhütchen schief auf dem Kopfe, war wirklich wie eine Rasende. Dabei war sie ganz erschöpft und atemlos. Ihr zerquältes, schwindsüchtiges Gesicht sah leidender aus denn je, aber der Erregungszustand hörte nicht auf, und sie wurde immer noch aufgeregter. Sie stürzte auf die Kinder los, schrie sie an, ermahnte sie, unterwies sie hier vor allen Leuten, wie sie tanzen und was sie singen sollten, begann ihnen auseinanderzusetzen, warum das nötig sei, geriet in Verzweiflung, weil sie nichts begriffen, und schlug sie. Dann unterbrach sie sich auf einmal und stürzte zum Publikum. Sobald sie einen etwas besser gekleideten Menschen bemerkte, der stehengeblieben war, um sich die Sache anzusehen, fing sie sofort an, ihm zu erklären, wie weit es mit Kindern „aus einem vornehmen, man kann sogar sagen aristokratischen Hause“ gekommen sei. Wenn sie aus der Menge Lachen oder Spott hörte, stürzte sie sofort auf die Frechen los und begann sie zu beschimpfen. Manche lachten auch wirklich, andere schüttelten den Kopf, aber allen war es interessant, die Irre mit den erschrockenen Kindern zu betrachten. Die Pfanne, von der Lebesjatnikow gesprochen hatte, war nicht da, jedenfalls konnte Raskolnikow sie nicht entdecken. Statt auf eine Pfanne zu trommeln, schlug Katharina Iwanowna den Takt mit ihren abgezehrten Händen, wenn sie Polenka zum Singen und Lida und Kolja zum Tanzen anfeuerte. Dabei fing sie auch selber an mitzusingen, wurde aber jedesmal schon beim zweiten Ton von ihrem quälenden Husten unterbrochen; darüber geriet sie dann wieder in Verzweiflung, verfluchte den Husten und weinte sogar. Über das Weinen und die Angst Lidas und Koljas geriet sie ganz außer sich. Sie hatte tatsächlich versucht, die Kinder als Straßensänger auszustaffieren. Der Knabe trug einen rot und weißen Turban auf dem Kopf und sollte einen Türken darstellen. Für Lida hatte es zu einem Kostüm nicht gereicht, sie hatte nur eine rote gestrickte Kappe oder, besser gesagt, Nachtmütze des verstorbenen Semjon Sacharytsch auf dem Kopfe, und an diese Kappe war ein Stück von einer Straußenfeder gesteckt, die noch von Katharina Iwanownas Großmutter stammte und bis jetzt als Familienrarität im Koffer auf-

bewahrt worden war. Polenka war in ihrem gewöhnlichen Kleidchen. Sie blickte die Mutter schüchtern und fassungslos an, wich nicht von ihrer Seite, verschluckte die Tränen, ahnte die Geistesstörung der Mutter und schaute unruhig umher. Die Straße und die Menschenmenge hatten sie furchtbar erschreckt. Sonja folgte Katharina Iwanowna auf Schritt und Tritt, weinte und flehte sie unablässig an, nach Hause zurückzukehren. Aber Katharina Iwanowna war unerbittlich.

„Hör auf, Sonja, hör auf!“ schrie sie, sich in ihrer Rede überstürzend, atemlos und hustend. „Du weißt selber nicht, worum du bittest, wie ein Kind! Ich habe dir schon gesagt, daß ich nicht zu dieser betrunkenen Deutschen zurückkehren werde. Mögen alle, mag ganz Petersburg sehen, wie sie betteln gehen, die Kinder eines vornehmen Vaters, der sein ganzes Leben treu und ehrlich gedient hat und, man kann sagen, im Dienst gestorben ist.“ – Katharina Iwanowna hatte sich bereits dieses Phantasiegebilde zurechtgelegt und glaubte fest daran. – „Mag es nur dieser nichtswürdige General sehen! Du bist wohl dumm, Sonja, was sollen wir denn jetzt essen? Sag! Wir haben dich genug ausgesogen, ich will nicht mehr. Ach, Rodion Romanowitsch!“ rief sie aus, als sie Raskolnikow erblickte, und stürzte auf ihn zu. „Erklärt bitte diesem Schäfchen, daß wir nichts Klügeres tun konnten. Sogar Leierkastenmänner verdienen, und uns wird man sofort ansehen, daß wir etwas Besseres sind, man wird erfahren, daß wir eine arme, vornehme Waisenfamilie sind, die in Not geraten ist; und dieser lumpige General wird seinen Posten verlieren, das werdet Ihr sehen. Jeden Tag werden wir vor seine Fenster gehen, und wenn der Zar vorbeifährt, werde ich mich auf die Knie werfen, die Kinder vor mich hinstellen, auf sie zeigen und sagen: ‚Schütze sie, Vater!‘ Er ist ein Vater der Waisen, er ist barmherzig, er wird sie schützen, und diesen lumpigen General... Lida, tenez-vous droite*! Kolja, wirst du wohl tanzen! Was plärrst du? Warum plärrt er? Wovor fürchtest du dich, Närrchen? O Gott, was soll ich mit ihnen machen, Rodion Romanowitsch? Wenn Ihr wüßtet, wie ungewandt sie sind! Was soll man mit solchen Kindern anfangen?“ Und sie zeigte fast weinend, aber ununterbrochen weiterredend, auf die plärrenden Kinder.

* Halte dich grade!

Raskolnikow versuchte sie zu überreden, nach Hause zurückzukehren, und sagte sogar, in der Absicht ihre Eigenliebe zu wecken, daß es für die zukünftige Vorsteherin eines vornehmen Pensionats nicht schicklich sei, wie eine Bänkelsängerin auf den Straßen herumzuziehen.

„Pensionat, ha ha! Schönes Schlaraffenland hinter den Bergen!“ rief Katharina Iwanowna, deren Lachen sofort in Husten überging. „Nein, Rodion Romanowitsch, mit diesen Träumen ist es aus. Alle haben mich verlassen, und dieser lumpige General...! Wißt Ihr, Rodion Romanowitsch, ich habe mit einem Tintenfaß nach ihm geworfen, es stand da im Vorraum neben dem Buch, in das sich die Besucher eintragen. Ich habe mich auch eingetragen und habe das Tintenfaß auf ihn geschleudert und bin fortgelaufen. Diese gemeinen Menschen! Aber ich pfeife jetzt auf sie alle, ich werde die da allein ernähren und mich vor niemand demütigen. Wir haben sie genug geplagt“ – sie wies auf Sonja. „Polenka, wieviel haben wir eingesammelt? Zeig her! Was, nur zwei Kopeken? Diese schändlichen Menschen, nichts wollen sie für uns tun, laufen uns nur nach, daß ihnen die Zunge aus dem Halse hängt. Was hat dieser blöde Kerl zu lachen?“ Sie zeigte auf einen Mann in der Menge. „Das kommt alles daher, weil Kolja so ungeschickt ist, man hat seine liebe Not mit ihm. Was ist, Polenka, sprich französisch mit mir, *parlez moi français*! Ich habe dich doch unterrichtet, du kennst doch einige Sätze. Wie sollen die Leute sonst erkennen, daß ihr aus einer vornehmen Familie seid, etwas anderes als Leierkastenleute? Wir werden keine Gassenhauer singen, sondern vornehme Romanzen. Ja, was sollen wir denn singen? Ihr unterbrecht mich in einem fort. Seht, Rodion Romanowitsch, wir sind hier stehengeblieben, um ein Lied auszusuchen, nach dem Kolja tanzen kann, denn wir haben ja nichts vorbereitet. Wir müssen uns besprechen, ordentlich proben und dann auf den Newskij-Prospekt gehen, wo es viel mehr Leute der höchsten Gesellschaft gibt, die werden uns sofort bemerken. Lida kennt das ‚Landhäuschen‘, aber das kann man doch nicht immer singen, die ganze Welt singt es. Wir müssen etwas viel Vornehmeres singen. Nun, was hast du dir ausgedacht, Polenka? Wenn wenigstens du der Mutter helfen würdest! Ich habe kein Gedächtnis mehr, sonst würde

mir schon etwas einfallen. Wollen wir etwas Französisches singen ‚Cinq sous‘? Ich habe es euch doch gelehrt. Und vor allen Dingen, weil es französisch ist, werden alle sofort sehen, daß ihr adlige Kinder seid, und das ist dann noch viel rührender. Wir könnten sogar ‚Malborough s'en va-t-en guerre‘ singen, da es ein echtes Kinderlied ist, womit man in aristokratischen Häusern Kinder in den Schlaf singt.“ – Sie stimmte „Malborough“ an. – „Ach nein, lieber schon ‚Cinq sous‘. Kolja, stemme die Händchen in die Seiten, und du, Lida, drehe dich in der entgegengesetzten Richtung, und Polenka und ich werden dazu singen und den Takt schlagen. Kche, kche, kche.“ – Und sie krümmte sich vor Husten. – „Bring dein Kleid in Ordnung, Polenka, es ist von den Schultern gerutscht; ich habe schon damals gesagt, daß man die Taille länger und in doppelten Bahnen zuschneiden muß. Da kamst du mit deinen Ratschlägen, Sonja: ‚Kürzer und kürzer‘! Jetzt ist es so geworden, daß das ganze Kind verunstaltet ist. – Wieder weint ihr alle! Was habt ihr denn? Nun, Kolja, schneller, schneller, schneller! – Ach, wieder ein Polizist! Nun, was willst du?“

Jetzt drängte sich ein Schutzmann durch die Menge. Gleichzeitig näherte sich ein Herr in Beamtenuniform, ein würdiger Beamter von etwa fünfzig Jahren mit einem Orden am Halse – letzteres war Katharina Iwanowna sehr angenehm und beeindruckte den Schutzmann – und überreichte ihr schweigend einen Dreirubelschein. In seinem Gesicht war aufrichtiges Mitleid zu lesen. Katharina Iwanowna nahm das Geld und verbeugte sich höflich und förmlich.

„Ich danke Euch, mein Herr“, begann sie hoheitsvoll, „die Gründe, die Euch bewogen haben ... Polenka, nimm das Geld. Du siehst, es gibt noch edle, großherzige Menschen, die sofort bereit sind, einer armen adeligen Dame im Unglück zu helfen. Ihr seht, mein Herr, Ihr habt adelige Waisen vor Euch, man kann sogar sagen, mit aristokratischen Verbindungen. – Und dieser lumpige General saß am Tisch und aß Geflügel – hat mit den Füßen gestampft, weil ich ihn gestört habe. – ‚Euer Exzellenz‘, sagte ich, ‚schützt die Waisen, da Ihr den verstorbenen Semjon Sacharytsch gut gekannt habt und weil der gemeinste aller Schufte seine leibliche Tochter an seinem Todestage verleumdet hat.‘ – Wieder ein Polizist!

„Schützt mich!“ rief sie dem Beamten zu. „Was will dieser Polizist von mir? Wir sind schon vor einem geflohen. – Was hast du hier zu schaffen, Dummkopf?“

„Es ist verboten, auf den Straßen zu singen. Bitte keinen Skandal machen.“

„Du bist selber ein Skandalmacher! Ich tue dasselbe, was die Leierkastenmänner machen. Was geht es dich an?“

„Die Leierkastenmänner müssen eine Erlaubnis haben, Ihr geht auf eigene Faust und verursacht Volksaufläufe. Wo wohnt Ihr?“

„Was für eine Erlaubnis?“ kreischte Katharina Iwanowna.

„Ich habe heute meinen Mann begraben, was brauche ich da noch für eine Erlaubnis!“

„Beruhigt Euch, Madame, beruhigt Euch“, begann der Beamte. „Kommt, ich will Euch nach Hause begleiten. Hier vor allen Leuten kann man nicht so... Ihr seid krank.“

„Mein Herr, mein Herr, Ihr wißt gar nichts“, schrie Katharina Iwanowna.

„Wir werden auf den Newskij-Prospekt gehen. – Sonja, Sonja, wo ist sie denn? Auch sie weint! Was ist denn mit euch allen? Kolja, Lida, wohin?“ rief sie plötzlich erschrocken aus. „Ach, ihr dummen Kinder, Kolja, Lida, wohin lauft ihr?“

Als Kolja und Lida, von der Straßenmenge und den Ausfällen der verrückten Mutter aufs äußerste erschreckt, den Schutzmann erblickten, der sie fangen und fortschleppen wollte, hatten sie einander einmütig bei den Händen gefaßt und liefen davon. Mit Weinen und Geschrei eilte die arme Katharina Iwanowna ihnen nach, um sie einzuholen. Es war traurig und kläglich zu sehen, wie sie im Laufen weinte und keuchte. Sonja und Polenka stürzten ihr nach.

„Bring sie zurück, Sonja, bring sie zurück! Oh, die dummen, undankbaren Kinder! Polenka, fang sie. – Ich habe es doch für euch...“

Sie stolperte im Laufen und fiel zu Boden.

„Sie hat sich blutig geschlagen! O Gott!“ rief Sonja und beugte sich über sie.

Alles lief zusammen und drängte sich um sie. Raskolnikow und Lebesjatnikow waren unter den ersten bei ihr. Der Beamte eilte auch hinzu und hinter ihm der Schutzmann, der „Ach Gott!“ brummte, in der Vorahnung, daß es hier Scherereien geben würde.

„Macht, daß ihr fortkommt!“ jagte er die Menge auseinander, die sich gestaut hatte.

„Sie stirbt!“ rief jemand.

„Sie ist verrückt geworden!“ bemerkte ein anderer.

„Gott behüte!“ sagte eine Frau und bekreuzigte sich. „Hat man das Bürschlein und das Mädchen eingefangen? Ach, da bringt man sie, das ältere hat sie festgekliebt. Solche Rangen!“ Als man Katharina Iwanowna näher betrachtete, sah man, daß sie sich nicht an einem Stein blutig geschlagen hatte, wie Sonja dachte, sondern, daß das Blut, von dem das Pflaster gerötet war, ihr aus dem Munde strömte.

„So etwas habe ich schon früher gesehen“, flüsterte der Beamte Raskolnikow und Lebesjatnikow zu. „Das ist Schwindsucht. Das Blut spritzt aus der Brust und erstickt einen. Einer Verwandten von mir ist es kürzlich ebenso ergangen; vor meinen Augen spie sie plötzlich anderthalb Glas Blut aus. Was soll man jetzt tun? Sie wird gleich sterben.“

„Hierher, hierher, zu mir“, flehte Sonja, „ich wohne gleich hier! Zu mir, schnell, schnell!“ wandte sie sich nach allen Seiten. „Holt einen Arzt; o Gott!“

Dank den Bemühungen des Beamten ging alles ohne Schwierigkeiten, sogar der Schutzmann half, Katharina Iwanowna hinübertragen. Halb tot wurde sie in Sonjas Zimmer gebracht und aufs Bett gelegt. Die Blutung dauerte noch an, aber sie schien wieder zu sich zu kommen. In das Zimmer traten gleichzeitig, außer Sonja, Raskolnikow und Lebesjatnikow, der Beamte und der Polizist, der die Menge auseinandergetrieben hatte. Einige Neugierige waren bis zur Tür gefolgt. Polenka führte Kolja und Lida herein, sie bei der Hand haltend; die beiden Kleinen weinten und zitterten. Auch von der Familie Kapernaumow kamen einige herein: er, Kapernaumow, lahm und krumm, von sonderbarem Aussehen, mit borstigem, steifem Haar und Backenbart; die Frau, mit einem ständig erschrocken Gesicht, und einige Kinder mit erstaunten Mienen und offenen Mündern. Unter diesen Menschen erschien auch plötzlich Swidrigailow. Raskolnikow sah ihn erstaunt an, ohne zu begreifen, woher er auf einmal kam, da er ihn vorher in der Menge nicht gesehen hatte.

Man sprach von Arzt und Priester. Der Beamte flüsterte zwar Raskolnikow zu, daß ein Arzt überflüssig sei, ordnete aber dennoch an, daß er geholt werde. Kapernaumow lief selber hin.

Unterdessen war Katharina Iwanowna zu sich gekommen, die Blutung hatte einstweilen aufgehört. Sie sah mit schmerzlichem, aber durchdringendem Blick auf die bleiche, zitternde Sonja, die ihr mit einem Tuch die Schweißtropfen von der Stirn wischte; endlich bat sie, man möge sie aufrichten. Sie wurde auf dem Bett hingesetzt und von beiden Seiten gestützt.

„Wo sind die Kinder?“ fragte sie mit schwacher Stimme. „Hast du sie gebracht, Polja? O ihr Dummen, warum seid ihr fortgelaufen? Ach!“

An ihren trockenen Lippen klebte noch Blut. Sie ließ die Augen umherwandern.

„Hier also lebst du, Sonja! Ich bin noch kein einziges Mal bei dir gewesen. Jetzt erst . . .“

Sie blickte sie schmerzlich an.

„Wir haben dich ausgesogen, Sonja! Polja, Lida, Kolja, kommt her. – Da sind sie alle, Sonja, nimm sie – aus meiner Hand in deine Hand. Mit mir ist es aus. Das Spiel ist zu Ende. Ha, laßt mich wenigstens ruhig sterben!“

Man legte sie wieder auf das Kissen nieder.

„Was? Einen Priester? – Ist nicht nötig. Wer von euch hat einen überflüssigen Rubel? Ich habe keine Sünden! Gott muß mir auch ohne das vergeben. Er weiß, wie ich gelitten habe. – Und vergibt er nicht – dann eben nicht!“

Ein unruhiges Phantasieren ergriff sie mehr und mehr. Bisweilen fuhr sie zusammen, ließ ihre Augen umherwandern und erkannte alle für einen Augenblick, dann begann sie wieder zu phantasieren. Sie atmete röchelnd und schwer, als ob ihr etwas in der Kehle steckte.

„Ich sage ihm – Euer Exzellenz!“ rief sie und schöpfte nach jedem Wort Atem, „diese Amalia Ludwigowna . . . Kolja, Lida, die Händchen in die Seiten, schneller, schneller, glissez, glissez, pas de basque!* Stampft mit den Füßchen! Seid graziöse Kinder!“

* Gleitet, gleitet, Baskenschritt! (d. h. sehr schnell.)

„Du hast Diamanten und Perlen ...“

Wie geht es weiter? Das sollten wir singen ...

„Du hast ja die schönsten Augen,
mein Liebchen, was willst du noch mehr ...?“

Ja, so ist es! Was willst du noch mehr? Was so ein Esel sich nicht alles ausdenkt! Ach ja, da ist noch:

„In Mittagsglut, im Tale Daghestans ...“

Wie ich für diese Romanze schwärmte! Weißt du, Polenka, dein Vater hat sie als Bräutigam gesungen. Oh, diese Tage! Das sollten wir singen. Wie geht es denn, ich habe es vergessen, so besinnt euch doch. – Ja, wie denn?“

Sie war in außerordentlicher Aufregung und versuchte sich aufzurichten. Schließlich begann sie aufschreiend, mit furchtbar entstellter, heiserer Stimme, bei jedem Wort nach Atem ringend, zu singen:

„In Mittagsglut! – im Tale! – Daghestans!

Tödliches Blei in wunder Brust ...!“

Euer Exzellenz!“ schrie sie plötzlich in herzerreißenden Tönen und brach in Tränen aus. „Schützt die Waisen! Da Ihr die Gastfreundschaft des verstorbenen Semjon Sacharytsch genossen habt ... Man kann sagen, aus einem aristokratischen ...! Ha!“ fuhr sie zusammen, plötzlich zum Bewußtsein kommend, betrachtete alle mit Entsetzen, erkannte Sonja sofort. „Sonja, Sonja!“ sagte sie sanft und freundlich, als wäre sie verwundert, sie vor sich zu sehen. „Du bist auch hier?“

Man richtete sie wieder auf.

„Genug! – Es ist Zeit! Lebe wohl, du Unglückliche ...! Der Klepper ist zu Tode gehetzt! Er kann nicht weiter!“ rief sie verzweifelt und haßerfüllt und fiel auf die Kissen zurück.

Sie verlor von neuem das Bewußtsein, aber diese letzte Bewußtlosigkeit dauerte nicht lange. Ihr blaßgelbes, abgezehrtes Gesicht fiel hintenüber, der Mund öffnete sich, die Beine streckten sich krampfhaft aus. Sie seufzte tief auf und verschied. Sonja warf sich über die Leiche, schlang die Arme um sie, lehnte den Kopf an die welke Brust der Toten und verharrte so wie leblos. Polenka fiel zu den Füßen der Mutter nieder und küßte sie unter strömenden Tränen. Kolja und Lida, die noch nicht verstanden, was geschehen war, aber etwas Furcht-

bares ahnten, faßten einander mit den Händen bei den Schultern, starrten sich in die Augen, öffneten beide gleichzeitig den Mund und begannen zu schreien. Beide waren noch in ihrem Straßenaufzug: Kolja mit dem Turban und Lida mit der Kappe mit der Straußenfeder.

Und wie war nun jenes Ehrendiplom plötzlich auf das Bett neben Katharina Iwanowna gekommen? Es lag dort neben dem Kissen. Raskolnikow bemerkte es.

Er trat ans Fenster. Lebesjatnikow sprang ihm eilig nach.

„Sie ist tot!“ sagte Lebesjatnikow.

Swidrigailow trat zu den beiden und sagte: „Rodion Romanowitsch, ich muß Euch unbedingt sprechen.“

Lebesjatnikow verließ sofort seinen Platz und zog sich taktvoll zurück. Swidrigailow führte den erstaunten Raskolnikow noch weiter weg in die Ecke.

„Diese ganze Schererei, das Begräbnis und so weiter, nehme ich auf mich. Ihr wißt, es ist eine Geldfrage, und ich sagte Euch schon neulich, daß ich überflüssiges Geld habe. Diese kleinen Bälge und Polenka werde ich in irgendeinem anständigen Waisenhaus unterbringen und für jedes bis zur Volljährigkeit ein Kapital von fünfzehnhundert Rubeln hinterlegen, damit Sofja Semjonowna ganz entlastet ist. Und auch sie werde ich aus dem Pfuhl herausziehen, denn sie ist ein gutes Mädchen, nicht wahr? Ihr könnt Awdotja Romanowna mitteilen, daß ihre zehntausend Rubel auf diese Weise Verwendung finden.“

„Welche Zwecke verfolgt Ihr, daß Ihr Euch so in Wohltätigkeit verausgaben wollt?“ fragte Raskolnikow.

„Ach, was seid Ihr doch für ein mißtrauischer Mensch!“ lachte Swidrigailow. „Ich habe doch gesagt, daß ich überflüssiges Geld habe. Nun, einfach aus Menschlichkeit; laßt Ihr das nicht gelten? Sie war doch keine Laus“ – er wies mit dem Finger nach der Ecke, wo die Verstorbene lag –, „wie irgendeine alte Wucherin. Nun sagt, soll Luschin weiterleben und Schändlichkeiten begehen oder sie sterben? Und wenn ich nicht helfe, steht Polenka dasselbe Leben bevor.“

Er sagte das mit einem gewissen Augenzwinkern und einer lustigen Verschmitztheit, ohne den Blick von Raskolnikow zu wenden. Dieser erbleichte und erschauerte, als er seine eigenen

FÜNFTES KAPITEL

Ausdrücke, die er im Gespräch mit Sonja gebraucht hatte, hörte. Er fuhr zurück und blickte Swidrigailow verstört an.

„Woher – wißt Ihr?“ flüsterte er, kaum atmend.

„Ich wohne doch hier, Wand an Wand, bei Madame Röslich. Hier wohnt Kapernaumow und dort Madame Röslich, eine alte, mir ergebene Freundin. Ich bin Sofja Semjonownas Nachbar.“

„Ihr?“

„Ja“, fuhr Swidrigailow fort und schüttelte sich vor Lachen.

„Ich versichere Euch, daß Ihr in mir ein lebhaftes Interesse geweckt habt. Ich habe Euch doch gesagt, daß wir uns näher-treten werden, habe es vorausgesagt, und so ist es auch gekommen. Ihr werdet noch sehen, was ich für ein umgänglicher Mensch bin. Ihr werdet sehen, daß es sich mit mir leben läßt.“

SECHSTER TEIL

I

Für Raskolnikow kam jetzt eine seltsame Zeit: es war, als hätte sich ein Nebel um ihn gelagert und ihn in eine unentrinnbare, schwere Einsamkeit eingeschlossen. Wenn er sich später, lange nachher, an diese Zeit erinnerte, erklärte er es sich so, daß sein Bewußtsein zeitweilig umnachtet war und daß diese Umnachtung mit Unterbrechungen andauerte bis zur endgültigen Katastrophe. Er war überzeugt, daß er sich damals in vielem irrte, zum Beispiel im Zeitpunkt und in der Dauer mancher Ereignisse. Jedenfalls erfuhr er, beim Versuch, in der Folgezeit seine Erinnerungen zu klären, vieles über sich selber, indem er die Mitteilungen, die er von anderen erhalten hatte, als Leitfaden benutzte. Er verwechselte zum Beispiel ein Ereignis mit einem anderen, wieder ein anderes hielt er für die Folge eines Vorfalls, der nur in seiner Einbildung bestand. Zuweilen beherrschte ihn eine krankhafte, quälende Unruhe, die sogar in panischen Schrecken überging. Er erinnerte sich aber auch, daß er Minuten, Stunden, ja sogar Tage in völliger Teilnahmslosigkeit verbrachte, die sich seiner im Gegensatz zu seiner sonstigen Angst bemächtigte – einer Teilnahmslosigkeit, die dem krankhaft-gleichgültigen Zustand mancher Sterbenden glich. In diesen letzten Tagen war er überhaupt bemüht, einem klaren und vollen Erkennen seiner Lage aus dem Wege zu gehen. Manche alltägliche Angelegenheiten, die eine sofortige Klarstellung erforderten, lasteten besonders auf ihm; aber wie froh wäre er gewesen, gewissen Sorgen zu entinnen und sich von ihnen zu befreien, Sorgen, deren Vernachlässigung ihm in seiner Lage zum Verhängnis werden konnte.

Vor allem beunruhigte ihn Swidrigailow; man konnte fast

sagen, daß seine Gedanken bei Swidrigailow stehengeblieben waren. Nach dem drohenden und nur zu deutlichen Worten Swidrigailows in Sonjas Zimmer, gleich nach dem Verschenden Katharina Iwanownas, war der gewöhnliche Fluß seiner Gedanken wie gestört. Aber obgleich ihn diese neue Tatsache äußerst beunruhigte, machte Raskolnikow keine Anstalten, die Sache aufzuklären. Zuweilen, wenn er sich auf einmal in einem entlegenen, menschenleeren Stadtteil befand, in einem schäbigen Wirtshaus in Gedanken versunken an einem Tische saß, kaum sich erinnernd, wie er dort hingekommen war, fiel ihm plötzlich Swidrigailow ein; es kam ihm deutlich und beunruhigend zum Bewußtsein, daß er sich unverzüglich mit diesem Menschen verständigen und, soweit wie möglich, zu einem endgültigen Beschluß kommen müsse. Einmal, als er bis vor die Stadt geirrt war, bildete er sich sogar ein, er erwarte hier Swidrigailow, sie hätten eine Zusammenkunft verabredet. Ein andermal wachte er beim Morgengrauen irgendwo in einem Gebüsch auf und erinnerte sich kaum, wie er dort hingekommen war.

Übrigens hatte er in den ersten zwei, drei Tagen nach Katharina Iwanownas Tod Swidrigailow schon ein paarmal getroffen, fast immer in Sonjas Wohnung, wohin er ohne bestimmte Absicht und meist nur für einige Augenblicke gegangen war. Sie wechselten nur ein paar flüchtige Worte miteinander, berührten aber niemals den Hauptpunkt, als sei zwischen ihnen verabredet, vorläufig darüber zu schweigen. Die Leiche von Katharina Iwanowna lag noch im offenen Sarge. Swidrigailow hatte die ganze Sorge für das Begräbnis übernommen. Sonja war auch sehr beschäftigt. Bei ihrem letzten Zusammentreffen hatte Swidrigailow Raskolnikow mitgeteilt, daß er die Angelegenheit der Kinder geordnet und gut geordnet habe, daß er dank seinen Verbindungen Persönlichkeiten ausfindig gemacht habe, mit deren Hilfe es möglich war, alle drei Waisen in sehr anständigen Anstalten unterzubringen, und daß die für sie hinterlegte Summe viel dazu beigetragen habe, da Waisen mit Kapital leichter Aufnahme finden als mittellose. Er erwähnte auch Sonja, versprach, in den nächsten Tagen selber zu Raskolnikow zu kommen, da er sich mit ihm beraten wolle, „unbedingt mit ihm sprechen

müsse, es wären da solche Angelegenheiten...“ Dieses Gespräch fand auf dem Flur bei der Treppe statt. Swidrigailow sah Raskolnikow durchdringend an, schwieg eine Weile und sagte dann plötzlich mit gesenkter Stimme: „Was ist mit Euch, Rodion Romanowitsch? Ihr seid ganz abwesend, hört zu, schaut einen an und scheint nichts zu verstehen. Ermannt Euch! Wir wollen einmal miteinander reden; schade nur, daß ich soviel zu tun habe mit eigenen und mit fremden Angelegenheiten. Ach, Rodion Romanowitsch“, fügte er plötzlich hinzu, „alle Menschen brauchen Luft, Luft, Luft. – Vor allen Dingen Luft!“

Er trat schnell zur Seite, um den Priester und den Kirchendiener durchzulassen. Sie kamen, um die Totenmesse zu lesen. Auf Swidrigailows Anordnung wurde pünktlich zweimal am Tage Totenmesse abgehalten. Er ging seinen Geschäften nach; Raskolnikow stand eine Weile in Gedanken versunken und folgte dann dem Priester in Sonjas Wohnung. In der Tür blieb er stehen. Der Gottesdienst begann leise, feierlich und ernst. Der Gedanke an den Tod und die Empfindung der Gegenwart des Todes hatten für Raskolnikow immer, schon von früher Kindheit an, etwas Schweres, Geheimnisvolles, Furchtbares an sich gehabt, auch war er schon lange nicht mehr bei einer Totenmesse gewesen. Hier war auch noch etwas anderes, etwas zu Furchtbares und Beunruhigendes. Er sah auf die Kinder; sie knieten alle am Sarge. Polenka weinte. Hinter ihnen, leise und fast schüchtern weinend, betete Sonja. – Sie hat mich doch alle diese Tage kein einziges Mal angesehen und kein Wort mit mir gesprochen, kam es Raskolnikow auf einmal in den Sinn. Die Sonne schien hell ins Zimmer, der Weihrauch stieg in Wolken empor. Der Priester las: „Herr, schenke ihr die ewige Ruhe...“ Raskolnikow blieb bis zum Schluß des Gottesdienstes. Als der Priester den Segen erteilt hatte und sich verabschiedete, blickte er sich befremdet um.

Nach Beendigung der Messe trat Raskolnikow an Sonja heran. Sie nahm plötzlich seine beiden Hände und lehnte den Kopf an seine Schulter. Diese kurze liebende Geste überraschte ihn, ihm war ganz seltsam zumute. Wie? Nicht der geringste Widerwille, nicht der geringste Ekel vor ihm, nicht das leiseste Erzittern ihrer Hand? Das war schon wirklich der Höhepunkt

der Selbsterniedrigung. So faßte er es wenigstens auf. Sonja sagte kein Wort. Raskolnikow drückte ihr die Hand und ging hinaus; es war ihm unendlich schwer ums Herz. Wäre es ihm möglich gewesen, in diesem Augenblick irgendwohin fortzugehen, allein zu bleiben, wenn auch fürs ganze Leben, er hätte sich glücklich geschätzt. Aber das war es ja eben, daß er die letzte Zeit, obwohl er fast immer allein war, niemals das Gefühl des Alleinseins gewinnen konnte. Er ging manchmal zur Stadt hinaus, auf die Landstraße, einmal sogar in ein Wäldchen, aber je einsamer die Gegend war, um so stärker empfand er die beunruhigende Gegenwart von etwas Wesenlosem, das ihn weniger schreckte als bedrückte, so daß er möglichst schnell in die Stadt zurückkehrte, sich unter die Menge mischte, in Schenken und Wirtshäuser ging, auf den Trödelmarkt und auf den Heumarkt. Hier wurde es ihm leichter, und hier schien es ihm einsamer zu sein. In einem Speisehaus wurden einmal gegen Abend Lieder gesungen, er blieb eine ganze Stunde lang sitzen und erinnerte sich nachher, daß es ihm sehr angenehm war. Aber zum Schluß wurde er wieder unruhig, als ob er Gewissensbisse hätte: Da sitze ich nun und höre mir Lieder an und muß doch was ganz anderes tun! – Doch wurde er sich gleich darüber klar, daß dies nicht das einzige war, was ihn bedrückte; es war noch etwas anderes da, was eine unverzügliche Lösung verlangte, was er sich aber weder deutlich vorstellen noch in Worten ausdrücken konnte. Alles hatte sich zu einem ungefügten Knäuel zusammengeballt. – Nein, dann ist ein Kampf doch besser! Lieber wieder Porfirij oder Swidrigailow... Wenn mich doch bald wieder jemand herausforderte oder anfiel. – Ja, ja! dachte er. Er verließ das Speisehaus und fing beinahe an zu laufen. Der Gedanke an Dunja und an die Mutter verursachte ihm plötzlich einen panischen Schrecken.

Nach dieser Nacht wachte er bei Tagesanbruch in einem Gebüsch auf der Krestowskij-Insel mit Schüttelfrost auf. Er ging dann nach Hause, wo er frühmorgens anlangte. Nach einigen Stunden Schlaf war das Fieber vorüber, aber er erwachte spät, erst um zwei Uhr nachmittags.

Es fiel ihm ein, daß an diesem Tage Katharina Iwanownas Begräbniß stattfinden sollte, und er war froh, daß er es versäumt hatte. Nastasja brachte ihm zu essen, und er aß und trank mit

Appetit, fast mit Gier. Sein Kopf war frischer und er selber ruhiger als in den letzten Tagen. Er wunderte sich fast über die Anfälle von panischem Schrecken. Da öffnete sich die Tür, und Rasumichin trat herein.

„Aha, er speist, also ist er nicht krank!“ sagte Rasumichin, nahm einen Stuhl und setzte sich Raskolnikow gegenüber an den Tisch.

Er war aufgeregt und bemühte sich nicht, es zu verbergen, sprach mit sichtbarem Verdruß, aber ohne Hast und ohne die Stimme zu erheben. Man konnte glauben, daß sich in ihm ein ganz besonderer Entschluß festgesetzt hatte.

„Hör“, begann er in entschiedenem Ton, „von mir aus hol’ euch allesamt der Teufel, aber nach dem, was ich jetzt sehe, wird mir klar, daß ich nichts verstehen kann. Bitte glaube nicht, daß ich gekommen bin, dich auszufragen. Es geht mich nichts an, ich will nichts wissen. Und wenn du mir selber jetzt alle deine Geheimnisse enthüllen solltest, ich würde nicht einmal zuhören, ich würde mich umdrehen und fortgehen. Ich bin nur gekommen, um mich persönlich und endgültig davon zu überzeugen, ob du wirklich verrückt bist oder nicht. Manche Leute glauben nämlich, daß du vielleicht verrückt bist oder stark dazu neigst. Ich muß gestehen, daß ich selber stark versucht war, diese Meinung zu teilen, erstens wegen deiner dummen und zum Teil garstigen Handlungen, die ganz unerklärlich sind, und zweitens wegen deines Benehmens deiner Mutter und Schwester gegenüber. Nur ein Unmensch und ein Schuft konnte so mit ihnen verfahren, wie du es getan hast. Folglich bist du verrückt.“

„Wann hast du sie zuletzt gesehen?“

„Soeben. Und du bist seit jenem Tage nicht bei ihnen gewesen? Bitte sage mir: Wo treibst du dich herum? Ich bin schon dreimal bei dir gewesen. Die Mutter ist gestern ernstlich erkrankt. Sie wollte immer zu dir, Awdotja Romanowna versuchte sie zurückzuhalten, aber sie wollte auf nichts hören. – ‚Wenn er krank ist‘ – sagte sie –, ‚wer soll ihm helfen, wenn nicht die Mutter?‘ – So sind wir denn alle zusammen hierhergekommen, denn wir konnten sie doch nicht allein lassen; bis zu deiner Tür haben wir sie immer nur beruhigt. Wir kamen, aber du warst nicht da. Hier auf diesem Stuhl hat sie gegessen, wohl zehn

Minuten lang. Wir standen neben ihr und schwiegen. Dann erhob sie sich und sagte: „Wenn er ausgeht, folglich gesund ist und die Mutter vergessen hat, so ist es unschicklich und beschämend für die Mutter, an der Schwelle zu stehen und um die Liebkosung des Sohnes zu betteln wie um ein Almosen.“ – Sie ging wieder nach Hause und legte sich zu Bett; jetzt hat sie Fieber. – „Ich sehe“ – sagt sie –, „für die Seine hat er Zeit.“ – Sie meint, daß Sofja Semjonowna deine Braut oder Geliebte ist, was weiß ich! Ich bin dann gleich zu Sofja Semjonowna gegangen, denn ich wollte alles erfahren. Ich komme hin, und was sehe ich: einen Sarg, weinende Kinder, Sofja Semjonowna probiert ihnen Trauerkleider an; von dir keine Spur. Ich schaue mich um, entschuldige mich und gehe fort, um Awdotja Romanowna Bericht zu erstatten. Es ist also alles Quatsch, und es gibt gar keine–, Seine; am wahrscheinlichsten ist also Wahnsinn. Und dabei sitzt du und frißt Rindfleisch, als hättest du drei Tage nichts gegessen. Wahnsinnige essen zwar auch, aber obwohl du kein Wort mit mir gesprochen hast, bist du doch nicht – verrückt! Darauf kann ich einen Eid leisten. Durchaus nicht verrückt. Somit hol’ euch alle der Teufel, denn da steckt irgendein Geheimnis dahinter, und ich habe nicht die Absicht, mir über deine Geheimnisse den Kopf zu zerbrechen. Ich bin nur gekommen, um zu schimpfen“, schloß er und stand auf, „um es mir von der Seele zu reden; aber ich weiß, was ich jetzt zu tun habe.“

„Was willst du denn jetzt tun?“

„Was geht es dich an, was ich jetzt tun will?“

„Sieh zu, daß du nicht anfängst zu trinken!“

„Woher – woher weißt du das?“

„Das liegt sehr nahe!“

Rasumichin schwieg einen Augenblick.

„Du bist immer ein sehr vernünftiger Mensch gewesen, und niemals, niemals warst du verrückt“, bemerkte er plötzlich mit Eifer. „Stimmt, ich werde anfangen zu trinken! Leb wohl!“ Er wandte sich zum Gehen.

„Ich habe vorgestern mit meiner Schwester über dich gesprochen, Rasumichin.“

„Über mich! Ja, wo hast du sie denn vorgestern gesehen?“ Rasumichin blieb stehen und wurde sogar etwas blaß. Man

konnte erraten, daß sein Herz langsamer und mit Anstrengung schlug.

„Sie kam hierher, allein, hat hier gesessen und mit mir gesprochen.“

„Sie?“

„Ja, sie!“

„Was habt ihr denn gesprochen? – Ich meine, von mir gesprochen?“

„Ich habe ihr gesagt, daß du ein sehr guter, anständiger, tüchtiger Mensch bist. Daß du sie liebst, habe ich ihr nicht gesagt, denn das weiß sie selber.“

„Sie weiß es selber?“

„Das will ich meinen! Und wohin ich auch kommen mag, was mit mir auch geschehen mag, du sollst als ihre Vorsehung bei ihnen bleiben. Ich übergebe sie dir sozusagen, Rasumichin. Ich sage das, weil ich genau weiß, wie sehr du sie liebst, und weil ich von der Reinheit deines Herzens überzeugt bin. Ich weiß, daß auch sie dich lieben kann und vielleicht schon liebt. Jetzt entscheide selber, was besser ist: ob du dich dem Suff ergibst oder nicht?“

„Rodja . . . Siehst du . . . Nun . . . Ach, Teufel! Wohin willst du denn gehen? Sieh, wenn es ein Geheimnis ist, dann laß es Geheimnis bleiben. Aber ich . . . Ich werde das Geheimnis erfahren. – Ich bin überzeugt, daß es ein Unsinn, irgendeine lächerliche Kleinigkeit ist, die du dir selber eingebrockt hast. Übrigens bist du ein herrlicher Mensch, ein herrlicher Mensch!“

„Und ich wollte gerade hinzufügen, du hast mich aber unterbrochen, daß du vorhin klug und richtig bemerkt hast, du wolltest dieses Geheimnis nicht erforschen. Laß es vorerst ruhen und mach dir keine Sorgen! Du wirst alles zur Zeit erfahren, dann, wenn es nötig sein wird. Gestern hat jemand zu mir gesagt, daß der Mensch Luft braucht, Luft, Luft! Ich will gleich zu ihm hingehen, um zu erfahren, was er damit gemeint hat.“

Rasumichin stand nachdenklich und aufgeregt da und erwog etwas.

Er ist ein politischer Verschwörer! Sicherlich! Er steht vor einem entscheidenden Schritt, das ist sicher! Es kann nichts anderes sein, und Dunja weiß davon, dachte Rasumichin.

„Also zu dir kommt Awdotja Romanowna“, sagte er und betonte jedes Wort, „und du selber willst einen Menschen aufsuchen, der sagt, daß mehr Luft nötig sei, mehr Luft, und... Und also auch dieser Brief... Das hängt auch irgendwie damit zusammen.“

„Was für ein Brief?“

„Sie bekam heute einen Brief, der sie sehr aufgeregt hat. Sehr sogar, zu sehr. Ich fing an, von dir zu sprechen; sie bat mich, zu schweigen. Dann – dann sagte sie, daß wir uns vielleicht sehr bald trennen würden, dann fing sie an, mir für irgend etwas heiß zu danken; dann ging sie in ihr Zimmer und schloß sich ein.“

„Einen Brief hat sie bekommen?“ wiederholte Raskolnikow nachdenklich.

„Ja, einen Brief. Wußttest du nichts davon? Hm...“

Beide schwiegen eine Weile.

„Leb wohl, Rodion. Weißt du, Bruder, ich... Es gab eine Zeit... Doch leb wohl. Übrigens, es gab eine Zeit... Nun, leb wohl, ich muß auch gehen. Ich werde nicht saufen. Jetzt ist es nicht nötig. Unsinn.“

Er eilte hinaus, doch hatte er noch kaum die Tür geschlossen, als er sie wieder öffnete und, zur Seite blickend, sagte: „Übrigens, erinnerst du dich an diesen Mord, diese Sache von Porfirij: die Alte? Weißt du auch, daß der Mörder gefunden ist? Er hat gestanden und alle Beweise vorgelegt. Stell dir vor, es ist einer von denselben Arbeitern, den Anstreichern – erinnerst du dich? –, die ich noch hier bei dir so glühend verteidigt habe. Kannst du es glauben: Diesen ganzen Auftritt auf der Treppe mit der Rauferei und dem Geschrei mit seinem Kameraden, als der Hauswart und die zwei Zeugen hinaufstiegen, hat er absichtlich vorgeführt, um den Verdacht abzulenken. Diese Schlaueit und Geistesgegenwart bei so einem Kerl! Einfach nicht zu glauben. Aber er hat selber alles erklärt und eingestanden. Und wie bin ich hereingefallen! Meiner Ansicht ist er geradezu ein Genie in der Verstellungskunst und Findigkeit, ein Genie, die Behörden hinters Licht zu führen. Es liegt aber kein Grund vor, besonders erstaunt zu sein. Kann es nicht auch solche Genies geben? Und daß er nicht durchgehalten und gestanden hat, macht die Sache noch glaubwürdiger. Es ist wahr-

scheinlicher! – Aber wie ich damals hereingefallen bin! Ihretwegen bin ich die Wände hochgegangen!“

„Sag mir bitte, wie hast du das erfahren und warum interessiert es dich so?“ fragte ihn Raskolnikow mit sichtlicher Erregung.

„Na, hör mal! Warum es mich interessiert! Auch eine Frage! Unter anderen hat es mir auch Porfirij erzählt. Fast alles habe ich von ihm erfahren.“

„Von Porfirij?“

„Ja, von Porfirij.“

„Was, was sagt er denn?“ fragte Raskolnikow erschrocken.

„Er hat es mir ausgezeichnet erklärt. Nach seiner Art psychologisch erklärt.“

„Er hat es erklärt? Er hat es dir selber erklärt?“

„Selber, selber. Leb wohl! Ich werde dir später noch was erzählen, aber jetzt habe ich zu tun. Ja, es gab eine Zeit, da habe ich gedacht. . . Ach was, später! – Warum soll ich mich jetzt besaufen? Du hast mich auch ohne Wein berauscht. Ich bin ja betrunken, Rodja, ohne Wein bin ich betrunken. Nun, leb wohl. Ich komme sehr bald wieder zu dir.“

Er ging hinaus.

Er ist, er ist ein politischer Verschwörer, das ist sicher, sagte sich Rasumichin abschließend und stieg langsam die Treppe hinab. Und die Schwester hat er auch hineingezogen, bei Awdotja Romanownas Charakter ist das sehr gut möglich. Sie haben Zusammenkünfte; sie hat mir ja auch Andeutungen gemacht. Danach kann man sich einen Vers machen. Wie kann man sich sonst all diesen Wirrwarr erklären? Hm, und ich dachte schon. . . O Gott, auf was für einen Gedanken ich gekommen bin! Das war wirklich geistige Umnachtung, und ich bin schuldig vor ihm. Damals im Gang unter der Lampe hat er die Umnachtung über mich gebracht. Pfui, welch ein scheußlicher, grober, gemeiner Gedanke von mir. Ein braver Bursche, dieser Nikolai, daß er gestanden hat. Und wie sich jetzt alles Vorhergegangene erklären läßt! Seine Krankheit damals, sein ganzes sonderbares Benehmen schon früher, vordem, auf der Universität, er war so düster, so verschlossen. Aber was bedeutet nur dieser Brief? Da steckt vielleicht auch etwas dahinter. Von wem mag der Brief sein? Ich habe einen Verdacht. . . Hm! Nun, das werde ich schon herausbekommen. –

Er dachte an Dunja und an ihre ganze Lage, und sein Herzschlag* setzte beinahe aus. Er riß sich zusammen und lief weiter.

Sobald Rasumichin fortgegangen war, stand Raskolnikow auf und wandte sich zum Fenster, stieß sich an den Ecken, als hätte er die Enge seiner Höhle vergessen, und setzte sich wieder auf das Sofa. Er fühlte sich wie neu geboren; wieder hatte sich ein Ausweg gefunden!

Ja, es hat sich also wieder ein Ausweg gefunden! Alles hatte sich schon gar zu arg verwirrt und verstopft, hatte zu qualvoll auf ihm gelastet. Seit der Szene mit Nikolai bei Porfirij erstickte er ohne Ausweg in der Enge. Und nach Nikolai am selben Tage die Szene bei Sonja, die er in so ganz anderer Weise durchführte, als er sich vorgenommen hatte; er war also schwach geworden, plötzlich und vollständig. Mit einemmal. Und er war doch damals mit Sonja einig, von ganzem Herzen einig gewesen, daß er mit einer solchen Tat auf dem Gewissen nicht leben könne. Und Swidrigailow? Swidrigailow war ein Rätsel. Swidrigailow beunruhigte ihn, das stimmte, aber nicht von dieser Seite. Mit Swidrigailow stand vielleicht noch ein Kampf bevor. Doch da war ein guter Ausgang nicht undenkbar; aber mit Porfirij war's eine andere Sache.

Also Porfirij selber hat Rasumichin alles erklärt, psychologisch erklärt. Wieder hat er seine verfluchte Psychologie ins Treffen geführt. Porfirij? Als wenn Porfirij auch nur einen Augenblick an Nikolais Schuld geglaubt hätte nach jener Szene zwischen uns, damals, unter vier Augen, vor Nikolais Erscheinen, für das es keine richtige Deutung gibt – außer der einen? – Raskolnikow war in diesen Tagen die Szene mit Porfirij flüchtig und stückweise ins Gedächtnis gekommen; sich der ganzen Szene zu erinnern, hätte er nicht ertragen. – Es waren damals zwischen uns solche Worte gefallen, es waren solche Bewegungen und Gesten gewesen, wir hatten solche Blicke getauscht, manches war in einem solchen Tone gesagt worden, wir waren so weit gegangen, daß kein Nikolai die Grundlage der Überzeugung des Porfirij erschüttern konnte – des Porfirij, der noch dazu Nikolai vom ersten Worte, von der ersten Bewegung an durchschaute.

Was Wunder! Selbst Rasumichin hätte bald Verdacht ge-

schöpft! Die Szene im Gang bei der Lampe hat damals ihre Wirkung gehabt. Er ist zu Porfirij hingelaufen. Aber aus welchem Grunde will dieser ihn hinters Licht führen? Welche Absichten verfolgt er, daß er Rasumichin auf Nikolai bringt? Er hat unbedingt etwas vor. Er hat eine bestimmte Absicht, aber welche? Allerdings ist seit jenem Morgen viel Zeit vergangen, sehr viel Zeit, und ich habe von Porfirij weder etwas gesehen noch gehört. Das ist natürlich ein schlechtes Zeichen. Raskolnikow nahm seine Mütze und ging gedankenvoll zur Tür. Es war der erste Tag in dieser ganzen Zeit, an dem er wenigstens bei klarem Bewußtsein war. – Mit Swidrigailow muß ich zum Schluß kommen, dachte er, und möglichst bald, um jeden Preis; er scheint auch darauf zu warten, daß ich zu ihm komme. In diesem Augenblick flammte in seinem müden Herzen ein solcher Haß auf, daß er vielleicht einen von beiden hätte ermorden können: Swidrigailow oder Porfirij. Er fühlte jedenfalls, daß er imstande wäre, es zu tun, wenn nicht jetzt, dann später. „Wir wollen sehen, wir wollen sehen“, wiederholte er für sich.

Kaum hatte er die Tür zum Flur geöffnet, als er mit Porfirij zusammenstieß. Er wollte zu ihm. Raskolnikow stand einen Augenblick wie erstarrt, aber nur einen Augenblick. Merkwürdigerweise war er nicht sehr erstaunt und gar nicht erschrocken. Er war nur zusammengezuckt, hatte sich aber sofort wieder gefaßt. Vielleicht ist das die Lösung? Aber wie konnte er so leise kommen, wie eine Katze, ob er wohl an der Tür gehorcht hat?

„Ihr habt diesen Besuch wohl nicht erwartet, Rodion Romanowitsch?“ rief Porfirij lachend. „Ich hatte schon lange die Absicht, einmal bei Euch vorzusprechen, ging gerade vorüber und dachte, ich steig mal auf fünf Minuten hinauf, um zu sehen, wie es Euch geht. Ihr wollt ausgehen? Ich werde Euch nicht aufhalten. Nur auf eine Zigarette, wenn Ihr gestattet.“

„Nehmt doch Platz, Porfirij Petrowitsch, nehmt Platz!“ Raskolnikow bot seinem Gast mit einer scheinbar so freudigen und freundschaftlichen Miene einen Stuhl an, daß er selber verwundert gewesen wäre, wenn er sich hätte sehen können.

Er verausgabte sich aber auch restlos! So steht ein Mensch wohl vor einem Räuber Todesangst aus; sobald ihm aber das

Messer an die Kehle gesetzt wird, ist die Angst verschwunden. Er nahm Porfirij gegenüber Platz und blickte ihm ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken. Porfirij kniff die Augen zusammen und steckte sich eine Zigarette an.

Nun, so sprich doch, sprich! schien es aus Raskolnikows Herzen hervorzusprudeln. – Warum, warum sprichst du nicht?

II

„Ja, das Rauchen!“ begann Porfirij endlich, nachdem er sich eine Zigarette angesteckt hatte. „Es ist schädlich, sehr schädlich, aber ich kann nicht davon lassen! Ich huste, habe einen Reiz im Halse und Atembeschwerden. Ich bin ängstlich mit meiner Gesundheit, war neulich bei B., der jeden Patienten mindestens eine halbe Stunde lang untersucht. Er hat gelacht, als er mich ansah, hat mich beklopft, behorcht und sagt unter anderem, daß Tabak für mich nicht gut sei, weil ich Lungen-erweiterung habe. Aber wie soll ich das Rauchen aufgeben? Womit soll ich es ersetzen? Ich trinke nicht, das ist das ganze Unglück, he, he, he, es ist ein Unglück, daß ich nicht trinke! Alles ist doch relativ, Rodion Romanowitsch, alles ist relativ!“ – Was, fängt er schon wieder mit den gleichen Mätzchen an? dachte Raskolnikow voll Abscheu. Die ganze Szene ihrer letzten Begegnung stieg wieder vor ihm auf, und dasselbe Gefühl wie damals wogte in ihm auf.

„Ich war schon vorgestern abend einmal bei Euch, Ihr wißt wohl nichts davon“, fuhr Porfirij Petrowitsch fort und blickte im Zimmer umher, „in diesem Raum hier war ich. Ich ging, ebenso wie heute, vorbei und dachte Euch einen kleinen Gegenbesuch zu machen. Ich kam herein, die Tür stand weit offen; ich hielt Umschau, meldete mich nicht einmal bei Eurem Dienstmädchen und ging wieder fort. Ihr schließt das Zimmer niemals ab?“

Raskolnikows Gesicht verdüsterte sich immer mehr. Porfirij Petrowitsch schien seine Gedanken erraten zu haben.

„Ich bin gekommen, um mich mit Euch auszusprechen, lieber Rodion Romanowitsch! Ich bin Euch eine Erklärung schul-

dig“, fuhr er mit einem kleinen Lächeln fort und klopfte sogar Raskolnikow leicht auf das Knie. Aber im selben Augenblick wurde sein Gesicht plötzlich ernst und besorgt, es bekam sogar, zu Raskolnikows Erstaunen, einen traurigen Ausdruck. Er hatte noch nie ein solches Gesicht bei ihm gesehen und auch nicht vermutet. „Eine sonderbare Szene hat sich neulich zwischen uns abgespielt, Rodion Romanowitsch. Eigentlich spielte sich auch bei unserer ersten Zusammenkunft eine sonderbare Szene ab, aber damals . . . Na, das geht jetzt schon alles in eins! Die Sache ist die: In Euren Augen habe ich wahrscheinlich eine große Schuld Euch gegenüber, ich fühle es. Erinnert Ihr Euch, wie wir uns trennten: Euch bebten die Nerven und zitterten die Knie, und mir bebten die Nerven und zitterten die Knie. Es war ja auch zwischen uns nicht ganz nobel, nicht ganz gentlemanlike zugegangen. Und schließlich sind wir doch Gentlemen, das heißt, in jedem Fall und in erster Linie Gentlemen; das darf man nicht vergessen. Ihr erinnert Euch doch, wie weit es kam. – Das war schon nicht mehr nobel.“

Was will er eigentlich, wofür hält er mich? fragte sich Raskolnikow verwundert, indem er den Kopf hob und Porfirij mit großen Augen ansah.

„Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es besser für uns ist, jetzt in aller Offenheit miteinander zu reden“, fuhr Porfirij fort, den Kopf etwas zur Seite wendend und die Augen senkend, als wolle er sein früheres Opfer nicht mehr mit seinem Blick beunruhigen und als verschmähe er seine bisherigen Kniffe und Fußangeln.

„Ja, solche Verdächtigungen und solche Szenen sind auf die Dauer nicht zu ertragen. Nikolai hat uns damals herausgerissen, wer weiß, wie weit es sonst zwischen uns gekommen wäre. Dieser verdammte Kleinbürger hat da bei mir hinter der Scheidewand gegessen, könnt Ihr Euch das vorstellen? Ihr wißt es sicher schon; ich weiß ja, daß er später bei Euch gewesen ist. Aber das, was Ihr vermutet habt, war nicht der Fall; ich hatte nach niemandem geschickt und noch nichts angeordnet. Ihr werdet fragen, warum ich nichts angeordnet hatte. Ja, was soll ich Euch sagen? Es war mir damals alles zu plötzlich gekommen. Nach den Hauswarten hatte ich gerade ge-

schickt, Ihr werdet sie wohl im Vorbeigehen bemerkt haben. Ein Gedanke durchzuckte mich damals wie ein Blitz; ich war, Rodion Romanowitsch, damals ganz fest überzeugt. Warte, dachte ich, wenn ich auch das eine vorläufig versäume, so packe ich dafür das andere am Schwanz, lasse in jedem Fall das Wesentliche nicht fahren. Ihr seid schon allzu reizbar, Rodion Romanowitsch, zu reizbar, bei allen Vorzügen Eures Charakters und Herzens, die teilweise erkannt zu haben ich mir schmeichele. Natürlich mußte ich mir sagen: Es kommt nicht immer so, daß ein Mensch einfach aufsteht und mit seinem ganzen Geheimnis heraussückt. Es kann vorkommen, wenn einem Menschen die letzte Geduld reißt, ist aber immerhin selten. So klug war ich auch. Nein, dachte ich, wenn ich nur einen kleinen realen Hinweis bekäme, wenn auch einen sehr kleinen, aber etwas Greifbares, woran ich mich halten könnte – und nicht nur immer diese Psychologie. Und weiter dachte ich: Wenn ein Mensch schuldig ist, so kann man doch gewiß erwarten, etwas Wesentliches aus ihm herauszubekommen; man darf sogar auf einen unerwarteten Erfolg rechnen. Ich rechnete damals auf Euren Charakter, Rodion Romanowitsch, am meisten auf Euren Charakter. Ich hoffte zu sehr auf Euch selber.“

„Aber warum spricht Ihr denn jetzt so?“ murmelte Raskolnikow endlich, ohne sich über seine Frage ordentlich Rechenschaft zu geben.

Worüber redet er? fragte er sich fassungslos, hält er mich denn wirklich für unschuldig?

„Warum ich so spreche? Ja, ich bin doch gekommen, um mich mit Euch auszusprechen, halte es sozusagen für meine heilige Pflicht. Ich will Euch alles von Grund aus klarlegen, diese ganze Geschichte, meine damalige Verblendung, wenn ich mich so ausdrücken kann. Ihr habt viel durch mich erdulden müssen, Rodion Romanowitsch. Ich bin kein Unmensch. Auch ich verstehe, was es für einen niedergedrückten, aber stolzen, herrschsüchtigen und ungeduldigen, besonders ungeduldigen, Menschen bedeutet, eine solche Last zu schleppen. Ich halte Euch jedenfalls für einen der vornehmsten und großmütigsten Menschen, wenn ich auch nicht mit allen Euren Überzeugungen einverstanden bin, was ich Euch von vornherein offen

gestehen muß, da ich Euch nicht betrügen will. Seit ich Euch erkannt habe, fühle ich eine starke Sympathie für Euch. Ihr werdet vielleicht über meine Worte lachen. Ihr habt ein Recht dazu. Ich weiß, daß Ihr mich vom ersten Augenblick an nicht gemocht habt, und an mir ist auch nichts Liebenswertes. Aber urteilt über mich, wie Ihr wollt, jetzt jedenfalls wünsche ich mit allen Mitteln den bisherigen Eindruck zu verwischen und Euch zu beweisen, daß ich ein Mensch mit Herz und Gewissen bin. Ich spreche aufrichtig.“

Porfirij Petrowitsch hielt würdevoll inne. Raskolnikow fühlte sich von einem neuen Schrecken überflutet. Der Gedanke, daß Porfirij ihn für unschuldig hielt, begann ihn auf einmal zu ängstigen.

„Alles der Reihe nach zu erzählen, wie es damals plötzlich anfing, ist wohl kaum nötig“, fuhr Porfirij Petrowitsch fort, „ich denke, sogar überflüssig. Ich würde das auch kaum können. Und wie soll man es auch ausführlich erklären? Ganz zuerst tauchten Gerüchte auf. Was für Gerüchte, durch wen und wann und bei welchem Anlaß Euer Name genannt wurde, das ist, glaube ich, auch überflüssig zu erwähnen. Bei mir persönlich fing es durch einen Zufall an, durch einen sozusagen ganz zufälligen Zufall. Was für ein Zufall es war? Hm, ich glaube auch darüber lohnt es sich nicht zu reden. Dies alles, die Gerüchte und die Zufälle, vereinigte sich bei mir zu einem Gedanken. Ich gestehe offen, denn, wenn man schon einmal gesteht, muß man alles gestehen: Ich war der erste, der damals auf Euch kam. Diese Vermerke der Alten auf den Pfändern und so weiter, das ist allerdings Unsinn. Solche Dinge spielen keine Rolle. Ich hatte damals auch Gelegenheit, die Szene im Polizeikommissariat mit allen Einzelheiten zu erfahren, ebenso zufällig, aber nicht nur so oberhin, sondern von einem besonders talentierten Erzähler, der, ohne es selber zu wissen, die Szene ungeheuer lebendig schilderte. Und so kam eins zum andern. Wie soll man sich da nicht auf einen bestimmten Gedanken einstellen, liebster Rodion Romanowitsch! – „Aus hundert Kaninchen wird nie ein Pferd, aus hundert Verdachtsmomenten wird nie ein Beweis“, so sagt wohl ein englisches Sprichwort, aber das ist reine Verstandessache; nun gibt es aber Leidenschaften, Gefühlsmomente, denn auch der Unter-

suchungsrichter ist nur ein Mensch. Da fiel mir auch Euer Artikêl in der Zeitschrift ein. Erinnert Ihr Euch, daß wir bei Eurem ersten Besuch ausführlich darüber sprachen. Ich habe damals gespottet, aber nur, um mehr aus Euch herauszulocken. Ich muß wieder sagen, Rodion Romanowitsch, ungeduldig seid Ihr und sehr krank. Daß Ihr kühn, hochmütig, ernst seid und innerlich viel erlebt habt, alles das weiß ich schon längst. Ich kenne alle diese Gefühle, und die Gedanken Eures Artikels waren mir vertraut, als ich ihn las. In schlaflosen Nächten und in Verzückungen habt Ihr ihn erdacht, mit zitterndem, pochendem Herzen, mit mühsam gebändigtem Enthusiasmus. Aber gefährlich ist dieser gebändigte, stolze Enthusiasmus der Jugend! Ja, ich habe damals gespottet, aber ich muß Euch jetzt sagen, daß ich im allgemeinen, das heißt als Beobachter, diese ersten jugendlichen, feurigen Versuche mit der Feder unendlich liebe. Ein Rauch, ein Nebel, eine Saite erklingt im Nebel. Euer Artikel ist unsinnig und phantastisch, aber es schimmert darin eine solche Aufrichtigkeit, ein jugendlicher unbestechlicher Stolz, der Mut der Verzweiflung; der Artikel ist düster, aber das ist gut. Ich las Euren Artikel, legte ihn beiseite, und wie ich ihn beiseite legte, dachte ich: mit diesem Menschen wird es noch was geben! Nun sagt selber, wie sollte man nach solch einer Vorbereitung sich von dem Folgenden nicht hinreißen lassen? Ach Gott, sage ich denn jetzt etwas? Behaupte ich denn etwas? Ich habe es mir damals nur gemerkt. Was ist denn das? dachte ich. Da ist ja rein gar nichts, vielleicht im höchsten Grade gar nichts. Und für mich, den Untersuchungsrichter, ist es höchst unpassend, sich so hinreißen zu lassen. Da habe ich Nikolai auf dem Halse mit Tatsachen, immerhin mit Tatsachen. Er hat auch seine Psychologie, man muß sich mit ihm beschäftigen, denn hier handelt es sich um Leben und Tod. Wozu ich Euch das alles erkläre? Damit Ihr es wißt und mich mit Eurem Verstande und Herzen wegen meines damaligen garstigen Benehmens nicht anklagt. Es war nicht böse gemeint, ich sage es aufrichtig, he, he! Glaubt Ihr, daß ich damals keine Haussuchung bei Euch gemacht habe? Die habe ich gemacht, als Ihr krank im Bett lagt. Nicht offiziell und nicht persönlich, aber ich habe sie gemacht. Bis aufs letzte ist in Eurer Behausung alles durchsucht worden, gleich damals,

aber umsonst. Da dachte ich, jetzt wird dieser Mensch zu mir kommen, selber kommen, und zwar sehr bald. Falls er schuldig ist, wird er sicher kommen. Ein anderer würde nicht kommen, aber dieser wird kommen. Erinnert Ihr Euch, wie Herr Rasumichin sich Euch gegenüber zu verplappern begann? Das hatten wir mit Fleiß so eingerichtet, um Euch aufzuregen. Wir hatten absichtlich das Gerücht verbreitet, damit er sich verplappern sollte; denn Herr Rasumichin ist ein Mensch, der seine Entrüstung nicht für sich behalten kann. Herrn Sametow fiel vor allem Euer Zorn und Eure Kühnheit auf; wie kann denn jemand auch in einem Gasthaus damit herausplatzen: Ich habe gemordet! – Es ist zu kühn, es ist zu frech; und falls er schuldig ist, dachte ich, ist er ein furchtbarer Gegenspieler. So habe ich damals gedacht. Und ich wartete, wartete mit der größten Spannung. Sametow habt Ihr damals einfach niedergeschmettert, und das ist ja das Fatale, daß diese verdammte Psychologie zwei Seiten hat. Also, ich wartete auf Euch, und siehe da – Ihr kamt auch wirklich! Mein Herz hüpfte nur so! Sagt bitte, warum mußtet Ihr damals kommen? Und Euer Lachen, Euer Lachen damals, als Ihr hereinkamt, entsinnt Ihr Euch? Ich durchschaute Euch, als wäret Ihr aus Glas, und hätte ich Euch nicht mit diesem bestimmten Gedanken erwartet, es wäre mir nichts an Eurem Lachen aufgefallen. Da sieht man, was es heißt, in der richtigen Stimmung sein! Und Herr Rasumichin damals – ach! Der Stein, der Stein, erinnert Ihr Euch, der Stein, unter dem die Sachen versteckt sind? Mir scheint, daß ich ihn vor mir sehe in irgendeinem Gemüsegarten. Ihr hattet doch Sametow davon erzählt und es dann bei mir noch einmal wiederholt. Und als wir dann Euren Artikel besprachen und Ihr uns Eure Anschauungen auseinandersetzten, da schien mir jedes Wort einen doppelten Sinn zu haben, als stecke ein anderes dahinter. Auf diese Weise, Rodion Romanowitsch, bin ich bis zu den letzten Schranken gekommen, bis ich mit dem Kopf dagegenrannte und zur Besinnung kam. Nein, sage ich, wohin bin ich geraten? Wenn man will, kann man doch das alles bis zum letzten Punkt nach der anderen Richtung hin deuten, und es wird sogar noch natürlicher erscheinen. Eine Qual! Nein, denke ich, wenn ich doch nur einen kleinen Hinweis hätte! Und als ich da vom

Klingeln hörte, da erstarrte ich, ein Zittern überfiel mich sogar. Da ist der Hinweis, dachte ich, da ist er! Damals überlegte ich nicht mehr, ich mochte einfach nicht. Tausend Rubel hätte ich mit Freuden aus der eigenen Tasche gegeben, um Euch mit meinen Augen zu sehen, wie Ihr damals hundert Schritt neben dem Kleinbürger ginget, nachdem er Euch ‚Mörder‘ ins Gesicht gesagt hatte und Ihr ihn ganze hundert Schritt lang nichts zu fragen wagtet. Und diese Eiseskälte im Rückenmark! Und dieses Klingeln in der Krankheit und im halben Fieberwahn! Könnt Ihr Euch nach alledem wundern, Rodion Romanowitsch, daß ich mit Euch solche Scherze getrieben habe? Und weshalb seid Ihr selber in dem Augenblick gekommen? Es war ja, als hätte Euch jemand darauf gestoßen, und wenn Nikolai uns nicht auseinandergebracht hätte, so . . . erinnert Ihr euch an Nikolai damals? Es war ja wie Donner aus einer Wolke! Und wie empfing ich ihn? Nicht einen Deut habe ich dem Donner geglaubt, das habt Ihr selber gesehen. Wie sollte ich auch? Später, als Ihr fortgegangen wart und er mir sehr, sehr vernünftig auf verschiedene Fragen antwortete, so daß ich selber erstaunt war, auch dann habe ich ihm nichts geglaubt. Da seht Ihr, was es heißt, wenn man sich auf etwas versteift hat. – Nein, dachte ich, das ist nichts, hier handelt es sich nicht um Nikolai!“ „Rasumichin hat mir soeben erzählt, daß Ihr Nikolai für schuldig haltet und Rasumichin selber davon zu überzeugen gesucht habt . . .“

Sein Atem versagte, und er beendete den Satz nicht. Er hatte mit unsagbarer Erregung zugehört, wie ein Mensch, der ihn vollkommen durchschaute, seine eigenen Behauptungen wieder zurückzog. Er fürchtete zu glauben, und glaubte nicht. In den noch zweideutigen Worten haschte er gierig nach etwas Genauerem, Endgültigem.

„Herr Rasumichin!“ rief Porfirij Petrowitsch, als freue er sich, daß Raskolnikow, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, endlich eine Frage stellte. „He, he, he, Herrn Rasumichin mußte ich ablenken; wo zwei zusammen sind, soll ein Dritter sich nicht einmengen. Herr Rasumichin ist nicht der geeignete Mann und hat mit der ganzen Sache nichts zu tun; er kam zu mir gelaufen, ganz blaß. – Nun lassen wir ihn, wozu ihn dahinein verwickeln? Und was Nikolai betrifft, so kann ich

Euch, wenn Ihr wollt, sagen, was das für eine Sorte Mensch ist, das heißt, wie ich ihn beurteile. Vor allen Dingen ist er noch ein halbes Kind und durchaus kein Angsthase, sondern so eine Art Künstler. Lacht nicht, daß ich ihn so beurteile! Er ist harmlos und für alles empfänglich, ein Mensch mit Herz und ein Phantast. Er kann singen, tanzen und versteht, wie ich höre, so gut Märchen zu erzählen, daß die Leute aus anderen Orten zusammenkommen, um ihm zu lauschen. Er geht auch in die Abendschule, kann sich totlachen, wenn man ihm den kleinen Finger zeigt, kann sich bei Gelegenheit bis zur Bewußtlosigkeit besaufen, aber nicht etwa aus Verderbtheit, sondern aus kindlicher Dummheit, wenn andere ihn verführen. Er hat damals gestohlen, weiß es aber selber nicht; denn ‚von der Erde aufheben‘ heißt nicht stehlen. Und ist es Euch bekannt, daß er zu den Altgläubigen gehört, daß heißt, eigentlich auch nicht zu den Altgläubigen, sondern er ist einfach ein Sektierer. Noch vor kurzem hat er ganze zwei Jahre auf dem Dorf bei einem Starez unter geistlicher Obhut gelebt. Das hat er mir selber erzählt und auch seine Landsleute aus Saraisk. Er wollte sogar Eremit werden, hatte diesen Drang, betete nächtelang, las in den alten ‚wahren‘ Büchern und hat vor lauter Lesen den Verstand verloren. Petersburg hat ihm einen starken Eindruck gemacht, besonders die Weiber, na, und auch der Alkohol. Es ist mir bekannt, daß ihn hier ein Künstler liebt, den er manchmal besuchte; aber dann kam diese Geschichte dazwischen. Er bekam es mit der Angst, wollte sich aufhängen, davonlaufen. Das Volk hat ja eine merkwürdige Vorstellung von unserem Gerichtswesen; manchen schreckt es schon, wenn er hört – du kommst vor Gericht! Gott gebe, daß die neue Gerichtsreform darin Wandel schafft. Nun ja, im Gefängnis erinnerte er sich offenbar des Starez, auch in der Bibel las er wieder. Wißt Ihr, Rodion Romanowitsch, was es bei manchen dieser Leute bedeutet, ‚Leiden auf sich zu nehmen‘? Das bedeutet nicht etwa, für jemand leiden, sondern einfach, man muß ‚Leiden auf sich nehmen‘, und besonders, wenn es sich um die Staatsgewalt handelt. Da saß zum Beispiel während meiner Amtszeit ein stiller, ruhiger Sträfling ein ganzes Jahr im Gefängnis, las nachts immer in der Bibel und verlor vor lauter Lesen den Verstand. Eines schönen Tages ergriff er einen Ziegelstein und

warf damit nach dem Aufseher, der ihm nicht das geringste getan hatte. Ja, und wie warf er! Absichtlich eine Elle vorbei, um keinen Schaden anzurichten. Nun ist ja bekannt, was mit einem Sträfling geschieht, der einen Aufseher angreift: „und so nahm er das Leiden auf sich“. Nun habe ich den Verdacht, daß Nikolai auch „das Leiden auf sich nehmen“ will, oder so etwas Ähnliches. Das weiß ich sogar aus Tatsachen. Er weiß es selber nicht, daß ich es weiß. Glaubt Ihr nicht, daß aus diesem Volk ganz phantastische Menschen hervorgehen können? Der Starez wirkt jetzt wieder in ihm, besonders der Selbstmordversuch hat ihn in Erinnerung gebracht. Übrigens wird er mir schon alles selber erzählen, er wird schon noch zu mir kommen. Der hält es nicht aus, er wird noch widerrufen. Ich warte stündlich darauf. Ich habe diesen Nikolai liebgewonnen und will seine Seele ganz erforschen. Und was meint Ihr! He, he, he! Auf manche Fragen hat er mir sehr vernünftige Antworten gegeben, hat offenbar die nötigen Unterweisungen bekommen und sich gut vorbereitet; bei anderen Fragen ist er ganz ratlos, weiß rein gar nichts und ahnt selber nicht, daß er nichts weiß. Nein, mein lieber Rodion Romanowitsch, Nikolai hat damit gar nichts zu tun. Dies ist eine phantastische, finstere Sache, ein Fall unserer modernen Zeit mit ihrer Gemütsverwirrung, da von „Erneuerung“ durch Blut gefaselt wird und das ganze Leben nur in materiellem Wohlsein bestehen soll. Hier handelt es sich um Bücherweisheit, hier ist ein durch Träumereien und Lehrsätze verwirrtes Herz; hier sieht man eine Entschlossenheit zum ersten Schritt, aber eine Entschlossenheit besonderer Art: Er hat sich dazu entschlossen, aber so, wie man sich von einem Felsen oder einem Turm hinabstürzt – und zum Tatort ist er auch gleichsam nicht auf eigenen Füßen gekommen. Die Tür vergaß er hinter sich zuzusperren und hat getötet, zwei Menschen getötet aus theoretischen Erwägungen. Er hat getötet, aber nicht verstanden, das Geld zu nehmen; und was er zusammengerafft hat, das wurde dann unter einen Stein gelegt. Es genügte ihm nicht, all die Qualen durchzumachen, als er hinter der Tür stand und an der Tür gerüttelt und die Glocke gezogen wurde, nein, er geht nachher in die leere Wohnung, halb im Fieberwahn, um sich dieses Schellen ins Gedächtnis zurückzurufen, um den Schauer im Rücken noch

einmal zu spüren. Nun, das kann man noch mit seiner Krankheit erklären; aber weiter: Er hat gemordet und hält sich für einen ehrenhaften Menschen, verachtet die Leute, wandert als bleicher Engel umher – nein, liebster Rodion Romanowitsch, wie kann da von Nikolai die Rede sein! Nein, Nikolai war es nicht.“

Diese letzten Worte waren nach allem Vorhergesagten, das einer Widerrufung so ähnlich sah, gar zu unerwartet gekommen. Raskolnikow erzitterte am ganzen Körper, als hätte ihn ein Dolchstoß durchbohrt.

„Ja – wer war denn – der Mörder?“ fragte er mit erstickter Stimme; er konnte die Worte nicht zurückhalten.

Porfirij fuhr zurück, als wäre ihm diese Frage ganz unerwartet gekommen und hätte ihn in äußerstes Staunen versetzt.

„Wieso, wer der Mörder war?“ wiederholte er, als traue er seinen Ohren nicht. „Ja, Ihr wart der Mörder“, fügte er fast flüsternd, aber in vollkommen überzeugtem Ton hinzu.

Raskolnikow sprang vom Sofa auf, stand einen Augenblick und setzte sich wieder, ohne ein Wort zu sagen. Sein Gesicht zuckte krampfhaft.

„Die Lippe zittert wieder wie damals“, murmelte Porfirij, scheinbar voll Teilnahme. „Ihr habt mich wohl nicht richtig verstanden, Rodion Romanowitsch“, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „darum seid Ihr auch so verstört. Ich bin ja gekommen, um alles klarzustellen und mich offen auszusprechen.“

„Ich bin es nicht gewesen“, flüsterte Raskolnikow, wie es erschreckte Kinder tun, wenn sie auf frischer Tat ertappt werden.

„Doch, das seid Ihr gewesen, Rodion Romanowitsch, und niemand anders kann es gewesen sein“, flüsterte Porfirij in strengem, überzeugtem Ton.

Sie schwiegen beide, und dieses Schweigen dauerte merkwürdig lange, fast zehn Minuten. Raskolnikow hatte die Arme auf den Tisch gestemmt und wühlte mit den Fingern in seinen Haaren. Porfirij saß still und wartete. Plötzlich sah Raskolnikow ihn verächtlich an.

„Wieder treibt Ihr das alte Spiel, Porfirij Petrowitsch! Immer dieselben Kniffe! Wird es Euch wirklich nicht langweilig?“

„Ach, hört auf, was kümmern mich jetzt die Kniffe! Etwas anderes wäre es, wenn wir Zeugen hätten, aber wir sprechen doch unter vier Augen. Ihr seht doch selber, daß ich nicht gekommen bin, um Euch zu hetzen und zu fangen wie einen Hasen. Ob Ihr gesteht oder nicht, ist mir in diesem Augenblick gleichgültig. Für meine Person bin ich ohnedies überzeugt.“

„Wenn es so ist, warum seid Ihr dann gekommen?“ fragte Raskolnikow gereizt. „Ich wiederhole meine Frage von damals: Wenn Ihr mich für schuldig haltet, warum laßt Ihr mich nicht einsperren?“

„Nun, das ist doch endlich einmal eine Frage! Ich will sie Euch auch Punkt für Punkt beantworten. Erstens, es ist für mich nicht vorteilhaft, Euch einfach in Arrest zu setzen.“

„Wieso nicht vorteilhaft? Wenn Ihr überzeugt seid, so müßt Ihr ...“

„Ach, was hat es zu sagen, daß ich überzeugt bin! Das sind doch vorläufig nur Ideen von mir. Ich kann Euch ja auch nur in Untersuchungshaft nehmen, das wißt Ihr ja selber, wenn Ihr Euch dazu drängt. Ich bringe zum Beispiel, um Euch zu überführen, den Kleinbürger hin. Ihr werdet ihm sagen: ‚Warst du besoffen oder nicht? Wer hat dich mit mir zusammen gesehen? Ich habe dich einfach für besoffen gehalten, und du warst auch besoffen.‘ Was soll ich darauf sagen, um so mehr als Eure Aussage wahrscheinlicher klingt als seine; denn bei seiner Behauptung handelt es sich um ein psychologisches Moment, das er nicht beurteilen kann, und Ihr trefft den Nagel auf den Kopf, weil der Kerl ein bekannter Säufer ist. Und ich habe Euch ja schon einige Male offen zugegeben, daß diese Psychologie zwei Seiten hat und daß die zweite viel wahrscheinlicher ist, daß ich außer dem psychologischen Moment vorläufig nichts gegen Euch in Händen habe. Und obwohl ich Euch dennoch einsperren werde und sogar selber gekommen bin – was gar nicht üblich ist –, um es Euch anzukündigen, so sage ich Euch trotzdem ganz offen – was auch nicht üblich ist –, daß es für mich nicht vorteilhaft sein wird. Und zweitens bin ich zu Euch gekommen ...“

„Nun ja, und zweitens?“ Raskolnikow rang noch immer nach Atem.

„Weil ich mich, wie ich Euch schon anfangs sagte, für ver-

pflichtet halte, eine Erklärung abzugeben. Ich will nicht, daß Ihr mich für einen Unmenschen haltet, um so mehr, als ich Euch aufrichtig zugetan bin, glaubt es, oder glaubt es nicht! So bin ich drittens zu Euch gekommen, Euch offen und unumwunden den Vorschlag zu machen, ein klares Geständnis abzulegen. Das wird für Euch unendlich viel vorteilhafter sein und auch für mich vorteilhafter sein, denn dann bin ich die Sache los. Nun, was meint Ihr, ist das aufrichtig gesprochen?“ Raskolnikow dachte eine Weile nach.

„Hört, Porfirij Petrowitsch, Ihr sagt doch selber, daß alles auf der Psychologie beruht, und jetzt seid Ihr in die Mathematik geraten. Was dann, wenn Eure Rechnung nicht stimmt?“

„Nein, Rodion Romanowitsch, sie stimmt schon. Ich habe so einen kleinen Hinweis, den habe ich auch schon damals gehabt. Gott hat ihn mir gesandt.“

„Welchen Hinweis?“

„Das sage ich nicht, Rodion Romanowitsch. Jedenfalls habe ich jetzt nicht mehr das Recht, die Sache länger aufzuschieben; ich werde Euch einsperren. Also bedenkt, für mich ist es jetzt gleichgültig; es ist mir nur um Euch zu tun. Bei Gott, es wäre besser, Rodion Romanowitsch!“

Raskolnikow lächelte böse.

„Das ist doch nicht nur lächerlich, es ist einfach schamlos. Gesetzt den Fall, ich wäre schuldig – was ich gar nicht sage –, was hätte ich für eine Veranlassung, mit einem Geständnis zu kommen, wenn Ihr schon selber sagt, daß ich nur in Untersuchungshaft genommen werde?“

„Ach, Rodion Romanowitsch, seid Eurer Sache nicht zu sicher; vielleicht wird es auch gar nicht nur Untersuchungshaft sein! Das ist doch reine Theorie und noch dazu die meine, da bin ja nicht ich maßgebend. Und vielleicht verheimliche ich Euch auch noch einiges, ich kann doch nicht alles vor Euch so einfach auskramen, he, he! Und die andere Sache: Ihr fragt, was für einen Vorteil Ihr haben würdet? Ja, ist Euch bekannt, welche Strafermäßigung Euch dafür zuteil wird? Denn wann kommt Ihr mit Eurem Geständnis, in welchem Augenblick? Überlegt selber! In dem Augenblick, da ein anderer das Verbrechen auf sich genommen hat und die ganze Sache in größter Verwirrung ist. Ich werde, das schwöre ich mit heiligen Eiden,

es vor Gericht so einrichten und darstellen, daß Euer Geständnis als ein vollkommen unerwartetes erscheinen wird. Die psychologischen Momente werde ich ganz beiseite lassen, allen Verdacht gegen Euch werde ich in nichts verwandeln, so daß Euer Verbrechen als in geistiger Umnachtung geschehen erscheinen wird, was ja im Grunde auch richtig ist. Ich bin ein ehrlicher Mensch, Rodion Romanowitsch, und werde mein Wort halten.“

Raskolnikow schwieg trübselig und ließ den Kopf hängen; er dachte lange nach, dann lächelte er, aber diesmal war es ein sanftes, trauriges Lächeln.

„Ach was, nicht nötig!“ sagte er, als verberge er sich gar nicht mehr vor Porfirij. „Es lohnt sich nicht! Ich brauche Eure Straf-ermäßigung nicht!“

„Nun ja, das habe ich befürchtet!“ rief Porfirij unwillkürlich aus. „Gerade das habe ich gefürchtet, daß Ihr unsere Straf-ermäßigung nicht braucht.“

Raskolnikow sah ihn traurig und eindringlich an.

„Oh, achtet das Leben nicht gering!“ fuhr Porfirij fort. „Ihr habt noch ein gut Teil davon vor Euch. Warum ist eine Strafermäßigung nicht nötig? Warum nicht? Oh, Ihr ungeduldiger Mensch!“

„Was sollte ich wohl vor mir haben?“

„Das Leben! Was seid Ihr für ein Prophet, was wißt Ihr? Suchet, und Ihr werdet finden. Vielleicht hat Gott gerade hier auf Euch gewartet! Und die Kette wird ja nicht auf ewig angelegt.“

„Es wird ja eine Ermäßigung geben“, lachte Raskolnikow.

„Und wie, schreckt Euch etwa die Schande in den Augen der Mitmenschen? Vielleicht ist es das, wovor Ihr zurückscheut, ohne Euch Rechenschaft darüber zu geben, denn Ihr seid noch jung! Aber ein Mensch wie Ihr sollte sich nicht fürchten noch schämen, ein Geständnis abzulegen.“

„Ach, es ist mir so gleichgültig“, flüsterte Raskolnikow verächtlich und mit Widerwillen, als wollte er nicht einmal darüber reden. Er war wieder aufgestanden, als strebe er fort, setzte sich aber von neuem in sichtlicher Verzweiflung.

„Das ist ja das Unglück, daß es Euch gleichgültig ist. Ihr habt alles Zutrauen verloren und denkt, daß ich Euch mit groben Schmeicheleien komme. Aber wie lange habt Ihr denn über-

haupt gelebt? Was versteht Ihr vom Leben? Ihr habt Euch eine Theorie zusammengebastelt und schämt Euch nun, daß sie in die Brüche gegangen ist, daß es so witzlos herauskam. Es kam ja wirklich gemein heraus, aber Ihr seid deshalb doch kein hoffnungsloser Schuft. Durchaus kein Schuft. Ihr habt Euch wenigstens nicht lange Sand in die Augen gestreut, seid Euch sehr bald über Euren Irrtum klargeworden. Für wen halte ich Euch denn? Ich halte Euch für einen jener Menschen, die, wenn man ihnen den Bauch aufschlitzt, ruhig dastehen und mit einem Lächeln auf ihre Peiniger blicken, wenn sie nur einen Glauben oder einen Gott gefunden haben. Nun, findet einen, und Ihr werdet leben. Ihr braucht schon lange eine Luftveränderung. Und was ist dabei, das Leiden ist auch eine gute Sache. Leidet eine Zeitlang. Nikolai hat vielleicht recht, daß er leiden will. Ich weiß, daß Ihr nicht gläubig seid; grübelt nicht zuviel, gebt Euch dem Leben einfach hin, ohne viel zu überlegen, und seid unbesorgt, es wird Euch schon ans Ufer bringen und auf die Beine stellen. An welches Ufer? Woher soll ich das wissen! Ich glaube nur daran, daß Ihr noch viel zu leben habt. Ich weiß, daß Ihr meine Worte für eine auswendig gelernte Predigt haltet, aber vielleicht werdet Ihr einmal an sie denken, und sie wird Euch von Nutzen sein; darum rede ich auch. Es ist noch ein Glück, daß Ihr nur diese Alte ermordet habt. Hättet Ihr Euch eine andere Theorie ausgedacht, so hättet Ihr vielleicht noch hundertmillionenmal schlimmere Dinge verübt! Da müßt Ihr vielleicht noch Gott danken; was weiß man! Vielleicht spart Gott Euch für etwas auf. Ihr müßt ein starkes Herz haben und Euch weniger fürchten. Euch ist bange vor dem Großen, das Euch bevorsteht? In diesem Falle muß man sich schämen, Furcht zu haben. Wenn Ihr schon einen solchen Schritt getan habt, dann müßt Ihr auch gewappnet sein. Hier ist schon Gerechtigkeit. Erfüllt, was die Gerechtigkeit fordert! Ich weiß, daß Ihr nicht glaubt, aber, bei Gott, das Leben wird Euch schon ans Ufer bringen. Ihr habt jetzt nur Luft nötig, Luft, Luft!“

Raskolnikow zuckte heftig zusammen.

„Ja, wer seid Ihr denn?“ rief er aus. „Was seid Ihr für ein Prophet? Von der Höhe welcher majestätischen Ruhe verkündet Ihr Eure allweisen Prophezeiungen?“

„Wer ich bin? Ein erledigter Mensch, weiter nichts. Ein Mensth, der vielleicht fühlt und mitfühlt, der vielleicht einiges weiß, aber schon vollkommen erledigt ist. Ihr aber – mit Euch steht es anders; Euch hat Gott ein Leben bereitet, aber, was weiß man, vielleicht verflegt es auch bei Euch wie Rauch, und es wird nichts daraus. Und was ist denn dabei, daß Ihr in eine andere Menschenklasse übergehen werdet? Ihr werdet doch die Bequemlichkeiten nicht vermissen, Ihr mit Eurem Herzen? Was ist denn dabei, daß man Euch vielleicht lange Zeit nicht sehen wird? Die Zeit spielt keine Rolle, es handelt sich um Euch selber. Werdet wie die Sonne, und alle werden Euch sehen. Die Sonne muß vor allen Dingen leuchten. Warum lächelt Ihr wieder? Weil ich eine Art Schiller bin? Ich wette darauf, daß Ihr glaubt, ich wollte mich bei Euch einschmeicheln, und vielleicht will ich mich auch wirklich einschmeicheln, he, he! Ihr werdet meinen Worten vielleicht niemals völlig glauben, das liegt in meiner Art, ich gebe es zu. Aber eines möchte ich noch sagen: Wieweit ich ein gemeiner und wieweit ein ehrlicher Mensch bin, könnt Ihr, glaube ich, selber beurteilen.“

„Wann beabsichtigt Ihr mich zu verhaften?“

„Na, so anderthalb bis zwei Tage könnt Ihr noch frei umherlaufen. Denkt nach, mein Lieber, betet zu Gott! Es ist besser für Euch, bei Gott, besser.“

„Und wenn ich davonlaufe?“ fragte Raskolnikow mit einem sonderbaren Lächeln.

„Nein, Ihr werdet nicht davonlaufen. Ein Bauer wird davonlaufen, ein Sektierer wird davonlaufen, ein Diener fremder Ideen, der sein Leben lang an alles glauben wird, was man ihm vorschwätzt. Ihr aber glaubt ja nicht mehr an Eure Theorie, womit werdet Ihr also fliehen? Und was wollt Ihr als Flüchtling anfangen? Ein Flüchtlingsdasein ist garstig und schwer, und Ihr braucht vor allen Dingen einen bestimmten Lebensrahmen, eine entsprechende Atmosphäre, die Luft in der Verbannung ist nichts für Euch. Wenn Ihr flieht, so kehrt Ihr von selber zurück. Ihr könnt uns nicht entbehren. Und wenn Ihr hinter Schloß und Riegel sitzt, einen Monat oder vielleicht auch zwei oder drei, dann werdet Ihr Euch meiner Worte erinnern, werdet selber zu mir kommen und, vielleicht unerwartet für Euch selber, gestehen. Ihr werdet vielleicht

eine Stunde vorher noch nicht wissen, daß Ihr das Geständnis machen wollt. Ich bin sogar überzeugt, daß Ihr zu dem Entschlusse kommen werdet, „das Leiden auf Euch zu nehmen“. Jetzt glaubt Ihr meinem Wort nicht und werdet Euch doch später selber daran halten, denn das Leiden ist eine erhabene Sache. Schaut nicht darauf, daß ich fett geworden bin und keine Not leide, ich weiß es dennoch. Lacht nicht darüber: im Leiden liegt ein tiefer Gedanke. Nikolai hat recht. Nein, Ihr werdet nicht davonlaufen, Rodion Romanowitsch.“

Raskolnikow stand auf und nahm seine Mütze. Porfirij erhob sich auch.

„Ihr wollt einen Spaziergang machen? Der Abend wird schön werden. Wenn nur kein Gewitter kommt! Übrigens, eine kleine Abkühlung wäre ganz gut.“

Er nahm auch seine Mütze.

„Bitte, setzt Euch nicht in den Kopf, Porfirij Petrowitsch, daß ich Euch heute ein Geständnis abgelegt habe“, sagte Raskolnikow mit finsterner Hartnäckigkeit. „Ihr seid ein eigenartiger Mensch, und ich habe Euch aus Neugier zugehört. Aber ich habe Euch nichts gestanden. Merkt Euch das!“

„Ich weiß, ich weiß und werde es mir merken. Ihr zittert ja sogar. Beruhigt Euch, mein Lieber, es soll geschehen, seid unbesorgt! Geht ein wenig an die Luft; viel Gelegenheit bleibt Euch ja nicht mehr dazu. Für alle Fälle habe ich noch eine kleine Bitte. Wenn Ihr, das heißt für alle Fälle – was ich übrigens nicht glaube und dessen ich Euch nicht für fähig halte – in diesen vierzig oder fünfzig Stunden Lust bekommen solltet, diese ganze Angelegenheit auf andere, auf irgendeine phantastische Weise zum Abschluß zu bringen – sagen wir, Hand an Euch zu legen; eine sinnlose Annahme, nehmt sie mir nicht übel –, dann hinterlaßt eine kurze, aber genaue Angabe. So zwei Zeilen, zwei kurze Zeilen, und erwähnt auch den Stein; das wird sich gut machen. Nun auf Wiedersehen. Ich wünsche Euch gute Gedanken und einen guten Beginn!“

Porfirij beugte sich beim Hinausgehen etwas vor, als wollte er vermeiden, Raskolnikow anzusehen. Raskolnikow trat ans Fenster und wartete mit gereizter Ungeduld, bis nach seiner Berechnung Porfirij auf die Straße gelangt und weitergegangen sein konnte. Dann ging auch er eilig hinaus.

III

Er eilte zu Swidrigailow. Was er von diesem Menschen zu erreichen hoffte, wußte er selber nicht. Aber dieser Mensch hatte eine geheime Macht über ihn. Nachdem er das einmal gemerkt hatte, konnte er sich nicht mehr beruhigen; außerdem war es an der Zeit, jetzt mit ihm zu reden.

Auf dem Wege quälte ihn besonders eine Frage: War Swidrigailow bei Porfirij gewesen? Soweit er es beurteilen konnte – und darauf hätte er schwören mögen –, war Swidrigailow natürlich nicht dort gewesen. Er dachte hin und her, rief sich den ganzen Besuch Porfirijs ins Gedächtnis, überlegte und kam zu dem Schluß: Nein, er ist nicht dort gewesen, er ist bestimmt nicht dort gewesen! Aber falls er noch nicht dort gewesen ist: Wird er noch hingehen oder nicht?

Vorläufig schien es Raskolnikow, daß er nicht hingehen würde. Warum? Er hätte das nicht erklären können, und wenn er es auch gekonnt hätte, er wollte sich darüber jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Das alles quälte ihn, aber gleichzeitig hatte er keine Lust, sich damit zu beschäftigen. Es war merkwürdig, und niemand würde es vielleicht geglaubt haben, aber um sein jetziges, unmittelbar bevorstehendes Schicksal kümmerte er sich wenig. Ihn quälte etwas anderes, weit Wichtigeres, Außerordentliches, was auch ihn betraf, aber viel wesentlicher war. Zudem fühlte er eine grenzenlose seelische Müdigkeit, wenn auch sein Verstand an diesem Tage besser arbeitete als in der ganzen letzten Zeit.

Hatte es überhaupt einen Sinn, nach allem, was geschehen war, sich noch mit diesen neuen kläglichen Schwierigkeiten abzuquälen? Hatte es zum Beispiel einen Sinn, einen Besuch Swidrigailows bei Porfirij zu hintertreiben, diesen Swidrigailow zu studieren, zu erforschen, die Zeit mit ihm zu verbringen? Oh, wie ekelhaft das alles war!

Indessen eilte er dennoch zu Swidrigailow; erwartete er am Ende von ihm etwas Neues, einen Fingerzeig, einen Ausweg? Der Ertrinkende klammert sich ja noch an einen Strohhalme! War es das Schicksal, war es ein gewisser Instinkt, der sie

zusammenführte? Vielleicht tat es auch nur die Müdigkeit, die Verzweiflung, vielleicht brauchte er Swidrigailow gar nicht, aber jemand anders, und Swidrigailow war ihm nur zufällig in den Weg gelaufen. Sonja? Warum sollte er jetzt zu Sonja gehen? Wieder sie zu Tränen rühren? Er fürchtete sich vor Sonja; sie verkörperte das unerbittliche Urteil, den unabänderlichen Entschluß. Hier war ihr Weg, hier sein Weg. Besonders in diesem Augenblick war er nicht in der Verfassung, sie zu sehen. Da war es doch besser, Swidrigailow auszuforschen, was da eigentlich dahintersteckte. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er ihn schon längst zu irgend etwas brauchte.

Aber was konnte es zwischen ihnen Gemeinsames geben? Nicht einmal eine Freveltat konnte bei ihm von derselben Art sein. Dieser Mensch war überdies sehr unangenehm, offenbar äußerst verdorben, zweifellos ein schlauer Betrüger und vielleicht auch sehr böse. Man erzählte sich allerhand von ihm. Zwar hatte er sich für Katharina Iwanownas Kinder eingesetzt; aber wer weiß, was das zu bedeuten hatte! Dieser Mensch trug sich immer mit irgendwelchen Absichten und Plänen.

All diese Tage ging ein Gedanke Raskolnikow beständig im Kopf herum und beunruhigte ihn furchtbar, obgleich er sich bemühte, ihn zu verscheuchen, weil er ihm unerträglich war. Er dachte manchmal: Swidrigailow hat immer versucht und versucht auch jetzt, mit ihm zusammenzukommen; Swidrigailow hat sein Geheimnis erfahren; Swidrigailow hat Absichten auf Dunja. Ob er sie jetzt noch hat? Man kann wohl mit Bestimmtheit sagen, daß er sie noch hat. Und jetzt, da er sein Geheimnis erfahren und dadurch Macht über ihn bekommen hat, wird er diese Macht als Waffe gegen Dunja benutzen?

Dieser Gedanke quälte ihn manchmal sogar im Schlaf, er war aber noch nie so bewußt und klar vor ihm erstanden wie jetzt, als er zu Swidrigailow ging. Schon der bloße Gedanke versetzte ihn in finstere Wut. Erstens würde sich dann auch für ihn alles ändern: er mußte Dunja sofort sein Geheimnis mitteilen; er mußte vielleicht ein volles Geständnis machen, um Dunja von einem unvorsichtigen Schritt abzuhalten. Und der Brief? Heute morgen hat Dunja einen Brief bekommen. Von wem kann sie in Petersburg Briefe bekommen? Von Luschin vielleicht? Zwar paßt Rasumichin auf, aber der weiß es nicht.

Sollte er sich auch Rasumichin mitteilen? Raskolnikow dachte mit Abscheu daran.

Swidrigailow muß ich jedenfalls möglichst bald aufsuchen, beschloß er endgültig. Gott sei Dank, hier kommt es weniger auf Einzelheiten an als auf das Wesen der Sache. Wenn nun Swidrigailow gegen Dunja Ränke schmiedet, müßte ich ihn dann nicht ...? –

Raskolnikow hatte sich in der letzten Zeit, im ganzen letzten Monat seelisch so aufgerieben, daß er alle derartigen Fragen in derselben Weise entschied. – So werde ich ihn eben totschlagen, dachte er in kalter Verzweiflung. Ein schweres Gefühl bedrückte sein Herz. Er blieb mitten auf der Straße stehen und hielt Umschau. Er befand sich auf dem X.-Prospekt, dreißig oder vierzig Schritte vom Heumarkt, den er überquert hatte. Den ganzen ersten Stock des Hauses linker Hand nahm eine Kneipe ein; alle Fenster standen weit offen. Nach den vielen Gestalten, die sich an den Fenstern bewegten, zu urteilen, mußte die Kneipe gesteckt voll sein. Aus dem Saal schallte Gesang, erklangen die Töne einer Klarinette, einer Geige und das Gedröhn einer türkischen Trommel. Man hörte Weiber kreischen. Raskolnikow war sich nicht klar darüber, wie er hierhergekommen war, und wollte schon umkehren, als er plötzlich an einem der letzten geöffneten Fenster Swidrigailow erblickte. Er saß dort dicht am Fenster an einem Tisch, mit der Pfeife im Munde. Dies überraschte Raskolnikow furchtbar, bis zum Schrecken. Swidrigailow musterte ihn schweigend, und dann schien er, was Raskolnikow gleich auffiel, aufstehen zu wollen, um sich heimlich davonzuschleichen, bevor man ihn bemerkte. Raskolnikow gab sich den Anschein, als habe er ihn nicht bemerkt, und blickte nachdenklich zur Seite, während er fortfuhr, den anderen verstohlen zu beobachten. Sein Herz klopfte unruhig. Es stimmte: Swidrigailow wollte offenbar nicht von ihm gesehen werden. Er nahm die Pfeife aus dem Munde und wollte sich verbergen. Als er aber aufgestanden war und den Stuhl beiseite geschoben hatte, bemerkte er plötzlich, daß Raskolnikow ihn sehen und beobachten konnte. Zwischen ihnen ging etwas vor sich, was der Szene ihrer ersten Begegnung bei Raskolnikow glich, als dieser aus dem Schlaf erwachte. Ein verschmitztes Lächeln zeigte sich

auf dem Gesicht Swidrigailows und breitete sich immer mehr aus. Beide wußten, daß sie einander sahen und beobachteten. Endlich brach Swidrigailow in ein schallendes Gelächter aus. „Nun, kommt schon herein, wenn Ihr wollt; ich bin hier“, rief er aus dem Fenster.

Raskolnikow stieg in die Kneipe hinauf.

Er fand Swidrigailow in einem ziemlich kleinen Hinterzimmer mit einem Fenster, das an den großen Saal stieß, wo an zwanzig kleinen Tischen beim Grölen eines erbärmlichen Sängerkhors Kaufleute, Beamte und allerlei Volk Tee tranken. Aus einem anderen Zimmer klang das Anschlagen von Billardkugeln herüber. Auf dem Tisch vor Swidrigailow stand eine angebrochene Flasche Champagner und ein zur Hälfte gefülltes Glas. In dem Zimmer befanden sich noch ein Knabe mit einem Leierkasten und ein dralles, rotwangiges, etwa achtzehnjähriges Mädchen in einem geschürzten bunten Rock und mit einem bebänderten Tirolerhut. Trotz des Chorgesanges im Nebenzimmer sang es unter Begleitung der Drehorgel irgendeinen Gassenhauer.

„Nun genug“, unterbrach Swidrigailow es beim Eintritt Raskolnikows.

Das Mädchen brach seinen Gesang sofort ab und blieb in ehrfurchtsvoller Erwartung stehen. Den Gassenhauer hatte es auch mit ernstem und ehrerbietigem Gesicht gesungen.

„Hei, Philipp, ein Glas!“ rief Swidrigailow.

„Ich werde keinen Champagner trinken“, sagte Raskolnikow.

„Wie Ihr wollt, ich habe das Glas nicht für Euch bestellt. Trink, Katja, heute brauche ich dich nicht mehr. Du kannst gehen.“

Er goß das Glas voll und legte einen Rubelschein daneben. Katja trank das Glas auf einmal aus, ohne abzusetzen, nicht wie Frauen es zu tun pflegen, in zwanzig kleinen Schlucken, nahm den Schein, küßte Swidrigailow die Hand, was dieser mit Ernst zuließ, und ging hinaus; hinter ihr schleppte sich der Knabe mit dem Leierkasten. Beide waren von der Straße heraufgeholt worden. Swidrigailow war noch nicht zwei Wochen in Petersburg, und schon stand er mit seiner ganzen Umgebung auf patriarchalischem Fuße. Der Kellner Philipp war auch schon ein „Bekannter“ und scharwenzelte um ihn herum. Die Tür zum Saal konnte man abschließen, Swidrigailow war in diesem

Zimmer wie zu Hause und verbrachte dort ganze Tage. Die Kneipe war schmutzig, schäbig, nicht einmal mittleren Ranges.

„Ich war auf dem Wege zu Euch, um Euch zu suchen“, begann Raskolnikow, „aber warum bin ich vom Heumarkt auf den X.-Prospekt eingebogen? Ich biege niemals in diese Straße ein und komme nie hierher. Ich gehe vom Heumarkt aus immer nach rechts. Zu Euch gelangt man ja nicht auf diesem Wege, und doch – kaum bin ich hier eingebogen, finde ich Euch! Ist das nicht seltsam?“

„Warum sagt Ihr nicht offen: Es ist ein Wunder!“

„Weil es vielleicht nur ein Zufall ist.“

„Ihr seid mir ein sonderbares Volk!“ lachte Swidrigailow.

„Wenn Ihr auch im Innern an Wunder glaubt, so wollt Ihr es doch nicht eingestehen. Ihr sagt ja selber, daß es ‚vielleicht‘ Zufall war. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Rodion Romanowitsch, wie feige hier alle sind, was die eigene Meinung betrifft! Ich spreche nicht von Euch. Ihr habt eine eigene Meinung und hattet den Mut, für sie einzustehen. Damit habt Ihr mein Interesse geweckt.“

„Mit nichts anderem?“

„Nun, das dürfte wohl genügen.“

Swidrigailow war offenbar etwas angeheitert, dabei hatte er doch nur ein halbes Glas Champagner getrunken.

„Es war doch so, daß Ihr mich aufgesucht habt, bevor Ihr erfuhrt, daß ich das habe, was Ihr eine eigene Meinung nennt“, bemerkte Raskolnikow.

„Damals lag die Sache anders. Jeder hat seine Wege. Und was Wunder betrifft, so habt Ihr anscheinend die letzten zwei, drei Tage verschlafen. Ich habe Euch ja selber diese Kneipe genannt, und es ist gar kein Wunder dabei, daß Ihr hierhergekommen seid; ich habe Euch genau den Weg erklärt, gesagt, wo sie ist, und um welche Zeit man mich hier antreffen kann. erinnert Ihr Euch nicht?“

„Ich habe es vergessen“, sagte Raskolnikow verwundert.

„Das glaube ich auch. Zweimal habe ich es Euch gesagt. Die Adresse hat sich automatisch dem Gedächtnis eingeprägt, und so seid Ihr auch ganz automatisch nach meiner Angabe hier eingebogen, ohne es selber zu wissen. Als ich es damals

erklärte, hatte ich nicht den Eindruck, von Euch verstanden zu werden. Ihr verrätet Euch gar zu sehr, Rodion Romanowitsch. Übrigens bin ich überzeugt, daß es in Petersburg viele Leute gibt, die im Gehen mit sich selber sprechen. Es ist die Stadt der Halbverrückten. Wenn bei uns die Wissenschaften gepflegt würden, so könnten Mediziner, Juristen und Philosophen die wertvollsten Versuche anstellen, jeder auf seinem Gebiet. Kaum irgendwo gibt es wohl so viel düstere, einschneidende und eigenartige Einflüsse auf die Seele wie in Petersburg. Was schon allein die klimatischen Einflüsse ausmachen! Dabei ist Petersburg das administrative Zentrum Rußlands, das allem seinen Charakter aufprägt. Aber darum handelt es sich jetzt nicht, sondern ich wollte sagen, daß ich Euch schon einige Male von der Seite beobachtet habe. Ihr tretet aus dem Hause noch erhobenen Hauptes, zwanzig Schritte weiter senkt Ihr schon den Kopf und legt die Hände auf den Rücken; Ihr schaut wohl umher, seht aber offenbar nichts, weder was vor euch noch was rechts und links von Euch ist. Endlich beginnt Ihr die Lippen zu bewegen und mit Euch selber zu sprechen, wobei Ihr manchmal mit der Hand dramatische Gesten macht; dann bleibt Ihr stehen, oft lange Zeit. Das ist gar nicht gut. Vielleicht bemerkt Euch noch jemand außer mir, und das ist nicht vorteilhaft. Mir ist es im Grunde gleichgültig, ich werde Euch nicht kurieren, aber Ihr versteht mich gewiß.“

„Ist Euch bekannt, daß man mich beobachtet?“ fragte Raskolnikow und sah ihn forschend an.

„Nein, ich weiß nichts davon“, sagte Swidrigailow scheinbar verwundert.

„Reden wir also nicht von mir“, murmelte Raskolnikow finster.

„Gut, reden wir nicht von Euch.“

„Sagt mir lieber, wenn Ihr hier Stammgast seid und mir den Ort zweimal genannt habt, damit ich Euch hier treffen könnte, warum Ihr Euch verstecken wolltet, als ich Euch von der Straße aus am Fenster sah? Ich habe es sehr gut gemerkt.“

„He, he! Und warum lagt Ihr mit geschlossenen Augen auf Eurem Sofa und stelltet Euch schlafend, als ich auf Eurer Schwelle stand? Ich habe es sehr gut gemerkt.“

„Ich konnte – Gründe haben – Ihr wißt es selber.“

„Auch ich konnte meine Gründe haben, wenn Ihr sie auch nicht kennt.“

Raskolnikow stemmte den rechten Ellbogen auf den Tisch, stützte sein Kinn in die rechte Hand und blickte Swidrigailow forschend an. Er betrachtete eine Minute lang sein Gesicht, das ihn schon früher beeindruckt hatte. Es war ein merkwürdiges Gesicht, das etwas Maskenähnliches hatte: weiß, rosig, mit sehr roten Lippen, einem hellblonden Bart und mit noch recht dichtem blondem Haar. Die Augen waren irgendwie zu blaß und der Blick zu schwer, zu starr. Es lag etwas äußerst Unangenehmes in diesem schönen und für sein Alter sehr jugendlichen Gesicht. Seine Kleidung war stutzerhaft, sommerlich leicht, die Wäsche auffallend elegant. Am Finger trug er einen großen Ring mit einem kostbaren Stein.

„Muß ich mich wirklich auch mit Euch herumschlagen?“ sagte Raskolnikow plötzlich mit fieberhafter Ungeduld, alle Winkelzüge aufgebend. „Ihr seid vielleicht der gefährlichste Mensch, wenn Ihr jemand schaden wollt; aber ich will nicht mehr Komödie spielen. Ich will Euch gleich beweisen, daß ich nicht so großen Wert auf mich lege, wie Ihr wahrscheinlich glaubt. Ich bin gekommen, um Euch folgendes offen zu sagen: Falls Ihr an Euren früheren Absichten meiner Schwester gegenüber festhaltet und zu diesem Zweck irgend etwas benutzen wollt, was Ihr in der letzten Zeit erfahren habt, so werde ich Euch totschiagen, bevor Ihr mich ins Gefängnis befördert. Ihr könnt Euch darauf verlassen, Ihr wißt, daß ich imstande bin, mein Wort zu halten. Ferner: Falls Ihr mir irgendeine Erklärung abgeben wollt – denn es schien mir die ganze Zeit, als wolltet Ihr mir etwas sagen –, dann tut es schnell, die Zeit ist kostbar, und sehr bald wird es vielleicht schon zu spät sein.“

„Was habt Ihr denn für Eile?“ fragte Swidrigailow, ihn neugierig betrachtend.

„Jeder hat seine Wege“, sagte Raskolnikow finster und ungeduldig.

„Ihr habt Euch soeben selber für die Offenheit entschieden, und bei der ersten Frage verweigert Ihr die Antwort“, bemerkte Swidrigailow mit einem Lächeln. „Ihr glaubt immer,

daß ich irgendwelche Zwecke verfolge, darum betrachtet Ihr mich mit Mißtrauen. In Eurer Lage ist das allerdings verständlich. Aber wie gern ich Euch auch nähertreten würde, werde ich mir doch nicht die Mühe machen, Euch vom Gegenteil zu überzeugen. Bei Gott, es lohnt sich nicht, die Sache so aufzubauschen, ich hatte gar nicht die Absicht, etwas Besonderes mit Euch zu besprechen.“

„Wozu braucht Ihr mich denn so notwendig? Ihr seid mir doch nachgelaufen?“

„Ach, einfach als interessantes Beobachtungsobjekt. Ihr zogt mich durch das Phantastische Eurer Lage an. Außerdem seid Ihr der Bruder einer Persönlichkeit, die mich lebhaft interessiert hat, und durch diese Persönlichkeit hatte ich sehr viel und oft von Euch gehört, woraus ich schloß, daß Ihr einen starken Einfluß auf sie habt. Ist das etwa kein Grund, he, he? Übrigens muß ich gestehen, daß Eure Frage für mich recht kompliziert ist und daß es mir schwerfällt, darauf zu antworten. So seid Ihr zum Beispiel jetzt durchaus nicht nur wegen der einen Angelegenheit gekommen, sondern Ihr wollt etwas Neues von mir hören. So ist es doch? Nicht wahr?“ beharrte er mit schelmischem Lächeln. „Stellt Euch vor, daß ich schon auf der Fahrt hierher im Eisenbahnwagen darauf rechnete, daß ich von Euch etwas Neues erfahren könnte und daß es mir gelingen würde, irgendeine Anleihe bei Euch zu machen. Seht, so reich sind wir beide!“

„Was für eine Anleihe?“

„Ja, wie soll ich das sagen? Weiß ich, was für eine Anleihe? Seht, ich sitze tagaus, tagein in so einer Kneipe, und das ist mir ein Genuß, das heißt, eigentlich nicht ein Genuß, aber irgendwo muß ich mich doch aufhalten. Da ist diese arme Katja, habt Ihr sie gesehen? Und wenn ich wenigstens ein Vielfraß oder ein Feinschmecker wäre, aber Ihr seht, was ich esse!“ Er zeigte mit dem Finger in die Ecke, wo auf einem Tisch in einem Blechteller die Überreste eines fürchterlichen Beefsteaks mit Kartoffeln standen. – „Habt Ihr übrigens zu Mittag gespeist? Ich habe einen Happen gegessen und mag nicht mehr. Wein trinke ich überhaupt nicht, höchstens noch Champagner, nur ein Glas während des ganzen Abends, und auch davon schmerzt mir der Kopf. Nur jetzt, um mich aufzupulvern, habe

ich welchen bestellt, weil ich etwas vorhabe, und Ihr seht mich in einer besonderen Gemütsverfassung. Ich habe mich vorhin wie ein Schulbube versteckt, weil ich dachte, Ihr würdet mich aufhalten, aber mir scheint“ – er zog die Uhr –, „daß ich noch eine Stunde Zeit habe, mit Euch hier zu sitzen, es ist jetzt halb fünf. Wenn ich doch wenigstens irgend etwas wäre, Gutsbesitzer oder Vater oder Ulan, Photograph, Journalist; aber ich habe keinerlei Spezialität! Manchmal ist es direkt langweilig. Ich hatte wirklich gehofft, daß Ihr mir etwas Neues sagen würdet.“

„Wer seid Ihr eigentlich, und warum seid Ihr hergekommen?“

„Wer ich bin? Ihr wißt es: Ich bin ein Edelmann, habe zwei Jahre bei der Kavallerie gedient, dann habe ich mich so in Petersburg herumgetrieben; dann verheiratete ich mich mit Marfa Petrowna und lebte auf dem Lande. Das ist mein Lebenslauf.“

„Mir scheint, Ihr seid Kartenspieler?“

„Und was für ein Kartenspieler! Falschspieler bin ich, nicht Spieler.“

„Ihr wart Falschspieler?“

„Ja, auch das bin ich gewesen.“

„Hat man Euch auch geprügelt?“

„Das ist vorgekommen. Warum?“

„Nun, dann konntet Ihr Euren Gegner zum Duell fordern. Das wäre was gewesen.“

„Ich widerspreche Euch nicht; das Philosophieren ist nicht meine Stärke. Ich gestehe, daß ich mehr der Weiber wegen so eilig hergereist bin.“

„Dabei habt Ihr soeben erst Marfa Petrowna begraben?“

„Nun ja“, lächelte Swidrigailow mit bezwingender Offenherzigkeit, „Ihr scheint es zu mißbilligen, daß ich so von ‚Weibern‘ rede?“

„Das heißt, ob ich Ausschweifungen mißbillige?“

„Ausschweifungen! Da wollt Ihr hinaus! Doch will ich der Ordnung halber zunächst über die Frauen im allgemeinen sprechen. Wißt Ihr, ich bin sehr geneigt zum Plaudern. Sagt, warum soll ich mir Zwang auferlegen? Sagt, warum soll ich die Frauen meiden, wenn ich sie gern habe? Es ist doch auch eine Beschäftigung.“

„Ihr frönt also hier einzig und allein dem Laster?“

„Was ist dabei, nun ja, meinetwegen dem Laster! Ich schätze übrigens das aufrichtige Fragen sehr. In diesem Laster ist wenigstens etwas Feststehendes, sogar in der Natur Begründetes, nichts Phantastisches, etwas, das wie eine ewig glühende Kohle im Blute glimmt und was man lange, vielleicht auch mit den Jahren nicht so leicht auslöschen kann. Was meint Ihr, ist es nicht auch eine Beschäftigung in seiner Art?“

„Daran ist nichts Erfreuliches. Es ist eine Krankheit und noch dazu eine gefährliche.“

„Ach, da steuert Ihr hin! Ich gebe zu, daß es eine Krankheit ist, wie alles, was über das Maß geht – und hier wird das Maß unbedingt leicht überschritten –, aber das ist erstens individuell verschieden, und zweitens muß man natürlich in allem maßhalten, aus Berechnung, wenn es auch gemein ist, aber was soll man machen! Wenn das nicht wäre, müßte man sich ja möglicherweise erschießen. Ich gebe zu, daß ein anständiger Mensch verpflichtet ist, sich zu langweilen, aber dennoch...“

„Wäret Ihr imstande, Euch zu erschießen?“

„Das fehlte noch!“ erwiderte Swidrigailow mit Abscheu. „Tut mir den Gefallen, sprecht nicht davon“, fügte er ohne jede Großtuerei hinzu, die seine früheren Worte begleitete; sogar sein Gesicht schien sich verändert zu haben. „Ich muß eine unverzeihliche Schwäche eingestehen, an der ich nichts ändern kann: Ich fürchte den Tod, liebe es nicht, wenn man von ihm spricht. Wißt Ihr, ich bin mehr oder weniger ein Mystiker.“

„Ach ja, die Erscheinungen von Marfa Petrowna! Kommt sie noch immer?“

„Ach, erinnert mich nicht daran; in Petersburg noch nicht, und hol' der Teufel die Erscheinungen!“ rief er gereizt. „Nein, wir wollen lieber – ja, übrigens ... Hm! Ich habe leider wenig Zeit, kann nicht lange bei Euch bleiben! Schade, ich hätte Euch noch allerlei mitzuteilen.“

„Wer erwartet Euch denn – eine Frau?“

„Ja, eine Frau, so ein unerwarteter Zufall. – Nein, ich meine nicht das.“

„Nun, und das Widerwärtige dieser Umgebung wirkt nicht mehr auf Euch? Ihr habt nicht mehr die Kraft haltzumachen?“

„Auf Kraft macht Ihr auch noch Anspruch? He, he, he! Ihr

habt mich überrascht, Rodion Romanowitsch, obgleich ich im voraus wußte, daß es so sein würde. Ihr redet von Ausschweifung und von Ästhetik! Als ein Schiller, ein Idealist! Das alles muß natürlich so sein, und man müßte sich wundern, wenn es anders wäre, aber trotzdem ist es etwas sonderbar in der Wirklichkeit. – Schade, daß die Zeit so knapp ist, denn Ihr seid ein sehr interessanter Mensch. Übrigens, liebt Ihr Schiller? Ich liebe ihn sehr.“

„Was seid Ihr doch für ein Prahler!“ sagte Raskolnikow mit einigem Widerwillen.

„Aber bei Gott nicht!“ antwortete Swidrigailow lachend. „Doch ich will es nicht bestreiten, meinetwegen bin ich ein Prahler; aber warum soll man nicht prahlen, wenn es harmlos ist? Ich habe sieben Jahre mit Marfa Petrowna auf dem Lande gelebt, und da ich nun wieder einmal mit einem klugen Menschen wie Euch zusammengetroffen bin – mit einem klugen und noch dazu im höchsten Grade interessanten Menschen –, so freue ich mich, plaudern zu können; außerdem habe ich ein halbes Glas Champagner getrunken, und es ist mir etwas zu Kopf gestiegen. Vor allen Dingen ist da eine Sache, die mich sehr erregt hat, von der ich aber nicht sprechen werde. – Wohin eilt Ihr?“ fragte Swidrigailow plötzlich erschrocken.

Raskolnikow war im Begriff aufzustehen. Es wurde ihm schwer, beengend und peinlich, daß er hierhergekommen war. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß Swidrigailow der niedrigste und hohlste Bösewicht der Welt war.

„Ach, bleibt noch ein wenig sitzen“, überredete ihn Swidrigailow, „und bestellt Euch wenigstens einen Tee, ich werde keinen Unsinn mehr schwatzen, ich meine über mich. Ich werde Euch etwas erzählen. Wenn Ihr wollt, werde ich Euch erzählen, wie eine Frau mich, wie Ihr sagen würdet, ‚retten wollte‘. Das wird sogar eine Antwort auf Eure erste Frage sein, weil diese Frau Eure Schwester war. Darf ich erzählen? Wir schlagen die Zeit damit tot.“

„Erzählt, aber ich hoffe, daß Ihr . . .“

„Oh, seid ohne Sorge! Außerdem kann Awdotja Romanowna selbst einem so hohlen und schlechten Menschen wie mir nur die größte Hochachtung einflößen.“

IV

„Ihr wißt vielleicht – übrigens habe ich es Euch selber erzählt –, daß ich hier im Schuldturm gesessen habe wegen einer ungeheuren Summe und ohne die geringste Aussicht, sie bezahlen zu können. Es hat keinen Zweck, die Einzelheiten zu erwähnen, wie Marfa Petrowna mich losgekauft hat. Kann man sich vorstellen, bis zu welchem Grade der Verrücktheit eine Frau imstande ist, sich zu verlieben? Sie war eine anständige Frau, gar nicht dumm, aber vollkommen ungebildet. Und diese selbe eifersüchtige und anständige Frau hatte sich, stellt Euch vor, nach vielen schrecklichen Wutausbrüchen und Vorwürfen entschlossen, mit mir eine Art Vertrag abzuschließen, an den sie sich auch während der ganzen Zeit unserer Ehe gehalten hat. Sie war nämlich bedeutend älter als ich, außerdem hatte sie beständig eine Gewürznelke im Munde. Ich hatte genügend Gemeinheit, aber auch Ehrlichkeit im Leibe, um ihr offen zu erklären, daß ich ihr nicht vollständig treu sein könne. Diese Eröffnung brachte sie zur Raserei, aber meine grobe Offenheit schien ihr in gewisser Weise zu gefallen: „Allem Anschein nach will er mich nicht betrügen, da er es im voraus ankündigt.“ – Für eine eifersüchtige Frau ist das die Hauptsache. Nach Strömen von Tränen schlossen wir folgendes mündliche Abkommen: Erstens, ich werde Marfa Petrowna niemals verlassen und immer ihr Gatte bleiben. Zweitens, ohne ihre Erlaubnis werde ich mich nicht von der Stelle rühren. Drittens, ein festes Verhältniß werde ich mir nie anlegen. Viertens, dafür gestattet mir Marfa Petrowna, ein Auge auf die Dienstmädchen zu werfen, aber nicht ohne ihr geheimes Mitwissen. Fünftens, Gott bewahre mich, daß ich mich in eine Frau unseres Standes verliebe. Sechstens, falls ich, was Gott verhüte, von einer wirklichen großen Leidenschaft ergriffen werde, muß ich sie Marfa Petrowna gestehen. Wegen des letzten Punktes war Marfa Petrowna übrigens während der ganzen Zeit ziemlich ruhig; sie war eine kluge Frau, folglich konnte sie mich nur für einen lasterhaften, liederlichen Menschen halten, der nicht fähig ist, ernsthaft zu lieben.

Aber eine kluge Frau und eine eifersüchtige Frau sind zwei verschiedene Menschen, und das ist das Malheur. Um einen Menschen unparteiisch zu beurteilen, muß man sich als erstes von manchen vorgefaßten Ansichten und von der alltäglichen Gewöhnung an diesen Menschen frei machen. Auf Euer Urtheil glaube ich mich mehr verlassen zu können als auf das irgend-eines anderen Menschen. Vielleicht habt Ihr schon viel Lächerliches und Unsinniges über Marfa Petrowna gehört. Sie hatte tatsächlich manche sehr lächerliche Gewohnheiten, aber ich will Euch offen sagen, daß ich die vielen Kränkungen, die ich ihr zugefügt habe, aufrichtig bedauere. Nun, ich glaube, das genügt für eine anständige „raison funèbre“* des zärtlichsten Gatten für die zärtlichste Gattin. Bei unseren zahllosen Zänkereien schwieg ich meistens und ereiferte mich nicht, und dieses noble Benehmen verfehlte niemals seine Wirkung; es beeindruckte sie, und es gefiel ihr, es gab sogar Gelegenheiten, bei denen sie stolz auf mich war. Aber Eure Schwester hat sie doch nicht ertragen. Und wie war es möglich, daß sie es wagte, eine solche Schönheit als Erzieherin ins Haus zu nehmen! Ich kann es nur so erklären, daß Marfa Petrowna, die eine feurige und empfängliche Frau war, sich in Eure Schwester verliebt, im wahren Sinne des Wortes verliebt hatte. Und das ist ja auch kein Wunder bei so einem Wesen wie Awdotja Romanowna! Das sah ich auf den ersten Blick, und, glaubt mir, ich beschloß, meine Augen nicht zu ihr zu erheben. Awdotja Romanowna aber tat selber den ersten Schritt, glaubt es oder glaubt es nicht. Und, was Ihr auch nicht glauben werdet, Marfa Petrowna ging so weit, daß sie sich anfangs ärgerte wegen meines ständigen Schweigens über Eure Schwester und weil ich mir so gleichgültig ihre fortwährenden verliebten Ergüsse über Awdotja Romanowna anhörte. Ich begriff selber nicht, was sie eigentlich wollte! Natürlich erzählte sie Awdotja Romanowna mit allen Einzelheiten von mir. Sie hatte diese unglückliche Art, allen Menschen unsere Familiengeheimnisse bis ins kleinste mitzuteilen und sich ständig über mich zu beklagen. Wie hätte sie da mit einer neuen und so wunder-vollen Freundin eine Ausnahme machen können! Ich nehme an, daß sie nur über mich gesprochen haben und daß Aw-

* Leichenrede

dotja Romanowna all die finsternen und geheimnisvollen Märchen erfuhr, die mir zugeschrieben werden. Ich wette, daß auch Ihr schon einiges davon gehört habt.“

„Das habe ich. Luschin beschuldigt Euch, daß Ihr sogar die Ursache des Todes eines Kindes wart. Ist das wahr?“

„Tut mir den Gefallen und laßt mich mit diesen Gemeinheiten in Frieden“, erwiderte Swidrigailow ärgerlich und mit Abscheu. „Falls Ihr diese sinnlose Geschichte durchaus erfahren wollt, erzähle ich sie Euch ein anderes Mal, aber jetzt . . .“

„Man sprach auch von einem Diener bei Euch auf dem Lande und daß Ihr ihm den Garaus gemacht habt.“

„Tut mir den Gefallen – genug davon!“ unterbrach Swidrigailow ihn ungeduldig.

„War es nicht derselbe Diener, der nach seinem Tode kam, Euch die Pfeife zu stopfen? Ihr habt es doch selber erzählt!“ ereiferte sich Raskolnikow mehr und mehr.

Swidrigailow sah Raskolnikow aufmerksam an, und in seinem Blick zuckte blitzartig ein boshafter Spott auf; doch er hielt an sich und antwortete höflich:

„Ja, es war derselbe. Ich sehe, daß dies alles Euch sehr interessiert, und werde es als meine Pflicht ansehen, bei der nächsten Gelegenheit Eure Neugierde in jeder Hinsicht zu befriedigen. Teufel auch! Ich sehe, daß ich tatsächlich jemand als romantische Persönlichkeit erscheinen kann. Sagt selber, wie dankbar ich doch der seligen Marfa Petrowna sein muß, daß sie Eurer Schwester so viel Geheimnisvolles und Interessantes zusammengeschwatzt hat! Ich wage nicht, über den Eindruck zu urteilen, aber jedenfalls war es für mich vorteilhaft. Trotz allem natürlichen Widerwillen gegen mich und trotz meinem düsteren und abstoßenden Wesen tat ich ihr endlich leid – der verlorene Mensch tat ihr leid. Sobald aber einem Mädchenherzen jemand leid tut, so ist das selbstverständlich sehr gefährlich. Da bekommt es Lust, ihn zu ‚retten‘, zur Vernunft zu bringen, zu erwecken für edlere Zwecke, zu neuem Leben und neuer Tätigkeit, und was man so alles in dieser Art erträumen kann. Ich hatte sofort begriffen, daß das Vöglein von selber ins Netz fliegen würde, und mich darauf vorbereitet. Ihr runzelt die Stirn, Rodion Romanowitsch? Nicht nötig, die Sache ist ja, wie Ihr wißt, im Sande verlaufen. – Teufel, wieviel Champagner

ich trinke! – Ich habe ja immer bedauert, daß Eure Schwester nicht im zweiten oder dritten Jahrhundert als Tochter eines regierenden Fürsten oder eines Statthalters oder Prokonsuls in Kleinasien geboren wurde. Sie wäre eine von denen gewesen, die den Märtyrertod erduldeten, und sie hätte bestimmt lächelnd zugeschaut, wie man ihr die Brust mit glühenden Zangen brennt. Sie hätte sich dazu gedrängt, und im vierten oder fünften Jahrhundert wäre sie in die ägyptische Wüste gegangen, hätte dort dreißig Jahre gelebt und sich von Wurzeln, Verzückungen und Visionen genährt. Sie dürstet danach, irgendeine Marter für irgend jemand so bald wie möglich auf sich zu nehmen, und wenn man ihr diese Marter nicht gewährt, so springt sie möglicherweise aus dem Fenster. Ich habe einiges über einen gewissen Herrn Rasumichin gehört. Er soll ein verständiger Bursche sein, also mag er Eure Schwester hüten. Mit einem Wort, ich glaube, ich beurteile sie richtig, und das rechne ich mir zur Ehre an. Aber am Anfang der Bekanntschaft, da ist man, wie Ihr wißt, leichtsinniger und dümmer, man macht sich kein richtiges Bild. Zum Teufel, warum ist sie auch so hübsch! Nicht meine Schuld. Mit einem Wort, es begann bei mir mit einem ganz unüberwindlichen Ausbruch der Sinnlichkeit. Awdotja Romanowna ist keusch in einem Maße, wie man es sich kaum vorstellen kann. – Ich teile Euch das über Eure Schwester als Tatsache mit. Sie ist keusch, vielleicht bis zur Krankhaftigkeit, trotz ihres großen Verstandes, und das wird ihr schaden. – Wir hatten damals ein Dienstmädchen, Parascha, die schwarzäugige Parascha, die man vor nicht langer Zeit aus einem anderen Dorf geholt hatte und die ich vorher noch nicht gesehen hatte. Sie sah sehr nett aus, war aber unwahrscheinlich dumm: Tränenströme, Geheul über den ganzen Hof und ewig Skandal. Eines Tages nach dem Mittag suchte Awdotja Romanowna mich allein in einer Allee des Gartens auf und verlangte mit funkelnden Augen von mir, daß ich die arme Parascha in Ruhe lasse. Das war beinahe unser erstes Gespräch unter vier Augen. Ich hielt es natürlich für eine Ehre, ihren Wunsch zu erfüllen, versuchte zerknirscht und beschämt zu erscheinen, mit einem Wort, ich spielte meine Rolle nicht schlecht. So ergaben sich Beziehungen zwischen uns, geheimnisvolle Gespräche, Moralpredigten, Bitten, Flehen, ja sogar

Tränen, glaubt es mir, sogar Tränen! So weit kann bei jungen Mädchen die Bekehrungswut gehen. Ich schob natürlich alles auf mein Schicksal, tat, als hungere und dürste ich nach Erhabenem, und griff schließlich nach dem stärksten und sichersten Mittel, ein Frauenherz zu erobern, nach einem Mittel, das niemals versagt und das auf alle ohne Ausnahme eine sichere Wirkung hat. Es ist ein bekanntes Mittel – die Schmeichelei. Es gibt auf der Welt nichts Heikleres als Geradheit und nichts Einfacheres als Schmeichelei. Wenn in der Geradheit auch nur der geringste falsche Ton ist, gibt es sofort eine Dissonanz und dann Krach. Wenn aber in der Schmeichelei auch alles bis zum letzten Ton falsch ist, klingt sie immer noch angenehm und wird mit Vergnügen angehört, wenn auch mit keinem sehr kultiviertem Vergnügen, aber doch mit Vergnügen. Und wie grob auch die Schmeichelei ist, die Hälfte wird doch geglaubt. Das gilt für jeden Entwicklungsgrad und für alle Schichten der Gesellschaft. Selbst eine Vestalin kann man durch Schmeichelei verführen, von gewöhnlichen Menschen gar nicht zu reden. Die arme Marfa Petrowna war auch furchtbar empfänglich für Schmeicheleien, und wenn ich es darauf angelegt hätte, wäre das ganze Gut noch zu ihren Lebzeiten in meinen Besitz übergegangen. – Aber ich trinke furchtbar viel Champagner und schwatze. – Ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht ärgern, wenn ich jetzt erwähne, daß dieselbe Wirkung sich auch bei Awdotja Romanowna bemerkbar machte. Ich war nur selber dumm und ungeduldig und habe die ganze Sache verdorben. Awdotja Romanowna mißfiel sehr der Ausdruck meiner Augen, schon einige Male – besonders einmal –, glaubt Ihr es? Mit einem Wort, in meinen Augen flammte immer stärker und unvorsichtiger ein gewisses Feuer auf, das sie schreckte und ihr schließlich verhaßt wurde. Es hat keinen Zweck, Einzelheiten zu erwähnen, aber wir kamen auseinander. Hier machte ich wieder eine Dummheit. Ich begann mich in der größten Weise über ihre Bekehrungsversuche lustig zu machen. Parascha trat wieder in Erscheinung, und nicht sie allein – kurz, es war der Teufel los. Ach, Rodion Romanowitsch, wenn Ihr nur ein einziges Mal im Leben gesehen hättet, wie die Augen Eurer Schwester funkeln können! Es macht nichts, daß ich jetzt betrunken bin und schon ein ganzes Glas Champagner

getrunken habe, ich spreche die Wahrheit! Ich versichere Euch, daß ich von diesem Blick träumte; das Rascheln ihres Kleides konnte ich zum Schluß nicht mehr ertragen. Ich dachte wirklich, daß ich Krämpfe kriegen würde; nie habe ich mir vorgestellt, daß ich bis zu solch einem Grade rasend werden könnte. Kurz, es mußte zu irgendeiner Verständigung kommen, aber das war unmöglich. Und stellt Euch vor, was ich tat! Bis zu welchem Grade von Sturheit die Raserei den Menschen bringen kann! Unternehmt niemals etwas in Raserei, Rodion Romanowitsch! Auf die Tatsache bauend, daß Awdotja Romanowna bettelarm ist – ach entschuldigt, ich wollte das nicht sagen –, mit einem Wort, daß sie von ihrer Hände Arbeit lebt, daß sie ihre Mutter erhalten muß und auch Euch – ach Teufel, wieder macht Ihr ein finsternes Gesicht –, beschloß ich, ihr Geld anzubieten – gegen dreitausend Rubel konnte ich damals flüssig machen –, wenn sie mit mir, sagen wir, hierher nach Petersburg fliehen würde. Selbstverständlich hätte ich ihr dazu ewige Liebe, Glückseligkeit und dergleichen geschworen. Glaubt mir, ich war damals derartig verliebt, daß ich, hätte sie mir gesagt: Erschlage oder vergifte Marfa Petrowna und heirate mich –, es auf der Stelle getan hätte. Alles endete aber mit der Euch schon bekannten Katastrophe, und Ihr könnt Euch denken, in welche Wut ich geriet, als ich erfuhr, daß Marfa Petrowna diesen erbärmlichen Tintenkleckser Luschin ausgegraben und beinahe diese Heirat zustande gebracht hätte – was im Grunde genommen dasselbe gewesen wäre, was ich Eurer Schwester anbot. Es ist doch so? Nicht wahr? Ich merke, daß Ihr anfangt, mir mit großer Spannung zuzuhören – Ihr interessanter junger Mann. . .“

Swidrigailow schlug aufgeregt mit der Faust auf den Tisch. Sein Gesicht hatte sich gerötet. Raskolnikow sah deutlich, daß das eine oder die anderhalb Glas Champagner, die Swidrigailow in kleinen Schlucken getrunken hatte, ihn in einen krankhaften Zustand versetzt hatten, und beschloß, die Gelegenheit zu nutzen. Er war ihm sehr verdächtig.

„Nach allem, was Ihr mir erzählt habt, bin ich ganz überzeugt, daß Ihr wegen meiner Schwester hierhergereist seid“, sagte er offen und unverhohlen, um Swidrigailow noch mehr zu reizen.

„Ach, hört auf“, erwiderte Swidrigailow, als käme er plötzlich zu sich, „ich habe Euch doch gesagt . . . Und außerdem kann Eure Schwester mich nicht ausstehen.“

„Ja, davon bin ich überzeugt, aber darum handelt es sich jetzt nicht.“

„Ach, Ihr seid wirklich überzeugt, daß sie mich nicht leiden kann?“ Swidrigailow kniff die Augen zusammen und lächelte spöttisch. „Ihr habt recht, sie liebt mich nicht; aber verbürgt Euch niemals für Dinge, die sich zwischen Gatte und Gattin oder zwischen einem Liebhaber und einer Geliebten abgespielt haben. Da ist immer ein Winkelchen, das der ganzen Welt unbekannt bleibt und von dem nur die beiden wissen. Könnt Ihr behaupten, daß Awdotja Romanowna mich immer mit Widerwillen angeschaut hat?“

„Aus einigen Worten und Andeutungen in Eurer Erzählung muß ich schließen, daß Ihr noch immer dringende Absichten auf Dunja habt, und natürlich gemeine.“

„Was? Mir sind solche Worte und Andeutungen entschlüpft?“ rief Swidrigailow mit naivem Schrecken, ohne das Beiwort, das seinen Absichten zugelegt worden war, im geringsten zu beachten.

„Sie entschlüpfen Euch ja noch jetzt. Wovor fürchtet Ihr Euch zum Beispiel? Worüber erschrakt Ihr plötzlich?“

„Ich soll mich fürchten und erschrecken? Vor Euch erschrecken? Eher solltet Ihr Euch vor mir fürchten, cher ami*. Quatsch! Übrigens bin ich betrunken, ich merke es. Ich hätte mich beinahe wieder verplappert. Zum Teufel der Champagner! He, Wasser!“

Er ergriff die Flasche und schleuderte sie ohne Umstände zum Fenster hinaus. Philipp brachte Wasser.

„Das ist alles Unsinn“, sagte Swidrigailow, ein Handtuch anfeuchtend und sich damit die Stirn kühlend. „Ich kann Euch mit einem Wort zum Schweigen bringen und Euren ganzen Verdacht zerstreuen. Wißt Ihr schon, daß ich heirate?“

„Ihr habt es mir schon früher erzählt.“

„Wirklich, das habe ich vergessen. Damals konnte ich es aber noch nicht mit Bestimmtheit sagen, weil ich die Braut noch nicht einmal gesehen hatte. Ich trug mich nur mit der Absicht.

* lieber Freund

Jetzt aber habe ich schon eine Braut, die Sache ist abgemacht, und wenn ich nicht dringende Geschäfte hätte, würde ich Euch mitnehmen und sofort hinfahren; denn es ist mir an Eurem Rat gelegen. Ach Teufel! Es bleiben mir nur noch zehn Minuten, schaut auf die Uhr! Doch, ich werde es Euch erzählen, es ist eine interessante Geschichte, meine Heirat, so in ihrer Art. Wohin? Ihr wollt wieder aufbrechen?“

„Nun, jetzt gehe ich schon nicht mehr fort.“

„Ihr werdet überhaupt nicht fortgehen? Wollen wir sehen! Ich werde Euch hinführen, das ist ein Gedanke, Euch meine Braut zeigen, aber nicht jetzt. Ihr werdet nun bald gehen müssen. Ihr rechts, ich links. Kennt Ihr die Röslich? Dieselbe Röslich, bei der ich jetzt wohne. Habt Ihr von ihr gehört? Es ist dieselbe, von der man erzählt, wißt Ihr, daß ein kleines Mädchen damals um ihretwillen im Winter ins Wasser. . . Nun hört, die hat mir das alles eingefädelt. – ‚Du langweilst dich‘, sagt sie, ‚zerstreue dich ein wenig!‘ – Ich bin ja ein düsterer, trübseliger Mensch. Ihr glaubt, ich sei lustig? Nein, trübselig; tue niemandem was zuleide, sitze in meinem Winkel und spreche bisweilen drei Tage mit keinem Menschen. Aber die Röslich ist ein Luder, das sage ich Euch. Was glaubt Ihr, was sie im Sinn hat: Ich werde meiner Frau überdrüssig werden, sie verlassen, fortrennen, und dann fällt sie ihr zu, und sie wird mit ihr schachern gehen in unseren Gesellschaftskreisen, vielleicht sogar höher hinauf. Da ist, sagt sie, so ein gelähmter Vater, ein verabschiedeter Beamter, sitzt im Rollstuhl und kann schon drei Jahre die Beine nicht bewegen; da ist auch eine Mutter, eine ganz verständige Dame, die Mama nämlich. Der Sohn dient irgendwo in der Provinz, hilft den Eltern nicht. Die Tochter ist verheiratet, besucht aber die Eltern nicht. Die Alten haben zwei kleine Neffen auf dem Halse – auch das noch! – Die jüngste Tochter haben sie vom Gymnasium genommen, bevor sie es durchgemacht hatte, sie wird in einem Monat sechzehn Jahre alt, man kann sie also nach einem Monat verheiraten. Mit mir nämlich. Wir fahren hin. Wie komisch es bei ihnen war! Ich stellte mich vor: Gutsbesitzer, Witwer aus guter Familie mit Verbindungen und Kapital – nun was macht es, daß ich fünfzig bin und sie noch nicht sechzehn! Wer kümmert sich darum? Nun, das ist doch

verlockend, was? Ha, ha! Ihr hättet sehen sollen, wie ich mich mit dem Papa und der Mama unterhielt! Es hätte sich gelohnt, es sich was kosten zu lassen, um mich zu sehen. Sie kommt herein, knickst, na, Ihr könnt Euch vorstellen, noch im kurzen Kleidchen, ein Knöspchen, das sich noch nicht geöffnet hat, erglüht wie das Morgenrot – man hat es ihr natürlich gesagt. Ich weiß nicht, wie Ihr über Frauengesichter urteilt, aber ich finde, diese sechzehn Jahre, diese Kinderaugen, diese Schüchternheit, diese schamhaften Tränchen sind mehr wert als Schönheit, und sie ist noch dazu bildhübsch: helles Haar, kleine krause Löckchen, schwellende, rote Lippen und die Füßchen – entzückend! So wurden wir denn bekannt, ich erklärte, daß ich häuslicher Umstände wegen Eile hätte, und so wurden wir denn am nächsten Tage, das heißt vorgestern, von den Eltern gesegnet. Seit der Zeit nehme ich sie, sobald ich hinkomme, auf den Schoß und lasse sie nicht mehr herunter. Sie erglüht natürlich, und ich küsse sie unentwegt. Die Mama redet ihr selbstverständlich zu: Das ist dein Mann, und das gehört sich so. Und dieser Zustand des Bräutigams ist vielleicht angenehmer als der des Gatten, hier ist es so, wie man sagt, la nature et la vérité!* Ha, ha! Ich habe mich ein paarmal mit ihr unterhalten, die Kleine ist gar nicht dumm. Manchmal wirft sie mir so einen verstohlenen Blick zu, der mich einfach versengt. Wißt Ihr, sie hat ein Gesicht wie eine Madonna von Raffael. Die Sixtinische Madonna hat doch ein so phantastisches Gesicht, das Gesicht einer schmerzenseichen Verzückten, ist Euch das nicht aufgefallen? Nun, so in dieser Art. Kaum hatte man uns gesegnet, brachte ich am nächsten Tage für andert-halbtausend einen Brillant- und einen Perlenschmuck, eine silberne Toilettenschachtel mit allem Zubehör; da erglühte sogar das Gesichtchen meiner kleinen Madonna. Gestern nahm ich sie wieder auf den Schoß, aber wahrscheinlich etwas zu ungeniert; sie errötete über das ganze Gesicht, und Tränen strömten aus ihren Augen, aber sie wollte sich nicht verraten, und dabei war sie wie im Feuer. Die anderen waren für eine Weile weggegangen, und ich blieb mit ihr allein; da warf sie sich mir plötzlich an den Hals – das erstemal von selber –, umarmte und küßte mich und schwor, sie werde mir stets eine

* Natur und Wahrheit

gehorsame, treue, gute Frau sein, ihr ganzes Leben, jeden Augenblick ihres Lebens nur daran denken, mich glücklich zu machen, und alles, alles für mich opfern, dafür wolle sie nur meine Achtung haben, sonst „brauche sie gar nichts, gar nichts, gar keine Geschenke!“ Ein solches Geständnis unter vier Augen von einem sechzehnjährigen Engelchen im Tüllkleidchen mit der Röte mädchenhafter Verschämtheit und Tränen der Begeisterung in den Augen – gebt zu, das ist ziemlich verlockend! Es ist doch verlockend? Ist doch was wert, wie? Hört, fahren wir zu meiner Braut – aber nicht gleich!“

„Mit einem Wort, dieser ungeheuerliche Unterschied in Alter und Entwicklung erregt Eure Sinne. Wollt Ihr sie wirklich heiraten?“

„Was ist denn dabei? Gewiß. Jeder denkt in erster Linie an sich, und am lustigsten lebt, wer sich am besten zu betrügen weiß. Ha, ha! Ja, was habt Ihr Euch denn so mit Leib und Seele der Tugend verschrieben! Verschont mich, ich bin ein sündiger Mensch. He, he, he!“

„Und dabei habt Ihr die Kinder von Katharina Iwanowna versorgt. Übrigens – übrigens hattet Ihr dazu Eure Gründe ... Jetzt verstehe ich alles.“

„Kinder habe ich überhaupt gern, ich liebe Kinder sehr“, lachte Swidrigailow. „Ich kann Euch da ein sehr interessantes Erlebnis erzählen, das auch jetzt noch fort dauert. Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft durchstöberte ich alle diese Spelunken, nach all den Jahren stürzte ich mich nur so darauf. Ihr habt wohl gemerkt, daß ich keine Eile habe, mit Leuten aus meinen Kreisen, den früheren Freunden und Bekannten, zusammenzukommen. Nun, ich suche ihnen so lange wie möglich fernzubleiben. Wißt Ihr, bei Marfa Petrowna auf dem Lande haben mich die Erinnerungen an diese geheimnisvollen Orte und Höhlen oft fast zu Tode gequält; wer sie kennt, kann dort vieles finden. Teufel auch! Das Volk säuft, die gebildete Jugend verkommt in Nichtstun und in phantastischen Träumereien, verblödet vor lauter Theorien, von irgendwoher strömen Juden herbei, sammeln Geld, und alles übrige ergibt sich dem Laster. Gleich in den ersten Stunden schlug mir der bekannte, vertraute Geruch dieser Stadt entgegen. Ich geriet zu einem sogenannten Tanzabend in eine furchtbare Spelunke –

ich liebe diese schmutzigen Kloaken –, natürlich wurde ein Cancan getanzt, wie man ihn sonst nirgends tanzt und wie es ihn zu meiner Zeit noch nicht gab. Auch ein Fortschritt. Plötzlich sehe ich ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, sehr nett angezogen, es tanzt mit einem raffinierten Cancan-Tänzer. An der Wand sitzt die Mutter. Nun, Ihr könnt Euch diesen Cancan vorstellen; das Mädchen wird verlegen, errötet, ist beleidigt und bricht in Tränen aus. Ihr Tänzer packt sie und wirbelt sie im Kreise herum, alle ringsum lachen. Ich habe Euer Publikum in solchen Augenblicken gern, auch wenn es Cancan-Publikum ist; es lacht und schreit: ‚Geschieht Euch recht, man soll keine Kinder herbringen!‘ – Nun, mir war es ja gleich, es ging mich auch nichts an, ob das logisch gesprochen war oder nicht. Ich wußte, was ich zu tun hatte, setzte mich gleich zur Mutter und begann ihr zu erzählen, daß ich auch zugereist sei, und was das hier alles für ordinäre Flegel seien, die sich nicht zu betragen verstünden und anständigen Personen die nötige Achtung zu erweisen. Ich ließ dann durchblicken, daß ich ziemlich viel Geld hätte, und schlug ihnen schließlich vor, sie in meinem Wagen nach Hause zu bringen. Ich brachte sie nach Hause, wurde mit ihnen bekannt – sie lebten in einer Kammer als Untermieter, waren erst kürzlich angekommen. Man erklärte mir, daß Mutter und Tochter die Bekanntschaft mit mir als eine Ehre auffaßten; ich erfuhr, daß sie keinen Groschen besaßen und daß sie gekommen waren, um bei irgendeiner Behörde etwas zu erreichen. Ich bot meine Dienste und Geld an, erfuhr, daß sie aus Irrtum zu dem Tanzabend gegangen waren, in dem Glauben, daß man da das Tanzen lernen könne. Ich schlug ihnen vor, das junge Mädchen im Tanzen und im Französischen unterrichten zu lassen. Sie nahmen das mit Entzücken an und hielten es für eine Ehre; bis heute bin ich dort gut bekannt. – Wollt Ihr mit mir hinfahren? Aber nicht gleich.“

„Laßt mich mit Euren schweinischen Anekdoten in Frieden, Ihr lasterhafter, nichtswürdiger, geiler Mensch!“

„Schiller, unser Schiller, Schiller! Wo die Tugend nicht alles ein Obdach findet! Ich werde Euch gerade solche Geschichten erzählen, um Eure Entrüstungsschreie zu hören. Ein Genuß!“

„Allerdings! Bin ich mir nicht selber lächerlich in diesem Augenblick?“ murmelte Raskolnikow wütend.

Swidrigailow lachte aus vollem Halse. Endlich rief er Philipp, zahlte und machte Miene zu gehen.

„Bin ich betrunken! Assez causé!*“ sagte er. „Ein Genuß!“

„Das glaube ich, daß es Euch ein Genuß war!“ rief Raskolnikow und erhob sich auch. „Ist es etwa kein Genuß für einen verlebten Wüstling, von seinen Abenteuern zu erzählen, wobei er irgendein scheußliches Unternehmen der Art im Auge hat, und noch dazu einem Menschen wie mir zu erzählen. – Das feuert besonders an!“

„Nun, wenn man es so nimmt“, antwortete Swidrigailow, Raskolnikow einigermaßen erstaunt betrachtend, „so seid Ihr selber auch ein ganz wackerer Zyniker. Jedenfalls habt Ihr die besten Anlagen dazu. Aber jetzt genug. Es tut mir aufrichtig leid, daß ich mich nur so kurz mit Euch unterhalten konnte, aber Ihr werdet mir nicht entgehen. – Wartet nur ...“

Swidrigailow verließ die Kneipe. Raskolnikow folgte ihm. Swidrigailow war nicht sehr betrunken; der Champagner war ihm für einen Augenblick in den Kopf gestiegen, aber der Rausch verflog mit jeder Minute mehr. Er war besorgt, offensichtlich wegen etwas sehr Wichtigem, und runzelte die Stirn. Irgendeine Erwartung regte ihn auf. Raskolnikow gegenüber hatte er sich plötzlich verändert, wurde mit jedem Augenblick gröber und spöttischer. Raskolnikow bemerkte es und war auch in Unruhe. Er beschloß, ihm zu folgen, Swidrigailow wurde ihm sehr verdächtig. Sie betraten den Fußsteig.

„Ihr nach rechts, und ich nach links, oder vielleicht umgekehrt, jedenfalls: adieu, mon plaisir**, auf ein frohes Wiedersehen!“

Er ging nach rechts zum Heumarkt.

V

Raskolnikow folgte ihm.

„Was bedeutet das?“ rief Swidrigailow, sich umwendend. „Ich habe Euch doch gesagt...“

„Es bedeutet, daß ich Euch folgen werde.“

* Genug geschwätzt!

** Leb wohl, meine Freude

„W-a-as?“

Beide blieben stehen und maßen sich eine Minute lang mit den Augen.

„Aus allen Euren halbbetrunkenen Erzählungen“, sagte Raskolnikow scharf, „habe ich entnommen, daß Ihr Eure gemeinen Absichten gegen meine Schwester nicht aufgegeben habt, im Gegenteil, daß Ihr mehr denn je mit ihnen beschäftigt seid. Es ist mir bekannt, daß meine Schwester heute früh einen Brief bekommen hat. Ihr konntet die ganze Zeit nicht ruhig auf Eurem Stuhl sitzen. Ihr habt vielleicht irgendwo eine Frau aufgelesen, aber das will nichts besagen. Ich will mich persönlich überzeugen...“

Raskolnikow hätte schwer angeben können, was er eigentlich wünschte und wovon er sich persönlich überzeugen wollte.

„Also wollt Ihr, daß ich die Polizei rufe?“

„Ruft sie!“

Sie standen sich wieder eine Minute gegenüber. Endlich veränderte sich Swidrigailows Gesicht. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Raskolnikow nicht vor der Drohung zurückschreckte, nahm er plötzlich die lustigste und freundschaftlichste Miene an.

„So ein Mensch! Ich habe absichtlich nicht über Eure Angelegenheit mit Euch gesprochen, obgleich ich vor Neugier brenne. Es ist ja eine ganz phantastische Sache. Ich hatte sie für ein andermal aufgespart, aber Ihr seid ja imstande, einen Toten auf die Beine zu bringen. – Gut, gehen wir, aber ich sage im voraus: Ich will jetzt nur für einen Augenblick nach Hause, um Geld zu holen; dann schließe ich die Wohnung ab, nehme eine Droschke und fahre für den ganzen Abend auf die Inseln. Was hat es für einen Zweck, daß Ihr da mitkommt.“

„Ich gehe erst mal mit in Euer Haus, nicht in Eure Wohnung, aber zu Sofja Semjonowna, um mich zu entschuldigen, daß ich nicht an dem Begräbnis teilnahm.“

„Wie Ihr wollt, aber Sofja Semjonowna ist nicht daheim. Sie hat die Kinder zu einer Dame gebracht, zu einer vornehmen alten Dame, einer früheren Bekannten von mir, die das Patronat über irgendwelche Waisenhäuser hat. Ich habe diese Dame bezaubert, indem ich Geld für alle drei Kinder hinterlegte und außerdem eine Summe für die Anstalt stiftete. Schließlich er-

zählte ich ihr die Geschichte von Sofja Semjonowna, sogar mit allen Einzelheiten, ohne etwas zu verschweigen. Die Wirkung war unbeschreiblich. Das ist der Grund, warum Sofja Semjonowna gleich heute ins X.-Hotel bestellt wurde, wo meine Dame, die vom Lande kommt, abgestiegen ist.“

„Das macht nichts, ich werde doch hingehen.“

„Meinetwegen, aber ohne mich; ich habe da nichts zu suchen. Da sind wir ja schon angekommen. Ich bin ja überzeugt, daß Ihr mir gegenüber deshalb so mißtrauisch seid, weil ich so zartfühlend war, Euch bis jetzt nicht mit Fragen zu belästigen. Ihr versteht mich wohl? Das erschien Euch ungewöhnlich, ich wette, daß es so ist. Da lohnt es sich noch, zartfühlend zu sein!“

„Und an Türen zu horchen!“

„Ach, davon spricht Ihr!“ lachte Swidrigailow. „Ich wäre erstaunt gewesen, wenn Ihr nach all dem Vorhergegangenen Euch diese Bemerkung verkniffen hättet. Ha, ha! Ich habe immerhin einiges verstanden von dem, was Ihr Euch damals – dort – geleistet habt und was Ihr Sofja Semjonowna erzählt habt; aber was bedeutet das! Ich bin vielleicht ein sehr rückständiger Mensch und kann nichts mehr verstehen. Erklärt es mir, mein Lieber, erleuchtet mich mit den neuesten Ideen.“

„Nichts habt Ihr gehört, alles Lügen!“

„Ach, davon spreche ich gar nicht – obwohl ich einiges gehört habe –, nein, das meine ich gar nicht, ich spreche davon, daß Ihr fortwährend ächzt und stöhnt. Der Schiller in Euch entrüstet sich immer wieder. Diesmal ist es das An-den-Türen-Horchen. Wenn es so ist, dann geht und meldet der Obrigkeit: So und so also, das ist mein Fall, in der Theorie ist mir ein kleiner Irrtum unterlaufen. Wenn Ihr aber der Überzeugung seid, daß man zwar nicht an Türen horchen soll, wohl aber alten Weibern mir nichts, dir nichts den Schädel einschlagen darf, dann fahrt so schnell wie möglich irgendwohin nach Amerika. Flieht, junger Mann, flieht! Vielleicht ist noch Zeit. Ihr habt vielleicht kein Geld? Ich gebe Euch das Reisegeld.“

„Ich denke gar nicht daran“, unterbrach ihn Raskolnikow mit Widerwillen.

„Ich verstehe. Übrigens plagt Euch nicht, falls Ihr nicht darüber reden wollt. Ich verstehe, welche Fragen Euch be-

schäftigen – moralische, nicht wahr? Menschliche und staatsbürgerliche Fragen! Schlagt sie Euch aus dem Kopf. Wozu braucht Ihr sie jetzt? He, he! Darum, weil Ihr noch Mensch und Staatsbürger seid? Wenn ja, dann hättet Ihr Euch nicht dazu hinreißen lassen sollen; Schuster, bleib bei deinen Leisten! Ihr könnt Euch ja auch erschießen. Oder habt Ihr keine Lust dazu?“

„Mir scheint, Ihr wollt mich absichtlich ärgern, damit ich jetzt von Euch ablasse.“

„Ihr seid ein Querkopf; da wir schon angekommen sind, bitte ich Euch höflichst, die Treppe hinaufzusteigen. Hier ist der Eingang zu Sofja Semjonowna. Ihr seht, niemand ist da. Ihr glaubt mir nicht? Fragt die Kapernaumows, sie gibt Ihnen den Schlüssel. Da ist ja Madame de Kapernaumow selber. Was? – Sie ist etwas taub. Fortgegangen? Wohin? – Habt Ihr es jetzt gehört? Gehen wir also zu mir! Ihr wolltet doch mit zu mir? Da sind wir. Madame Röslich ist nicht zu Hause. Die Frau ist immer in Geschäften unterwegs, aber sie ist eine brave Haut, ich versichere Euch; vielleicht hätte sie Euch von Nutzen sein können, wenn Ihr etwas vernünftiger wäret. Nun seht, ich nehme dieses fünfprozentige Papier – seht, wieviel ich noch habe! –, das wird heute verkauft. Habt Ihr gesehen? Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Der Schreibtisch wird abgeschlossen, die Wohnung wird abgeschlossen, und wir sind wieder auf der Treppe. Wollt Ihr, daß wir eine Droschke nehmen? Ich fahre auf die Inseln. Habt Ihr Lust zu einer kleinen Spazierfahrt? Hier, ich nehme einen Wagen. Was? Ihr wollt nicht? Haltet doch nicht bis zu Ende aus? Fahrt ein Stück mit, tut nichts! Mir scheint, es wird regnen, tut nichts! Wir schlagen das Verdeck hoch.“

Swidrigailow saß schon im Wagen. Raskolnikow sah, daß sein Verdacht, jedenfalls in diesem Augenblick, ungerechtfertigt war. Ohne ein Wort zu erwidern, drehte er sich um und ging in der Richtung zum Heumarkt zurück. Wenn er sich unterwegs einmal umgeblickt hätte, so hätte er sehen können, daß Swidrigailow, nachdem er nicht mehr als hundert Schritt gefahren war und den Kutscher bezahlt hatte, sich wieder auf dem Fußsteig befand. Er konnte es aber nicht mehr sehen, da er um die Ecke gebogen war. Ein tiefer Abscheu trieb ihn von

Swidrigailow fort. „Wie konnte ich auch nur einen Augenblick etwas von diesem abgefeimten Bösewicht, von diesem groben Wüstling und Schurken erwarten!“ rief er unwillkürlich aus. Allerdings war Raskolnikows Urteil etwas vorschnell und oberflächlich. Swidrigailow hatte etwas an sich, was ihm eine gewisse Originalität, ja sogar etwas Geheimnisvolles verlieh. Was nun bei alledem seine Schwester betraf, so war Raskolnikow nach wie vor fest überzeugt, daß Swidrigailow sie nicht in Ruhe lassen würde. Aber es war zu schwer, es war unerträglich, diese Gedanken immer wieder im Kopf zu wälzen!

Seiner Gewohnheit nach verfiel er schon nach zwanzig Schritten in tiefes Sinnen. Auf der Brücke angekommen, blieb er am Geländer stehen und schaute aufs Wasser. Währenddessen stand Awdotja Romanowna gar nicht weit von ihm.

Er war ihr am Anfang der Brücke begegnet, hatte sie aber nicht bemerkt und war vorübergegangen. Dunja hatte ihn noch nie in dieser Verfassung auf der Straße gesehen und war ganz bestürzt. Sie blieb stehen und wußte nicht, ob sie ihn anrufen sollte oder nicht. Plötzlich sah sie Swidrigailow, der eilig vom Heumarkt herankam. Er näherte sich vorsichtig. Die Brücke betrat er nicht, sondern blieb auf dem Fußsteig stehen, darauf bedacht, nicht von Raskolnikow gesehen zu werden. Dunja hatte er schon lange bemerkt und begann ihr Zeichen zu machen. Es schien ihr, daß er sie mit den Zeichen bat, den Bruder nicht anzurufen, ihn in Ruhe zu lassen, und daß er sie zu sich rief. Sie ging vorsichtig um den Bruder herum und näherte sich Swidrigailow.

„Gehen wir schnell“, flüsterte ihr Swidrigailow zu. „Ich möchte nicht, daß Rodion Romanowitsch von unserer Zusammenkunft erfährt. Ich warne Euch; denn ich bin ihn soeben mit Not und Mühe losgeworden, nachdem wir zusammen hier in der Nähe in einer Kneipe gesessen hatten, wo er mich aufgesucht hatte. Er weiß irgendwie von meinem Brief an Euch und hat Verdacht geschöpft. Ihr habt ihm doch gewiß nichts davon mitgeteilt? Und wenn nicht Ihr, wer dann?“

„Wir sind schon um die Ecke gebogen“, unterbrach ihn Dunja, „jetzt kann mein Bruder uns nicht mehr sehen. Ich erkläre Euch, daß ich nicht mehr weiter mit Euch gehen werde.“

Sagt mir hier, was Ihr zu sagen habt. Das kann man alles auch auf der Straße sagen.“

„Erstens kann man das unmöglich auf der Straße sagen; zweitens müßt Ihr auch Sofja Semjonowna anhören; drittens möchte ich Euch gewisse Beweisstücke zeigen. – Falls Ihr nicht darauf eingeht, zu mir zu kommen, verweigere ich alle Erklärungen und gehe sofort weg. Außerdem bitte ich Euch, nicht zu vergessen, daß ein überaus interessantes Geheimnis Eures teuren Brüderchens ganz in meinen Händen ist.“

Dunja blieb unentschlossen stehen und sah Swidrigailow durchdringend an.

„Wovor fürchtet Ihr Euch?“ fragte Swidrigailow ruhig. „Wir sind ja in einer Stadt und nicht auf dem Lande. Und auch auf dem Lande habt Ihr mir mehr Schaden zugefügt als ich Euch, hier aber...“

„Ist Sofja Semjonowna benachrichtigt?“

„Nein, ich habe ihr nichts gesagt und bin nicht einmal sicher, ob sie im Augenblick zu Hause ist; ich nehme es aber an. Sie hat heute ihre Stiefmutter beerdigt, es ist also kein Tag, um Besuche zu machen. Vorläufig will ich mit niemand davon sprechen und bedaure sogar fast, daß ich es Euch mitgeteilt habe. Die geringste Unvorsichtigkeit kommt schon einer Anzeige gleich. Ich wohne hier in diesem Hause, wir sind schon da. Da ist der Pförtner unseres Hauses, er kennt mich sehr gut. Da grüßt er. Er sieht, daß ich mit einer Dame gehe, und hat sich schon Euer Gesicht gemerkt, das wird Euch beruhigen, falls Ihr Euch fürchtet und mir mißtraut. Verzeiht, wenn ich so unverblümt rede. Ich bin Untermieter. Sofja Semjonowna wohnt mit mir Wand an Wand, auch in Untermiete. Also, warum fürchtet Ihr Euch wie ein Kind. Bin ich denn wirklich so zum Fürchten?“

Das Gesicht Swidrigailows verzog sich zu einem nachsichtigen Lächeln, aber es war ihm schon nicht mehr nach Lächeln zumute. Das Herz klopfte ihm, und sein Atem stockte. Er sprach absichtlich lauter, um seine Aufregung zu verbergen. Dunja fiel seine ungewöhnliche Erregung nicht auf; sie war ganz erfüllt vom Ärger über seine Bemerkung, daß sie sich fürchte wie ein Kind und daß er für sie zum Fürchten sein sollte.

„Obgleich ich weiß, daß Ihr ein – ehrloser Mensch seid,

fürchte ich mich nicht im geringsten. Geht voraus“, sagte sie scheinbar ruhig, aber ihr Gesicht war sehr bleich. Swidrigailow blieb vor Sonjas Tür stehen.

„Erlaubt, daß ich mich erkundige, ob sie zu Hause ist. Nein. Das ist Pech. Ich weiß aber, daß sie bald zurück sein wird. Wenn sie ausgegangen ist, so kann es sich nur um einen Besuch bei einer Dame handeln wegen ihrer kleinen Waisen, deren Mutter gestorben ist. Ich habe mich auch mit ihnen befaßt. Falls Sofja Semjonowna in zehn Minuten nicht zurück ist, werde ich sie, wenn Ihr wollt, gleich heute zu Euch schicken. So, hier ist meine Wohnung, meine beiden Zimmer. Hinter dieser Tür wohnt meine Wirtin, Frau Röslich. Jetzt schaut her, ich werde Euch meine Hauptbeweisstücke zeigen. Aus meinem Schlafzimmer führt eine Tür in zwei leerstehende Zimmer, die zu vermieten sind. Da sind sie. Die müßt Ihr etwas genauer anschauen.“

Swidrigailow bewohnte zwei möblierte, recht geräumige Zimmer. Dunja sah sich mißtrauisch um, bemerkte aber nichts Besonderes, weder in der Ausstattung noch in der Lage der Zimmer, obgleich man schon etwas hätte bemerken können, zum Beispiel, daß Swidrigailows Wohnung zwischen zwei unbewohnten Räumen lag. Er gelangte in seine Zimmer nicht vom Gang aus, sondern durch die fast leeren Zimmer der Wirtin. Swidrigailow schloß eine versperrte Tür auf und zeigte Dunja vom Schlafzimmer aus die leeren Zimmer, die zu vermieten waren. Dunja blieb auf der Schwelle stehen und begriff nicht, warum man sie aufforderte, da hineinzuschauen, aber Swidrigailow beeilte sich, es ihr zu erklären.

„Seht Euch dieses zweite große Zimmer an. Merkt Euch diese Tür, sie ist abgeschlossen. Vor der Tür steht ein Stuhl, der einzige Stuhl in diesen zwei Zimmern. Den habe ich aus meiner Wohnung geholt, um bequemer lauschen zu können. Dort gleich hinter der Tür steht bei Sofja Semjonowna ein Tisch. An diesem Tisch saß sie und sprach mit Rodion Romanowitsch. Ich aber saß auf dem Stuhl und horchte zwei Abende hintereinander, jedesmal gegen zwei Stunden, und ich habe natürlich einiges erfahren, wie Ihr Euch denken könnt.“

„Ihr habt gehorcht?“

„Ja, ich habe gehorcht. Aber gehen wir jetzt in mein Zimmer, hier kann man sich nirgends hinsetzen.“

Er führte Dunja zurück in sein erstes Zimmer, das ihm als Salon diente, und bot ihr einen Stuhl an. Er selber setzte sich ans andere Ende des Tisches, viele Ellen von ihr entfernt; aber in seinen Augen flammte schon dasselbe Feuer, das Dunja bereits früher so erschreckt hatte. Sie fuhr zusammen und sah sich noch einmal mißtrauisch um. Ihre Bewegung war unwillkürlich; denn sie wollte offenbar kein Mißtrauen zeigen. Die einsame Lage der Wohnung fiel ihr jedoch schließlich auf; sie wollte fragen, ob wenigstens die Wirtin zu Hause wäre; aber sie fragte nicht – aus Stolz. Außerdem war in ihrem Herzen noch ein viel größeres Leid als die Angst um sich selber. Sie litt unsagbar.

„Hier ist Euer Brief“, begann sie und legte ihn auf den Tisch. „Ist denn das möglich, was Ihr schreibt? Ihr macht Andeutungen über ein Verbrechen, das mein Bruder angeblich begangen hat. Diese Andeutungen sind zu klar, Ihr dürft Euch jetzt nicht herausreden. Wißt, daß ich schon früher von diesem dummen Märchen gehört habe und daß ich kein Wort davon glaube! Es ist ein schändlicher und lächerlicher Verdacht. Ich kenne die Geschichte und weiß, wie und warum sie ausgedacht wurde. Ihr könnt keinerlei Beweise haben. Ihr habt versprochen, es zu beweisen. Redet also! Aber ich sage Euch im voraus, daß ich Euch nicht glauben werde! Ich glaube Euch nicht!“

Dunja hatte hastig gesprochen, und für einen Augenblick stieg die Röthe ihr ins Gesicht.

„Wenn Ihr mir nicht glaubt, wie hättet Ihr es denn gewagt, allein zu mir zu kommen? Warum seid Ihr dann überhaupt gekommen? Aus bloßer Neugier?“

„Quält mich nicht, sprecht, sprecht!“

„Ihr seid ein tapferes Mädchen, das muß ich sagen. Bei Gott, ich dachte, Ihr würdet Herrn Rasumichin bitten, Euch hierher zu begleiten; aber er war weder bei Euch noch in Eurer Nähe zu sehen, ich habe mich umgeschaut. Das ist kühn von Euch, Ihr wolltet also Rodion Romanowitsch schonen. Ach, an Euch ist ja alles gottvoll! Was nun Euren Bruder betrifft, was soll ich Euch sagen? Ihr habt ihn ja selber gesehen. Wie findet Ihr ihn?“

„Ihr könnt doch Eure Behauptung nicht darauf allein gründen?“

„Nein, nicht darauf, aber auf seine eigenen Worte. Er ist zwei Abende hintereinander hierher zu Sofja Semjonowna gekommen. Ich zeigte Euch, wo die beiden gesessen haben. Er hat eine vollständige Beichte abgelegt. Er ist ein Mörder. Er hat die alte Beamtenwitwe, die Wucherin, ermordet, bei der er selber Sachen versetzte; er hat auch ihre Schwester, eine Händlerin namens Lisaweta, getötet, die zufällig gerade im Augenblick der Ermordung ihrer Schwester hereinkam. Er hat die beiden mit einem Beil erschlagen, das er mitgebracht hatte. Er hat sie erschlagen, um sie zu berauben, und er hat sie beraubt, er hat das Geld und einige Gegenstände genommen. Alles das hat er Wort für Wort Sofja Semjonowna mitgeteilt, die allein sein Geheimnis kennt, aber weder durch Wort noch durch Tat am Morde beteiligt gewesen ist, im Gegenteil, sie war ebenso entsetzt, wie Ihr es jetzt seid. Ihr könnt unbesorgt sein, sie wird ihn nicht verraten.“

„Das kann nicht sein!“ murmelte Dunja mit bleichen, starren Lippen. Ihr Atem stockte. „Es kann nicht sein, es gibt keinen einzigen Beweggrund. . . Das ist eine Lüge, eine Lüge!“

„Er hat geraubt, das ist der ganze Grund. Er hat Geld und Sachen genommen. Allerdings hat er nach seinem eigenen Geständnis die Sachen nicht verwertet, sondern sie irgendwo unter einen Stein gelegt, wo sie jetzt noch liegen; das hat er aber nur getan, weil er nicht wagte, davon Gebrauch zu machen.“

„Ist es denn denkbar, daß er stehlen und rauben konnte? Daß ihm überhaupt dieser Gedanke kommen konnte!“ rief Dunja und sprang vom Stuhl auf. „Ihr kennt ihn doch, habt ihn gesehen? Kann er denn ein Dieb sein?“

Es war, als flehe sie Swidrigailow an; sie hatte ihre ganze Furcht vergessen.

„Hier, Awdotja Romanowna, gibt es tausend und Millionen Vermutungen und Möglichkeiten. Einer stiehlt und weiß ganz genau, daß er ein Schuft ist; ich hörte aber zum Beispiel von einem vornehmen Herrn, der die Post beraubte; wer weiß, vielleicht dachte er tatsächlich ein anständiges Werk zu tun! Natürlich würde ich es nicht glauben, ebensowenig wie Ihr, wenn andere Leute es mir erzählt hätten; aber meinen eigenen Ohren habe ich geglaubt. Er hat Sofja Semjonowna auch alle Gründe erklärt, aber sie hat anfangs ihren Ohren nicht getraut,

ihren Augen jedoch, ihren eigenen Augen hat sie schließlich doch getraut. Er hat ihr ja persönlich alles mitgeteilt.“

„Was sind denn – die Gründe?“

„Das ist eine lange Geschichte, Awdotja Romanowna. Es liegt hier – wie könnte ich mich am besten ausdrücken? – eine Art Theorie zugrunde, dieselbe Theorie, nach der ich zum Beispiel finde, daß eine gelegentliche Freveltat erlaubt ist, wenn das Endziel gut ist. Eine einzige Übeltat birgt hundert gute Taten! Es ist natürlich für einen jungen Mann mit Talenten und stark ausgeprägter Eigenliebe kränkend, sich zu sagen, daß er, wenn er nur etwa dreitausend Rubel hätte, seine ganze künftige Laufbahn anders gestalten könnte. Doch sind diese dreitausend Rubel nicht da. Rechnet nun dazu seine Gereiztheit durch Hunger, schlechte Wohnungsverhältnisse, zerlumppte Kleidung, durch das starke Selbstbewußtsein, und daneben die Lage von Mutter und Schwester. Die Hauptrolle haben aber wohl Ehrgeiz und Stolz gespielt, Gott weiß, vielleicht fehlten auch edle Motive nicht. Ich beschuldige ihn nicht, glaubt nur das nicht, es geht mich ja auch gar nichts an. Da war auch noch so eine besondere Theorie, nach der die Menschen in das sogenannte Material und in die besonderen Menschen eingeteilt werden, das heißt, solche Menschen, für die, auf Grund ihrer hervorragenden Fähigkeiten, kein Gesetz besteht, die im Gegenteil die Gesetze machen für die übrigen, für das Material, den Kehrriht. Es ist halt eine Theorie, une théorie comme une autre*. Napoleon sticht ihm furchtbar in die Augen, das heißt, es hat ihn besonders beeindruckt, daß viele geniale Menschen einzelne Schandtaten nicht bereuten, sondern ohne Bedenken darüber hinwegschritten. Er hat sich anscheinend für einen genialen Menschen gehalten, das heißt, er war eine Zeitlang davon überzeugt. Er hat sehr gelitten und leidet jetzt noch bei dem Gedanken, daß er zwar verstanden hat, sich eine Theorie zurechtzulegen, daß er aber nicht imstande war, ohne Bedenken über die Schandtät hinwegzuschreiten und folglich kein genialer Mensch ist. Und das ist für einen jungen Mann mit Eigenliebe erniedrigend, in unserem Zeitalter besonders.“

„Und die Stimme des Gewissens? Ihr sprecht ihm also jedes sittliche Gefühl ab? Ist er denn wirklich so?“

* Eine Theorie wie irgendeine andere

„Ach, Awdotja Romanowna, jetzt hat sich alles getrübt, das heißt, es war nie besonders in Ordnung. Der russische Mensch ist überhaupt sehr weitherzig und neigt außerordentlich zum Phantastischen, Regellosen; aber es ist ein Unglück, ohne besondere Genialität weitherzig zu sein. Erinnert Ihr Euch, wie wir beide über dieses Thema sprachen, wenn wir abends nach dem Essen auf der Terrasse saßen? Ihr habt mir damals meine Weitherzigkeit vorgeworfen. Wer weiß, vielleicht sprachen wir darüber zur selben Zeit, da er hier lag und seine Theorie austüftelte. Bei uns in der gebildeten Gesellschaft gibt es ja keine besonderen geheiligten Satzungen, Awdotja Romanowna, höchstens daß jemand sie sich nach Büchern zusammenstellt oder aus alten Chroniken herausliest. Aber das sind meist Gelehrte und in ihrer Art Spießer, so daß es für einen Mann von Welt geradezu peinlich ist, sich damit zu befassen. Meine Ansichten kennt Ihr ja; ich beschuldige niemanden. Ich persönlich bin nicht für grobe Arbeit, und ich bleibe dabei. Aber darüber haben wir schon öfters gesprochen, ich hatte sogar das Glück, Euch mit meinen Ansichten zu interessieren. Ihr seid sehr blaß, Awdotja Romanowna!“

„Ich kenne diese seine Theorie. Ich habe seinen Artikel über die Menschen, denen alles erlaubt ist, gelesen. Rasumichin hat ihn mir gebracht.“

„Herr Rasumichin? Den Artikel Eures Bruders? In einer Zeitschrift? Gibt es so einen Artikel? Ich wußte es nicht. Der ist gewiß interessant! Aber wohin, Awdotja Romanowna?“

„Ich möchte Sofja Semjonowna sehen“, sagte Dunja mit schwacher Stimme. „Wie geht man zu ihr? Vielleicht ist sie inzwischen gekommen. Ich möchte sie unbedingt sofort sehen. Sie soll mir...“

Sie konnte nicht zu Ende sprechen, ihre Stimme versagte buchstäblich.

„Sofja Semjonowna wird erst spätabends nach Hause kommen; so nehme ich jedenfalls an. Sie wollte entweder bald wiederkommen oder erst sehr spät.“

„Aha, du lügst also! Ich sehe es, du hast gelogen, du hast alles gelogen! Ich glaube dir nicht! Ich glaube nicht! Ich glaube nicht!“ schrie Dunja in wahrer Raserei, ganz den Kopf verlierend.

Halb ohnmächtig sank sie auf den Stuhl, den Swidrigailow ihr eilig hingeschoben hatte.

„Awdotja Romanowna, was ist mit Euch, kommt zu Euch! Hier ist Wasser. Trinkt einen Schluck.“

Er spritzte ihr Wasser ins Gesicht, Dunja zuckte zusammen und kam zu sich.

„Es hat stark auf Euch gewirkt“, murmelte Swidrigailow und runzelte die Stirn. „Awdotja Romanowna, beruhigt Euch! Wißt, daß er Freunde hat. Wir werden ihn retten, ihm heraus helfen. Wollt Ihr, daß ich ihn über die Grenze schaffe? Ich habe Geld, ich kann in drei Tagen einen Reisepaß besorgen. Und was den Mord betrifft, so wird er noch viele gute Taten tun, so daß dies alles wettgemacht wird. Beruhigt Euch! Vielleicht wird er noch ein großer Mann werden. Wie fühlt Ihr Euch?“

„Böser Mensch, Ihr spottet noch! Laßt mich!“

„Wohin? Wohin?“

„Zu ihm. Wo ist er? Ihr wißt es! Warum ist diese Tür verschlossen? Wir sind durch diese Tür gekommen, und jetzt ist sie zugeschlossen. Warum habt Ihr sie zugeschlossen?“

„Es durfte doch nicht in die ganze Etage dringen, was wir hier besprachen. Ich denke nicht daran zu spotten. Ich habe es nur satt, in diesem Ton zu reden. Wie werdet Ihr in diesem Zustande gehen? Oder wollt Ihr ihn verraten? Ihr bringt ihn an den Rand der Verzweiflung, und er wird sich selber verraten. Wißt Ihr, daß er schon beobachtet wird? Man ist ihm bereits auf die Spur gekommen. Ihr werdet ihn nur verraten. Wartet; ich habe ihn doch eben noch gesehen und mit ihm gesprochen, man kann ihn noch retten. Wartet, setzt Euch, wir wollen es zusammen überdenken. Ich habe Euch hergebeten, um mit Euch unter vier Augen darüber zu sprechen und alles zu überlegen. Setzt Euch doch!“

„Wie wollt Ihr ihn retten? Kann man ihn denn retten?“

Dunja setzte sich, Swidrigailow nahm neben ihr Platz.

„Das hängt von Euch ab, von Euch allein“, begann er mit blitzenden Augen, fast im Flüsterton, stotternd und vor Erregung einige Worte kaum hervorbringend.

Dunja wich erschrocken vor ihm zurück. Auch er zitterte am ganzen Körper.

„Ihr... Ein Wort von Euch, und er ist gerettet! Ich... Ich werde ihn retten. Ich habe Geld und Freunde. Ich werde ihn sofort wegschicken, ich selber nehme einen Reisepaß, zwei Pässe, den einen für ihn, den andern für mich. Ich habe Freunde, ich kenne maßgebende Leute. Wollt Ihr? Ich nehme auch für Euch einen Paß, für Eure Mutter. Wozu braucht Ihr Rasumichin? Auch ich liebe Euch. Ich liebe Euch unendlich. Laßt mich den Saum Eures Kleides küssen! Erlaubt es! Ich kann nicht hören, wie es raschelt. Sagt mir: tue das, und ich werde es tun; alles, alles werde ich tun! Das Unmögliche werde ich tun! Woran Ihr glaubt, daran will auch ich glauben. Ich werde alles, alles tun! Seht, oh, seht mich nicht so an! Wißt Ihr, daß Ihr mich damit tötet?“

Seine Rede begann sich zu verwirren, als wäre ein Rausch ihm in den Kopf gestiegen. Dunja sprang auf und stürzte zur Tür. „Öffnet! Öffnet!“ schrie sie, um durch die Tür jemand herbeizurufen und rüttelte an der Klinke. „Öffnet doch! Ist denn niemand da?“

Swidrigailow erhob sich und kam zur Besinnung. Ein böses, spöttisches Lächeln erschien langsam auf seinen zitternden Lippen.

„Kein Mensch ist zu Hause“, sagte er leise und stockend. „Die Wirtin ist fort, es hat keinen Zweck zu schreien. Ihr werdet Euch nur unnütz aufregen.“

„Wo ist der Schlüssel? Öffnet sofort die Tür, Ihr schändlicher Mensch!“

„Der Schlüssel ist verloren, ich kann ihn nicht finden.“

„Aha, also Vergewaltigung!“ rief Dunja, wurde blaß wie der Tod und stürzte in eine Ecke, wo sie sich hinter einem Tischchen verschanzte, das gerade zur Hand war. Sie schrie nicht, aber sie bohrte ihre Blicke in ihren Peiniger und verfolgte scharf jede seiner Bewegungen. Swidrigailow rührte sich auch nicht vom Fleck und stand ihr gegenüber am anderen Ende des Zimmers. Er hatte sich wieder in der Gewalt, wenigstens nach außen hin, aber er war noch ebenso blaß. Das spöttische Lächeln wich nicht von seinem Gesicht.

„Ihr sagtet soeben ‚Vergewaltigung‘, Awdotja Romanowna. Wenn es so ist, könnt Ihr Euch denken, daß ich meine Maßnahmen getroffen habe. Sofja Semjonowna ist nicht zu Hause,

bis Kapernaumows ist es weit, fünf leere Räume liegen dazwischen. Außerdem bin ich mindestens doppelt so stark wie Ihr und habe nichts zu fürchten, weil Ihr Euch später nicht rächen könnt: Ihr werdet doch Euren Bruder nicht verraten wollen? Und es wird Euch auch niemand glauben. Aus welchen Gründen käme denn ein junges Mädchen allein zu einem alleinstehenden Herrn? Selbst wenn Ihr Euren Bruder opfert, werdet Ihr auch nichts beweisen können. Vergewaltigung ist schwer zu beweisen, Awdotja Romanowna.“

„Schuft!“ flüsterte Dunja entrüstet.

„Mag sein, aber merkt Euch, ich habe es fürs erste nur als eine Möglichkeit ausgesprochen. Nach meiner persönlichen Überzeugung habt Ihr vollkommen recht: Vergewaltigung ist eine Gemeinheit. Ich sagte es nur, damit Euer Gewissen rein bleiben kann, auch wenn Ihr Euch entschließen solltet, Euren Bruder freiwillig zu retten, wie ich es vorschlage. Ihr habt Euch eben den Umständen gefügt oder meinetwegen der Gewalt, wenn es ohne dieses Wort nicht geht. Überlegt es Euch; das Schicksal Eures Bruders und Eurer Mutter liegt in Euren Händen. Ich aber werde Euer Sklave sein mein Leben lang. Ich werde hier warten.“

Swidrigailow setzte sich auf das Sofa, acht Schritte von Dunja entfernt. Sie hatte nicht den geringsten Zweifel an seiner unerschütterlichen Entschlossenheit. Außerdem kannte sie ihn zur Genüge. Plötzlich nahm sie einen Revolver aus der Tasche, spannte den Hahn und stemmte die Hand mit dem Revolver auf den Tisch. Swidrigailow sprang auf.

„Also so steht es!“ rief er verwundert, aber mit bösem Lächeln.

„Nun das ändert die Lage allerdings vollkommen. Awdotja Romanowna, woher habt Ihr Euch diesen Revolver verschafft, etwa von Herrn Rasumichin? Bah, das ist ja mein Revolver! Ein alter Bekannter! Und wie ich ihn damals gesucht habe! Unser Schießunterricht auf dem Lande, den ich die Ehre hatte Euch zu erteilen, ist also nicht umsonst gewesen.“

„Es ist nicht dein Revolver, sondern Marfa Petrownas, die du getötet hast, du Bösewicht! Du hattest nichts Eigenes in ihrem Hause. Ich habe ihn genommen, als ich merkte, wessen du fähig bist. Wage es, nur einen Schritt zu tun, und ich werde dich erschießen, ich schwöre es!“

Dunja war außer sich. Sie hielt den Revolver schußbereit.

„Nun, und dein Bruder?“ sagte Swidrigailow, noch auf derselben Stelle stehend.

„Zeige ihn an, wenn du willst! Nicht von der Stelle! Bewege dich nicht! Ich werde schießen! Du hast deine Frau vergiftet, ich weiß es, du bist selber ein Mörder!“

„Ihr seid fest davon überzeugt, daß ich Marfa Petrowna vergiftet habe?“

„Ja, du! Du hast es mir selber angedeutet, hast mir von Gift gesprochen. Ich weiß, du hast es getan. Du hattest alles vorbereitet. Du warst es, du ganz gewiß, du Schurke!“

„Wenn es auch so wäre, ich habe es doch deinetwegen . . . Du warst die Ursache.“

„Du lügst! Ich habe dich immer gehaßt, immer!“

„Oho, Awdotja Romanowna, Ihr scheint vergessen zu haben, wie Ihr im Feuer der Bekehrungsversuche nachgiebiger wurdet, dahinschmolzt. Das habe ich an Euren Augen gesehen. Entsinnt Ihr Euch eines Abends bei Mondschein, die Nachtigall schlug?“

„Du lügst!“ Rasende Wut flammte in Dunjas Augen auf. „Du lügst, Verleumder!“

„Ich lüge? Na, vielleicht lüge ich auch. Es war gelogen. Frauen soll man nicht an solche Dinge erinnern.“ Er lächelte.

„Ich weiß, daß du schießen wirst, du kleine Bestie. Nun, so schieß meinetwegen!“

Dunja hob den Revolver, blickte ihn an, totenbleich, mit blutleerer, bebender Unterlippe, großen, schwarzen, feurig blitzenden Augen, und wartete die erste Bewegung von ihm ab. Noch nie hatte er sie so schön gesehen. Das Feuer, das in diesem Augenblick in ihren Augen aufflammte, als sie den Revolver hob, schien ihn versengt zu haben; sein Herz zog sich schmerzlich zusammen. Er tat einen Schritt vor, und der Schuß ertönte. Die Kugel streifte sein Haar und schlug hinter ihm in der Wand ein. Er blieb stehen und lachte leise.

„Die Wespe hat gestochen! Gerade auf den Kopf gezielt. Was ist das? Blut!“

Er zog sein Taschentuch heraus, um das Blut abzuwischen, das als dünner Strahl an seiner rechten Schläfe herabfloß. Die Kugel hatte offenbar die Kopfhaut gestreift. Dunja ließ den

Revolver sinken und starrte Swidrigailow an, nicht mit Schrecken, sondern in einer Art irrer Unentschlossenheit. Sie schien selber nicht mehr zu begreifen, was sie getan hatte und was überhaupt vor sich ging.

„Nun, das war ein Fehlschuß! Schießt noch einmal, ich warte“, sagte Swidrigailow leise, aber noch immer lächelnd, wenn auch düster. „Sonst könnte ich Euch packen, bevor Ihr den Hahn wieder gespannt habt.“

Dunja zuckte zusammen, spannte schnell den Hahn und hob den Revolver aufs neue.

„Laßt mich!“ sagte sie in Verzweiflung. „Ich schwöre Euch, daß ich wieder schießen werde. . . Ich werde Euch töten. . .“

„Nun, das will ich meinen . . . Auf drei Schritt muß es tödlich sein. Wenn Ihr mich aber nicht tötet – dann. . .“

Seine Augen lohten auf, er machte noch zwei Schritte. Dunja drückte ab, der Revolver versagte.

„Ihr habt schlecht geladen. Tut nichts, Ihr habt noch eine Kugel. Versucht es, ich warte.“

Er stand zwei Schritt vor ihr, wartete und starrte sie in wilder Entschlossenheit mit einem leidenschaftlich funkelnden Blick an. Dunja begriff, daß er eher sterben würde als sie freigeben. Und sicher würde sie ihn jetzt töten, auf zwei Schritt Entfernung!

Plötzlich warf sie den Revolver fort.

„Fortgeworfen!“ sagte Swidrigailow mit Staunen und holte tief Atem.

Es wälzte sich etwas von seiner Brust, was vielleicht nicht nur die Last der Todesangst war; er hatte sie in diesem Augenblick kaum empfunden. Es war vielleicht die Befreiung von einem düsteren, noch schmerzlicheren Gefühl, das er sich selber nicht ganz erklären konnte. Er trat zu Dunja hin und legte sanft den Arm um ihre Taille. Sie widerstrebte nicht, aber sah ihn, am ganzen Körper zitternd, mit beschwörendem Blick an. Er wollte etwas sagen, seine Lippen verzogen sich, aber er brachte kein Wort hervor.

„Laß mich!“ flehte Dunja.

Swidrigailow erbebt: dieses „du“ klang irgendwie anders als früher.

„Du liebst mich also nicht?“ fragte er leise.

Dunja schüttelte verneinend den Kopf.

„Und du kannst es auch nicht? Niemals?“ flüsterte er in Verzweiflung.

„Niemals!“ flüsterte Dunja.

Es verging ein Augenblick furchtbaren, stillen Kampfes in der Seele Swidrigailows. Mit einem unbeschreiblichen Blick sah er sie an. Plötzlich zog er seinen Arm zurück, wandte sich hastig um und ging schnell zum Fenster, wo er stehenblieb. Noch einige Sekunden verrannen.

„Da ist der Schlüssel!“ Er nahm ihn aus der linken Tasche seines Mantels und legte ihn hinter sich auf den Tisch, ohne hinzublicken und ohne sich nach Dunja umzuwenden. „Nehmt ihn, geht schnell fort!“

Er starrte zum Fenster hinaus. Dunja näherte sich dem Tisch, um den Schlüssel zu nehmen.

„Schnell, schnell!“ rief Swidrigailow noch immer regungslos, ohne sich umzuwenden. Aber dieses „schnell“ hatte einen furchtbaren Klang.

Dunja verstand, griff schnell nach dem Schlüssel, öffnete die Tür und stürzte aus dem Zimmer. Einige Minuten später rannte sie wie wahnsinnig hinaus zum Kanal in der Richtung der X.-Brücke.

Swidrigailow stand noch einige Minuten am Fenster. Endlich drehte er sich langsam um, blickte im Kreise umher und fuhr sich leicht mit der Hand über die Stirn. Ein seltsames Lächeln verzog sein Gesicht, ein klägliches, trauriges, schwaches Lächeln, ein Lächeln der Verzweiflung. Das Blut, das schon angetrocknet war, hatte ihm die Hände beschmutzt. Er blickte böse auf das Blut, dann feuchtete er ein Handtuch an und wusch sich die Schläfe. Plötzlich fiel sein Blick auf den Revolver, den Dunja gegen die Tür geworfen hatte. Er hob ihn auf und besah ihn. Es war ein kleiner dreischüssiger Taschenrevolver von veralteter Konstruktion. Noch einmal hätte sie damit feuern können. Er dachte eine Weile nach, steckte den Revolver in die Tasche, nahm seinen Hut und ging hinaus.

VI

Swidrigailow verbrachte diesen ganzen Abend in verschiedenen Kneipen und Lasterhöhlen, indem er sich von einem Ort zum anderen begab. Er fand dabei auch Katja, die heute einen neuen Gassenhauer sang, von einem tyrannischen Schurken, „der Katja küssen“ wollte. Swidrigailow bewirtete Katja, den Jungen mit dem Leierkasten, das ganze Dienstpersonal und obendrein noch zwei arme Schreiber. Mit den Schreibern hatte er sich eigentlich deswegen angebiedert, weil sie beide schiefe Nasen hatten, die eine schaute nach rechts, die andere nach links. Das hatte Swidrigailow interessiert. Die Schreiber hatten ihn schließlich in einen Vergnügungsgarten geschleppt, wo er für sie auch den Eintritt bezahlte. In diesem Garten standen eine schütterere dreijährige Tanne und drei Sträucher. Außerdem war dort eine Bierstube, wo man auch Tee bekommen konnte und einige grüne Tischchen und Stühle standen. Ein Chor erbärmlicher Sänger und irgendein Deutscher aus München, eine Art Hanswurst, mit roter Nase und trübseligem Aussehen, sorgten für die Unterhaltung der Gäste. Die Schreiber gerieten in Streit mit anderen Schreibern und wollten eine Prügelei beginnen. Swidrigailow wurde von ihnen zum Schiedsrichter ernannt. Er versuchte eine Viertelstunde lang ihren Streit zu schlichten, aber sie schrien so laut, daß es unmöglich war, irgend etwas zu verstehen. Es schien sich darum zu handeln, daß einer von ihnen gestohlen, den gestohlenen Gegenstand gleich hier an Ort und Stelle einem Juden verkauft hatte und keine Lust verspürte, das Geld mit seinen Kameraden zu teilen. Es erwies sich schließlich, daß der gestohlene Gegenstand ein Teelöffel war, der in die Bierstube gehörte. In der Bierstube wurde er vermißt, und der Eigentümer begann Krach zu schlagen. Swidrigailow bezahlte den Löffel und verließ den Garten. Es war gegen zehn Uhr. Er selber hatte während des ganzen Abends keinen Tropfen Wein getrunken, sich in der Bierstube nur Tee geben lassen, um irgend etwas vor sich zu haben. Der Abend war schwül und trübe. Von allen Seiten stiegen schwere Gewitterwolken auf. Es be-

gann zu donnern, und wie ein Wasserfall stürzte der Regen nieder. Er fiel nicht in Tropfen, sondern in ganzen Strömen. Es blitzte alle Augenblicke, und jedes Aufleuchten hielt so lange an, daß man bis fünf zählen konnte. Durchnäßt bis auf die Haut, kam Swidrigailow in seiner Wohnung an. Er schloß sich ein, öffnete sein Schreibpult, nahm all sein Geld heraus und zerriß mehrere Papiere. Darauf steckte er das Geld ein. Er wollte seine Kleider wechseln, aber nachdem er sich durch einen Blick aus dem Fenster davon überzeugt hatte, daß Gewitter und Regen fort dauerten, verzichtete er darauf, nahm seinen Hut und ging, ohne die Wohnung abzuschließen. Er ging direkt zu Sonja. Sie war zu Hause.

Sie war nicht allein, die vier kleinsten Kinder der Kapernaumows saßen bei ihr; sie gab ihnen Tee zu trinken. Schweigend und respektvoll begrüßte sie Swidrigailow, blickte erstaunt auf seine durchnäßten Kleider, sagte aber nichts. Die Kinder liefen in größtem Schrecken hinaus. Swidrigailow setzte sich an den Tisch und bat Sonja, neben ihm Platz zu nehmen. Sie wartete schüchtern darauf, daß er sprechen würde.

„Ich werde vielleicht nach Amerika fahren“, begann Swidrigailow, „und da wir uns wahrscheinlich zum letztenmal sehen, so möchte ich einige Verfügungen treffen. Habt Ihr heute diese Dame gesehen? Ich weiß, was sie Euch gesagt hat, Ihr braucht es mir nicht wiederzugeben.“ Sonja machte eine Bewegung und errötete. „Diese Leute haben so eine gewisse Art. Was Eure kleinen Geschwister anbelangt, so sind sie richtig untergebracht, und das Geld, das ihnen zukommt, ist von mir gegen Quittung zu treuen Händen hinterlegt. Nehmt doch diese Quittungen auf alle Fälle. Hier sind sie. So, das wäre erledigt. Hier sind drei fünfprozentige Papiere im Wert von dreitausend Rubel. Das gehört Euch, es ist für Euch allein, und es muß unter uns bleiben, so daß niemand es erfährt, was Ihr auch später hören solltet. Es wird Euch von Nutzen sein, denn so zu leben, wie Ihr bisher gelebt habt, Sofja Semjonowna, ist schrecklich, und Ihr braucht es jetzt nicht mehr.“

„Ihr habt mich so mit Wohltaten überschüttet und die Kinder und die Verstorbene“, stammelte Sonja. „Wenn ich Euch bis jetzt nicht genug gedankt habe, verübelt es mir nicht.“

„Schon gut, schon gut.“

„Für dieses Geld danke ich Euch sehr, Arkadij Iwanowitsch, aber ich habe es ja jetzt nicht nötig. Mich allein kann ich immer durchbringen, haltet es nicht für Undankbarkeit. Wenn Ihr schon so wohlthätig seid, soll dieses Geld . . .“

„Euch, Euch, Sofja Semjonowna gehört dieses Geld, bitte, ohne Widerrede, denn ich habe keine Zeit. Ihr werdet es brauchen. Rodion Romanowitsch bleiben zwei Wege: entweder eine Kugel in den Kopf oder Sibirien.“ Sonja sah ihn bestürzt an und erzitterte. „Beruhigt Euch, ich weiß alles von ihm selber, und ich bin kein Schwätzer. Ich werde es niemand sagen. Ihr habt ihm damals gut geraten, daß er sich selber anzeigen soll. Das würde für ihn viel vorteilhafter sein. Wenn es also auf Sibirien hinauskommt, so werdet Ihr ihm doch folgen? Es ist doch so? Nun, und dann werdet Ihr das Geld brauchen, für ihn brauchen. Versteht Ihr? Indem ich es Euch gebe, ist es so, als gäbe ich es ihm. Und dann habt Ihr ja auch Amalia Iwanowna versprochen, die rückständige Miete zu bezahlen, ich habe es gehört. Warum nehmt Ihr so unbedacht Verpflichtungen auf Euch? Katharina Iwanowna ist das Geld schuldig geblieben und nicht Ihr; was geht Euch diese Deutsche an? So kann man auf der Welt nicht leben. Und sollte Euch jemand fragen – morgen oder übermorgen – nach mir oder über mich – und man wird Euch bestimmt fragen, so erwähnt nicht, daß ich jetzt bei Euch gewesen bin, zeigt das Geld auf keinen Fall und sagt nichts davon, zu niemand. Nun, jetzt auf Wiedersehen!“ Er erhob sich. „Grüßt Rodion Romanowitsch von mir. Und noch eins: Übergebt das Geld einstweilen, sagen wir, Herrn Rasumichin; Ihr kennt doch Herrn Rasumichin? Natürlich kennt Ihr ihn. Er ist ein anständiger Kerl. Bringt es ihm morgen oder – wenn es soweit ist. Bis dahin versteckt es gut.“

Sonja sprang auch auf und sah ihn erschrocken an. Sie wollte etwas sagen, eine Frage stellen, wagte es aber nicht und fand nicht die richtigen Worte.

„Aber wie wollt Ihr denn in diesem Regen gehen?“

„Nun, wer nach Amerika geht, darf sich vor einem Regen nicht fürchten. Ha, ha! Lebt wohl, mein Täubchen Sofja Semjonowna! Ich wünsche Euch langes Leben, Ihr werdet anderen von Nutzen sein. Und sagt Herrn Rasumichin, daß

ich ihn grüßen lasse. So richtet es aus, sagt: „Arkadij Iwanowitsch Swidrigailow grüßt Euch.“ Vergeßt es nicht!“

Er ging hinaus und ließ Sonja bestürzt, erstaunt und mit einer drückenden, unklaren Vorahnung zurück.

Es stellte sich später heraus, daß er an diesem Abend gegen zwölf Uhr noch einen sehr ungewöhnlichen und unerwarteten Besuch gemacht hatte. Der Regen hatte noch immer nicht aufgehört. Ganz durchnäßt trat er zwanzig Minuten nach elf in die kleine Wohnung der Eltern seiner Braut auf dem kleinen Prospekt der Wassiljewskij-Insel. Nur durch lautes Klopfen konnte er sich Einlaß verschaffen und verursachte anfangs einen starken Aufruhr. Aber Arkadij Iwanowitsch Swidrigailow konnte, wenn er wollte, ein Mann von bestrickendem Benehmen sein, so daß die ursprüngliche, übrigens sehr scharfsinnige Vermutung der verständigen Eltern, daß Arkadij Iwanowitsch sich bis zur Bewußtlosigkeit bezechet habe, sofort in nichts zerfloß. Die barmherzige und einsichtsvolle Mutter der Braut fuhr den lahmen Vater im Rollstuhl zu Arkadij Iwanowitsch und fing nach ihrer Gewohnheit sofort an, allerlei fernliegende Fragen zu stellen. Diese Frau stellte niemals direkte Fragen, sondern ließ zuerst Lächeln und Händereiben vorausgehen, und wenn es sich darum handelte, etwas Bestimmtes zu erfahren, zum Beispiel, wann es Arkadij Iwanowitsch genehm sein würde, die Hochzeit anzusetzen, so begann sie mit den neugierigsten und angelegentlichsten Fragen über Paris und das dortige Hofleben, bis sie schließlich auf dem kleinen Prospekt der Wassiljewskij-Insel landete. Zu anderen Zeiten wurde dies mit dem gebührenden Respekt angehört, aber heute war Arkadij Iwanowitsch besonders ungeduldig und verlangte sofort die Braut zu sehen, obgleich man ihm schon gleich anfangs gesagt hatte, daß sie zu Bett gegangen sei. Die Braut erschien selbstverständlich. Arkadij Iwanowitsch erklärte ihr, daß er wegen einer wichtigen Angelegenheit Petersburg für einige Zeit verlassen müsse und ihr darum fünfzehnhundert Rubel in Silber und verschiedene Staatspapiere mitgebracht habe; er bitte sie, diese Summe als Geschenk von ihm anzunehmen, da er schon lange die Absicht habe, ihr diese Kleinigkeit zur Hochzeit zu verehren. Der logische Zusammenhang zwischen dem Geschenk, der plötz-

lichen Abreise und der Notwendigkeit, deswegen bei Nacht und im Regen zu kommen, wurde natürlich durch diese Erklärungen nicht aufgedeckt, aber es löste sich alles in Wohlgefallen. Sogar die unvermeidlichen „Ahs“ und „Ohs“, die Fragen und das Staunen wurden plötzlich ungewöhnlich gemäßigt und zurückhaltend; dafür aber wurde der glühendste und heißeste Dank von der verständigsten aller Mütter unter Tränen ausgesprochen. Arkadij Iwanowitsch stand auf, lachte, küßte die Braut, tätschelte ihre Wange und versicherte, daß er bald wiederkommen werde. Als er in ihren Augen neben kindlicher Neugier auch eine sehr ernste stumme Frage las, sann er eine Weile nach, küßte sie noch einmal und verspürte gleichzeitig einen aufrichtigen Verdruß bei dem Gedanken, daß sein Geschenk sicher sofort von der verständigsten aller Mütter unter Schloß und Riegel genommen werden würde. Er ging fort, alle in größter Aufregung zurücklassend. Aber die verständige Mutter zerstreute sofort zungenfertig und halb flüsternd einige Bedenken, indem sie erklärte, Arkadij Iwanowitsch sei ein großer Mann mit Geschäften und Verbindungen, ein Krösus, der wer weiß was im Kopfe habe: Fällt es ihm ein, fährt er, fällt es ihm ein, schenkt er Geld, also kann man sich über nichts wundern. Natürlich ist es sonderbar, daß er durchnäßt war, aber die Engländer zum Beispiel sind noch viel exzentrischer, und überhaupt kümmern sich die Leute aus höheren Kreisen nicht darum, was man von ihnen sagt, und tun, was ihnen beliebt. Vielleicht geht er auch absichtlich so herum, um zu zeigen, daß er sich vor niemand fürchtet. Die Hauptsache ist, daß man mit keinem Menschen darüber spricht, denn wer weiß, was noch bei der ganzen Sache herauskommt; das Geld aber muß man einschließen, und das beste daran ist sicher, daß Theodosia die ganze Zeit in der Küche war und nichts gesehen hat, und vor allen Dingen darf diese mit allen Hunden gehetzte Röslich unter keinen Umständen etwas davon erfahren und so weiter und so weiter. Sie saßen und tuschelten bis zwei Uhr. Die Braut war jedoch schon viel früher schlafen gegangen, erstaunt und ein wenig traurig. Swidrigailow überschritt unterdessen Punkt zwölf Uhr die X.-Brücke und schlug die Richtung nach der sogenannten Petersburger Vorstadt ein. Der Regen hatte aufgehört, aber es

war recht windig. Swidrigailow begann zu zittern und blickte einen Augenblick mit besonderer Neugier und fast fragend auf das schwarze Wasser des Newaarms. Bald aber wurde es ihm zu kalt, am Wasser zu stehen, er drehte sich um und ging auf den X.-Prospekt. Er ging sehr lange, fast eine halbe Stunde über diesen endlosen Prospekt, stolperte mehrere Male in der Dunkelheit auf dem hölzernen Fußsteig, hörte aber nicht auf, auf der rechten Seite der Straße etwas mit Neugierde zu suchen. Hier am Ende des Prospekts hatte er kürzlich im Vorbeifahren ein Gasthaus bemerkt, ein großes Holzgebäude, das, soviel er sich erinnerte, „Adrianopel“ oder so ähnlich hieß. Er hatte sich nicht geirrt. Dieses Gasthaus war in dieser abgelegenen Gegend so auffällig, daß man es auch in der Dunkelheit nicht übersehen konnte. Es war ein langgestrecktes, verwittertes Holzgebäude, in dem trotz der späten Stunde noch Licht brannte und einiger Betrieb zu sein schien. Er trat ein und fragte einen zerlumpten Kerl, der ihm im Gang begegnete, nach einem Zimmer. Der Kerl warf einen Blick auf Swidrigailow, raffte sich zusammen und führte ihn sogleich in ein am Ende des Ganges, unter der Treppe gelegenes schmales, dumpfes Zimmer. Ein anderes konnte er nicht bekommen, alles war besetzt. Der Kerl blickte ihn fragend an.

„Ist Tee zu haben?“ fragte Swidrigailow.

„Jawohl.“

„Was noch?“

„Kalbfleisch, Schnaps und Imbiß.“

„Bring Kalbfleisch und Tee.“

„Sonst nichts gefällig?“ fragte der Kerl verwundert.

„Nichts, nichts!“

Der Kerl entfernte sich ganz enttäuscht.

Das muß ja ein nettes Haus sein! dachte Swidrigailow. Merkwürdig, daß ich es jetzt erst kennenlerne. Ich sehe wahrscheinlich aus wie ein Mensch, der aus einem Tingeltangel kommt und unterwegs schon was erlebt hat. Interessant! Wer hier wohl übernachtet? –

Er zündete eine Kerze an und besah das Zimmer genauer. Es war winzig wie ein Käfig, hatte nur ein Fenster und war so niedrig, daß Swidrigailow sich kaum aufrichten konnte; ein sehr schmutziges Bett, ein einfacher gestrichener Tisch und

ein Stuhl nahmen fast den ganzen Raum ein. Die Wände sahen aus, als wären sie aus Brettern zusammengeschlagen und mit Tapeten beklebt worden, die derart zerfetzt und staubig waren, daß man wohl die Farbe, Gelb, sehen, das Muster aber nicht mehr erkennen konnte. Ein Teil der Wand und der Decke waren abgeschrägt, wie es bei Mansarden ist, aber hier war es wegen der Treppe. Swidrigailow stellte die Kerze hin, setzte sich aufs Bett und versank in Gedanken. Bald aber erregte ein ununterbrochenes, seltsames Flüstern im Nebenkäfig, das sich zuweilen bis zum Schreien steigerte, seine Aufmerksamkeit. Das Flüstern hatte, seit er hier eingetreten war, nicht aufgehört. Er lauschte: Jemand schimpfte, machte einem anderen fast mit Tränen Vorwürfe; aber es war nur eine Stimme zu hören. Swidrigailow erhob sich, verdeckte das Licht mit der Hand, und sofort erschien in der Wand eine Ritze; er trat heran und blickte hindurch. Im Nebenzimmer, etwas größer als seine Kammer, befanden sich zwei Gäste. Der eine, ohne Rock, mit krausem Haar und rotem, gedunsenem Gesicht, stand mit gespreizten Beinen in Rednerpose, um das Gleichgewicht zu halten, schlug sich mit der Hand auf die Brust und machte dem anderen pathetisch Vorwürfe deswegen, daß er ein Bettler sei, keine Stellung habe, daß er ihn aus dem Schmutz gezogen und, wenn er wolle, wieder fortjagen könne, ohne daß es jemand anders sähe als „der Finger des Allmächtigen“. Der gescholtene Freund saß auf einem Stuhl und sah aus wie ein Mensch, der überaus gern niesen möchte, dem es aber auf keine Weise gelingt. Er warf zuweilen einen blöden, stumpfen Blick auf den Redner, schien aber nicht zu begreifen, worum es sich handelte, und kaum etwas zu hören. Auf dem Tisch standen eine fast niedergebrannte Kerze, eine fast leere Karaffe Schnaps, Gläser, Brot, Gurken und ein leeres Teegeschirr. Nachdem Swidrigailow dieses Bild aufmerksam betrachtet hatte, wandte er sich ab und setzte sich wieder auf das Bett. Der Kerl, der mit Kalbfleisch und Tee gekommen war, konnte sich nicht enthalten, noch einmal zu fragen, ob er nichts weiter wünsche. Nachdem er wieder eine verneinende Antwort erhalten, entfernte er sich endgültig. Swidrigailow stürzte sich auf den Tee, um sich zu erwärmen, und trank ein Glas, konnte aber keinen Bissen essen, der Appetit war ihm vergangen.

Offenbar begann er zu fiebern. Er warf Mantel und Rock ab, wickelte sich in die Decke und legte sich auf das Bett. Er war ärgerlich. – Es wäre besser, jetzt gesund zu sein, dachte er und lächelte.

Im Zimmer war es dumpf, die Kerze brannte trübe, draußen rauschte der Wind, in der Ecke kratzte eine Maus, überhaupt roch es nach Mäusen und nach Leder. Er lag wie im Halbdraum, ein Gedanke jagte den anderen; es schien, als wollte seine Vorstellungskraft sich an irgend etwas klammern. – Da unten muß wohl ein Garten sein, dachte er, die Bäume rauschen. Wie ich dieses Rauschen der Bäume in Sturm und Dunkelheit hasse, ekelhaft! Es fiel ihm ein, wie er vorhin, beim Vorübergehen, sich über den Petrowskij-Park geärgert hatte. Er erinnerte sich auch an die X.-Brücke und den Newaarm und spürte wieder die Kälte, wie vorhin, als er über dem Wasser stand. – Ich habe nie im Leben das Wasser geliebt, nicht einmal auf Landschaftsbildern, dachte er und lächelte plötzlich wieder über einen sonderbaren Gedanken. Man sollte meinen, nun müßte alles gleichgültig sein, die ganze Ästhetik und die Bequemlichkeiten, und jetzt gerade bin ich wählerisch geworden wie ein Tier, das sich eine Stelle aussucht – im gleichen Fall. Ich hätte vorhin in den Petrowskij-Park gehen sollen, aber er erschien mir zu dunkel und kalt, he, he! Am Ende suche ich noch angenehme Empfindungen dabei! Warum lösche ich übrigens die Kerze nicht aus? – Er blies sie aus. – Meine Nachbarn haben sich auch schlafen gelegt, dachte er, da er keinen Schein mehr durch die Ritze sah. Nun, Marfa Petrowna, jetzt könntet Ihr mich besuchen, es ist dunkel, der Ort ist passend, der Augenblick eigenartig. Aber gerade jetzt werdet Ihr nicht kommen.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er vorhin, eine Stunde vor dem Anschlag auf Dunja, Raskolnikow empfohlen hatte, sie Rasumichins Schutz anzuvertrauen. – Ich habe es am Ende wirklich nur gesagt, um selber mehr in Feuer zu geraten, wie Raskolnikow richtig erriet. Dieser Raskolnikow ist ein schlauer Kerl, hat schon viel nachgedacht. Er kann es weit bringen mit der Zeit, wenn er sich gemausert hat, aber jetzt verlangt es ihn allzusehr, zu leben. In diesem Punkt sind solche Leute Feiglinge. Hol ihn der Teufel, wie er will, mich geht es nichts an. –

Er konnte nicht einschlafen. Allmählich tauchte Dunjas Bild vor ihm auf, und ein Zittern ging über seinen Körper. – Nein, das muß jetzt unterdrückt werden, dachte er, wieder zu sich gekommen. Ich muß an etwas anderes denken. Es ist doch sonderbar und lächerlich: niemals habe ich besonders starken Haß empfunden, mich niemals besonders an jemand rächen wollen; das ist doch ein schlimmes Zeichen, ein schlimmes Zeichen. Ich liebte auch nicht zu streiten, habe mich niemals besonders ereifert – auch ein schlimmes Zeichen! Und was ich ihr vorhin alles versprochen und vorerzählt habe, pfui Teufel! „Vielleicht hätte sie doch irgendwie vorliebgenommen...“

Er schwieg wieder und biß die Zähne aufeinander. Das Bild Dunjas erstand wieder vor ihm, wie sie war, als sie nach dem ersten Schuß so furchtbar erschrak, den Revolver sinken ließ, bleich und starr auf ihn blickte, so daß er sie zweimal hätte packen können, ohne daß ihr der Gedanke an Gegenwehr gekommen wäre, wenn er sie nicht daran erinnert hätte. Es fiel ihm ein, wie sie ihm in dem Augenblick leid tat, wie sein Herz sich zusammenpreßte. – Ach, Teufel, wieder diese Gedanken, davon muß man sich frei machen, frei machen. –

Er begann einzuschlummern, das fieberhafte Zittern hatte nachgelassen. Plötzlich schien etwas unter der Decke über seinen Arm und sein Bein zu laufen. – Pfui Teufel, das muß eine Maus sein, dachte er. Ich habe das Kalbfleisch auf dem Tisch stehenlassen. Er hatte keine Lust, die Decke abzuwerfen, aufzustehen und zu frieren, aber plötzlich huschte wieder etwas über seinen Fuß. Er riß die Decke herunter und zündete die Kerze an. Zitternd vor Fieberfrost untersuchte er das Bett, es war nichts zu sehen; er schüttelte die Decke, und plötzlich sprang eine Maus heraus. Er versuchte sie zu fangen, aber die Maus sprang vom Bett nicht herunter, sondern rannte im Zickzack nach allen Seiten, schlüpfte ihm durch die Finger, lief über seine Hand und sauste plötzlich unter das Kopfkissen. Er warf das Kissen herunter und fühlte sogleich, daß ihm etwas auf die Brust sprang und unter dem Hemd über den Rücken lief. Er zuckte zusammen und erwachte. Im Zimmer war es dunkel, er lag auf dem Bett in die Decke gehüllt, unter dem Fenster heulte der Wind. – So was Scheußliches! dachte er mit Verdruß.

Er stand auf und setzte sich auf den Rand des Bettes mit dem Rücken zum Fenster. – Besser nicht schlafen, beschloß er. Vom Fenster wehte es kalt und feucht. Ohne sich von der Stelle zu rühren, zog er die Decke zu sich und hüllte sich ein. Die Kerze zündete er nicht an. Er dachte an nichts und wollte auch an nichts denken, aber ein Traumbild erstand nach dem anderen, und Bruchstücke von Gedanken ohne Anfang und Ende flimmerten in seinem Hirn. Wieder verfiel er in Halbschlummer. War es nun die Kälte, die Feuchtigkeit oder der Wind, der hinter dem Fenster heulte und die Bäume schüttelte, was in ihm dieses hartnäckige phantastische Verlangen hervorrief – aber er sah die ganze Zeit Blumen vor sich. Er sah eine wunderbar blühende Landschaft, es war ein lichter, warmer, fast heißer Tag, ein Feiertag, Pfingsten; ein schönes, prunkvolles Landhaus im englischen Stil, umgeben von duftenden Blumenbeeten; die Terrasse von Schlingpflanzen umrankt und voll mit Rosen; eine helle, luftige Treppe, belegt mit kostbaren Teppichen, zu beiden Seiten seltene Blumen in chinesischen Vasen. Besonders fielen ihm auf den Fensterbrettern Sträube zarter weißer Narzissen in Glasgefäßen auf, die sich auf ihren saftig-grünen dicken, langen Stengeln wiegten und aromatischen Duft verbreiteten. Er wollte gar nicht von ihnen weggehen, stieg aber trotzdem die Treppe hinauf und kam in einen großen, hohen Saal, wo auch an den Fenstern, neben der geöffneten Tür zur Terrasse, überall Blumen standen. Der Fußboden war mit duftendem Grase bestreut, die Fenster standen offen, die frische, leichte, kühle Luft drang herein, die Vögel zwitscherten; in der Mitte des Saales stand auf einem mit weißem Atlas bedeckten Tische ein Sarg. Der Sarg war mit weißer Seide ausgeschlagen und von Blumengirlanden umwunden. In Blumen gebettet lag darin ein Mädchen in einem weißen Tüllkleide, das die wie aus Marmor gemeißelten Hände gegen die Brust preßte. Aber seine gelösten hellblonden Haare waren naß. Ein Kranz von Rosen umwand seine Stirn. Das strenge, schon erstarrte Profil seines Gesichts war auch wie aus Marmor gemeißelt, das Lächeln auf seinen blassen Lippen war voll eines unkindlichen, unendlichen Grams, voll tiefer Klage. Swidrigailow kannte dieses Mädchen; kein Heiligenbild, keine brennenden Kerzen standen an diesem Sarge, auch hörte man

keine Gebete. Dieses Mädchen war eine Selbstmörderin, es hatte sich ertränkt. Es war erst vierzehn Jahre alt, aber sein Herz war schon gebrochen; es hatte sich umgebracht wegen Schändung, die dieses junge, kindliche Bewußtsein mit Schrecken und Staunen erfüllt, diese engelreine Seele mit unverdienter Schmach überflutet und ihm einen letzten Schrei der Verzweiflung abgerungen hatte, der frech verhöhnt wurde, in finsterner Nacht, in Kälte, in feuchtem Tauwetter, als der Wind heulte. –

Swidrigailow kam zu sich, stand auf und trat ans Fenster. Er tastete nach dem Riegel und öffnete es. Der Wind fuhr wie besessen in das enge Gemach und überschüttete ihm wie mit eisigem Reif das Gesicht und die nur mit dem Hemd bedeckte Brust. Unter dem Fenster schien wirklich ein Garten zu sein, und zwar ein Vergnügungsgarten; tagsüber war hier wohl auch ein Sängchor, und es wurde Tee verabreicht. Jetzt aber flogen Regenspritzer von den Bäumen und Sträuchern zum Fenster herein, und es war so finster, daß man kaum einige dunkle Flecke unterscheiden konnte, die Gegenstände andeuteten. Swidrigailow schaute, sich mit den Ellbogen aufs Fensterbrett stützend, schon fünf Minuten unverwandt in die Nacht hinaus. Im Dunkel ertönte ein Kanonenschuß, gleich darauf ein zweiter.

Aha, ein Signal! Das Wasser steigt! dachte er. Gegen Morgen wird es die tiefergelegenen Straßen überfluten, in die Keller dringen, die Kellerratten herausschwemmen, und mitten in Regen und Wind werden nasse schimpfende Menschen ihren Plunder in die oberen Stockwerke schleppen. Wie spät mag es sein? – Und kaum hatte er das gedacht, als aus der Nähe eine Wanduhr, rasselnd und wie in drängender Eile, drei schlug. – Aha, in einer Stunde wird es dämmern. Worauf soll ich warten? Ich werde gleich von hier aus in den Petrowskij-Park gehen, dort suche ich mir einen so großen, regennassen Strauch aus, daß einem schon beim bloßen Berühren mit der Schulter Millionen Spritzer über den Kopf rieseln. Er schloß das Fenster, zündete die Kerze an, zog Rock und Mantel an, setzte den Hut auf und trat mit der Kerze auf den Gang hinaus, um den zerlumpten Kerl zu suchen, der irgendwo in einer Kammer zwischen Gerümpel und Lichtstümpfen schlief; er wollte das

Zimmer bezahlen und das Gasthaus verlassen. Es ist der passendste Augenblick, man könnte keinen besseren wählen! – Er schritt den schmalen endlosen Gang entlang, ohne jemand zu finden, und wollte schon laut rufen, als er in einer dunklen Ecke zwischen einem alten Schrank und einer Tür einen seltsamen Gegenstand, anscheinend etwas Lebendiges, bemerkte. Er beugte sich mit der Kerze darüber und sah ein Kind, ein kleines Mädchen, nicht älter als fünf Jahre, in einem durchnässten Kleidchen; das Kind zitterte und weinte. Es schien vor Swidrigailow nicht zu erschrecken, sondern blickte ihn scheu und erstaunt mit seinen großen schwarzen Äuglein an, bisweilen aufschluchzend, wie Kinder, die lange geweint und sich schon getröstet haben, noch einmal aufschluchzen. Das Gesichtchen der Kleinen war blaß und abgezehrt; sie war vor Kälte erstarrt. Aber wie war sie hierhergeraten? Sie hatte sich offenbar versteckt und die ganze Nacht hier geschlafen. Swidrigailow begann das Kind auszufragen. Es wurde plötzlich lebhaft und fing an, ihm in seiner Kindersprache etwas vorzuplappern: da war etwas von Mama, und Mama wird schlagen, und von einer zerbrochenen Tasse. Das Mädchen redete ohne Unterlaß; aus allen seinen Worten ließ sich entnehmen, daß es ein vernachlässigtes Kind war, daß die Mutter, eine ewig betrunkene Köchin, wahrscheinlich dieses Gasthauses, es verprügelt und erschreckt hatte; daß die Kleine eine von Mamas Tassen zerschlagen und sich darüber so entsetzt hatte, daß sie gestern abend davongelaufen war. Wahrscheinlich hatte sie sich lange auf dem Hof im Regen versteckt, war endlich hier hereingeschlüpft, hatte die ganze Nacht in der Ecke neben dem Schrank gehockt, weinend und zitternd vor Nässe und Dunkel und vor Angst, daß sie wieder Schläge bekommen würde. Swidrigailow nahm das Kind auf den Arm, brachte es in sein Zimmer, setzte es auf das Bett und begann es auszukleiden. Die durchlöcherten Schuhe auf den bloßen Füßen waren so naß, als hätten sie die ganze Nacht in einer Pfütze gelegen. Nachdem er das Kind ausgekleidet hatte, legte er es ins Bett und wickelte es bis zum Kopf in die Decke. Es schlief sofort ein. Swidrigailow verfiel wieder in düstere Gedanken. Worauf habe ich mich jetzt wieder eingelassen! dachte er plötzlich mit schwerem, zornigem Gefühl. Was ist das für ein

Unsinn! – Ärgerlich nahm er die Kerze und ging, um den Kerl um jeden Preis zu finden und möglichst schnell hier fortzukommen. – Ach, das Kind! dachte er mit einem Fluch; er hatte schon die Tür geöffnet, kehrte aber noch einmal zurück, um zu sehen, ob es schlief und wie es schlief. Er hob vorsichtig die Decke ein wenig an; die Kleine schlief sanft und selig. Sie war warm geworden unter der Decke, und ihre blassen Wangen hatten sich gerötet. Aber seltsam: diese Röte war viel greller und stärker als die gewöhnliche kindliche Gesichtsfarbe. – Das ist Fieberröte, dachte Swidrigailow, das ist Röte wie von Wein, als hätte man ihr ein ganzes Glas zu trinken gegeben. Ihre purpurnen Lippen brennen, glühen; aber was ist das? Es schien ihm plötzlich, als zuckten und zwinkerten ihre langen schwarzen Wimpern, als höben sie sich und als blitze darunter ein scharfes, schlaues, ganz unkindlich zwinkerndes Äuglein, als wenn das Mädchen sich nur den Anschein gäbe, zu schlafen. Ja, so war es auch: seine Lippen öffneten sich zu einem Lächeln, die Mundwinkel zuckten, wollten das Lächeln unterdrücken. Nun aber hörte die Kleine auf, an sich zu halten, das war schon ein Lachen, ein offenkundiges Lachen; etwas Freches, Herausforderndes lag in diesem gar nicht kindlichen Gesicht, das war Laster, das war das freche Gesicht einer Dirne. Da öffneten sich die Augen, ohne sich noch zu verstellen, umfingen ihn mit einem feurigen schamlosen Blick; sie lockten, lachten. Etwas unbeschreiblich Gemeines, Beleidigendes lag in diesem Lachen, in diesen Augen, in dieser ganzen Scheußlichkeit im Gesicht des Kindes. „Wie, eine Fünfjährige!“ flüsterte Swidrigailow mit richtigem Entsetzen. „Was bedeutet das?“ Aber da wandte sie sich ganz zu ihm, mit glühendem Gesicht, streckte die Arme aus. „Ach, du Verfluchte!“ schrie Swidrigailow voll Entsetzen, hob die Hand gegen sie. Aber im selben Augenblick erwachte er. Er lag auf demselben Bett, in die Decke gewickelt, die Kerze brannte und durch das Fenster schimmerte schon das Tageslicht.

Die ganze Nacht hindurch Alpdrücken! Er richtete sich zornig auf und fühlte sich wie zerschlagen; seine Knochen schmerzten. Draußen lag dichter Nebel, man konnte nichts sehen. Es war bald fünf. – Verschlafen! – Er stand auf, zog Rock und

Mantel an, die noch feucht waren. Dann tastete er nach dem Revolver in der Tasche und probierte das Schloß. Er setzte sich, nahm sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb auf die erste, am meisten in die Augen fallende Seite einige Zeilen mit großer Schrift. Nachdem er sie durchgelesen hatte, stützte er die Ellbogen auf den Tisch und überlegte eine Weile. Der Revolver und das Notizbuch lagen neben ihm. Einige Fliegen sammelten sich um das unberührte Kalbfleisch auf dem Tisch. Er schaute lange auf sie und versuchte eine mit der Hand zu haschen. Lange mühte er sich, konnte sie aber nicht fangen. Als er sich endlich bei dieser interessanten Beschäftigung ertappte, fuhr er auf, erhob sich und ging entschlossen aus dem Zimmer. Nach einer Minute war er auf der Straße.

Ein dichter milchiger Nebel lag über der Stadt. Swidrigailow ging auf dem schlüpfrigen, schmutzigen Holzpflaster in der Richtung des Newaarms. Er sah in Gedanken das während der Nacht hochgestiegene Wasser des Newaarms, die Petrowskij-Insel, nasse Wege, das nasse Gras, triefende Bäume und Sträucher und schließlich jenen Strauch. Verdrießlich betrachtete er die Häuser, um auf andere Gedanken zu kommen. Weder Fußgänger noch eine Droschke begegneten ihm auf der Straße. Trübe und schmutzig sahen die grellgelben Holzhäuschen mit den geschlossenen Fensterläden aus. Kälte und Feuchtigkeit durchdrängen seinen Körper, und er begann zu frieren. Von Zeit zu Zeit fiel sein Auge auf die Schilder der Krämer und Gemüsehändler, und er las sie aufmerksam durch. Da war schon das Holzpflaster zu Ende. Er kam zu einem großen steinernen Hause. Ein schmutziger zitternder Hund mit eingekniffenem Schwanz lief ihm in den Weg. Ein Betrunkener in einem Mantel lag mit dem Gesicht zur Erde quer auf dem Fußsteig. Swidrigailow warf einen Blick auf ihn und ging weiter. Ein hoher Turm tauchte links auf.

Bah! dachte er, das ist ja auch ein Platz, wozu erst in den Petrowskij-Park gehen? Da habe ich wenigstens einen offiziellen Zeugen. –

Er hätte beinahe gelächelt bei diesem Gedanken und bog in die X.-Straße ein. Dort lag das große Haus mit dem Wachturm. Bei dem großen verschlossenen Tor stand, mit der Schulter daran gelehnt, ein kleiner Mann in einem Soldaten-

mantel und einem Achilleshelm aus Messing. Mit verschlafenem, kaltem Blick sah er den herankommenden Swidrigailow von der Seite an. Sein Gesicht hatte jenen mürrischen Ausdruck uralten Grames, der sich ausnahmslos auf allen Gesichtern des jüdischen Stammes findet. Beide, Swidrigailow und der Achilles, betrachteten sich schweigend eine Weile. Diesem erschien es schließlich nicht in der Ordnung, daß ein Mensch, der nicht betrunken war, drei Schritte vor ihm stand und ihn schweigend musterte.

„Was sucht Ihr hier?“ fragte er, ohne sich zu bewegen oder seine Lage zu verändern.

„Gar nichts, Bruder, guten Morgen!“ antwortete Swidrigailow.

„Hier ist nicht der Ort, stehenzubleiben.“

„Ich reise in fremde Länder.“

„In fremde Länder?“

„Nach Amerika.“

„Nach Amerika?“

Swidrigailow zog den Revolver hervor und spannte den Hahn. Der Behelmte hob ein wenig die Augenbrauen.

„Hier ist nicht der Platz für solche Späße!“

„Warum denn nicht?“

„Weil hier nicht der Platz ist.“

„Na, Bruder, das ist egal. Der Platz hier ist sehr geeignet. Wenn man dich fragt, so sage, ich sei nach Amerika gereist.“ Er setzte den Revolver an seine rechte Schläfe.

„Nein, das geht nicht, hier ist nicht der Platz dafür!“ fuhr der Achilles auf, mit immer größer werdenden Pupillen.

Swidrigailow drückte ab.

VII

Am Abend desselben Tages, gegen sieben Uhr, näherte sich Raskolnikow der Wohnung seiner Mutter und Schwester – der Wohnung im Hause Bakalejew, wo Rasumichin sie untergebracht hatte. Von der Straße trat man unmittelbar ins Treppenhaus. Raskolnikow schritt zögernd und immer noch schwankend, ob er hinaufgehen sollte oder nicht; er wäre aber auf keinen Fall umgekehrt, sein Entschluß war gefaßt.

Es ist ja einerlei, sie haben ja noch keine Ahnung, dachte er, und sie kennen mich ja als Sonderling. –

Seine Kleidung war fürchterlich: schmutzig, zerrissen, zerknittert; er war die ganze Nacht im Regen umhergelaufen. Sein Gesicht war ganz entstellt durch Abspannung, körperliche Ermattung, Unwetter und durch den beinahe vierundzwanzigstündigen Kampf mit sich selber. Die ganze Nacht hatte er, Gott weiß wo, allein verbracht. Aber der Entschluß war wenigstens gefaßt.

Er klopfte an die Tür; die Mutter öffnete ihm. Dunja war nicht zu Hause, auch die Magd war ausgegangen. Pulcheria Alexandrowna war zuerst ganz sprachlos vor freudigem Erstaunen, dann ergriff sie ihn bei der Hand und zog ihn ins Zimmer.

„Ach, da bist du ja“, rief sie, vor Freude stotternd. „Sei nicht böse, Rodja, daß ich dich so dumm mit Tränen empfangen, ich lache ja, ich weine nicht. Denkst du, daß ich weine? Nein, ich freue mich, ich habe nur diese dumme Angewohnheit, daß mir die Tränen kommen. Seit dem Tode deines Vaters muß ich über alles weinen. Setze dich, Liebling, ich sehe, du bist müde. Oh, wie du dich beschmutzt hast!“

„Ich bin gestern im Regen gewesen, Mamachen“, sagte Ras-kolnikow.

„Nein, o nein“, fiel Pulcheria Alexandrowna ihm ins Wort, „denke nicht, daß ich dich ausfragen will, nach meiner gewohnten Weiberart, hab keine Angst. Ich verstehe ja alles, ich verstehe alles. Jetzt kenne ich mich hier schon aus und sehe, daß es so klüger ist. Ich habe mir ein für allemal gesagt: Wie kann ich deine Ideen begreifen und Rechenschaft von dir verlangen? Gott weiß, was für Gedanken und Pläne du im Kopf hast! Soll ich da immer fragen? Was denkst du! Ach, Gott, was renne ich herum wie eine Verrückte! Ach, Rodja, ich habe deinen Artikel in der Zeitschrift schon dreimal gelesen, Dmitrij Prokofjitsch hat ihn uns gebracht. Da habe ich gemerkt, was für eine Närrin ich bin: also damit beschäftigt er sich, das ist die Lösung des Rätsels! Gelehrte sind immer so. Er hat vielleicht neue Gedanken im Kopf, er überdenkt sie, und ich störe und quäle ihn. Ich lese den Artikel und verstehe natürlich vieles nicht; aber wie sollte ich auch?“

„Zeigt ihn mir, Mamachen.“

Raskolnikow nahm die Zeitschrift und blickte flüchtig auf seinen Artikel. Wie sehr dieser auch seinem Zustande und seiner Lage widersprach, empfand er doch jenes sonderbare und prickelnd-süße Gefühl, das jeden Schriftsteller überkommt, der sich zum erstenmal gedruckt sieht; dazu machten sich auch seine dreiundzwanzig Jahre geltend. Es dauerte aber nur einen Augenblick. Nachdem er einige Zeilen gelesen hatte, runzelte er die Stirn, und ein furchtbarer Schmerz preßte ihm das Herz zusammen. Die ganzen Seelenkämpfe der letzten Monate kamen ihm plötzlich in Erinnerung. Mit Abscheu und Ärger warf er das Blatt auf den Tisch.

„Weißt du, Rodja, so dumm ich auch bin, kann ich doch beurteilen, daß du sehr bald einer der Ersten, wenn nicht der Erste in unserer Gelehrtenwelt sein wirst. Und sie wagten, von dir zu denken, daß du den Verstand verloren hast! Haha! Du weißt es nicht, aber sie haben es gedacht. Wie kann dieses Gewürm auch begreifen, was Verstand ist! Und Dunja auch, Dunja hat es auch geglaubt, wie findest du das? Dein seliger Vater hat zweimal Sachen an Zeitschriften geschickt, einmal eine Geschichte – ich hatte gebeten, sie abschreiben zu dürfen –, und wie sehr wir auch zu Gott gebetet haben, daß man sie nimmt, man hat sie nicht genommen. Wie habe ich mich noch vor sechs, sieben Tagen darum gegrämt, wie du lebst, was du ißt und wegen deiner Kleidung! Aber jetzt sehe ich, daß ich dumm war, denn wenn du willst, kannst du dir alles verschaffen durch Verstand und Talent. Du willst es nur vorläufig nicht, weil du mit wichtigeren Dingen beschäftigt bist. . .“

„Ist Dunja nicht daheim, Mama?“

„Nein, Rodja. Sie ist sehr oft fort. Dmitrij Prokofjitsch, der Gute, kommt mit mir plaudern und spricht immer von dir. Er liebt und verehrt dich. Deine Schwester ist ja nicht gerade unehrerbietig gegen mich; ich beklage mich auch nicht. Sie hat ihren Charakter und ich den meinen. Sie hat neuerdings irgendwelche Geheimnisse. Ich habe keinerlei Geheimnisse vor euch. Ich bin natürlich fest überzeugt, daß Dunja sehr klug ist, und außerdem liebt sie auch dich und mich. – Aber ich weiß nicht, wohin das alles führen wird. Jetzt hast du mich so glücklich gemacht, Rodja, daß du hergekommen bist, und sie ist nicht da. Wenn sie kommt, werde ich ihr sagen: Wäh-

rend deiner Abwesenheit war der Bruder da, und wo hast du die Zeit verbracht? Verwöhne mich nur nicht zu sehr, Rodja; wenn du Zeit hast, komm, wenn nicht, dann ist nichts zu machen, ich werde warten. Ich weiß ja, daß du mich liebst, und das genügt mir. Ich werde deine Schriften lesen, durch andere von dir hören, und ab und an kommst du selber mich besuchen, was brauche ich mehr! Du bist ja auch jetzt gekommen, um mir eine Freude zu machen, ich sehe doch...“ Hier fing sie plötzlich an zu weinen.

„Ach, ich bin wieder närrisch! Kehre dich nicht daran. Ach, Gott, was sitze ich da!“ rief sie und sprang auf. „Ich habe doch Kaffee und biete dir keinen an! Da sieht man, was Alters-egoismus heißt! Gleich, gleich!“

„Maminka, laßt, ich gehe gleich fort, dazu bin ich nicht gekommen. Hört mich bitte an.“

Pulcheria Alexandrowna trat schüchtern zu ihm hin.

„Maminka, was mit mir auch geschehen mag, was Ihr auch über mich hören mögt, was man auch über mich sagen mag, werdet Ihr mich lieben wie jetzt?“ fragte er plötzlich aus vollem Herzen, ohne seine Worte zu überlegen und abzuwägen.

„Rodja, Rodja, was ist dir? Wie kannst du nur so fragen? Wer soll mir denn etwas über dich sagen? Ich werde auch niemand glauben, wer auch kommen mag, ich werde ihn einfach davonjagen.“

„Ich bin gekommen, um Euch zu versichern, daß ich Euch immer geliebt habe, und bin froh, daß wir allein sind, sogar froh, daß Dunja nicht da ist“, fuhr er in derselben Aufwallung fort. „Ich bin gekommen, Euch offen zu sagen, daß Ihr, wenn Ihr auch unglücklich sein werdet, doch wissen sollt, daß Euer Sohn Euch mehr liebt als sich selber und daß alles, was Ihr von mir gedacht habt, daß ich hartherzig bin und Euch nicht liebe, nicht wahr ist. Ich werde niemals aufhören, Euch zu lieben. – Nun genug; es schien mir, daß ich das sagen und damit beginnen müßte...“

Pulcheria Alexandrowna umarmte ihn schweigend, drückte ihn an ihre Brust und weinte.

„Was ist dir nur, Rodja? Ich verstehe dich nicht“, sagte sie endlich. „Ich dachte die ganze Zeit, wir belästigten dich, aber

jetzt sehe ich an allem, daß dir ein großes Leid bevorsteht und daß du dich darüber grämst. Das ahne ich schon lange, Rodja, verzeih, daß ich es ausspreche. Immer denke ich daran und kann die Nächte nicht schlafen. Diese letzte Nacht hat auch die Schwester fortwährend phantasiert und immer von dir geredet. Ich habe einiges gehört, aber nichts begriffen. Den ganzen Morgen ging sie wie ein Verurteilter vor der Hinrichtung herum, wartete immer auf etwas, hatte Ahnungen – und jetzt ist es da! Rodja, Rodja, wohin willst du? Willst du fortreisen?“

„Ja.“

„Das dachte ich mir! Ich könnte mit dir gehen, falls du mich brauchen solltest. Und Dunja auch; sie liebt dich, liebt dich sehr; und Sofja Semjonowna soll meinetwegen auch mit uns gehen, wenn es nötig ist. Ich will sie gern sogar als Tochter aufnehmen. Dmitrij Prokofjitsch wird uns bei allem behilflich sein. Aber wohin reist du?“

„Lebt wohl, Maminka.“

„Was, schon heute?“ rief sie, als verliere sie ihn für immer.

„Ich kann nicht länger bleiben. Es ist Zeit, ich muß. . .“

„Und ich kann nicht mit?“

„Nein, aber kniet nieder und betet für mich. Euer Gebet wird vielleicht erhört werden.“

„Ja, laß mich dich bekreuzigen und dich segnen. So, so. O Gott, was tun wir da!“

Ja, er war froh, sehr froh, daß niemand da war und er mit der Mutter allein sein konnte. In dieser furchtbaren Zeit war sein Herz auf einmal weich geworden. Er fiel vor ihr auf die Knie, küßte ihre Füße, und eng umarmt weinten sie beide. Und sie war nicht erstaunt und fragte ihn diesmal nicht aus. Sie hatte schon längst begriffen, daß mit dem Sohn etwas Furchtbares vor sich ging und daß jetzt ein schrecklicher Augenblick für ihn gekommen war.

„Rodja, liebster Rodja, mein Erstgeborener“, sagte sie schluchzend, „jetzt bist du ebenso wie damals, als du klein warst: so kamst du zu mir, umarmtest und küßtest mich ebenso; als wir noch mit dem Vater lebten und Not litten, da war es uns schon ein Trost, dich zu haben; und als wir den Vater begraben hatten, da haben wir so oft, umarmt wie jetzt, auf seinem Grabe geweint. Und daß ich schon lange um dich

weine, kommt daher, daß ein Mutterherz das Unglück voraus-ahnt. Als ich dich das erstemal sah, damals am Abend – erinnerst du dich? – gleich nach unserer Ankunft, da habe ich an deinem Blick alles, alles erraten, und das Herz zog sich mir zusammen. Und als ich dir heute die Tür öffnete, sagte ich mir: Nun ist wohl die Schicksalsstunde gekommen. Rodja, Rodja, du fährst doch nicht gleich?“

„Nein.“

„Wirst du noch mal kommen?“

„Ja – ich werde noch mal kommen.“

„Rodja, sei mir nicht böse, ich darf dich nicht ausfragen, ich weiß es, aber sage mir doch noch eins. Fährst du weit fort?“

„Sehr weit.“

„Ist es wegen einer Stellung? Ist es für deine Laufbahn?“

„Was Gott gibt . . . Betet für mich . . .“

Raskolnikow wandte sich zur Tür, doch sie klammerte sich an ihn und blickte ihm flehentlich in die Augen. Ihr Gesicht war von Entsetzen entstellt.

„Genug, Mamachen“, sagte Raskolnikow und bereute es tief, daß er auf den Gedanken gekommen war, die Mutter aufzusuchen.

„Nicht für immer? Es ist doch nicht für immer? Du wirst doch morgen kommen, morgen?“

„Ich werde kommen. Lebt wohl.“

Er riß sich endlich los.

Der Abend war frisch, warm und klar, es hatte sich schon am Morgen aufgeklärt. Raskolnikow ging in seine Wohnung und hatte es eilig. Er wollte bis Sonnenuntergang mit allem fertig sein. Bis dahin wollte er niemandem begegnen. Beim Hinaufsteigen in seine Kammer bemerkte er, daß Nastasja sich vom Samowar abwandte, ihn aufmerksam beobachtete und mit den Augen verfolgte. – Ob wohl schon jemand bei mir ist? dachte er. Er erinnerte sich mit Abscheu an Porfirij. Als er aber oben angekommen war und seine Tür öffnete, fand er Dunja vor. Sie saß ganz allein, tief in Gedanken, und schien schon lange auf ihn gewartet zu haben. Er blieb auf der Schwelle stehen. Sie stand erschrocken vom Sofa auf; ihr starr auf ihn gerichteter Blick drückte Entsetzen und unsagbares Leid aus. Schon dieser Blick sagte ihm, daß sie alles wußte.

„Soll ich zu dir hereinkommen oder fortgehen?“ fragte er unsicher.

„Ich habe den ganzen Tag bei Sofja Semjonowna gesessen, wir haben beide auf dich gewartet. Wir dachten sicher, du würdest kommen.“

Raskolnikow trat ins Zimmer und sank erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich fühle mich schwach, Dunja, bin sehr müde, und doch möchte ich mich in diesem Augenblick ganz in der Hand haben.“

Er blickte sie noch immer unsicher an.

„Wo warst du die ganze Nacht?“

„Ich entsinne mich nicht recht. Siehst du, Schwester, ich wollte mich endgültig entschließen und bin viele Male an die Newa gegangen. Dessen erinnere ich mich. Ich wollte dort ein Ende machen, aber – ich konnte mich nicht entschließen“, flüsterte er, wieder einen unsicheren Blick auf Dunja werfend.

„Gott sei Dank! Davor haben wir uns ja gefürchtet, ich und Sofja Semjonowna. Du glaubst also noch ans Leben. Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

Raskolnikow lächelte bitter.

„Ich glaubte nicht mehr daran, habe aber soeben die Mutter umarmt und mit ihr zusammen geweint. Ich bin nicht gläubig, habe sie aber gebeten, für mich zu beten. Wer weiß, wie das zugeht, Dunja, ich kenne mich da nicht aus.“

„Du bist bei der Mutter gewesen? Du hast es ihr gesagt?“ rief Dunja entsetzt. „Ist es möglich, daß du dich entschlossen hast, es ihr zu sagen?“

„Nein, ich habe ihr nichts gesagt mit Worten, aber sie hat vieles verstanden. Sie hat dich in der Nacht phantasieren hören. Ich bin überzeugt, daß sie schon die Hälfte weiß. Es war vielleicht nicht richtig, daß ich zu ihr ging. Ich weiß selber nicht, warum ich überhaupt hingegangen bin. Ich bin ein gemeiner Mensch, Dunja.“

„Ein gemeiner Mensch, und bist bereit, das Leiden auf dich zu nehmen! Du wirst doch gehen?“

„Ja, ich gehe jetzt gleich. Um dieser Schande zu entgehen, wollte ich mich ertränken, aber ich dachte, als ich schon am Wasser stand: Wenn ich mich bisher für stark gehalten habe, so

darf ich mich auch jetzt nicht vor der Schande fürchten. Das ist mein Stolz, Dunja.“

„Ja, das ist Stolz.“

Es war, als leuchte ein Feuer in seinen erloschenen Augen auf; es schien ihm angenehm zu sein, daß er noch seinen Stolz hatte.

„Und du glaubst nicht, Schwester, daß ich mich einfach vor dem Wasser gefürchtet habe?“ fragte er, ihr mit gräßlichem Spott in die Augen blickend.

„Hör auf, Rodja!“ rief sie schmerzlich.

Sie schwiegen einige Minuten. Er saß und starrte zu Boden. Dunja stand am anderen Ende des Tisches und sah ihn gequält an. Plötzlich erhob er sich.

„Es ist schon spät, höchste Zeit! Ich gehe jetzt meine Anzeige machen, doch weiß ich nicht, warum ich es tun soll.“

Große Tränen rannen über ihr Gesicht.

„Du weinst, Schwester, kannst du mir noch die Hand reichen?“

„Du zweifelst daran?“ Sie umarmte ihn fest. „Sühnst du nicht schon zur Hälfte dein Verbrechen, indem du das Leiden auf dich nimmst?“ rief sie aus, ihn in ihren Armen haltend und küssend.

„Verbrechen? Welches Verbrechen?“ schrie er plötzlich wie in Raserei. „Daß ich eine widerliche, schädliche Laus, eine alte Wucherin, die niemand brauchte, getötet habe, eine, für deren Ermordung man Vergebung für vierzig Sünden erlangen wird, die den Armen den Lebenssaft aussog – und das soll ein Verbrechen sein? Ich denke gar nicht daran, und es fällt mir nicht ein, es zu sühnen. Immer hält man mir vor: ‚Verbrechen, Verbrechen!‘ Erst jetzt sehe ich klar die ganze Sinnlosigkeit meines Kleinmuts, jetzt, da ich mich entschlossen habe, diese unnötige Schande auf mich zu nehmen. Einfach aus Gemeinheit und Talentlosigkeit habe ich mich dazu entschlossen, und dann vielleicht auch des Vorteils wegen, wie – dieser – Porfirij vorschlug!“

„Bruder, was redest du! Du hast doch Blut vergossen!“ rief Dunja in Verzweiflung.

„Das alle vergießen“, fiel er ihr ganz außer sich ins Wort, „das in der Welt fließt und immer fließen wird, wie ein Wasserfall, das wie Champagner vergossen wird und wofür man auf dem

Kapitol gekrönt wird als Wohltäter der Menschheit. Schau dich nur aufmerksam um! Ich wollte ja selber den Menschen Gutes tun, und hätte Hunderte, Tausende guter Werke vollbracht für diese eine Dummheit, die so gar keine Dummheit, sondern nur eine Ungeschicklichkeit war, denn der Gedanke war an sich gar nicht so dumm, wie er jetzt beim Mißlingen erscheint – bei einem Mißerfolg erscheint alles dumm. Mit dieser Dummheit wollte ich nur in die Lage kommen, den ersten Schritt zu tun, die Mittel zu erlangen, und später wäre sie durch einen unermesslichen Nutzen wiedergutmacht worden. Ich aber habe auch den ersten Schritt nicht tun können, weil ich ein Elender bin! Darin liegt die ganze Sache! Und doch werde ich mich nicht zu eurer Ansicht bekehren. Wäre es mir gelungen, hätte man mich gekrönt, und jetzt heißt es: ins Fangeisen!“

„Aber das ist es ja nicht! Bruder, was redest du!“

„Aha, nicht die richtige Form, keine ästhetisch schöne Form! Nun, ich begreife nicht, warum es ehrenwerter ist, bei einer richtigen Belagerung auf Menschen Bomben zu schmeißen! Die Furcht, gegen die Ästhetik zu verstoßen, ist das erste Zeichen der Schwäche! Noch niemals habe ich das klarer begriffen als jetzt, und weniger denn je sehe ich ein, daß meine Tat ein Verbrechen war! Niemals war ich stärker überzeugt als jetzt!“

Sein blasses und abgezehrtes Gesicht hatte sich sogar gerötet. Bei den letzten Worten aber war er zufällig Dunjas Blick begegnet, und er las in ihren Augen einen so unendlichen Schmerz um ihn, daß er unwillkürlich zu sich kam. Er fühlte, daß er diese zwei armen Frauen unglücklich gemacht hatte. Er war doch die Ursache. . .

„Dunja, Liebste, wenn ich schuldig bin, so vergib mir, obwohl man mir nicht vergeben kann, wenn ich schuldig bin. Leb wohl! Wir wollen nicht streiten. Es ist höchste Zeit. Ich flehe dich an, folge mir nicht, ich habe noch einen Gang. Gehe jetzt zur Mutter und setze dich zu ihr. Ich flehe dich an. Das ist meine letzte und größte Bitte an dich. Laß sie keinen Augenblick allein. Ich habe sie in einer Unruhe zurückgelassen, die sie kaum ertragen wird; sie wird entweder sterben oder den Verstand verlieren. Bleibe bei ihr. Rasumichin wird euch beistehen, ich habe es ihm gesagt. Weine nicht um mich, ich werde mich

bemühen, mein ganzes Leben tapfer und ehrlich zu sein, wenn ich auch ein Mörder bin. Vielleicht wirst du einmal meinen Namen hören. Ich werde euch keine Schande machen, du wirst sehen, ich werde noch beweisen. . . Nun, vorläufig auf Wiedersehen“, schloß er hastig, da er bei seinen letzten Worten und Versprechungen wieder einen sonderbaren Ausdruck in Dunjas Augen sah. „Warum weinst du so sehr? Weine nicht, wir trennen uns ja nicht für ewig. Ach ja, warte, ich habe noch etwas vergessen!“

Er ging zum Tisch, ergriff ein dickes, verstaubtes Buch, schlug es auf und nahm ein kleines Aquarellporträt auf Elfenbein heraus, das zwischen den Blättern lag. Es war das Bildnis der Tochter seiner Wirtin, seiner ehemaligen Braut, die am Fieber gestorben war, desselben seltsamen jungen Mädchens, das ins Kloster gehen wollte. Er blickte aufmerksam auf das ausdrucksvolle, kränkliche Gesicht, küßte das Bild und übergab es Dunja. „Mit ihr habe ich viel und auch über all das gesprochen, mit ihr allein“, sagte er gedankenvoll. „Ihr habe ich vieles anvertraut, was sich später so gräßlich verwirklicht hat. Sei unbesorgt“, wandte er sich an Dunja, „sie war ebensowenig mit mir einverstanden wie du, und ich bin froh, daß sie tot ist. Das Schlimme, das Schlimme ist, daß jetzt alles anders werden wird, ein vollständiger Umbruch“, rief er, plötzlich wieder zu seinem alten Leid zurückkehrend, „alles, alles; aber bin ich dazu vorbereitet? Will ich es denn selber? Man sagt, es sei nötig für meine Läuterung! Wozu diese sinnlose Läuterung? Wozu die Prüfungen? Werde ich nach zwanzigjähriger Zwangsarbeit in greisenhafter Schwäche etwa klarer denken als jetzt, und wozu soll ich dann überhaupt noch leben? Warum bin ich bereit, so zu leben? Oh, ich wußte, daß ich ein Elender bin, als ich heute beim Morgengrauen an der Newa stand!“

Beide gingen schließlich hinaus. Schmerzlich war es für Dunja, denn sie liebte ihn. Sie trennten sich, aber nach etwa fünfzig Schritten wandte sie sich noch einmal nach ihm um. Er war noch zu sehen. An der Ecke angekommen, wandte auch er sich um, und ihre Blicke begegneten sich ein letztes Mal; als er aber merkte, daß sie ihn länger ansah, machte er ihr ungeduldig und sogar ärgerlich mit der Hand ein Zeichen, sie solle weitergehen, und bog selber scharf um die Ecke.

Ich bin böse, ich merke es, dachte er und schämte sich gleich darauf seiner ärgerlichen Handbewegung. Aber warum lieben sie mich so, wenn ich dessen nicht wert bin! Ach, wenn ich allein wäre und niemand mich liebte und ich selber niemanden jemals geliebt hätte! Dann wäre das alles nicht geschehen! Ich wüßte gern, ob meine Seele in den nächsten fünfzehn, zwanzig Jahren wirklich so demütig sein wird, daß ich mit Ehrfurcht vor Menschen jammern und mich bei jeder Gelegenheit Räuber nennen werde. Das ist es ja! Darum schicken sie mich jetzt nach Sibirien, eben das wollen sie. Darum laufen sie sich die Hacken ab, und jeder von ihnen ist schon von Natur ein Schuft und Räuber, schlimmer als das – ein Idiot! Und wenn ich von der Strafe verschont bliebe, würden sie alle schäumen vor ehrlicher Entrüstung! Oh, wie ich sie alle hasse! –

Er dachte angestrengt darüber nach, was wohl geschehen müßte, damit er sich schließlich widerspruchslos fügte, aus Überzeugung demütigte. Warum eigentlich nicht? Natürlich, so wird es auch sein. Werden denn zwanzig Jahre ununterbrochener Knechtschaft ihn nicht endgültig zerbrechen? Steter Tropfen höhlt den Stein. Und warum dann überhaupt noch leben? Warum gehe ich jetzt, wenn ich weiß, daß alles so sein wird und nicht anders?

Er stellte sich diese Frage vielleicht schon zum hundertsten Male seit dem gestrigen Abend, aber er ging doch.

VIII

Als er bei Sonja eintrat, begann es bereits zu dämmern. Den ganzen Tag hatte Sonja ihn zusammen mit Dunja in furchtbarster Unruhe erwartet. Dunja war schon am Morgen zu ihr gekommen, der Worte Swidrigailows eingedenk, daß Sonja „davon weiß“. Wir wollen nicht im einzelnen wiedergeben, was die beiden Frauen miteinander sprachen, wie sie zusammen weinten und wieweit sie sich nähertraten. Dunja trug aus diesem Zusammensein den Trost davon, daß der Bruder nicht verlassen sein würde; zu ihr, zu Sonja, war er zuerst mit seiner Beichte gekommen; bei ihr hatte er den Menschen gesucht, als

er den Menschen brauchte; sie wird ihm auch folgen, wohin das Schicksal ihn führt. Dunja hatte nicht danach gefragt, aber sie wußte, daß es so sein würde. Sie blickte mit einer gewissen Ehrfurcht auf Sonja und hatte sie dadurch beinahe verlegen gemacht. Sonja war sogar den Tränen nahe gewesen, da sie sich für unwürdig hielt, die Augen zu Dunja zu erheben. Die liebevolle Erscheinung Dunjas, als diese sie bei ihrer ersten Begegnung in Raskolnikows Zimmer so aufmerksam und achtungsvoll grüßte, war in ihrer Seele haften geblieben als eins der schönsten Erinnerungsbilder ihres Lebens.

Dunja hielt es schließlich nicht länger aus und verließ Sonja, um den Bruder in seiner Wohnung zu erwarten; sie nahm an, daß er zuerst dahin gehen würde. Als Sonja allein geblieben war, fing sie sofort an, sich mit dem Gedanken zu quälen, daß er vielleicht wirklich Selbstmord verüben werde. Dasselbe hatte auch Dunja gefürchtet. Aber beide hatten sich den ganzen Tag gegenseitig mit allen Vernunftgründen zu überzeugen gesucht, daß es nicht sein könne, und waren während ihres Beisammenseins ruhiger gewesen. Jetzt aber, da sie sich getrennt hatten, dachten sie beide nur daran. Sonja fiel ein, wie Swidrigailow ihr gestern gesagt hatte, daß es für ihn nur zwei Möglichkeiten gibt: Sibirien oder... Sie kannte außerdem seinen Hochmut, seinen Ehrgeiz, seine Eitelkeit und seinen Unglauben.

Ist es denkbar, daß allein der Kleinmut und die Angst vor dem Tode ihn zwingen werden, weiterzuleben? dachte sie in Verzweiflung.

Unterdessen war die Sonne schon im Untergehen. Sie stand traurig am Fenster und blickte hinaus, aber aus diesem Fenster war nur die Brandmauer des Nachbarhauses zu sehen. Endlich, als sie schon vom Tode des Unglücklichen überzeugt war, trat er ins Zimmer. Ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust; als sie ihn aber genauer betrachtete, erbleichte sie plötzlich.

„Nun ja, Sonja“, sagte er lächelnd, „ich komme dein Kreuz holen. Du selber hast mich auf den Kreuzweg geschickt, und jetzt, da es soweit ist, hast du Angst bekommen?“

Sonja sah ihn verwundert an. Der Ton seiner Rede befremdete sie; ein kaltes Zittern ging über ihren Körper, aber bald erkannte sie, daß dieser Ton und diese Worte unecht waren. Er

schaute auch beim Sprechen zur Seite, als wollte er ihren Blick meiden.

„Siehst du, Sonja, ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es vielleicht vorteilhafter sein wird: hier ist ein Umstand... Ach, was soll man da lange reden! Weißt du, was mich ärgert? Es ist mir widerlich, daß alle diese dummen, tierischen Fratzen mich umringen, mich mit ihren Glotzaugen anstarren, mir dumme Fragen stellen werden, die ich beantworten muß; mit Fingern werden sie auf mich zeigen, pfui! Übrigens gehe ich nicht zu Porfirij, er hängt mir zum Halse heraus. Ich werde lieber zu meinem Freunde Schießpulver gehen, den werde ich in Erstaunen setzen, bei ihm einen Knalleffekt erzielen. Aber ich sollte kaltblütiger sein, bin in der letzten Zeit so gallig geworden. Glaubst du, ich habe der Schwester soeben beinahe mit der Faust gedroht, weil sie sich nach mir umschaute, um mich noch ein letztes Mal zu sehen. Ein schweinischer Zustand! So weit bin ich gekommen! Nun, wo ist das Kreuz?“

Er war ganz aus dem Häuschen. Er konnte nicht einmal ruhig auf einer Stelle stehen, konnte seine Aufmerksamkeit nicht auf einen Gegenstand konzentrieren; seine Gedanken jagten einander, er redete irre, seine Hände zitterten.

Sonja nahm schweigend zwei Kreuze aus einer Schachtel, ein kupfernes und eins aus Zypressenholz, bekreuzigte sich, bekreuzigte ihn und hängte das Kreuz aus Zypressenholz um seinen Hals.

„Das ist also das Symbol dafür, daß ich das Kreuz auf mich nehme, haha! Als wenn ich bis jetzt nicht genug gelitten hätte! Ein Kreuz aus Zypressenholz, wie es das Volk trägt; und das kupferne, das Lisaweta gehörte, nimmst du – zeig her! Sie hat es getragen? Aber damals nicht mehr. Ich erinnere mich an zwei ähnliche Kreuze aus Silber und ein Heiligenbild. Ich warf sie damals der Alten auf die Brust. Die müßte ich jetzt anlegen. Übrigens rede ich Unsinn und vergesse das Wesentliche, bin ganz zerstreut. Siehst du, Sonja, ich bin eigentlich gekommen, um dir zu sagen, daß es soweit ist. Nun, das ist alles. Nur darum bin ich gekommen – hm, ich dachte übrigens, ich würde mehr sagen. Du wolltest ja selber, daß ich hingehe, so werde ich denn im Gefängnis sitzen, dein Wunsch wird in Erfüllung

gehen. Warum weinst du? Auch du? Hör auf, genug! Ach, wie mir das alles schwer ist!“

Dennoch erwachte in ihm das Gefühl, sein Herz zog sich bei ihrem Anblick schmerzlich zusammen. – Warum weint sie denn? dachte er. Was bin ich ihr? Worüber weint sie, was sorgt sie für mich, wie die Mutter und Dunja! Sie wird meine Wärterin sein!

„Bekreuzige dich, bete wenigstens einmal“, bat Sonja mit zitternder Stimme.

„Oh, bitte, soviel du willst und von ganzem Herzen, Sonja, von ganzem Herzen!“

Er wollte eigentlich etwas ganz anderes sagen.

Er bekreuzigte sich mehrere Male. Sonja nahm ein Tuch und warf es sich über den Kopf. Es war ein grünes Umschlagtuch, wahrscheinlich dasselbe, das Marmeladow damals als Familientuch erwähnt hatte. Raskolnikow kam dieser Gedanke, aber er fragte nicht danach. Er begann jetzt selber zu fühlen, daß er furchtbar zerstreut und über die Maßen aufgeregt war. Er erschrak darüber. Es überraschte ihn plötzlich, daß Sonja mit ihm gehen wollte.

„Was willst du? Wohin? Bleib hier, ich will allein gehen!“ rief er mit Verdruß und wandte sich fast böse zur Tür. „Wozu ein ganzes Gefolge?“ murmelte er im Hinausgehen.

Sonja blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Er hatte sich nicht einmal von ihr verabschiedet, hatte sie schon vergessen. Ein giftiger, aufbegehrender Zweifel stieg wieder heiß in seiner Seele auf:

Ist es auch das Richtige? dachte er von neuem, als er die Treppe hinunterstieg. Kann man es nicht doch noch vermeiden, einen anderen Ausweg finden – und nicht hingehen? –

Aber er ging dennoch. Er fühlte plötzlich endgültig, daß es keinen Zweck hatte, sich noch Fragen zu stellen. Auf der Straße fiel ihm ein, daß er sich nicht von Sonja verabschiedet hatte, daß sie mitten im Zimmer stehengeblieben war in ihrem grünen Tuche und nicht gewagt hatte, sich zu rühren bei seinem Verweis, und er blieb einen Augenblick stehen. Auf einmal durchfuhr ihn ein Gedanke, als hätte der nur gewartet, um ihn endgültig umzuwerfen.

Wozu, warum bin ich jetzt bei ihr gewesen? Ich sagte ihr: in

meiner Angelegenheit; in welcher Angelegenheit? Da ist gar keine Angelegenheit. Ihr mitzuteilen, daß ich gehe? Wozu eigentlich? Liebe ich sie etwa? Ich liebe sie doch nicht. Ich habe sie weggejagt wie einen Hund. Brauchte ich denn wirklich ihr Kreuz? Oh, wie tief bin ich gesunken! Nein, ich brauchte ihre Tränen, ihren Schreck wollte ich sehen, zuschauen, wie sie leidet und sich quält! Ich mußte mich an etwas klammern, es hinausschieben, einen Menschen sehen. Und ich habe es gewagt, auf mich zu bauen, so große Stücke auf mich zu halten, ich Bettler, ich Nichtswürdiger, ich Schuft, ich Elender! –

Er ging am Kai des Kanals entlang, er hatte es nicht mehr weit. Aber bei der Brücke blieb er stehen, bog plötzlich ab, betrat die Brücke und ging zum Heumarkt. Er schaute gierig nach rechts und nach links, betrachtete aufmerksam alle Gegenstände, aber alles entglitt ihm, ohne ihn fesseln zu können. – Nach einer Woche oder einem Monat wird man mich in einem Gefängniswagen über diese Brücke irgendwohin fahren; mit welchen Augen werde ich dann den Kanal betrachten? Ich muß sein Bild bewahren, wie ich ihn jetzt sehe! schoß es ihm durch den Kopf. Und hier das Schild, wie werde ich wohl dann diese Buchstaben lesen, nach einem Monat? Was werde ich dann empfinden und denken? Ach Gott, wie wichtig sind alle diese Sorgen! Natürlich wird es interessant sein in seiner Art – woran ich doch alles denke, haha! Ich werde kindisch, prahle vor mir selber. Pfui, wie sie sich stoßen! Dieser Dicke – wahrscheinlich ein Deutscher –, der mich gestoßen hat, weiß er, wen er gestoßen hat? Ein Weib mit einem Kinde bittelt mich an, es ist interessant, daß sie mich für glücklicher hält als sich. Soll ich ihr spaßeshalber etwas schenken? Fünf Kopeken habe ich noch in der Tasche. „Da, nimm, Mütterchen!“

„Gott behüte dich“, ertönte die weinerliche Stimme der Bettlerin.

Er ging auf den Heumarkt. Es war ihm sehr unangenehm, sich mit Menschen herumzustoßen, aber er ging gerade dorthin, wo mehr Volk zu sehen war. Er hätte alles in der Welt hergegeben, um allein zu bleiben, und fühlte doch, daß er nicht allein sein konnte. In der Menge tobte ein Betrunkener, der immer wieder Tanzversuche machte, wobei er ständig hinfiel. Er wurde umringt. Raskolnikow drängte sich durch die Menge,

betrachtete den Betrunkenen eine Weile und brach plötzlich in ein kurzes, abgerissenes Gelächter aus. Einen Augenblick später hatte er ihn schon wieder vergessen, sah ihn nicht einmal, obgleich er hinblickte. Endlich ging er weiter, ohne recht zu wissen, wo er sich befand; als er aber bis zur Mitte des Platzes gekommen war, erfaßte ihn plötzlich eine Gemütsbewegung, eine Empfindung beherrschte ihn ganz, Körper und Seele.

Sonjas Worte kamen ihm auf einmal in den Sinn: „Gehe auf einen Kreuzweg, beuge dich vor dem Volke, küsse die Erde, weil du auch vor ihr gesündigt hast, und sage laut zu aller Welt: Ich bin ein Mörder!“ Er erzitterte, als er sich daran erinnerte. Die Qual ohne Hoffnung, die Unruhe dieser ganzen Zeit und besonders der letzten Stunden hatten ihn schon so zermürbt, daß er sich hineinstürzte in die Fülle dieser neuen starken eindeutigen Empfindung. Ganz plötzlich hatte sie ihn angefallen: als Funke hatte sie sich in seiner Seele entzündet und umgab ihn jetzt wie ein lodernder Brand. Er wurde mit einem Male weich, Tränen stürzten aus seinen Augen. Wie er stand, so fiel er auf die Erde.

Er kniete mitten auf dem Platz nieder, neigte sich zur Erde und küßte diesen schmutzigen Boden mit Wonne und Glück. Er stand auf und verneigte sich noch einmal.

„Sieh da, wie der sich hingelegt hat!“ sagte ein Bursche neben ihm.

Lachen ertönte.

„Er pilgert nach Jerusalem, nimmt Abschied von seinen Kindern und von seiner Heimat, verbeugt sich vor der ganzen Welt, küßt die Hauptstadt Sankt Petersburg und ihren Boden!“ fügte ein betrunkenener Kleinbürger hinzu.

„Ein junges Bürschlein noch“, meinte ein Dritter.

„Einer vom Adel!“ bemerkte jemand mit gesetzter Stimme.

„Heutzutage kann man nicht mehr unterscheiden, wer adlig ist und wer nicht.“

Alle diese Rufe und Gespräche hielten Raskolnikow zurück, und die Worte: „Ich bin ein Mörder“, die ihm vielleicht schon auf der Zunge lagen, erstarben in ihm. Er hatte jedoch diese Rufe ruhig über sich ergehen lassen und ging, ohne sich umzublicken, direkt zum Polizeikommissariat. Eine Erscheinung

tauchte unterwegs vor ihm auf und verschwand, aber er war darüber nicht verwundert; er hatte schon geahnt, daß es so sein würde. Als er sich auf dem Heumarkt zum zweitenmal zur Erde neigte und sich nach links wandte, hatte er etwa fünfzig Schritt entfernt Sonja gesehen. Sie hatte sich hinter einer der Holzbaracken, die auf dem Platz standen, versteckt, also begleitete sie ihn auf seinem ganzen Schicksalswege. Raskolnikow fühlte und begriff in diesem Augenblick, daß Sonja nun für immer mit ihm sein und ihm bis an das Ende der Welt folgen würde, wohin das Schicksal ihn auch führen mochte. Das Herz schwoll ihm – aber da war er schon an dem Ort seines Schicksals angelangt.

Er trat ziemlich mutig in den Hof. Er mußte in den zweiten Stock hinaufsteigen. – Jetzt steige ich erst mal hinauf, dachte er. Er hatte überhaupt die Empfindung, als wäre es noch weit bis zu dem verhängnisvollen Augenblick, als bliebe ihm noch viel Zeit zum Überlegen.

Wieder derselbe Schmutz, dieselben Abfälle auf der Wendeltreppe, wieder stehen die Türen zu den Wohnungen weit offen, wieder dieselben Küchen, aus denen Rauch und Gestank dringt. Raskolnikow war nicht wieder hiergewesen. Seine Beine wurden schwächer und schwächer und knickten ein, aber er ging. Er blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen und sich zu sammeln vor dem Eintreten. Aber wozu? – Warum? dachte er plötzlich, sich dessen bewußt werdend. Wenn ich schon diesen Kelch leeren muß, ist dann nicht alles gleichgültig? Je ekelhafter, desto besser. In seiner Vorstellung tauchte plötzlich die Gestalt des Ilja Petrowitsch Schießpulver auf. Sollte er wirklich zu ihm gehen? Kann man nicht zu einem anderen gehen? Zu Nikodim Fomitsch? Soll ich umkehren und zum Kommissar selber in die Wohnung gehen? So würde es wenigstens ungezwungener sein. Nein, nein! Zu Schießpulver, zu Schießpulver! Wenn ich schon den Kelch leeren muß, dann bis zur Neige. –

Erstarrend, seiner selbst kaum mächtig, öffnete er die Tür zum Amtszimmer. Diesmal waren sehr wenig Leute da, ein Hauswart und ein Mann aus dem Volke. Der Polizist schaute nicht einmal aus seinem Verschlage heraus. Raskolnikow ging in das nächste Zimmer. – Vielleicht ist es noch möglich, es

nicht zu sagen, fuhr es ihm durch den Kopf. Ein Schreiber in Zivilkleidung begann an seinem Pult etwas zu schreiben, ein zweiter in der Ecke setzte sich auch an seine Arbeit. Sametow war nicht da. Nikodim Fomitsch war natürlich auch nicht da.

„Ist jemand hier?“ fragte Raskolnikow den Schreiber am Pult.

„Wen wünscht Ihr zu sprechen?“

„Ah, wen sehe ich da! Seid untertänigst begrüßt!“ rief plötzlich eine bekannte Stimme hinter ihm.

Raskolnikow erzitterte. Vor ihm stand Schießpulver; er war plötzlich aus dem dritten Zimmer gekommen. – Das ist eine Schicksalsfügung, dachte Raskolnikow, warum ist er hier?

„Zu uns? In welcher...?“ rief Ilja Petrowitsch. Er war offenbar in bester und sogar etwas angeheiterter Stimmung. „Falls Ihr in einer dienstlichen Angelegenheit kommt, so ist es zu früh. Ich bin selber zufällig... Doch ich stehe zu Diensten. Ich muß gestehen... Wie, wie, entschuldigt...“

„Raskolnikow.“

„Aber natürlich, Raskolnikow! Konntet Ihr wirklich annehmen, daß ich Euren Namen vergessen hätte? Bitte, haltet mich nicht für so einen! Rodion Rodionitsch, nicht wahr?“

„Rodion Romanowitsch.“

„Ja, richtig! Rodion Romanowitsch, Rodion Romanowitsch! Es lag mir auf der Zunge. Ich habe mich sogar mehrere Male erkundigt. Ich gestehe, ich habe seit der Zeit aufrichtig bedauert, daß wir damals so mit Euch ... Ich habe später erfahren, daß Ihr ein junger Literat, sogar Gelehrter – sozusagen die ersten Schritte. – O Gott, wer von den Literaten und Gelehrten hat nicht anfangs originelle Dinge getan! Meine Frau und ich, wir schätzen die Literatur, meine Frau liebt sie leidenschaftlich! Literatur und Kunst! Wenn der Mensch nur edel ist, alles andere kann er durch Genie, Talent, Wissen, Verstand erwerben! Ein Hut – was bedeutet zum Beispiel ein Hut? Ein Hut ist ein Pfannkuchen, ich kann ihn im Laden kaufen; aber was darunter steckt und mit ihm bedeckt wird, das kann ich nicht kaufen! Ich gestehe, ich wollte sogar kommen, mich mit Euch auszuspochen, aber ich dachte, daß Ihr vielleicht... Doch ich habe Euch gar nicht gefragt: Habt

Ihr einen Wunsch? Man sagt, Eure Verwandten sind angekommen.“

„Ja, Mutter und Schwester.“

„Ich hatte die Ehre und das Glück, Eure Schwester kennenzulernen, eine gebildete reizende Dame. Ich gestehe, es tut mir leid, daß wir uns damals so ereiferten. Und daß ich Euch anläßlich Eurer Ohnmacht mit so einem gewissen Blick betrachtet habe – es hat sich doch später alles auf glänzende Weise geklärt! Aberglaube und Fanatismus! Ich verstehe Eure Entrüstung. Ihr wollt wohl wegen der Familie die Wohnung wechseln?“

„Nein, ich wollte nur... Ich wollte fragen... Ich dachte Sametow hier zu finden.“

„Ach ja, Ihr habt Euch mit ihm angefreundet, habe davon gehört. Nun, Sametow ist nicht mehr hier bei uns, seit gestern; den habt Ihr verfehlt. Alexander Grigorjewitsch hat sich versetzen lassen, und vorher hat er sich noch mit allen entzweit, wirklich sogar unhöflich. – Ein Windhund, weiter nichts. Er berechtigt gewiß zu Hoffnungen, aber so ist es mit unserer glänzenden Jugend! Er will ein Examen ablegen, sprach mir davon, aber das ist alles Wichtigtuerei, und damit ist das Examen abgetan. Bei Euch oder bei Eurem Freunde Rasumichin, da ist es was anderes! Eure Laufbahn ist die eines Gelehrten, und Euch werden Mißerfolge nicht kopfscheu machen! Alle diese Schönheiten des Lebens – nihil est*. Ihr seid Mönche, Asketen, Einsiedler. Für Euch gibt es nur das Buch, die Feder hinterm Ohr, gelehrte Forschungen; dort schwebt Euer Geist. Habt Ihr die Schriften von Livingstone gelesen?“

„Nein.“

„Ich habe sie gelesen. Es gibt übrigens sehr viele Nihilisten, das ist auch begreiflich. Was haben wir für Zeiten, frage ich Euch. Übrigens, Ihr seid doch gewiß kein Nihilist! Antwortet aufrichtig!“

„N... nein.“

„Seid mir gegenüber aufrichtig, geniert Euch nicht, als wäret Ihr allein mit Euch! Der Dienst ist eine Sache für sich, eine andere ist, Ihr glaubt, ich wollte sagen: die Freundschaft; nein, Ihr habt es nicht erraten! Nein, nicht die Freundschaft, sondern

* Es ist nichts

das Gefühl des Staatsbürgers, des Menschen, das Gefühl der Humanität und der Liebe zu dem Allmächtigen. Ich kann eine offizielle Persönlichkeit sein im Dienst, aber ich bin verpflichtet, dabei stets Mensch und Bürger zu bleiben und Rechenschaft abzulegen. Ihr spracht von Sametow. Er ist imstande, auf französische Manier in einem öffentlichen Hause bei Champagner oder Donwein einen Riesenskandal zu machen. Seht Ihr, das ist Euer Sametow! Ich aber brenne sozusagen vor Ergebenheit und edlen Gefühlen, habe überdies Verpflichtungen, einen Rang, bekleide ein Amt. Ich bin verheiratet, habe Kinder, erfülle die Pflichten des Bürgers und Menschen, aber – gestattet mir die Frage – wer ist er? Ich wende mich an Euch als an einen durch Bildung geadelten Menschen, und das wißt Ihr doch auch, daß wir neuerdings so viele Hebammen haben . . .“

Raskolnikow hob fragend die Brauen. Die Worte des Ilja Petrowitsch, der offenbar eben erst von einem reichbesetzten Tisch aufgestanden war, waren wie leere Töne auf ihn herabgeprasselt. Einiges hatte er aber doch ungefähr begriffen und schaute nun fragend drein, er wußte nicht, wie das alles enden sollte.

„Ich spreche von den kurzgeschorenen Mädchen“, fuhr der redselige Ilja Petrowitsch fort, „ich nenne sie Hebammen und finde, daß diese Bezeichnung sehr zutreffend ist. Sie drängen sich in die Hochschule, lernen Anatomie. Glaubt Ihr wirklich, daß ich, wenn ich erkranken sollte, so ein Geschöpf rufen würde, um mich zu kurieren? Ha, ha, ha!“

Ilja Petrowitsch lachte schallend, er war mit seinen Witzen äußerst zufrieden.

„Allerdings ist der Durst nach Bildung unermesslich, aber wenn einer sich gebildet hat, dann genügt das doch. Warum denn Mißbrauch treiben? Warum edle Persönlichkeiten beleidigen, wie dieser Hund Sametow es tut? Warum hat er mich beleidigt? frage ich Euch. Und wie die Selbstmorde zugenommen haben, davon könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen! Alles verschleudert sein letztes Geld und tötet sich dann: Mädchen, Knaben, Greise. Erst heute morgen erhielten wir die Meldung über einen zugereisten Herrn – Nil Pawlitsch, he, Nil Pawlitsch, wie heißt der Gentleman, von dem vorhin

gemeldet wurde, daß er sich erschossen hat?“ – „Swidrigailow“, antwortete eine heisere und gleichgültige Stimme aus dem Nebenzimmer.

Raskolnikow zuckte zusammen.

„Swidrigailow, Swidrigailow hat sich erschossen?“ rief er aus.

„Wie, Ihr kennt Swidrigailow?“

„Ja, ich kenne ihn. Er ist vor kurzem hierhergekommen.“

„Nun ja, erst vor kurzem gekommen, hat seine Frau verloren, ein Mensch von liederlichem Lebenswandel, und hat sich plötzlich erschossen, noch dazu so skandalös, daß man es sich gar nicht vorstellen kann. Hat in einem Notizbuch ein paar Worte hinterlassen, daß er bei vollem Verstand sterbe und bitte, niemand wegen seines Todes zu beschuldigen. Man sagt, er habe Geld gehabt. Woher kennt Ihr ihn?“

„Ich habe ihn gekannt. Meine Schwester war Erzieherin bei ihnen im Hause.“

„Aha, da könnt Ihr uns einiges über ihn mitteilen. Habt Ihr nichts vermutet?“

„Ich habe ihn gestern gesehen. Er trank Champagner... Ich ahnte nichts.“

Raskolnikow hatte das Gefühl, als wäre etwas auf ihn gefallen und hätte ihn erdrückt.

„Ihr seid wieder blaß geworden. Bei uns ist die Luft so dumpf.“

„Ja, ich muß gehen“, murmelte Raskolnikow. „Entschuldigt, daß ich Euch gestört habe.“

„O bitte, bitte, es war mir ein Vergnügen!“ Ilja Petrowitsch reichte ihm sogar die Hand.

„Ich wollte nur zu Sametow.“

„Ich verstehe, ich verstehe; es war mir ein Vergnügen.“

„Ich habe mich gefreut... Auf Wiedersehen“, lächelte Raskolnikow.

Er ging hinaus. Es schien sich alles um ihn zu drehen. Er fühlte seine Beine nicht. Langsam begann er die Treppe hinabzusteigen, wobei er sich mit der rechten Hand an der Wand stützte. Es war ihm, als hätte ein Pförtner mit einem Buch in der Hand ihn gestoßen, als habe ein kleiner Hund im unteren Stock gebellt und ein Weib mit einem Mangelholz nach ihm geworfen und geschimpft. Er kam hinunter und trat

auf den Hof. Hier auf dem Hofe, unweit des Eingangs, stand Sonja, totenbleich, starr und sah ihn mit irren Blicken an. Er blieb vor ihr stehen; etwas Krankes, Gequältes, Verzweiflung lag in ihren Zügen. Sie schlug die Hände zusammen. Ein rätselhaftes, verlorenes Lächeln verzog sein Gesicht. Er blieb eine Weile stehen, lächelte, kehrte um und ging wieder hinauf ins Kommissariat.

Ilja Petrowitsch hatte sich gesetzt und wühlte in Papieren. Vor ihm stand derselbe Mann, der Raskolnikow vorhin auf der Treppe gestoßen hatte.

„Aha, Ihr kommt wieder! Habt Ihr etwas vergessen? Aber was ist mit Euch?“

Raskolnikow näherte sich ihm langsam mit blassen Lippen und starrem Blick, trat dicht an den Tisch heran, stützte sich mit der Hand darauf, wollte etwas sagen, konnte es aber nicht; man hörte nur unzusammenhängende Laute.

„Euch ist schlecht! Einen Stuhl! Setzt Euch auf den Stuhl, setzt Euch! Wasser!“

Raskolnikow setzte sich, wandte aber seinen Blick nicht von dem sehr unangenehm überraschten Ilja Petrowitsch. Beide schauten sich eine Minute lang an und warteten. Man brachte Wasser.

„Ich war es...“, begann Raskolnikow.

„Trinkt Wasser!“

Raskolnikow wies das Wasser mit der Hand zurück und sprach leise, mit Unterbrechungen, aber vernehmlich:

„Ich war es, der damals die alte Beamtenwitwe und ihre Schwester Lisaweta mit dem Beil erschlagen und beraubt hat.“

Ilja Petrowitsch sperrte den Mund auf. Von allen Seiten kamen Menschen zusammengelaufen.

Raskolnikow wiederholte seine Aussage.

I

Sibirien. Am Ufer eines öden, breiten Stromes liegt eine Stadt. Es ist einer der Verwaltungsmittelpunkte Rußlands. In dieser Stadt befindet sich eine Festung und in der Festung ein Zuchthaus. In diesem Zuchthaus sitzt schon seit neun Monaten der Zwangsarbeiter der zweiten Kategorie Rodion Raskolnikow. Fast anderthalb Jahre sind seit dem Tage des Verbrechens vergangen.

Das Gerichtsverfahren in seiner Sache war ohne große Schwierigkeiten verlaufen. Raskolnikow hielt fest, bestimmt und klar seine Aussage aufrecht, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln, ohne zu seinen Gunsten etwas zu mildern oder Tatsachen zu entstellen und ohne die geringste Einzelheit zu verschweigen. Er schilderte ganz genau den Vorgang der Ermordung, löste das Geheimnis des Pfandes – des Holzbrettchens mit dem Metallstreifen –, das man in den Händen der Alten gefunden hatte, erzählte ausführlich, wie er der Ermordeten die Schlüssel abgenommen hatte, beschrieb die Schlüssel, beschrieb die Truhe und deren Inhalt, zählte sogar manche von den Gegenständen auf; auch das Rätsel der Ermordung Lisawetas klärte er auf; er erzählte, wie Koch gekommen war und geklingelt hatte, und nach ihm der Student, wiederholte das Gespräch der beiden und beschrieb, wie er selber dann die Treppe hinabschlich und dabei das Geschrei Nikolais und Mitjkas hörte, wie er sich in der leeren Wohnung versteckte und dann nach Hause ging, und gab schließlich den Stein unter dem Torweg des Hofes auf dem W.-Prospekt an, unter dem der Beutel und die Gegenstände versteckt lagen. Kurz, die Sache war klar. Die Untersuchungsbeamten und die Richter

waren sehr verwundert darüber, daß er den Beutel und die Gegenstände unter dem Stein versteckt hatte, ohne sie zu seinem Nutzen zu verwenden, und mehr noch darüber, daß er sich der einzelnen Sachen, die er geraubt hatte, nicht mehr erinnern konnte, ja, sich sogar in ihrer Zahl irrte. Der Umstand, daß er den Beutel nicht einmal geöffnet hatte und nicht wußte, wieviel Geld darin war, erschien höchst unglaublich. Im Beutel befanden sich dreihundertsiebzehn Rubel und drei Zwanzigkopekenstücke; vom langen Liegen unter dem Stein waren einige Scheine schon stark verdorben. Man versuchte lange, herauszubekommen, warum der Angeklagte in diesem einen Punkte gelogen, während er doch alles übrige freiwillig und der Wahrheit entsprechend gestanden hatte. Endlich ließen einige, besonders die Psychologen, die Möglichkeit zu, daß er tatsächlich nicht in den Beutel geschaut hatte, daher auch nicht wußte, was sich darin befand, und daß er ihn, ohne den Inhalt zu kennen, unter den Stein gelegt hatte. Man schloß daraus, daß das Verbrechen bei zeitweiliger Geistesstörung verübt wurde, sozusagen veranlaßt durch krankhafte Mord- und Raubsucht, ohne weitere Zwecke und gewinnsüchtige Absichten. Hier tauchte zur rechten Zeit die moderne Theorie vom zeitweiligen Irresein auf, die man heutzutage bei gewissen Verbrechern anzuwenden sucht. Dazu kam noch der langandauernde hypochondrische Zustand Raskolnikows, der von dem Arzt Sosimow, von seinen früheren Kameraden, von seiner Wirtin und deren Magd bezeugt wurde. Dies alles führte zu dem Schlusse, daß Raskolnikow einem gewöhnlichen Mörder und Dieb nicht gleichzustellen sei, daß es sich hier um etwas anderes handele. Zum großen Verdruß derer, die diese Meinung vertraten, versuchte der Angeklagte selber sich fast gar nicht zu verteidigen. Auf die endgültige Frage, was ihn zum Morde und zur Beraubung bewogen hatte, antwortete er sehr klar und mit größter Genauigkeit, daß die Ursache des Ganzen seine schlechte Lage, seine Armut und seine Hilflosigkeit gewesen waren und der Wunsch, die ersten Schritte seiner Laufbahn mit Hilfe von wenigstens dreitausend Rubel zu sichern, die er bei der Ermordeten zu finden gehofft hatte. Zum Morde habe er sich infolge seines kleinmütigen und leichtsinnigen Charakters entschlossen, der

überdies durch Entbehrungen und Mißerfolge gereizt war. Auf die Frage, was ihn zur Selbstanzeige bewogen habe, antwortete er einfach, es sei aufrichtige Reue gewesen. Dies alles war schon fast zu primitiv.

Das Urteil fiel milder aus, als man nach der Schwere des Verbrechens erwarten konnte, vielleicht gerade deshalb, weil der Verbrecher sich nicht verteidigen wollte und sogar den Wunsch zeigte, sich selber noch mehr zu beschuldigen. Alle die seltsamen und besonderen Umstände der Angelegenheit wurden in Betracht gezogen. Der kränkliche und ärmliche Zustand des Angeklagten vor der Ausführung des Verbrechens unterlag keinem Zweifel. Der Umstand, daß er aus dem Geraubten keinen Nutzen gezogen hatte, wurde teilweise der Reue, teilweise seiner Geistesverwirrung während der Ausführung der Tat zugeschrieben. Die zufällige Ermordung Lisawetas diente als Bestätigung für diese Annahme: ein Mensch verübt zwei Morde und vergißt dabei, daß die Tür offensteht! Schließlich trug auch die Selbstanzeige in einem Augenblick, da die Sache sich durch die falsche Selbstanklage des verdrehten Schwärmers Nikolai arg verwickelt hatte und gegen den richtigen Mörder nicht nur keine klaren Beweise, sondern auch fast kein Verdacht mehr vorlagen, viel zu einer Milderung des Schicksals des Schuldigen bei. Porfirij hatte vollkommen Wort gehalten.

Zu alledem traten noch, ganz unerwartet, andere Umstände hinzu, die ihm günstig waren. Der ehemalige Student Rasumichin hatte irgendwo Beweise aufgetrieben und vorgelegt, daß der Angeklagte, als er auf der Universität war, aus seinen letzten Mitteln einem armen, schwindsüchtigen Studien-genossen geholfen und ihn während eines halben Jahres fast gänzlich erhalten hatte. Als der Freund gestorben war, pflegte Raskolnikow dessen alten, gelähmten Vater, den der Sohn von seinem dreizehnten Jahr an durch seine Arbeit erhalten hatte, brachte ihn schließlich ins Krankenhaus und sorgte, als er starb, für das Begräbnis. Alle diese Auskünfte hatten einen günstigen Einfluß auf die Entscheidung über Raskolnikow. Seine ehemalige Hauswirtin, die Witwe Sarnizina, die Mutter seiner verstorbenen Braut, bezeugte, daß er, während eines Brandes bei Nacht zwei kleine Kinder aus einer

schon brennenden Wohnung rettete, wobei er selber Brandwunden davontrug. Diese Tatsache wurde genau untersucht und durch viele Zeugen bestätigt. Mit einem Wort, das Verfahren endete damit, daß Raskolnikow in Anbetracht seines freiwilligen Geständnisses und einiger mildernder Umstände nur zu acht Jahren Zwangsarbeit zweiter Kategorie verurteilt wurde.

Bereits zu Beginn des Gerichtsverfahrens erkrankte Raskolnikows Mutter. Dunja und Rasumichin war es gelungen, sie für die ganze Dauer des Prozesses aus Petersburg zu entfernen. Rasumichin hatte eine Stadt an der Eisenbahn unweit Petersburgs gewählt, um den Prozeß regelmäßig verfolgen und gleichzeitig Awdotja Romanowna häufig sehen zu können. Die Krankheit Pulcheria Alexandrownas war eine irgendwie sonderbare Nervenzerrüttung mit Anfällen zeitweiliger Geistesverwirrung. Als Dunja nach ihrem letzten Besuch beim Bruder nach Hause zurückkehrte, hatte sie die Mutter schon ganz krank und in Fieberphantasien vorgefunden. Am selben Abend hatte sie mit Rasumichin besprochen, was sie der Mutter auf ihre Fragen nach dem Bruder sagen sollte, hatte sogar mit ihm zusammen eine ganze Geschichte ausgedacht, nach der Raskolnikow weit an die Grenze Rußlands gereist sei in einem Privatauftrage, der ihm Geld und Ehren einbringen würde. Es überraschte sie aber, daß Pulcheria Alexandrowna sie gar nicht ausfragte, weder damals noch später. Im Gegenteil, es erwies sich, daß sie selber eine ganze Geschichte über die Abreise des Sohnes im Kopf hatte; sie erzählte unter Tränen, wie er zu ihr gekommen war, Abschied zu nehmen; dabei ließ sie durchblicken, daß ihr allein viele sehr wichtige und geheimnisvolle Umstände bekannt seien und daß Rodja sehr viele mächtige Gegner habe, vor denen er sich verbergen müsse. Auch seine künftige Laufbahn schien ihr gesichert und glänzend zu sein, sobald einige widrige Umstände beseitigt sein würden. Sie versicherte Rasumichin, daß ihr Sohn mit der Zeit sogar ein Staatsmann werden würde, was sein Artikel und sein literarisches Talent bewiesen. Diesen Artikel las sie unaufhörlich und manchmal sogar laut vor, nahm ihn fast mit sich ins Bett, fragte aber nicht danach, wo Rodja sich jetzt befinde, obgleich man es offenbar vermied, mit ihr darüber zu

sprechen, was allein schon ihren Argwohn hätte erregen müssen. Endlich begannen sie sich Sorgen zu machen, was dieses sonderbare Schweigen über gewisse Punkte bedeute. Pulcheria Alexandrowna beklagte sich zum Beispiel niemals, daß keine Briefe von ihm kamen, während sie früher, als sie noch in ihrem Städtchen waren, nur von der Hoffnung und Erwartung gelebt hatte, bald einen Brief von ihrem geliebten Rodja zu erhalten. Dieser Umstand war so unerklärlich, daß er Dunja stark beunruhigte; es kam ihr der Gedanke, daß die Mutter etwas Schreckliches, das Schicksal des Sohnes betreffend, ahne und sich fürchte, zu fragen, um nicht etwas noch Schrecklicheres zu erfahren. Jedenfalls zweifelte Dunja nicht daran, daß Pulcheria Alexandrowna nicht ganz bei Verstande war.

Zweimal war es vorgekommen, daß Pulcheria Alexandrowna selber die Unterhaltung so geführt hatte, daß es bei einer Antwort unmöglich war, nicht zu erwähnen, wo Rodja sich jetzt befinde; wenn nun die Antworten notgedrungen unbefriedigend und verdächtig lauteten, wurde sie plötzlich für längere Zeit sehr traurig, niedergeschlagen und schweigsam. Dunja wurde es klar, daß es auf die Dauer sehr schwer war, ständig zu lügen und zu erfinden, und beschloß, über gewisse Punkte gänzlich zu schweigen; trotzdem wurde immer offenkundiger, daß die arme Mutter etwas Furchtbares ahnte. Dunja erinnerte sich der Worte des Bruders, die Mutter habe ihrem Phantasieren gelauscht in jener Nacht vor dem schicksalsschweren Tage nach ihrer Szene mit Swidrigailow. Sollte Pulcheria Alexandrowna damals etwas herausgehört haben? Öfters nach Tagen oder Wochen düsteren, trüben Schweigens und stummer Tränen kam eine nervöse Erregung über die Kranke; sie redete dann laut und unermüdlich über den Sohn, machte Zukunftspläne; ihre Luftschlösser waren bisweilen sehr phantastisch. Man ging darauf ein, um ihr eine Freude zu machen, und obwohl sie das merkte, redete sie rastlos weiter.

Fünf Monate nach dem freiwilligen Geständnis Raskolnikows wurde das Urteil gefällt. Rasumichin besuchte ihn im Gefängnis, sooft es nur möglich war, auch Sonja. Endlich kam die Trennung. Dunja beteuerte dem Bruder, es würde keine Trennung für immer sein, Rasumichin ebenfalls. In Rasu-

michins Brausekopf hatte sich der Plan festgesetzt, in den nächsten drei, vier Jahren als ersten Grundstock zu einem Vermögen wenigstens einiges Geld zu sparen und nach Sibirien überzusiedeln, wo es unendlich viele Möglichkeiten gab und wo es an arbeitsamen Leuten mit Kapital fehlte; sie würden sich in derselben Stadt, wo Rodja war, niederlassen und zusammen ein neues Leben beginnen. Beim Abschied weinten alle. Raskolnikow war in den letzten Tagen sehr nachdenklich, fragte viel nach der Mutter und sorgte sich ständig ihretwegen. Er quälte sich sehr um sie, was wiederum Dunja beunruhigte. Als er Genaueres über den Zustand der Mutter erfuhr, wurde er sehr düster. Mit Sonja war er aus unbekannten Gründen die ganze Zeit über besonders wortkarg. Mit Hilfe des ihr von Swidrigailow hinterlassenen Geldes hatte Sonja sich schon längst darauf vorbereitet, der Sträflingsabteilung, der Raskolnikow angehörte, in die Verbannung zu folgen, doch war zwischen ihnen nie ein Wort darüber gefallen, obgleich beide wußten, daß es so sein würde. Beim allerletzten Abschied lächelte er seltsam zu den glühenden Versicherungen der Schwester und Rasumichins über ihrer aller glückliche Zukunft nach seiner Entlassung aus der Zwangsarbeit und sagte voraus, daß es mit der kranken Mutter sehr bald zu einem traurigen Ende kommen würde. Endlich traten er und Sonja die Reise an.

Zwei Monate später heirateten Dunja und Rasumichin. Die Hochzeit war traurig und still. Unter den Gästen waren übrigens Porfirij Petrowitsch und Sosimow. Die ganze Zeit über hatte Rasumichin das Aussehen eines fest entschlossenen Menschen. Dunja glaubte blind daran, daß er alle seine Absichten ausführen würde; und wie sollte sie ihm auch nicht glauben? Dieser Mensch hatte einen eisernen Willen. Er nahm wieder an den Vorlesungen teil, um sein Studium zu beenden. Beständig machten die beiden Zukunftspläne; sie rechneten fest damit, daß sie in fünf Jahren nach Sibirien übersiedelten. Bis zu der Zeit setzten sie ihre Hoffnung auf Sonja.

Pulcheria Alexandrowna segnete freudig den Bund ihrer Tochter mit Rasumichin; aber nach dieser Heirat schien sie noch trauriger und besorgter zu werden. Um ihr eine frohe Stunde zu bereiten, erzählte ihr Rasumichin unter anderem

auch die Geschichte von dem Studenten und dessen krankem Vater, ferner, daß Rodja beinahe verbrannt wäre, als er im vorigen Jahr zwei Kinder aus dem Feuer rettete. Beide Nachrichten brachten die ohnehin schon geistesgestörte Pulcheria Alexandrowna fast in Verzückung. Sie sprach ununterbrochen darüber, fing auf der Straße Unterhaltungen an, obwohl sie immer von Dunja begleitet wurde. In Postwagen und in Läden, sobald sie irgendeinen Zuhörer gefunden hatte, brachte sie das Gespräch auf ihren Sohn, auf seinen Artikel, auf den Studenten, dem er geholfen, und auf die Kinder, die er aus dem Feuer gerettet hatte. Dunja wußte nicht, wie sie die Mutter zurückhalten sollte. Abgesehen von der Gefahr, die solch eine krankhaft-verzückte Stimmung in sich barg, drohte auch die Möglichkeit, daß jemand sich des Namens Raskolnikow vom Prozeß her erinnern und über ihn etwas sagen könnte. Pulcheria Alexandrowna hatte sogar die Adresse der Mutter der zwei aus dem Feuer geretteten Kinder erfahren und wollte sie durchaus aufsuchen. Endlich stieg ihre Unruhe aufs äußerste, sie fing plötzlich an zu weinen, wurde wieder krank und hatte Fieberphantasien. Eines Morgens erklärte sie, daß Rodja nach ihrer Berechnung jetzt heimkehren müsse, daß er ihr beim Abschied gesagt habe, man solle ihn nach neun Monaten erwarten. Sie begann nun in der Wohnung alles für seinen Empfang vorzubereiten, brachte das für ihn bestimmte Zimmer in Ordnung, reinigte die Möbel, wusch und hängte die Vorhänge auf. Dunja beunruhigte sich sehr, schwieg aber und half ihr sogar, das Zimmer für den Bruder herzurichten. Nach einem Tage voll Unruhe, Phantasien, freudiger Aufregung und Tränen erkrankte sie in der Nacht und lag am Morgen schon in schwerem Fieber. Nach zwei Wochen starb sie. Im Fieber hatte sie Worte ausgestoßen, aus denen man schließen konnte, daß sie viel mehr von dem furchtbaren Schicksal ihres Sohnes ahnte, als man geglaubt hatte.

Raskolnikow erfuhr lange nichts vom Tode der Mutter, obgleich sein brieflicher Verkehr mit Petersburg bald nach seiner Abfahrt nach Sibirien begonnen hatte. Dieser Briefwechsel wurde durch Sonja vermittelt, die regelmäßig jeden Monat an Rasumichin nach Petersburg schrieb und regelmäßig jeden Monat Antwort aus Petersburg erhielt. Sonjas Briefe schienen

Rasumichin und Dunja anfangs etwas trocken und unbefriedigend, aber schließlich wurde beiden klar, daß es unmöglich war, anders zu schreiben, weil sie gerade aus diesen Briefen die umfassendste und genaueste Vorstellung von dem Schicksal ihres unglücklichen Bruders bekamen. Sonjas Briefe waren anfangs voll der gewöhnlichsten Alltäglichkeit und der einfachsten und klarsten Schilderung der Lebensumstände Ras-kolnikows. Es gab darin weder eine Darlegung ihrer eigenen Hoffnungen noch Vermutungen über die Zukunft, noch Beschreibungen ihrer eigenen Gefühle. Sonja berichtete nur Tatsachen und machte nicht den Versuch, seinen seelischen Zustand zu schildern. Sie wiederholte seine eigenen Worte, berichtete über seine Gesundheit, über seine Wünsche bei ihren Besuchen, seine Aufträge und dergleichen. Alle diese Nachrichten waren mit größter Genauigkeit mitgeteilt. Das Bild des unglücklichen Bruders trat schließlich von selbst hervor, zeichnete sich klar und scharf umrissen ab. Hier konnte es keinen Irrtum geben, weil alles sichere Tatsachen waren.

Freilich konnten Dunja und ihr Mann diesen Nachrichten wenig Erfreuliches entnehmen, besonders am Anfang. Sonja schrieb immer wieder, daß er beständig traurig und wortkarg sei und sich gar nicht für die Nachrichten interessiere, die sie ihm jedesmal aus den erhaltenen Briefen mitteilte. Manchmal frage er nach der Mutter; in der Überzeugung, daß er die Wahrheit schon ahne, habe sie ihm dann den Tod der Mutter mitgeteilt, doch schien diese Nachricht zu ihrer Verwunderung nicht sehr stark auf ihn zu wirken, wenigstens äußerlich. Sonja teilte unter anderem auch mit, daß er, der sich ganz in sich selber zurückgezogen und sich von allem gleichsam abgeschlossen zu haben schien, seinem neuen Leben sehr schlicht und offen gegenüberstehe, daß er seine Lage vollkommen verstehe, in der nächsten Zukunft nichts Besseres erwarte, keine leichtsinnigen Hoffnungen hege – was in seiner Lage so nahe liegt –, sich über nichts in seiner neuen Umgebung wundere, die so wenig seiner früheren gleiche. Sie schrieb auch, daß seine Gesundheit befriedigend sei, daß er zu den Arbeiten gehe, vor denen er nicht zurückscheue, zu denen er sich aber auch nicht dränge; der Nahrung gegenüber verhalte er sich fast gleichgültig, diese sei aber, außer an Sonn- und Feiertagen,

so schlecht, daß er gern von ihr, Sonja, Geld angenommen habe, um sich täglich seinen Bedarf an Tee verschaffen zu können; er habe sie gebeten, wegen des übrigen sich nicht zu beunruhigen, weil alle diese Sorge um ihn ihm nicht angenehm sei. Weiter teilte Sonja mit, daß er im Gefängnis in einem Raum zusammen mit anderen wohne. Das Innere des Zuchthauses habe sie nicht gesehen, doch nehme sie an, daß es dort eng, gräßlich und ungesund sei; er schlafe auf der Pritsche auf einer Lage Filz und wolle nichts anderes haben; er lebe so elend und ärmlich nicht infolge eines vorgefaßten Planes, sondern einfach aus Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal. Sonja schrieb offen, daß ihn ihre Besuche, besonders am Anfang, gar nicht erfreuten, sondern sogar ärgerten, daß er grob und wortkarg mit ihr war, daß ihm aber diese Zusammenkünfte doch schließlich zur Gewohnheit und fast zum Bedürfnis wurden, so daß er sich sehr grämte, als sie einige Tage krank zu Bett lag und ihn nicht besuchen konnte. Sie traf sich mit ihm an Feiertagen am Gefängnistor oder in der Wachtstube, wohin man ihn auf kurze Zeit zu ihr rief; an Wochentagen sah sie ihn bei den Arbeiten, entweder in den Werkstätten oder in den Ziegeleien oder in den Schuppen am Ufer des Irtysch. Über sich selber teilte Sonja mit, daß es ihr gelungen war, in der Stadt einige Bekannte und Gönner zu finden; sie beschäftige sich mit Nähen, und da es in der ganzen Stadt keine Modistin gebe, so sei sie in vielen Häusern geradezu unentbehrlich. Sie erwähnte aber nicht, daß Raskolnikow durch sie bei den Vorgesetzten Gönner hatte, daß ihm die Arbeit erleichtert wurde und so weiter. Endlich kam die Nachricht – Dunja hatte in den letzten Briefen eine besondere Unruhe und Aufregung bemerkt –, daß er sich von allen zurückzog, daß ihn die anderen Gefangenen nicht mochten, daß er tagelang schwieg und sehr bleich war. Plötzlich schrieb Sonja in ihrem letzten Brief, er sei sehr ernstlich erkrankt und liege im Krankenhaus im Sträflingssaal.

II

Er war schon lange krank, aber nicht die Schrecken des Sträflingslebens, nicht die Arbeit oder die schlechte Nahrung, nicht der geschorene Kopf oder die zerlumpte Kleidung hatten ihn gebrochen. Oh, was gingen ihn die Qualen und Prüfungen an! Im Gegenteil, er war sogar froh, arbeiten zu können, denn die körperliche Erschöpfung ermöglichte ihm wenigstens einige Stunden ruhigen Schlafes. Und was bedeutete ihm die schlechte Nahrung, die elende Kohlsuppe, in der Schaben herumschwammen! Als Student, im früheren Leben, hatte er oft nicht einmal das gehabt. Seine Kleidung war warm und der Lebensweise angepaßt, die Fesseln fühlte er gar nicht. Sollte er sich seines geschorenen Kopfes und seiner Sträflingsjacke schämen? Vor wem? Etwa vor Sonja? Sie fürchtete ihn, wie sollte er vor ihr Scham empfinden?

Er schämte sich aber doch vor Sonja und quälte sie dafür mit verächtlicher und grober Behandlung; er schämte sich aber nicht des geschorenen Hauptes und der Fesseln: sein Stolz war stark verletzt, und er erkrankte vor verletztem Stolz. Oh, wie glücklich wäre er gewesen, wenn er sich selber hätte anklagen können! Er hätte alles auf sich genommen, auch Schande und Verachtung. Er ging streng mit sich zu Gericht, aber sein verhärtetes Gewissen fand in seiner Vergangenheit keine besonders furchtbare Schuld, höchstens einen Fehltritt, der bei jedem vorkommen konnte. Er schämte sich dessen, daß er, Raskolnikow, so blind, hoffnungslos, dumpf und stumm zugrunde gegangen war durch den Urteilspruch eines blinden Schicksals und daß er sich mit der Sinnlosigkeit eines Urteils abfinden mußte, wenn er einigermassen zur Ruhe kommen wollte.

Eine gegenstandslose und ziellose Unruhe in der Gegenwart und in der Zukunft ein ständiges Sichopfern, womit nichts erreicht wurde, das stand ihm in der Welt bevor. Und was half es, daß er nach acht Jahren erst zweiunddreißig Jahre alt sein würde und sein Leben von neuem beginnen konnte? Wofür sollte er leben? Worauf sollte er hoffen? Wonach

streben? Leben, um zu existieren? Er war auch früher tausendmal bereit gewesen, sein Leben für eine Idee zu opfern, für eine Hoffnung, ja sogar für ein Wahngelbde. Das bloße Dasein war ihm immer zu wenig gewesen, er wollte stets mehr. Vielleicht hatte er sich damals nur durch die Macht seiner Wünsche für einen Menschen gehalten, dem mehr als anderen erlaubt ist. Hätte doch das Schicksal ihm Reue gesandt, brennende Reue, die das Herz bricht, den Schlaf verscheucht; eine Reue, bei deren schrecklicher Qual einem Strick und Wasserpfuhl vorschweben! Wie froh wäre er über eine solche Reue gewesen! Qual und Tränen – das ist doch auch Leben. Aber er bereute sein Verbrechen nicht.

Hätte er sich wenigstens über seine Dummheit ärgern können, wie er sich früher über seine falschen und dummen Handlungen ärgern konnte, deren Folge das Zuchthaus gewesen war. Aber jetzt, da er schon im Zuchthaus war und frei urteilen konnte, überdachte und überlegte er von neuem seine früheren Handlungen und fand sie gar nicht so dumm und so schlecht, wie sie ihm in jener schicksalsschweren Zeit erschienen waren.

Wieso, dachte er, war mein Gedanke dümmter als andere Gedanken und Theorien, die in der Welt brodeln und zusammenstoßen, solange die Welt steht? Man braucht nur mit einem ganz unabhängigen, weiten, von den gewohnten Einflüssen losgelösten Blick auf die Dinge zu schauen, dann erscheint mein Gedanke gar nicht so sonderbar. O ihr Geister, die ihr alles verneint, ihr Weisen, die ihr fünf Groschen wert seid, warum bleibt ihr auf halbem Wege stehen?! Warum erscheint euch meine Handlung so scheußlich? Weil sie eine Freveltat war? Was bedeutet „Freveltat“? Mein Gewissen ist ruhig. Gewiß ist ein Kriminalverbrechen begangen worden, gewiß ist der Buchstabe des Gesetzes verletzt und Blut vergossen worden. Nehmt für den Buchstaben des Gesetzes meinen Kopf und gebt euch zufrieden! Freilich hätten dann viele Wohltäter der Menschheit, die die Macht nicht ererbt, sondern an sich gerissen haben, bei ihren ersten Unternehmungen hingerichtet werden müssen. Diese Menschen aber haben durchgehalten, und darum sind sie im Recht; ich jedoch habe nicht durchgehalten, darum bin ich im Unrecht. –

Nur darin erblickte er seine Schuld, darin allein, daß er nicht durchgehalten, sondern das freiwillige Geständnis abgelegt hatte.

Er litt auch unter dem Gedanken, daß er sich damals nicht das Leben genommen hatte. Warum stand er damals am Flusse und zog es doch vor, sich dem Gericht zu stellen? – Ist denn der Wunsch zu leben wirklich so mächtig, daß man ihn so schwer überwinden kann? Swidrigailow hat ihn doch überwunden, obgleich er sich vor dem Tode fürchtete. –

Er stellte sich diese Frage in tiefer Qual und konnte nicht begreifen, daß er vielleicht schon damals, als er am Flusse stand, die schwere Lüge in seinen Überzeugungen geahnt hatte. Er begriff damals nicht, daß diese Ahnung der Vorbote des kommenden Umbruchs in seinem Leben, seiner neuen Weltanschauung, seiner Wiedergeburt sein konnte. Er ließ darin nur die Schwere des stumpfen Instinktes gelten, die aufzuheben und zu überschreiten über seine Kräfte ging, aus Schwäche und Nichtigkeit.

Er betrachtete seine Schicksalsgenossen und staunte: wie sie alle das Leben liebten und an ihm hingen! Es kam ihm so vor, als liebe und schätze man es im Zuchthaus noch mehr, als hinge man im Zuchthaus noch mehr an ihm als in der Freiheit. Welch entsetzliche Qualen und Leiden hatten einige von ihnen durchgemacht, zum Beispiel die Landstreicher! Konnte denn diesen ein Sonnenstrahl, ein rauschender Wald soviel gelten oder ein kühler Quell in unberührter Einöde, den sie vielleicht vor drei Jahren gefunden hatten und nach dem sie sich sehnten wie nach dem Wiedersehen mit einer Geliebten, den sie im Traum sahen, umgeben von grünem Gras und umzwitschert von Vögeln? Bei näherer Beobachtung sah er noch mehr unbegreifliche Dinge.

Im Zuchthaus, in seiner nächsten Umgebung, bemerkte er natürlich vieles nicht und wollte es auch nicht sehen. Er lebte gleichsam mit gesenkten Augen, es war ihm widerlich und unerträglich, um sich zu schauen. Mit der Zeit aber wunderte er sich doch über vieles und begann unwillkürlich zu bemerken, was ihm früher entgangen war. Am meisten setzte ihn die unüberbrückbare Kluft in Erstaunen, die zwischen ihm und diesen Menschen lag. Es war, als gehörten er und sie verschie-

denen Rassen an. Er und sie betrachteten einander mißtrauisch und feindselig. Er kannte und verstand die Ursachen dessen, was sie voneinander trennte, aber niemals hätte er es früher wahrhaben wollen, daß diese Ursachen tatsächlich so tief und so stark waren. Im Zuchthaus waren auch verbannte Polen, politische Verbrecher. Sie hielten alle anderen Sträflinge für Ungebildete und Knechte und verachteten sie. Raskolnikow konnte das nicht; er fand, daß diese Ungebildeten in manchem weit klüger waren als die Polen. Es gab dort auch einige Russen, die ebenfalls die anderen Sträflinge verachteten, ein früherer Offizier und zwei Seminaristen. Raskolnikow sah klar ihren Irrtum.

Ihn selber mochte niemand, und alle mieden ihn. Man begann sogar schließlich, ihn zu hassen. Warum? Er wußte es nicht. Man lachte und verspottete ihn; manche, die selber viel Schlimmeres begangen hatten, lachten über sein Verbrechen. „Du bist ein Herr!“ sagten sie zu ihm. „Das war nicht deine Sache; es ist nicht die Sache eines Herrn, mit einem Beil zu hantieren.“

In der zweiten Woche der großen Fasten war er mit seiner Baracke an der Reihe, sich zum Abendmahl vorzubereiten. Er ging mit den anderen zusammen in die Kirche. Eines Tages entstand, er wußte selber nicht warum, ein Streit; alle stürzten sich wütend auf ihn: „Du bist ein Gottloser, du glaubst nicht an Gott!“ schrien sie. „Man muß dich tötschlagen!“

Er hatte mit ihnen niemals über Gott und über den Glauben gesprochen, aber sie wollten ihn als einen Gottlosen töten; er schwieg und widersprach ihnen nicht. Einer der Sträflinge warf sich wie rasend auf ihn; Raskolnikow erwartete den Angriff ruhig und schweigend. Er zuckte nicht mit der Wimper, kein Muskel in seinem Gesicht verzog sich. Der Wärter stellte sich noch rechtzeitig zwischen ihn und den Angreifer, sonst wäre Blut geflossen.

Eine Frage war ihm unerklärlich: Warum hatten sie alle Sonja so lieb? Sie hatte nicht um ihre Gunst geworben, sie sahen sie selten, nur manchmal bei den Arbeiten, wenn sie für einen Augenblick kam, um ihn zu sprechen. Aber sie alle kannten Sonja, wußten, daß sie ihm gefolgt war, wußten, wie sie lebte und wo sie wohnte. Geld gab sie ihnen nicht, erwies ihnen auch keine besonderen Dienste, nur einmal, zu Weihnachten,

hatte sie für das ganze Zuchthaus Gaben gebracht, Stollen und Brezeln. Aber allmählich hatten sich zwischen ihnen und Sonja nähere Beziehungen entwickelt: sie schrieb für sie die Briefe an ihre Verwandten und brachte sie zur Post. Die Verwandten der Sträflinge, die zur Stadt kamen, wurden von ihnen an Sonja gewiesen, um bei ihr die mitgebrachten Sachen und sogar Geld zu hinterlassen. Die Frauen und Geliebten kannten Sonja und besuchten sie. Wenn sie Raskolnikow bei der Arbeit aufsuchte oder einem Trupp Sträflinge begegnete, die zur Arbeit gingen, nahmen alle die Mützen ab und grüßten sie. „Mütterchen Sofja Semjonowna, du unsere Mutter, du sanfte, barmherzige!“ sagten diese rohen, gebrandmarkten Zwangsarbeiter zu diesem kleinen, zarten Wesen. Sie lächelte und grüßte wieder. Alle liebten ihr Lächeln, sie liebten sogar ihren Gang, drehten sich um, sahen ihr nach und lobten sie, lobten sie sogar dafür, daß sie so klein war; sie wußten schon gar nicht mehr, wofür sie sie alles loben könnten. Manche Leute holten sich sogar in Krankheitsfällen bei ihr Rat.

Raskolnikow verbrachte die letzte Zeit der Fasten und die ganze Osterwoche im Krankenhaus. Als er wieder genas, fielen ihm die Träume ein, die er gehabt hatte, als er im Fieber lag. Er hatte in seiner Krankheit geträumt, daß die ganze Welt dazu verurteilt war, einer furchtbaren, nie dagewesenen Seuche, die aus den Tiefen Asiens nach Europa kam, zum Opfer zu fallen. Alle sollten zugrunde gehen, außer einigen wenigen Ausgewählten. Es waren irgendwelche neue Trichinen, mikroskopische Wesen, die sich in den Körpern der Menschen einnisteten. Aber diese Wesen waren Geister mit Verstand und Willen. Die Menschen, die sie in sich aufgenommen hatten, wurden sofort besessen und wahnsinnig. Noch niemals hielten sich Menschen für so klug und unfehlbar, niemals hielten Menschen ihre Urteile, ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, ihre sittlichen Überzeugungen und ihre Glaubenssätze für so unerschütterlich wie jetzt diese Kranken. Ganze Ortschaften, ganze Städte und Völker wurden angesteckt und rasten. Alle waren in Aufregung und verstanden einander nicht, ein jeder glaubte, er allein besitze die Wahrheit, quälte sich beim Anblick des anderen, schlug sich an die Brust, weinte und rang die Hände. Man wußte nicht, über wen und wie man Gericht

halten sollte, man konnte sich über die Begriffe Gut und Böse nicht einig werden; man wußte nicht, wen man verurteilen und wen man freisprechen sollte. Die Menschen töteten einander in sinnloser Wut. Sie stellten ganze Heere gegeneinander auf, aber die Heere begannen schon auf dem Marsch sich selbst zu zerfleischen, die Reihen gerieten in Unordnung, die Krieger stachen und schlugen um sich und fraßen einander auf. In den Städten wurde den ganzen Tag die Sturmglocke geläutet, man rief die Leute zusammen, aber wer sie rief und wozu, wußte niemand, alle waren in Unruhe. Sämtliche Handwerke ruhten, denn jeder wollte seine Pläne und Verbesserungen einführen, und man konnte sich nicht einigen; die Äcker lagen verödet. Hie und da liefen Menschen zusammen, wollten gemeinsam etwas anfangen, schworen, sich nicht zu trennen, begannen aber sofort etwas anderes zu tun, als sie beabsichtigt hatten, fingen an, sich gegenseitig zu beschuldigen, prügelten und erschlugen sich. Es wüteten Feuersbrünste und Hungersnot. Alle und alles ging zugrunde. Die Seuche nahm zu und breitete sich mehr und mehr aus. In der ganzen Welt konnten sich nur einige Menschen retten, das waren die Reinen und Auserwählten, dazu bestimmt, ein neues Menschengeschlecht und ein neues Leben zu begründen, die Erde zu reinigen – aber niemand sah je diese Menschen, und niemand hörte je ihre Worte und ihre Stimme.

Raskolnikow litt darunter, daß dieser sinnlose Traum so schwer und quälend in seinem Gedächtnis lastete und daß der Eindruck dieser Fieberträume so lange anhielt. Es war schon die zweite Woche nach Ostern – warme, klare Frühlingstage. Im Sträflingssaal des Krankenhauses hatte man die vergitterten Fenster geöffnet, vor denen ein Wachtposten auf und ab ging. Sonja konnte ihn während der ganzen Zeit seiner Krankheit nur zweimal besuchen; jedesmal mußte sie eine besondere Erlaubnis haben, und die war schwer zu erlangen. Aber sie kam oft auf den Hof des Krankenhauses, um einen Blick auf die Fenster zu werfen. Einmal schlummerte Raskolnikow, der schon fast genesen war, gegen Abend ein; als er erwachte, trat er zufällig ans Fenster und sah plötzlich in der Ferne am Tore Sonja. Sie stand und schien auf etwas zu warten. In diesem Augenblick war es ihm, als würde sein Herz durchbohrt; er

zuckte zusammen und trat vom Fenster zurück. Am nächsten Tage kam Sonja nicht, am übernächsten auch nicht; er stellte fest, daß er sie mit Unruhe erwartete. Endlich wurde er aus dem Krankenhause entlassen. Als er ins Zuchthaus kam, erfuhr er von den Sträflingen, daß Sonja krank sei und nicht ausgehen könne. Er war sehr besorgt und schickte zu ihr, um sich nach ihr zu erkundigen. Bald erfuhr er, daß die Krankheit nicht gefährlich sei. Als Sonja hörte, daß er sich nach ihr sehnte und sich um sie sorgte, schickte sie ihm einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, um ihm mitzuteilen, daß es ihr besser gehe, sie nur eine leichte Erkältung habe und ihn bald, sehr bald, auf seiner Arbeitsstätte aufsuchen werde. Als er diesen Zettel las, begann sein Herz heftig zu klopfen.

Es war wieder ein warmer, klarer Tag. Fröhlich um sechs Uhr ging er zur Arbeit an das Flußufer, wo in einem Schuppen ein Ofen zum Alabasterbrennen eingebaut war und Alabaster gestoßen wurde. Dorthin gingen nur drei Arbeiter. Der eine Sträfling war mit dem Wachtposten in die Festung gegangen, um Werkzeug zu holen, der andere sammelte Holz für den Ofen. Raskolnikow trat aus dem Schuppen, ging ganz nah ans Ufer, setzte sich auf die dort gestapelten Balken und blickte auf den breiten, öden Fluß. Vom hohen Ufer aus hatte man eine weite Sicht. Vom fernen jenseitigen Ufer klang kaum hörbar ein Lied herüber. Dort von der unendlichen sonnenüberfluteten Steppe hoben sich als dunkle Pünktchen die Zelte der Nomaden ab. Dort war Freiheit, dort lebten andere Menschen, die den auf diesem Ufer wohnenden nicht glichen, dort schien die Zeit stillzustehen, als wären die Zeiten Abrahams und seiner Herden noch nicht vorüber. Raskolnikow saß unbeweglich, ohne den Blick von der Ferne abzuwenden; seine Gedanken gingen in Träumereien und Betrachtungen über, er dachte an nichts, aber ein Leid bewegte und quälte ihn.

Plötzlich stand Sonja neben ihm. Sie war leise herangekommen und nahm an seiner Seite Platz. Es war noch sehr früh am Morgen und kühl. Sie trug ihren alten, armseligen Mantel und das grüne Tuch um die Schultern. Ihr Gesicht zeigte noch die Spuren der Krankheit, war mager, blaß und eingefallen. Sie lächelte ihm freudig zu, reichte ihm aber nach ihrer Gewohnheit nur schüchtern die Hand.

Ihre Hand reichte sie ihm immer schüchtern, manchmal auch gar nicht, als fürchte sie, er werde sie zurückstoßen. Er nahm ihre Hand immer scheinbar mit Widerwillen, begrüßte sie mit einer Art Verdruß und schwieg manchmal hartnäckig während der ganzen Zeit ihres Besuches. Es kam vor, daß sie bei ihrem Zusammensein zitterte und in tiefem Schmerz fortging. Jetzt aber lösten sich ihre Hände nicht; er sah sie flüchtig an, sagte kein Wort und schlug die Augen nieder. Sie waren allein, niemand sah sie. Der Wachsoldat schaute auf die andere Seite. Wie es kam, wußte er selber nicht, aber plötzlich schien es ihm, als ob ihn etwas packte und ihr zu Füßen warf. Er weinte und umfaßte ihre Knie. Im ersten Augenblick erschrak sie heftig und wurde leichenblaß. Sie sprang auf und sah ihn zitternd an. Aber sofort, im selben Augenblick, verstand sie alles. In ihren Augen leuchtete ein unaussprechliches Glück auf; sie verstand, und es gab für sie keinen Zweifel mehr, daß er sie liebe, unendlich liebe und daß endlich der Augenblick gekommen war.

Sie wollten etwas sagen und brachten kein Wort hervor. Tränen standen in ihren Augen. Beide waren bleich und mager, aber in diesen kranken und mageren Gesichtern leuchtete schon das Morgenrot einer erneuerten Zukunft, einer vollen Auferstehung zu neuem Leben. Die Liebe hatte sie erweckt, das Herz des einen erschloß unerschöpfliche Lebensquellen für das Herz des anderen. Sie beschloßen zu warten und zu dulden. Es blieben ihnen noch sieben Jahre mit so viel unerträglicher Qual und so viel unendlichem Glück! Aber er war auferstanden aus seinem Grabe, und er wußte es, fühlte es mit seinem ganzen erneuerten Wesen, und sie – sie lebte ja nur für ihn!

Am Abend, als die Baracken schon geschlossen waren, lag Raskolnikow auf seiner Pritsche und dachte an sie. An diesem ganzen Tage hatte es ihm geschienen, als blickten die Sträflinge, seine ehemaligen Feinde, schon mit anderen Augen auf ihn. Er hatte selber Gespräche angefangen, und sie hatten ihm freundlich geantwortet. Aber so mußte es doch sein, es mußte sich ja alles ändern.

Er dachte an sie. Es kam ihm in den Sinn, wie er sie ständig gequält und ihr Herz gemartert hatte; er dachte an ihr blasses, mageres Gesichtchen. Aber diese Erinnerungen quälten ihn jetzt wenig, er wußte, durch welche unendliche Liebe er ihr alle Leiden vergelten würde.

Und was bedeuteten nun alle diese Qualen der Vergangenheit! Alles, sogar sein Verbrechen, das Urteil und die Verschickung, erschien ihm jetzt in der ersten Aufwallung als ein äußerliches, sonderbares Geschehen, das gleichsam nicht ihm zugestoßen war. Jedoch konnte er an diesem Abend nicht konzentriert an etwas denken, seinen Geist nicht auf etwas Bestimmtes richten, ja er hätte jetzt auch nichts mit seinem Verstande begreifen können; in ihm war nur Gefühl. An die Stelle seiner ausgeklügelten Lehren war jetzt das Leben getreten, und in seinem Bewußtsein mußte sich etwas ganz anderes herausarbeiten.

Unter seinem Kissen lag ein Neues Testament; er griff mechanisch danach. Dieses Buch gehörte ihr, es war dasselbe, aus dem sie ihm die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus vorgelesen hatte. Im Anfang seiner Sibirienzeit dachte er, sie würde ihn beständig mit Religion plagen, über das Evangelium sprechen und ihm Bücher aufdrängen. Zu seinem großen Erstaunen hatte sie aber kein einziges Mal darüber gesprochen, ihm sogar niemals das Neue Testament angeboten. Er hatte sie selber darum gebeten, kurz vor seiner Krankheit, und sie hatte ihm schweigend das Buch gebracht. Er hatte es bis jetzt noch keinmal aufgeschlagen. Er schlug es auch jetzt nicht auf, aber der Gedanke ging ihm durch den Kopf: Können ihre Überzeugungen jetzt nicht auch meine Überzeugungen sein? Ihre Gefühle, ihre Bestrebungen wenigstens. –

Auch sie war den ganzen Tag in großer Erregung, und in der Nacht wurde sie sogar wieder krank. Sie war so glücklich, daß sie beinahe vor ihrem Glück erschrak. Sieben Jahre, nur sieben Jahre! Im Anfang ihres Glückes waren sie versucht, auf diese Jahre zu blicken wie auf sieben Tage. Er gab sich nicht einmal Rechenschaft darüber, daß das neue Leben ihm nicht umsonst zufallen würde, daß er es teuer erkaufen müßte mit einer zukünftigen großen Anstrengung.

Doch hier beginnt schon eine neue Geschichte – die Geschichte der allmählichen Erneuerung eines Menschen, die Geschichte seiner Wiedergeburt, seines Überganges aus der einen Welt in die andere, seines Vertrautwerdens mit einer neuen, ihm bisher ganz unbekannten Wirklichkeit. Das könnte den Stoff zu einer weiteren Erzählung bilden; doch diese Erzählung ist zu Ende.



•
 RODION ROMANOWITSCH RASKOLNIKOW

Pulcheria Alexandrowna Raskolnikowa, *seine Mutter*

Awdotja Romanowna Raskolnikowa, *genannt DUNJA, seine Schwester*

DMITRIJ PROKOFJITSCH RASUMICHIN, *Raskolnikows Freund*

Praskowja Pawlowna Sarnizina (*genannt Paschenka*), *Raskolnikows Wirtin*

NASTASJA Petrowna (*genannt Nastasjenka*), *Köchin*

ALJONA IWANOWNA, *Wucherin*

LISAWETA Iwanowna, *ihre Schwester*

SEMJON SACHARYTSCH MARMELADOW

KATHARINA IWANOWNA Marmeladowa, *seine Frau*

SOFJA SEMJONOWNA Marmeladowa, *genannt SONJA, seine Tochter*

Polenka, Lida (*genannt Lidotschka*), *Kolja, weitere Kinder*

AMALIA IWANOWNA Lippewechsel, *Hauswirtin der Marmeladows*

Arkadij Iwanowitsch SWIDRIGAILOW

MARFA PETROWNA Swidrigailowa, *seine Frau*

Peter Petrowitsch LUSCHIN, *Verwandter der Marfa Petrowna*

Andrej Semjonowitsch LEBESJATNIKOW, *früher Mündel des Vorigen*

NIKOLAI Dementjew und Mitjka, *Anstreicher*

Sosimow, *Arzt*

Alexander Grigorjewitsch SAMETOW, *Polizeisekretär*

Ilja Petrowitsch, *Polizeioffizier*

Nikodim Fomitsch, *Polizeioffizier*

PORFIRIJ PETROWITSCH, *Untersuchungsrichter*

